Digitized by Google

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Zwanzig Jahre nachher.

Fortsetzung

der

Drei Musketiere.

Von

Alexandre Dumas.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwanzig Jahre nachher.

Fortsetzung

der

Drei Musketiere.

Von

Alexandre Dumas.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

848
D534c

Digitized by Google

I.

Das Geſpenſt von Richelieu.

In einem Zimmer des uns bereits bekannten Palais Cardinal ſaß an einem mit Papieren und Büchern beladenen Tiſche mit Ecken von Vermeil ein Mann, den Kopf in ſeine zwei Hände geſtützt.

Hinter ihm war ein weiter Kamin, roth von einem Feuer, deſſen Brände auf großen vergoldeten Feuerböcken zuſammenſanken. Der Glanz der Flammen beleuchtete von hinten das prachtvolle Gewand dieſes Träumers, den das Licht eines mit Kerzen beladenen Candelabers von vorne beſtrahlte.

Beim Anblick dieſer rothen Simarre und dieſer reichen Spitzen, dieſer bleichen, unter dem Nachſinnen gebeugten Stirne, der Einſamkeit dieſes Cabinets, bei der Stille in den Vorzimmern und dem abgemeſſenen Tritte der Wachen auf der Flur, hätte man glauben können, der Schatten des Cardinal von Richelieu weile noch in dieſem Gemach.

Ach! es war allerdings nur der Schatten des großen Mannes. Das geſchwächte Frankreich, das geſunkene Anſehen des Königs, die entkräfteten oder aufrühreriſchen Großen, der Feind, welcher die Gränzen des Landes überſchritten hatte, Alles bewies, daß Richelieu nicht mehr war.

Was aber noch mehr zum Beweiſe diente, als Alles dieß, daß die rothe Simarre keineswegs die des alten Cardinals ſein konnte, das war dieſe Vereinze-

Digitized by Google

lung, welche, wie gesagt, mehr die eines Gespenstes, als eines Lebendigen zu sein schien, das waren die von Höflingen leeren Fluren, die von Wachen vollen Höfe, das war das spöttische Gefühl, welches von der Straße heraufkam und durch die Scheiben dieses von dem Hauche einer ganzen gegen den Minister verbundenen Stadt erschütterten Zimmers drang; das war endlich das entfernte und unablässig erneute Geräusch von Schüssen, welche zwecklos und erfolglos abgefeuert wurden, nur um den Garden, den Schweizern, den Musketieren und den Soldaten, welche das Palais Royal umgaben, denn das Palais Cardinal hatte selbst seinen Namen verändert, zu zeigen, daß das Volk auch Waffen besitze.

Dieses Gespenst von Richelieu war Mazarin.

Mazarin aber war allein und fühlte sich schwach.

„Fremder!“ murmelte er, „Italiener! das ist ihr großes Wort. Mit diesem Worte haben sie Concini ermordet, aufgehängt, verschlungen. Und wenn ich sie machen ließe, würden sie mich ermorden, hängen, verschlingen, wie Jenen, obgleich ich ihnen nie etwas anderes Böses zugefügt habe, als daß ich ein wenig Geld auspreßte. Die Dummköpfe, sie fühlen nicht, daß ihr Feind nicht dieser Italiener ist, der schlecht Französisch spricht, sondern vielmehr diejenigen, welche das Talent haben, ihre schönen Worte mit einem so reinen und guten Pariser Accent vorzubringen.“

„Ja, ja,“ fuhr der Minister mit seinem feinen Lächeln fort, welches dießmal seltsam auf seinen bleichen Lippen erschien, „ja, Euer Geschrei sagt mir, daß das Geschick der Günstlinge precär ist. Aber wenn Ihr dieß wißt, so müßt Ihr auch wissen, daß ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf von Essex besaß einen glänzenden, mit Diamanten verzierten Ring, den ihm seine königliche Geliebte geschenkt hatte. Ich besitze einen einfachen Ring mit einer Chiffre und einem Datum, aber dieser Ring ist in der Kapelle des Palais Royal

gesegnet worden; *) ich werde auch nicht nach ihrem Belieben untergehen. Sie bemerken nicht, daß ich sie mit ihrem ewigen Geschrei: „Nieder mit Mazarin!“ bald: „es lebe Herr von Beaufort!“ bald: „es lebe der Herr Prinz!“ bald: „es lebe das Parlament!“ schreien lasse. Nun wohl, Herr von Beaufort ist in Vincennes, der Herr Prinz wird demnächst zu ihm kommen, und das Parlament . . .“

Hier nahm das Lächeln des Cardinals einen Ausdruck des Hasses an, dessen sein sanftes Gesicht unfähig zu sein schien ... „Und das Parlament ... wir werden sehen, was wir damit machen; wir haben Orleans und Montargis! O, ich werde Zeit darauf verwenden, aber diejenigen, welche damit angefangen haben, daß sie: „Nieder mit Mazarin!“ schrieen, werden mit dem Geschrei: „Nieder mit allen diesen Leuten!“ endigen; jeder der Reihe nach.

„Richelieu, den sie haßten, so lange er lebte, und von dem sie beständig sprechen, seit er todt ist, war niedriger als ich, denn er ist oft fortgejagt worden, und hat noch öfter befürchtet, fortgejagt zu werden. Die Königin wird mich nie fortjagen, und wenn ich gezwungen werde, den Folgen zu weichen, so wird sie mit mir weichen; wenn ich fliehe, so flieht sie mit mir, und wir werden dann sehen, was die Rebellen ohne ihren König und ihre Königin sind.

„Oh! wenn ich nur kein Fremder, wenn ich nur Franzose, wenn ich nur Edelmann wäre!“

Und er versank wieder in seine Träumerei.

Die Lage war allerdings schwierig, und der so eben abgelaufene Tag hatte sie noch mehr verwickelt. Beständig von seinem schmutzigen Geize angestachelt, drückte Mazarin das Volk mit Steuern zu Boden, und

---

*) Man weiß, daß Mazarin, welcher keine von den Weihen erhalten hatte, welche die Verehelichung verbieten, Anna von Oesterreich geheirathet hatte.

Sän

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Auguſt Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

Zwanzig Jahre nachher.

Fortsetzung

der

Drei Musketiere.

Von

Alexandre Dumas.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

848
D53tr
+236
[illegible]

Digitized by Google

I.

Das Gespenst von Richelieu.

In einem Zimmer des uns bereits bekannten Palais Cardinal saß an einem mit Papieren und Büchern beladenen Tische mit Ecken von Vermeil ein Mann, den Kopf in seine zwei Hände gestützt.

Hinter ihm war ein weiter Kamin, roth von einem Feuer, dessen Brände auf großen vergoldeten Feuerböcken zusammensanken. Der Glanz der Flammen beleuchtete von hinten das prachtvolle Gewand dieses Träumers, den das Licht eines mit Kerzen beladenen Candelabers von vorne bestrahlte.

Beim Anblick dieser rothen Simarre und dieser reichen Spitzen, dieser bleichen, unter dem Nachsinnen gebeugten Stirne, der Einsamkeit dieses Cabinets, bei der Stille in den Vorzimmern und dem abgemessenen Tritte der Wachen auf der Flur, hätte man glauben können, der Schatten des Cardinal von Richelieu weile noch in diesem Gemach.

Ach! es war allerdings nur der Schatten des großen Mannes. Das geschwächte Frankreich, das gesunkene Ansehen des Königs, die entkräfteten oder aufrührerischen Großen, der Feind, welcher die Gränzen des Landes überschritten hatte, Alles bewies, daß Richelieu nicht mehr war.

Was aber noch mehr zum Beweise diente, als Alles dieß, daß die rothe Simarre keineswegs die des alten Cardinals sein konnte, das war diese Vereinze-

lung, welche, wie gesagt, mehr die eines Gespenstes, als eines Lebendigen zu sein schien, das waren die von Höflingen leeren Fluren, die von Wachen vollen Höfe, das war das spöttische Gefühl, welches von der Straße heraufkam und durch die Scheiben dieses von dem Hauche einer ganzen gegen den Minister verbundenen Stadt erschütterten Zimmers drang; das war endlich das entfernte und unablässig erneute Geräusch von Schüssen, welche zwecklos und erfolglos abgefeuert wurden, nur um den Garden, den Schweizern, den Musketieren und den Soldaten, welche das Palais Royal umgaben, denn das Palais Cardinal hatte selbst seinen Namen verändert, zu zeigen, daß das Volk auch Waffen besitze.

Dieses Gespenst von Richelieu war Mazarin.

Mazarin aber war allein und fühlte sich schwach.

„Fremder!“ murmelte er, „Italiener! das ist ihr großes Wort. Mit diesem Worte haben sie Concini ermordet, aufgehängt, verschlungen. Und wenn ich sie machen ließe, würden sie mich ermorden, hängen, verschlingen, wie Jenen, obgleich ich ihnen nie etwas anderes Böses zugefügt habe, als daß ich ein wenig Geld auspreßte. Die Dummköpfe, sie fühlen nicht, daß ihr Feind nicht dieser Italiener ist, der schlecht Französisch spricht, sondern vielmehr diejenigen, welche das Talent haben, ihre schönen Worte mit einem so reinen und guten Pariser Accent vorzubringen.“

„Ja, ja,“ fuhr der Minister mit seinem feinen Lächeln fort, welches dießmal seltsam auf seinen bleichen Lippen erschien, „ja, Euer Geschrei sagt mir, daß das Geschick der Günstlinge precär ist. Aber wenn Ihr dieß wißt, so müßt Ihr auch wissen, daß ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf von Essex besaß einen glänzenden, mit Diamanten verzierten Ring, den ihm seine königliche Geliebte geschenkt hatte. Ich besitze einen einfachen Ring mit einer Chiffre und einem Datum, aber dieser Ring ist in der Kapelle des Palais Royal

gesegnet worden; *) ich werde auch nicht nach ihrem Belieben untergehen. Sie bemerken nicht, daß ich sie mit ihrem ewigen Geschrei: „Nieder mit Mazarin!“ bald: „es lebe Herr von Beaufort!“ bald: „es lebe der Herr Prinz!“ bald: „es lebe das Parlament!“ schreien lasse. Nun wohl, Herr von Beaufort ist in Vincennes, der Herr Prinz wird demnächst zu ihm kommen, und das Parlament . . .“

Hier nahm das Lächeln des Cardinals einen Ausdruck des Hasses an, dessen sein sanftes Gesicht unfähig zu sein schien ... „Und das Parlament ... wir werden sehen, was wir damit machen; wir haben Orleans und Montargis! O, ich werde Zeit darauf verwenden, aber diejenigen, welche damit angefangen haben, daß sie: „Nieder mit Mazarin!“ schrieen, werden mit dem Geschrei: „Nieder mit allen diesen Leuten!“ endigen; jeder der Reihe nach.

„Richelieu, den sie haßten, so lange er lebte, und von dem sie beständig sprechen, seit er todt ist, war niedriger als ich, denn er ist oft fortgejagt worden, und hat noch öfter befürchtet, fortgejagt zu werden. Die Königin wird mich nie fortjagen, und wenn ich gezwungen werde, den Folgen zu weichen, so wird sie mit mir weichen; wenn ich fliehe, so flieht sie mit mir, und wir werden dann sehen, was die Rebellen ohne ihren König und ihre Königin sind.

„Oh! wenn ich nur kein Fremder, wenn ich nur Franzose, wenn ich nur Edelmann wäre!“

Und er versank wieder in seine Träumerei.

Die Lage war allerdings schwierig, und der so eben abgelaufene Tag hatte sie noch mehr verwickelt. Beständig von seinem schmutzigen Geize angestachelt, drückte Mazarin das Volk mit Steuern zu Boden, und

---

*) Man weiß, daß Mazarin, welcher keine von den Weihen erhalten hatte, welche die Verehelichung verbieten, Anna von Oesterreich geheirathet hatte.

dieſes Volk, für welches er nur die Seele blieb, wie der Staatsanwalt Talon ſagte, und auch, weil man ſeine Seele nicht im Aufſtreiche verkaufen konnte, das Volk, das man mit den Lärmen von Siegen zur Geduld bewegen wollte, und welches fand, daß die Lorbeeren kein Fleiſch waren, womit man ſich ſättigen konnte, das Volk hatte ſeit langer Zeit angefangen zu murren.

Doch das war noch nicht Alles, denn wenn nur das Volk murrt, ſo hört es der Hof nicht, da er durch die Bürgerſchaft und die Edelleute von demſelben getrennt iſt. Aber Mazarin hatte die Unklugheit gehabt, ſich an den Beamten zu vergreifen! Er hatte zwölf Requetmeiſter-Patente verkauft, und da dieſe Beamten ihre Stellen ſehr theuer bezahlten und die Beiordnung dieſer zwölf neuen Collegen den Preis ſinken machen mußte, ſo vereinigten ſie ſich und ſchwuren auf das Evangelium, dieſe Vermehrung nicht zu dulden und allen Verfolgungen des Hofes zu widerſtehen, mit dem gegenſeitigen Verſprechen, falls einer von ihnen durch dieſe Rebellion ſeine Stelle verlieren würde, ihm gemeinſchaftlich den Preis derſelben zurückzuzahlen.

Man höre, was auf dieſen beiden Seiten vorgefallen war.

Am 7. Januar hatten ſich ſieben- bis achthundert Kaufleute von Paris verſammelt und ſich gegen eine neue Steuer erhoben, die man den Hausbeſitzern auflegen wollte. Sie hatten ſodann zehn von ihnen abgeordnet, um in ihrem Namen mit dem Herzog von Orleans zu ſprechen, der ſeiner alten Gewohnheit gemäß den Populären ſpielte. Der Herzog von Orleans empfing ſie, und ſie erklärten ihm, ſie wären entſchloſſen, dieſe neue Steuer nicht zu bezahlen, und müßten ſie ſich mit bewaffneter Hand gegen die Leute des Königs vertheidigen, welche zum Eintreiben derſelben erſcheinen würden. Der Herzog von Orleans hörte ſie mit großer Leutſeligkeit an, gab ihnen Hoffnung auf einige Ermä-

ßigung, verſprach ihnen, mit der Königin zu reden, und entließ ſie mit dem gewöhnlichen Worte der Fürſten: „Man wird ſehen!“

Am 9. ſuchten die Requetmeiſter den Cardinal auf, und einer von ihnen, der das Wort für die andern führte, ſprach mit ſolcher Feſtigkeit und Kühnheit, daß der Cardinal ganz erſtaunt darüber war. Er entließ ſie auch, indem er wie der Herzog von Orleans ſagte, man würde ſehen.

Um zu ſehen, verſammelte man ſodann den Rath und ſchickte nach dem Oberintendanten der Finanzen d'Emery.

Dieſer d'Emery wurde ſehr verabſcheut von dem Volke, einmal, weil er Oberintendant der Finanzen war und weil jeder Oberintendant der Finanzen verabſcheut ſein muß, und dann, was nicht geleugnet werden kann, weil er es einigermaßen zu ſein verdiente.

Er war der Sohn eines Banquiers in Lyon, welcher Particelli hieß und ſeinen Namen in Folge eines Bankerottes in den Namen d'Emery verwandelte.*) Der Cardinal von Richelieu, der in ihm ein großes Finanzmanns-Verdienſt erkannte, hatte ihn dem König Ludwig XIII. unter dem Namen Herr d'Emery vorgeſchlagen, und da er ihn zum Intendanten der Finanzen ernennen laſſen wollte, viel Gutes von ihm geſprochen.

„Ah, deſto beſſer, erwiederte damals der König, „es freut mich, daß Ihr mir Herrn d'Emery für dieſe Stelle nennt, welche einen ehrlichen Mann braucht. Man hatte mir geſagt, Ihr wolltet dieſen Schurken von Particelli dazu befördern, und ich befürchtete, Ihr würdet mich zwingen, ihn zu nehmen.“

„Ah, Sire,“ antwortete der Cardinal, „Eure

---

*) Was den Herrn Staatsanwalt Omer Talon nicht abhält, ihn nach der Gewohnheit der Zeit, die fremden Namen franzöſiſch zu machen, Herr Particelle zu nennen.

848
D55tr
+ 2[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

I.

Das Gespenst von Richelieu.

In einem Zimmer des uns bereits bekannten Palais Cardinal saß an einem mit Papieren und Büchern beladenen Tische mit Ecken von Vermeil ein Mann, den Kopf in seine zwei Hände gestützt.

Hinter ihm war ein weiter Kamin, roth von einem Feuer, dessen Brände auf großen vergoldeten Feuerböcken zusammensanken. Der Glanz der Flammen beleuchtete von hinten das prachtvolle Gewand dieses Träumers, den das Licht eines mit Kerzen beladenen Candelabers von vorne bestrahlte.

Beim Anblick dieser rothen Simarre und dieser reichen Spitzen, dieser bleichen, unter dem Nachsinnen gebeugten Stirne, der Einsamkeit dieses Cabinets, bei der Stille in den Vorzimmern und dem abgemessenen Tritte der Wachen auf der Flur, hätte man glauben können, der Schatten des Cardinal von Richelieu weile noch in diesem Gemach.

Ach! es war allerdings nur der Schatten des großen Mannes. Das geschwächte Frankreich, das gesunkene Ansehen des Königs, die entkräfteten oder aufrührerischen Großen, der Feind, welcher die Gränzen des Landes überschritten hatte, Alles bewies, daß Richelieu nicht mehr war.

Was aber noch mehr zum Beweise diente, als Alles dieß, daß die rothe Simarre keineswegs die des alten Cardinals sein konnte, das war diese Vereinze-

lung, welche, wie gesagt, mehr die eines Gespenstes, als eines Lebendigen zu sein schien, das waren die von Höflingen leeren Fluren, die von Wachen vollen Höfe, das war das spöttische Gefühl, welches von der Straße heraufkam und durch die Scheiben dieses von dem Hauche einer ganzen gegen den Minister verbundenen Stadt erschütterten Zimmers drang; das war endlich das entfernte und unablässig erneute Geräusch von Schüssen, welche zwecklos und erfolglos abgefeuert wurden, nur um den Garden, den Schweizern, den Musketieren und den Soldaten, welche das Palais Royal umgaben, denn das Palais Cardinal hatte selbst seinen Namen verändert, zu zeigen, daß das Volk auch Waffen besitze.

Dieses Gespenst von Richelieu war Mazarin.

Mazarin aber war allein und fühlte sich schwach.

„Fremder!“ murmelte er, „Italiener! das ist ihr großes Wort. Mit diesem Worte haben sie Concini ermordet, aufgehängt, verschlungen. Und wenn ich sie machen ließe, würden sie mich ermorden, hängen, verschlingen, wie Jenen, obgleich ich ihnen nie etwas anderes Böses zugefügt habe, als daß ich ein wenig Geld auspreßte. Die Dummköpfe, sie fühlen nicht, daß ihr Feind nicht dieser Italiener ist, der schlecht Französisch spricht, sondern vielmehr diejenigen, welche das Talent haben, ihre schönen Worte mit einem so reinen und guten Pariser Accent vorzubringen.“

„Ja, ja,“ fuhr der Minister mit seinem feinen Lächeln fort, welches dießmal seltsam auf seinen bleichen Lippen erschien, „ja, Euer Geschrei sagt mir, daß das Geschick der Günstlinge precär ist. Aber wenn Ihr dieß wißt, so müßt Ihr auch wissen, daß ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf von Essex besaß einen glänzenden, mit Diamanten verzierten Ring, den ihm seine königliche Geliebte geschenkt hatte. Ich besitze einen einfachen Ring mit einer Chiffre und einem Datum, aber dieser Ring ist in der Kapelle des Palais Royal

gesegnet worden; *) ich werde auch nicht nach ihrem Belieben untergehen. Sie bemerken nicht, daß ich sie mit ihrem ewigen Geschrei: „Nieder mit Mazarin!“ bald: „es lebe Herr von Beaufort!“ bald: „es lebe der Herr Prinz!“ bald: „es lebe das Parlament!“ schreien lasse. Nun wohl, Herr von Beaufort ist in Vincennes, der Herr Prinz wird demnächst zu ihm kommen, und das Parlament . . .“

Hier nahm das Lächeln des Cardinals einen Ausdruck des Hasses an, dessen sein sanftes Gesicht unfähig zu sein schien ... „Und das Parlament ... wir werden sehen, was wir damit machen; wir haben Orleans und Montargis! O, ich werde Zeit darauf verwenden, aber diejenigen, welche damit angefangen haben, daß sie: „Nieder mit Mazarin!“ schrieen, werden mit dem Geschrei: „Nieder mit allen diesen Leuten!“ endigen; jeder der Reihe nach.

„Richelieu, den sie haßten, so lange er lebte, und von dem sie beständig sprechen, seit er todt ist, war niedriger als ich, denn er ist oft fortgejagt worden, und hat noch öfter befürchtet, fortgejagt zu werden. Die Königin wird mich nie fortjagen, und wenn ich gezwungen werde, den Folgen zu weichen, so wird sie mit mir weichen; wenn ich fliehe, so flieht sie mit mir, und wir werden dann sehen, was die Rebellen ohne ihren König und ihre Königin sind.

„Oh! wenn ich nur kein Fremder, wenn ich nur Franzose, wenn ich nur Edelmann wäre!“

Und er versank wieder in seine Träumerei.

Die Lage war allerdings schwierig, und der so eben abgelaufene Tag hatte sie noch mehr verwickelt. Beständig von seinem schmutzigen Geize angestachelt, drückte Mazarin das Volk mit Steuern zu Boden, und

---

*) Man weiß, daß Mazarin, welcher keine von den Weihen erhalten hatte, welche die Verehelichung verbieten, Anna von Oesterreich geheirathet hatte.

dieſes Volk, für welches er nur die Seele blieb, wie der Staatsanwalt Talon ſagte, und auch, weil man ſeine Seele nicht im Aufſtreiche verkaufen konnte, das Volk, das man mit den Lärmen von Siegen zur Geduld bewegen wollte, und welches fand, daß die Lorbeeren kein Fleiſch waren, womit man ſich ſättigen konnte, das Volk hatte ſeit langer Zeit angefangen zu murren.

Doch das war noch nicht Alles, denn wenn nur das Volk murrt, ſo hört es der Hof nicht, da er durch die Bürgerſchaft und die Edelleute von demſelben getrennt iſt. Aber Mazarin hatte die Unklugheit gehabt, ſich an den Beamten zu vergreifen! Er hatte zwölf Requetmeiſter-Patente verkauft, und da dieſe Beamten ihre Stellen ſehr theuer bezahlten und die Beiordnung dieſer zwölf neuen Collegen den Preis ſinken machen mußte, ſo vereinigten ſie ſich und ſchwuren auf das Evangelium, dieſe Vermehrung nicht zu dulden und allen Verfolgungen des Hofes zu widerſtehen, mit dem gegenſeitigen Verſprechen, falls einer von ihnen durch dieſe Rebellion ſeine Stelle verlieren würde, ihm gemeinſchaftlich den Preis derſelben zurückzuzahlen.

Man höre, was auf dieſen beiden Seiten vorgefallen war.

Am 7. Januar hatten ſich ſieben- bis achthundert Kaufleute von Paris verſammelt und ſich gegen eine neue Steuer erhoben, die man den Hausbeſitzern auflegen wollte. Sie hatten ſodann zehn von ihnen abgeordnet, um in ihrem Namen mit dem Herzog von Orleans zu ſprechen, der ſeiner alten Gewohnheit gemäß den Populären ſpielte. Der Herzog von Orleans empfing ſie, und ſie erklärten ihm, ſie wären entſchloſſen, dieſe neue Steuer nicht zu bezahlen, und müßten ſie ſich mit bewaffneter Hand gegen die Leute des Königs vertheidigen, welche zum Eintreiben derſelben erſcheinen würden. Der Herzog von Orleans hörte ſie mit großer Leutſeligkeit an, gab ihnen Hoffnung auf einige Ermä-

ßigung, verſprach ihnen, mit der Königin zu reden, und entließ ſie mit dem gewöhnlichen Worte der Fürſten: „Man wird ſehen!“

Am 9. ſuchten die Requetmeiſter den Cardinal auf, und einer von ihnen, der das Wort für die andern führte, ſprach mit ſolcher Feſtigkeit und Kühnheit, daß der Cardinal ganz erſtaunt darüber war. Er entließ ſie auch, indem er wie der Herzog von Orleans ſagte, man würde ſehen.

Um zu ſehen, verſammelte man ſodann den Rath und ſchickte nach dem Oberintendanten der Finanzen d'Emery.

Dieſer d'Emery wurde ſehr verabſcheut von dem Volke, einmal, weil er Oberintendant der Finanzen war und weil jeder Oberintendant der Finanzen verabſcheut ſein muß, und dann, was nicht geleugnet werden kann, weil er es einigermaßen zu ſein verdiente.

Er war der Sohn eines Banquiers in Lyon, welcher Particelli hieß und ſeinen Namen in Folge eines Bankerottes in den Namen d'Emery verwandelte.*) Der Cardinal von Richelieu, der in ihm ein großes Finanzmanns-Verdienſt erkannte, hatte ihn dem König Ludwig XIII. unter dem Namen Herr d'Emery vorgeſchlagen, und da er ihn zum Intendanten der Finanzen ernennen laſſen wollte, viel Gutes von ihm geſprochen.

„Ah, deſto beſſer, erwiederte damals der König, „es freut mich, daß Ihr mir Herrn d'Emery für dieſe Stelle nennt, welche einen ehrlichen Mann braucht. Man hatte mir geſagt, Ihr wolltet dieſen Schurken von Particelli dazu befördern, und ich befürchtete, Ihr würdet mich zwingen, ihn zu nehmen.“

„Ah, Sire,“ antwortete der Cardinal, „Eure

---

*) Was den Herrn Staatsanwalt Omer Talon nicht abhält, ihn nach der Gewohnheit der Zeit, die fremden Namen franzöſiſch zu machen, Herr Particelle zu nennen.

Majestät mag sich beruhigen, den Particelle, von dem sie spricht, hat man gehängt."

„Desto besser," sprach der König, „nicht umsonst hat man mich Ludwig den Gerechten genannt."

Und er unterzeichnete die Ernennung von d'Emery.

Es war derselbe d'Emery, den man zum Oberintendanten der Finanzen gemacht hatte.

Man hatte vom Rathe aus nach ihm geschickt. Er lief ganz bleich und bestürzt herbei und sagte, sein Sohn wäre beinahe an demselben Tage auf der Place du Palais ermordet worden. Das Volk war ihm entgegengetreten und hatte ihm den Luxus seiner Frau vorgeworfen, welche ein mit rothem Sammet und goldenen Crepinen austapezirtes Zimmer besaß. Sie war die Tochter von Nicolas Lecamus, dem Sekretär des Königs im Jahr 1617, der mit zwanzig Livres nach Paris gekommen war, und, während er sich vierzigtausend Livres Renten vorbehielt, neun Millionen unter seine Kinder vertheilt hatte.

Der Sohn von d'Emery war beinahe erstickt worden. Einer von den Meuterern machte nämlich den Vorschlag, ihn zu pressen, bis er das Gold, welches er verschlungen, zurückgegeben hätte. Der Rath entschied an diesem Tage Nichts, denn der Oberintendant war zu sehr von diesem Ereigniß ergriffen, um den Kopf frei zu haben.

Am andern Tage wurde der erste Präsident, Mathieu Molé, dessen Muth bei allen diesen Angelegenheiten, sagt der Cardinal von Retz, dem des Herrn Herzogs von Beaufort und dem des Herrn Prinzen von Condé, das heißt der zwei Männer gleich kam, welche für die Bravsten von Frankreich galten, am andern Tage, sagen wir, wurde der erste Präsident ebenfalls angegriffen. Das Volk drohte ihm, sich an seine Person wegen des Schlimmen zu halten, das man ihm zufügen wollte; aber der erste Präsident antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, ohne zu staunen oder sich zu

erhitzen, wenn die Aufrührer nicht dem Willen des Königs gehorchten, so würde er Galgen auf den öffentlichen Plätzen errichten, um sogleich die Meuterischsten unter ihnen hängen zu lassen. Diese erwiederten hierauf, es wäre ihnen nichts lieber, als Galgen errichten zu sehen, sie würden dazu dienen, die schlechten Richter zu hängen, welche die Gunst des Hofes mit dem Elend des Volkes erkauften.

Das war noch nicht genug. Am 11. wurde die Königin, als sie zu der Messe in Notre-Dame ging, was sie regelmäßig jeden Sonnabend that, von mehr als zweihundert Frauen verfolgt, welche schrieen und Gerechtigkeit forderten. Sie hatten indessen keine böse Absicht und wollten sich ihr nur zu Füßen werfen, um ihr Mitleid rege zu machen. Aber die Wachen verhinderten sie daran, und die Königin ging hochmüthig und stolz, ohne auf ihr Geschrei zu hören, an ihnen vorüber.

Am Nachmittag versammelte sich der Rath abermals, und es wurde beschlossen, das Ansehen des Königs aufrecht zu halten. In Folge hievon berief man das Parlament auf den nächsten Tag.

An diesem Tage, demjenigen, an dessen Abend wir diese neue Geschichte eröffnen, ließ der König, der damals zehn Jahre alt war und kurz zuvor die Pocken gehabt hatte, unter dem Vorwande, in Notre-Dame sein Dankgebet zu verrichten, seine Garden, seine Schweizer und seine Musketiere ausrücken, stellte sie um das Palais Royal, auf den Quais und auf dem Pont Neuf auf, und begab sich, nachdem er die Messe gehört hatte, in das Parlament, wo er bei einem improvisirten Lit de Justice*) nicht allein seine früheren Edicte bestätigte, sondern auch fünf bis sechs neue er-

---

*) Lit de Justice hieß in Frankreich ein großer Gerichtstag, welchen der König persönlich, auf einem Throne sitzend, im Parlament hielt.

ließ — eines immer verderblicher, als das andere, sagt der Cardinal von Retz, so daß der erste Präsident, der, wie man sehen konnte, in den vorhergehenden Tagen für den Hof war, sich dennoch kühn gegen diese Art und Weise, den König in den Palast zu führen, um die Stimmfreiheit zu unterdrücken, erhob.

Diejenigen aber, welche sich besonders stark gegen die neuen Steuern auflehnten, waren der Präsident Blancmesnil und der Rath Broussel.

Nachdem diese Edicte erlassen waren, kehrte der König nach dem Palais Royal zurück. Eine große Volksmenge befand sich auf seinem Wege. Da man aber wußte, daß er aus dem Parlamente kam und da es noch nicht ruchbar geworden war, ob er sich dahin begeben hatte, um dem Volke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder um dasselbe auf's Neue zu bedrücken, so ertönte nicht ein Freudenruf, um ihn wegen seiner Wiederherstellung zu beglückwünschen. Alle Gesichter waren im Gegentheil düster und unruhig, einige sogar drohend.

Trotz seiner Rückkehr blieben die Truppen auf dem Platze, denn man befürchtete, es würde eine Empörung ausbrechen, sobald man das Resultat der Parlamentssitzung erführe, und in der That, kaum verbreitete sich in den Straßen das Gerücht, daß der König, statt die Steuern zu vermindern, dieselben vermehrt hatte, als sich Gruppen bildeten und von allen Seiten der Ruf erscholl: „Nieder mit Mazarin! es lebe Broussel! es lebe Blancmesnil!“ Denn das Volk wußte bereits, daß Broussel und Blancmesnil zu seinen Gunsten gesprochen hatten, und obgleich ihre Beredtsamkeit keinen Erfolg gehabt hatte, war es ihnen doch nicht minder dankbar.

Man wollte diese Gruppen zerstreuen, man wollte das Geschrei verstummen machen; aber wie dieß in solchen Fällen geschieht, die Gruppen wurden zahlreicher und das Geschrei verdoppelte sich. Man hatte den

Leibwachen des Königs und den Schweizerwachen so eben Befehl gegeben, nicht nur festzuhalten, sondern auch in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin Patrouillen zu machen, wo diese Gruppen ganz besonders zahlreich und aufgeregt zu sein schienen, als man im Palais Royal den Prevot der Kaufleute meldete.

Der Prevot wurde sogleich eingeführt. Er kam, um zu sagen, daß, wenn man nicht auf der Stelle diese feindseligen Demonstrationen aufgeben würde, ganz Paris in zwei Stunden unter den Waffen wäre.

Man berathschlagte, was man thun sollte, als Comminges, Lieutenant bei den Garden, mit zerrissenen Kleidern und blutigem Gesichte erschien. Sobald die Königin ihn erblickte, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus und fragte ihn, was er hätte.

Bei dem Anblick der Garden waren die Geister, wie dieß der Prevot der Kaufleute vorhergesagt hatte, völlig in Wuth gerathen. Man hatte sich der Glocken bemächtigt und Sturm geläutet. Comminges hatte festgehalten, einen Mann verhaftet, der einer der Hauptaufrührer zu sein schien, und, um ein Beispiel zu geben, befohlen, ihn an der Croix du Trahoir aufzuhängen. Demzufolge hatten ihn die Soldaten fortgeschleppt, um diesen Befehl auszuführen. Aber in den Hallen waren diese mit Steinwürfen und Hellebardenstichen angegriffen worden. Der Rebell hatte diesen Augenblick benützt, um zu entfliehen. Er hatte die Rue Tiquetonne erreicht und sich in ein Haus geworfen, dessen Thüren man sogleich einstieß.

Diese Gewaltthat war fruchtlos gewesen. Man konnte den Schuldigen nicht finden. Comminges hatte einen Posten in der Straße gelassen und war mit den übrigen Soldaten seiner Abtheilung nach dem Palais Royal zurückgekehrt, um der Königin von dem Vorfall Meldung zu machen. Die ganze Straße entlang war er mit Geschrei und Drohungen verfolgt worden, und man hatte mehrere von seinen Leuten mit Piken- und

Digitized by Google

Hellebardenstößen verwundet. Er selbst hatte einen Steinwurf an die Stirne bekommen.

Die Erzählung von Comminges bekräftigte die Worte des Prevot der Kaufleute. Man war nicht im Stande, einer ernstlichen Empörung Trotz zu bieten. Der Cardinal ließ im Volke ausstreuen, die Truppen wären nur auf dem Quai und auf dem Pont Neuf während der Ceremonie aufgestellt worden und würden sich zurückziehen.

Gegen vier Uhr Abends concentrirten sie sich wirklich insgesammt nach dem Palais Royal zu. Man stellte einen Posten an der Barrière des Sergens, einen andern bei den Quinze-Vingts, einen dritten bei der Butte Saint-Roch auf. Man füllte die Höfe und die Erdgeschosse mit Schweizern und Musketieren und wartete.

So standen die Angelegenheiten, als wir unsere Leser in das Cabinet des Cardinal Mazarin einführten, das einst das des Cardinal Richelieu gewesen war. Wir haben gesehen, in welcher Beschaffenheit des Geistes er das bis zu ihm dringende Gemurmel des Volkes und das Echo der Flintenschüsse in seinem Zimmer hörte.

Plötzlich erhob er das Haupt; die Stirne halb gefaltet, wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat, heftete er seine Augen auf eine ungeheure Pendeluhr, welche eben sechs Uhr schlug, nahm eine auf dem Tische im Bereiche seiner Hand liegende Pfeife und pfiff zweimal.

Eine unter der Tapete verborgene Thüre öffnete sich geräuschlos, ein schwarz gekleideter Mann trat stillschweigend hervor und blieb aufrecht hinter dem Fauteuil stehen.

„Bernouin," sprach der Cardinal, ohne sich umzudrehen, denn da er zweimal gepfiffen hatte, so wußte er, daß es sein Kammerdiener sein mußte, „welche Musketiere haben die Wache im Palais?"

„Die schwarzen Musketiere, Monseigneur.“

„Welche Compagnie?“

„Compagnie Treville.“

„Ist ein Offizier von dieser Compagnie im Vorzimmer?“

„Der Lieutenant d'Artagnan.“

„Ein Guter, glaube ich.“

„Ja, Monseigneur.“

„Gib mir eine Musketier-Uniform und hilf mir beim Ankleiden.“

Der Kammerdiener entfernte sich eben so schweigend, als er eingetreten war, und kam nach einem Augenblick mit dem verlangten Anzug zurück.

Stille und nachdenkend fing nun der Cardinal an, sich des Ceremonien-Gewandes zu entledigen, das er angezogen hatte, um der Parlamentssitzung beizuwohnen und nahm die militärische Kasake, die er, durch seine früheren Feldzüge in Italien geübt, mit einer gewissen Leichtigkeit trug. Als er vollständig angekleidet war, sagte er:

„Hole mir Herrn d'Artagnan.“

Der Kammerdiener entfernte sich dießmal durch die mittlere Thüre, aber gleich schweigsam und stumm. Man hätte glauben sollen, es wäre ein Schatten.

Als der Cardinal allein war, betrachtete er sich mit einer gewissen Zufriedenheit im Spiegel; er war noch jung, denn er zählte kaum sechsundvierzig Jahre; Mazarin war ein Mann von zierlicher Gestalt, wenn auch etwas unter der mittleren Größe, hatte eine lebhafte schöne Gesichtsfarbe, einen feurigen Blick, eine große, jedoch ziemlich proportionirte Nase, eine breite, majestätische Stirne, kastanienbraune, etwas krause Haare und einen sehr dunkeln Bart. Dann zog er sein Wehrgehänge an, beschaute seine schönen, sorgfältig gepflegten Hände, warf die zu der Uniform gehörigen Handschuhe von Damhirschleder, die er

dieſes Volk, für welches er nur die Seele blieb, wie der Staatsanwalt Talon ſagte, und auch, weil man ſeine Seele nicht im Aufſtreiche verkaufen konnte, das Volk, das man mit den Lärmen von Siegen zur Geduld bewegen wollte, und welches fand, daß die Lorbeeren kein Fleiſch waren, womit man ſich ſättigen konnte, das Volk hatte ſeit langer Zeit angefangen zu murren.

Doch das war noch nicht Alles, denn wenn nur das Volk murrt, ſo hört es der Hof nicht, da er durch die Bürgerſchaft und die Edelleute von demſelben getrennt iſt. Aber Mazarin hatte die Unklugheit gehabt, ſich an den Beamten zu vergreifen! Er hatte zwölf Requetmeiſter-Patente verkauft, und da dieſe Beamten ihre Stellen ſehr theuer bezahlten und die Beiordnung dieſer zwölf neuen Collegen den Preis ſinken machen mußte, ſo vereinigten ſie ſich und ſchwuren auf das Evangelium, dieſe Vermehrung nicht zu dulden und allen Verfolgungen des Hofes zu widerſtehen, mit dem gegenſeitigen Verſprechen, falls einer von ihnen durch dieſe Rebellion ſeine Stelle verlieren würde, ihm gemeinſchaftlich den Preis derſelben zurückzuzahlen.

Man höre, was auf dieſen beiden Seiten vorgefallen war.

Am 7. Januar hatten ſich ſieben- bis achthundert Kaufleute von Paris verſammelt und ſich gegen eine neue Steuer erhoben, die man den Hausbeſitzern auflegen wollte. Sie hatten ſodann zehn von ihnen abgeordnet, um in ihrem Namen mit dem Herzog von Orleans zu ſprechen, der ſeiner alten Gewohnheit gemäß den Populären ſpielte. Der Herzog von Orleans empfing ſie, und ſie erklärten ihm, ſie wären entſchloſſen, dieſe neue Steuer nicht zu bezahlen, und müßten ſie ſich mit bewaffneter Hand gegen die Leute des Königs vertheidigen, welche zum Eintreiben derſelben erſcheinen würden. Der Herzog von Orleans hörte ſie mit großer Leutſeligkeit an, gab ihnen Hoffnung auf einige Ermä-

ßigung, versprach ihnen, mit der Königin zu reden, und entließ sie mit dem gewöhnlichen Worte der Fürsten: „Man wird sehen!“

Am 9. suchten die Requetmeister den Cardinal auf, und einer von ihnen, der das Wort für die andern führte, sprach mit solcher Festigkeit und Kühnheit, daß der Cardinal ganz erstaunt darüber war. Er entließ sie auch, indem er wie der Herzog von Orleans sagte, man würde sehen.

Um zu sehen, versammelte man sodann den Rath und schickte nach dem Oberintendanten der Finanzen d'Emery.

Dieser d'Emery wurde sehr verabscheut von dem Volke, einmal, weil er Oberintendant der Finanzen war und weil jeder Oberintendant der Finanzen verabscheut sein muß, und dann, was nicht geleugnet werden kann, weil er es einigermaßen zu sein verdiente.

Er war der Sohn eines Banquiers in Lyon, welcher Particelli hieß und seinen Namen in Folge eines Bankerottes in den Namen d'Emery verwandelte.*) Der Cardinal von Richelieu, der in ihm ein großes Finanzmanns-Verdienst erkannte, hatte ihn dem König Ludwig XIII. unter dem Namen Herr d'Emery vorgeschlagen, und da er ihn zum Intendanten der Finanzen ernennen lassen wollte, viel Gutes von ihm gesprochen.

„Ah, desto besser, erwiederte damals der König, „es freut mich, daß Ihr mir Herrn d'Emery für diese Stelle nennt, welche einen ehrlichen Mann braucht. Man hatte mir gesagt, Ihr wolltet diesen Schurken von Particelli dazu befördern, und ich befürchtete, Ihr würdet mich zwingen, ihn zu nehmen.“

„Ah, Sire,“ antwortete der Cardinal, „Eure

---

*) Was den Herrn Staatsanwalt Omer Talon nicht abhält, ihn nach der Gewohnheit der Zeit, die fremden Namen französisch zu machen, Herr Particelle zu nennen.

Majestät mag sich beruhigen, den Particelle, von dem sie spricht, hat man gehängt."

„Desto besser," sprach der König, „nicht umsonst hat man mich Ludwig den Gerechten genannt."

Und er unterzeichnete die Ernennung von d'Emery.

Es war derselbe d'Emery, den man zum Oberintendanten der Finanzen gemacht hatte.

Man hatte vom Rathe aus nach ihm geschickt. Er lief ganz bleich und bestürzt herbei und sagte, sein Sohn wäre beinahe an demselben Tage auf der Place du Palais ermordet worden. Das Volk war ihm entgegengetreten und hatte ihm den Luxus seiner Frau vorgeworfen, welche ein mit rothem Sammet und goldenen Crepinen austapezirtes Zimmer besaß. Sie war die Tochter von Nicolas Lecamus, dem Sekretär des Königs im Jahr 1617, der mit zwanzig Livres nach Paris gekommen war, und, während er sich vierzigtausend Livres Renten vorbehielt, neun Millionen unter seine Kinder vertheilt hatte.

Der Sohn von d'Emery war beinahe erstickt worden. Einer von den Meuterern machte nämlich den Vorschlag, ihn zu pressen, bis er das Gold, welches er verschlungen, zurückgegeben hätte. Der Rath entschied an diesem Tage Nichts, denn der Oberintendant war zu sehr von diesem Ereigniß ergriffen, um den Kopf frei zu haben.

Am andern Tage wurde der erste Präsident, Mathieu Molé, dessen Muth bei allen diesen Angelegenheiten, sagt der Cardinal von Retz, dem des Herrn Herzogs von Beaufort und dem des Herrn Prinzen von Condé, das heißt der zwei Männer gleich kam, welche für die Bravsten von Frankreich galten, am andern Tage, sagen wir, wurde der erste Präsident ebenfalls angegriffen. Das Volk drohte ihm, sich an seine Person wegen des Schlimmen zu halten, das man ihm zufügen wollte; aber der erste Präsident antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, ohne zu staunen oder sich zu

erhitzen, wenn die Aufrührer nicht dem Willen des Königs gehorchten, so würde er Galgen auf den öffentlichen Plätzen errichten, um sogleich die Meuterischsten unter ihnen hängen zu lassen. Diese erwiederten hierauf, es wäre ihnen nichts lieber, als Galgen errichten zu sehen, sie würden dazu dienen, die schlechten Richter zu hängen, welche die Gunst des Hofes mit dem Elend des Volkes erkauften.

Das war noch nicht genug. Am 11. wurde die Königin, als sie zu der Messe in Notre-Dame ging, was sie regelmäßig jeden Sonnabend that, von mehr als zweihundert Frauen verfolgt, welche schrieen und Gerechtigkeit forderten. Sie hatten indessen keine böse Absicht und wollten sich ihr nur zu Füßen werfen, um ihr Mitleid rege zu machen. Aber die Wachen verhinderten sie daran, und die Königin ging hochmüthig und stolz, ohne auf ihr Geschrei zu hören, an ihnen vorüber.

Am Nachmittag versammelte sich der Rath abermals, und es wurde beschlossen, das Ansehen des Königs aufrecht zu halten. In Folge hievon berief man das Parlament auf den nächsten Tag.

An diesem Tage, demjenigen, an dessen Abend wir diese neue Geschichte eröffnen, ließ der König, der damals zehn Jahre alt war und kurz zuvor die Pocken gehabt hatte, unter dem Vorwande, in Notre-Dame sein Dankgebet zu verrichten, seine Garden, seine Schweizer und seine Musketiere ausrücken, stellte sie um das Palais Royal, auf den Quais und auf dem Pont Neuf auf, und begab sich, nachdem er die Messe gehört hatte, in das Parlament, wo er bei einem improvisirten Lit de Justice*) nicht allein seine früheren Edicte bestätigte, sondern auch fünf bis sechs neue er-

---

*) Lit de Justice hieß in Frankreich ein großer Gerichtstag, welchen der König persönlich, auf einem Throne sitzend, im Parlament hielt.

ließ — eines immer verderblicher, als das andere, sagt der Cardinal von Retz, so daß der erste Präsident, der, wie man sehen konnte, in den vorhergehenden Tagen für den Hof war, sich dennoch kühn gegen diese Art und Weise, den König in den Palast zu führen, um die Stimmfreiheit zu unterdrücken, erhob.

Diejenigen aber, welche sich besonders stark gegen die neuen Steuern auflehnten, waren der Präsident Blancmesnil und der Rath Broussel.

Nachdem diese Edicte erlassen waren, kehrte der König nach dem Palais Royal zurück. Eine große Volksmenge befand sich auf seinem Wege. Da man aber wußte, daß er aus dem Parlamente kam und da es noch nicht ruchbar geworden war, ob er sich dahin begeben hatte, um dem Volke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder um dasselbe auf's Neue zu bedrücken, so ertönte nicht ein Freudenruf, um ihn wegen seiner Wiederherstellung zu beglückwünschen. Alle Gesichter waren im Gegentheil düster und unruhig, einige sogar drohend.

Trotz seiner Rückkehr blieben die Truppen auf dem Platze, denn man befürchtete, es würde eine Empörung ausbrechen, sobald man das Resultat der Parlamentssitzung erführe, und in der That, kaum verbreitete sich in den Straßen das Gerücht, daß der König, statt die Steuern zu vermindern, dieselben vermehrt hatte, als sich Gruppen bildeten und von allen Seiten der Ruf erscholl: „Nieder mit Mazarin! es lebe Broussel! es lebe Blancmesnil!“ Denn das Volk wußte bereits, daß Broussel und Blancmesnil zu seinen Gunsten gesprochen hatten, und obgleich ihre Beredtsamkeit keinen Erfolg gehabt hatte, war es ihnen doch nicht minder dankbar.

Man wollte diese Gruppen zerstreuen, man wollte das Geschrei verstummen machen; aber wie dieß in solchen Fällen geschieht, die Gruppen wurden zahlreicher und das Geschrei verdoppelte sich. Man hatte den

Leibwachen des Königs und den Schweizerwachen so eben Befehl gegeben, nicht nur festzuhalten, sondern auch in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin Patrouillen zu machen, wo diese Gruppen ganz besonders zahlreich und aufgeregt zu sein schienen, als man im Palais Royal den Prevot der Kaufleute meldete.

Der Prevot wurde sogleich eingeführt. Er kam, um zu sagen, daß, wenn man nicht auf der Stelle diese feindseligen Demonstrationen aufgeben würde, ganz Paris in zwei Stunden unter den Waffen wäre.

Man berathschlagte, was man thun sollte, als Comminges, Lieutenant bei den Garden, mit zerrissenen Kleidern und blutigem Gesichte erschien. Sobald die Königin ihn erblickte, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus und fragte ihn, was er hätte.

Bei dem Anblick der Garden waren die Geister, wie dieß der Prevot der Kaufleute vorhergesagt hatte, völlig in Wuth gerathen. Man hatte sich der Glocken bemächtigt und Sturm geläutet. Comminges hatte fest gehalten, einen Mann verhaftet, der einer der Hauptaufrührer zu sein schien, und, um ein Beispiel zu geben, befohlen, ihn an der Croix du Trahoir aufzuhängen. Demzufolge hatten ihn die Soldaten fortgeschleppt, um diesen Befehl auszuführen. Aber in den Hallen waren diese mit Steinwürfen und Hellebardenstichen angegriffen worden. Der Rebell hatte diesen Augenblick benützt, um zu entfliehen. Er hatte die Rue Tiquetonne erreicht und sich in ein Haus geworfen, dessen Thüren man sogleich einstieß.

Diese Gewaltthat war fruchtlos gewesen. Man konnte den Schuldigen nicht finden. Comminges hatte einen Posten in der Straße gelassen und war mit den übrigen Soldaten seiner Abtheilung nach dem Palais Royal zurückgekehrt, um der Königin von dem Vorfall Meldung zu machen. Die ganze Straße entlang war er mit Geschrei und Drohungen verfolgt worden, und man hatte mehrere von seinen Leuten mit Piken- und

ließ — eines immer verderblicher, als das andere, sagt der Cardinal von Retz, so daß der erste Präsident, der, wie man sehen konnte, in den vorhergehenden Tagen für den Hof war, sich dennoch kühn gegen diese Art und Weise, den König in den Palast zu führen, um die Stimmfreiheit zu unterdrücken, erhob.

Diejenigen aber, welche sich besonders stark gegen die neuen Steuern auflehnten, waren der Präsident Blancmesnil und der Rath Broussel.

Nachdem diese Edicte erlassen waren, kehrte der König nach dem Palais Royal zurück. Eine große Volksmenge befand sich auf seinem Wege. Da man aber wußte, daß er aus dem Parlamente kam und da es noch nicht ruchbar geworden war, ob er sich dahin begeben hatte, um dem Volke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder um dasselbe auf's Neue zu bedrücken, so ertönte nicht ein Freudenruf, um ihn wegen seiner Wiederherstellung zu beglückwünschen. Alle Gesichter waren im Gegentheil düster und unruhig, einige sogar drohend.

Trotz seiner Rückkehr blieben die Truppen auf dem Platze, denn man befürchtete, es würde eine Empörung ausbrechen, sobald man das Resultat der Parlamentssitzung erführe, und in der That, kaum verbreitete sich in den Straßen das Gerücht, daß der König, statt die Steuern zu vermindern, dieselben vermehrt hatte, als sich Gruppen bildeten und von allen Seiten der Ruf erscholl: „Nieder mit Mazarin! es lebe Broussel! es lebe Blancmesnil!“ Denn das Volk wußte bereits, daß Broussel und Blancmesnil zu seinen Gunsten gesprochen hatten, und obgleich ihre Beredtsamkeit keinen Erfolg gehabt hatte, war es ihnen doch nicht minder dankbar.

Man wollte diese Gruppen zerstreuen, man wollte das Geschrei verstummen machen; aber wie dieß in solchen Fällen geschieht, die Gruppen wurden zahlreicher und das Geschrei verdoppelte sich. Man hatte den

Leibwachen des Königs und den Schweizerwachen so eben Befehl gegeben, nicht nur festzuhalten, sondern auch in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin Patrouillen zu machen, wo diese Gruppen ganz besonders zahlreich und aufgeregt zu sein schienen, als man im Palais Royal den Prevot der Kaufleute meldete.

Der Prevot wurde sogleich eingeführt. Er kam, um zu sagen, daß, wenn man nicht auf der Stelle diese feindseligen Demonstrationen aufgeben würde, ganz Paris in zwei Stunden unter den Waffen wäre.

Man berathschlagte, was man thun sollte, als Comminges, Lieutenant bei den Garden, mit zerrissenen Kleidern und blutigem Gesichte erschien. Sobald die Königin ihn erblickte, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus und fragte ihn, was er hätte.

Bei dem Anblick der Garden waren die Geister, wie dieß der Prevot der Kaufleute vorhergesagt hatte, völlig in Wuth gerathen. Man hatte sich der Glocken bemächtigt und Sturm geläutet. Comminges hatte fest gehalten, einen Mann verhaftet, der einer der Hauptaufrührer zu sein schien, und, um ein Beispiel zu geben, befohlen, ihn an der Croix du Trahoir aufzuhängen. Demzufolge hatten ihn die Soldaten fortgeschleppt, um diesen Befehl auszuführen. Aber in den Hallen waren diese mit Steinwürfen und Hellebardenstichen angegriffen worden. Der Rebell hatte diesen Augenblick benützt, um zu entfliehen. Er hatte die Rue Tiquetonne erreicht und sich in ein Haus geworfen, dessen Thüren man sogleich einstieß.

Diese Gewaltthat war fruchtlos gewesen. Man konnte den Schuldigen nicht finden. Comminges hatte einen Posten in der Straße gelassen und war mit den übrigen Soldaten seiner Abtheilung nach dem Palais Royal zurückgekehrt, um der Königin von dem Vorfall Meldung zu machen. Die ganze Straße entlang war er mit Geschrei und Drohungen verfolgt worden, und man hatte mehrere von seinen Leuten mit Piken- und

Hellebardenstößen verwundet. Er selbst hatte einen Steinwurf an die Stirne bekommen.

Die Erzählung von Comminges bekräftigte die Worte des Prevot der Kaufleute. Man war nicht im Stande, einer ernstlichen Empörung Trotz zu bieten. Der Cardinal ließ im Volke ausstreuen, die Truppen wären nur auf dem Quai und auf dem Pont Neuf während der Ceremonie aufgestellt worden und würden sich zurückziehen.

Gegen vier Uhr Abends concentrirten sie sich wirklich insgesammt nach dem Palais Royal zu. Man stellte einen Posten an der Barrière des Sergens, einen andern bei den Quinze-Vingts, einen dritten bei der Butte Saint-Roch auf. Man füllte die Höfe und die Erdgeschosse mit Schweizern und Musketieren und wartete.

So standen die Angelegenheiten, als wir unsere Leser in das Cabinet des Cardinal Mazarin einführten, das einst das des Cardinal Richelieu gewesen war. Wir haben gesehen, in welcher Beschaffenheit des Geistes er das bis zu ihm dringende Gemurmel des Volkes und das Echo der Flintenschüsse in seinem Zimmer hörte.

Plötzlich erhob er das Haupt; die Stirne halb gefaltet, wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat, heftete er seine Augen auf eine ungeheure Pendeluhr, welche eben sechs Uhr schlug, nahm eine auf dem Tische im Bereiche seiner Hand liegende Pfeife und pfiff zweimal.

Eine unter der Tapete verborgene Thüre öffnete sich geräuschlos, ein schwarz gekleideter Mann trat stillschweigend hervor und blieb aufrecht hinter dem Fauteuil stehen.

„Bernouin," sprach der Cardinal, ohne sich umzudrehen, denn da er zweimal gepfiffen hatte, so wußte er, daß es sein Kammerdiener sein mußte, „welche Musketiere haben die Wache im Palais?"

„Die schwarzen Musketiere, Monseigneur.“

„Welche Compagnie?“

„Compagnie Treville.“

„Ist ein Offizier von dieser Compagnie im Vorzimmer?“

„Der Lieutenant d'Artagnan.“

„Ein Guter, glaube ich.“

„Ja, Monseigneur.“

„Gib mir eine Musketier-Uniform und hilf mir beim Ankleiden.“

Der Kammerdiener entfernte sich eben so schweigend, als er eingetreten war, und kam nach einem Augenblick mit dem verlangten Anzug zurück.

Stille und nachdenkend fing nun der Cardinal an, sich des Ceremonien-Gewandes zu entledigen, das er angezogen hatte, um der Parlamentssitzung beizuwohnen und nahm die militärische Kasake, die er, durch seine früheren Feldzüge in Italien geübt, mit einer gewissen Leichtigkeit trug. Als er vollständig angekleidet war, sagte er:

„Hole mir Herrn d'Artagnan.“

Der Kammerdiener entfernte sich dießmal durch die mittlere Thüre, aber gleich schweigsam und stumm. Man hätte glauben sollen, es wäre ein Schatten.

Als der Cardinal allein war, betrachtete er sich mit einer gewissen Zufriedenheit im Spiegel; er war noch jung, denn er zählte kaum sechsundvierzig Jahre; Mazarin war ein Mann von zierlicher Gestalt, wenn auch etwas unter der mittleren Größe, hatte eine lebhafte schöne Gesichtsfarbe, einen feurigen Blick, eine große, jedoch ziemlich proportionirte Nase, eine breite, majestätische Stirne, kastanienbraune, etwas krause Haare und einen sehr dunkeln Bart. Dann zog er sein Wehrgehänge an, beschaute seine schönen, sorgfältig gepflegten Hände, warf die zu der Uniform gehörigen Handschuhe von Damhirschleder, die er

bereits genommen hatte, bei Seite und schlüpfte in einfache seidene Handschuhe.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre wieder.

„Herr d'Artagnan," sprach der Kammerdiener.

Ein Offizier trat ein.

Es war ein Mann von neununddreißig bis vierzig Jahren, von kleiner Gestalt, aber gut gebaut, mager, mit lebhaftem, geistreichem Blicke, der Bart schwarz und die Haare mit Grau vermischt, wie dieß immer geschieht, wenn man das Leben zu gut oder zu schlecht gefunden hat, und besonders wenn man sehr brünett ist.

D'Artagnan machte vier Schritte in das Cabinet, er erkannte in demselben dasjenige, in welchem er einmal während der Zeit des Cardinals Richelieu gewesen war, und da er Niemand in diesem Cabinet erblickte, als einen Musketier von seiner Compagnie, so heftete er seine Augen auf diesen, und bei dem ersten Blicke war er überzeugt, daß er den Cardinal vor sich hatte.

Er blieb in einer ehrfurchtsvollen, aber würdigen Haltung stehen, wie es sich für einen Mann von einer gewissen Stellung geziemt, der oft in seinem Leben Gelegenheit gehabt hat, mit großen Herren zusammen zu sein.

Der Cardinal schaute ihn prüfend mit seinen mehr feinen, als tiefen Augen an und sagte nach kurzem Stillschweigen.

„Sie sind Herr d'Artagnan?"

„Ja, Monseigneur," antwortete der Offizier.

Der Cardinal betrachtete noch einen Augenblick diesen so gescheiten Kopf und das Gesicht, dessen übermäßige Beweglichkeit durch die Jahre und die Erfahrung gefesselt worden war; aber d'Artagnan ertrug die Prüfung als ein Mann, der einst die Forschung von

Augen ausgehalten hatte, welche bedeutend durchdringender gewesen waren, als die von Mazarin.

„Mein Herr," sagte der Cardinal, „Ihr werdet mit mir gehen, oder vielmehr, ich gehe mit Euch."

„Zu Euren Befehlen, Monseigneur," antwortete d'Artagnan.

„Ich will die Posten um das Palais Royal herselbst visitiren; glaubt Ihr, daß einige Gefahr dabei ist?"

„Gefahr, Monseigneur?" fragte d'Artagnan, „und welche?"

„Das Volk soll äußerst aufgeregt sein."

„Die Uniform der Musketiere des Königs ist sehr geachtet, Monseigneur, und wäre sie es nicht, so machte ich mich dennoch anheischig, zu vier hundert von diesen Lumpenkerlen in die Flucht zu schlagen."

„Ihr habt gesehen, was Comminges begegnet ist."

„Herr von Comminges ist bei den Garden und nicht bei den Musketieren."

„Womit ihr sagen wollt," versetzte der Cardinal lächelnd, „die Musketiere seien bessere Soldaten als die Garden."

„Jeder liebt seine Uniform, Monseigneur."

„Mich ausgenommen," sprach Mazarin, „denn Ihr seht, daß ich die meinige angelegt habe, um die Eurige anzuziehen."

„Pest, Monseigneur," sagte d'Artagnan, „das ist Bescheidenheit. Ich meines Theils erkläre, wenn ich die Eurer Eminenz hätte, so würde ich mich damit begnügen."

„Ja, aber um diesen Abend auszugehen, wäre sie vielleicht nicht sehr sicher. Bernouin, meinen Hut."

Der Kammerdiener brachte einen breitkrämpigen Uniformshut; der Cardinal setzte ihn sehr unternehmend auf und wandte sich dann wieder zu d'Artagnan um.

„Ihr habt gesattelte Pferde im Stalle, nicht wahr?“

„Ja, Monseigneur.“

„So gehen wir.“

„Wie viel Leute befiehlt Monseigneur?“

„Ihr sagtet, mit vier Mann würdet Ihr Euch anheischig machen; hundert solche Lumpenkerle in die Flucht zu schlagen; da wir zweihundert begegnen könnten, so nehmt acht.“

„Wann beliebt Eurer Eminenz?“

„Ich folge Euch sogleich; leuchte uns, Bernouin.“

Der Kammerdiener ergriff eine Kerze; der Cardinal nahm einen kleinen Schlüssel von seinem Bureau, öffnete die Thüre einer verborgenen Treppe und befand sich in einem Augenblick im Hofe des Palais Royal.

II.

Eine Nachtrunde.

Zehn Minuten nachher entfernte sich die kleine Truppe, durch die Rue des Bons-Enfans, hinter dem Schauspielhause, das der Cardinal Richelieu erbaute, um Miraime darin spielen zu lassen, und in welchem der Cardinal Mazarin, mehr ein Liebhaber der Musik als der Literatur, die ersten Opern aufführen ließ, welche in Frankreich zur Darstellung kamen.

Der Anblick der Stadt bot alle Merkmale einer großen Aufregung; zahlreiche Gruppen durchliefen die Straßen und blieben, was auch d'Artagnan gesagt hatte, stille stehen, um die Militäre mit einer Miene drohenden Spottes vorüberziehen zu sehen, welche andeutete, daß die Bürger für den Augenblick ihre ge-

wöhnliche Zahmheit gegen kriegerische Absichten vertauscht hatten. Von Zeit zu Zeit vernahm man einen Lärmen aus dem Quartiere der Hallen. Flintenschüsse knallten in der Richtung der Rue Saint-Denis und zuweilen fing plötzlich, ohne daß man wußte warum, von der Volkslaune in Bewegung gesetzt, eine Glocke an zu ertönen.

D'Artagnan verfolgte seinen Weg mit der Sorglosigkeit eines Mannes, auf welchen dergleichen Lappereien keinen Eindruck machen. Hielt sich eine Gruppe mitten in der Straße, so spornte er sein Pferd gegen sie, ohne Achtung zu rufen, und als ob, Rebellen oder nicht Rebellen, diejenigen, welche dieselbe bildeten, wüßten, mit wem sie es zu thun hätten, öffneten sie sich und ließen die Patrouille durchziehen. Der Cardinal beneidete ihn um diese Ruhe, die er der Gewohnheit der Gefahr zuschrieb, aber er faßte darum nicht minder für den Offizier, unter dessen Befehle er sich für den Augenblick gestellt hatte, jene Achtung, welche selbst die Klugheit dem sorglosen Muthe zugesteht.

Als man sich dem Posten der Barrière des Sergens näherte, rief die Wache: Wer da? D'Artagnan antwortete, und rückte, nachdem er den Cardinal um das Losungswort gefragt hatte, vor; das Losungswort war Louis um Rocroy.

Nachdem die Zeichen der Erkennung ausgetauscht waren, fragte d'Artagnan, ob nicht Herr von Comminges den Posten befehligte. Die Wache zeigte ihm einen Offizier, der zu Fuß, die Hand auf den Hals des Pferdes seines Gegenredners gestützt, plauderte. Es war derjenige, nach welchem d'Artagnan fragte.

„Dort ist Herr von Comminges," sagte d'Artagnan, zu dem Cardinal zurückkehrend.

Der Cardinal lenkte sein Pferd gegen ihn, während d'Artagnan aus Discretion zurückwich; eben aus der Art und Weise, wie der Offizier zu Fuß und der

Offizier zu Pferde ihre Hüte abnahmen, erſah er, daß ſie Seine Eminenz erkannt hatten.

„Bravo, Guitaut,“ ſprach der Cardinal zu dem Reiter, „ich ſehe, daß Ihr trotz Eurer vierundſechszig Jahre immer noch derſelbe ſeid, immer munter, immer rüſtig; was ſagtet Ihr zu dieſem jungen Manne?“

„Monſeigneur, ich ſagte ihm, daß der heutige Tag ſehr einem von den Tagen der Ligue gleiche, die ich in meinen Jugendjahren geſehen habe. Wißt Ihr, daß in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin von nichts weniger die Rede war, als Barricaden zu errichten?“

„Und was antwortete Euch Herr von Comminges, mein lieber Guitaut?“

„Monſeigneur,“ ſprach Comminges, „ich antwortete, um eine Ligue zu bilden, fehle es ihnen nur an Einem, was mir ziemlich weſentlich ſcheine, an einem Herzog von Guiſe; überdieß macht man nicht zweimal das Gleiche.“

„Nein, aber ſie werden eine Fronde machen, wie ſie es nennen,“ verſetzte Guitaut.

„Was iſt das, eine Fronde?“ fragte Mazarin.

„Monſeigneur, das iſt der Name, den ſie ihrer Partei geben.“

„Und woher kommt dieſer Name?“

„Der Rath Bachaumont ſoll vor einigen Tagen im Palaſte geſagt haben, alle Emeutenmacher gleichen den Burſchen, welche in den Gräben von Paris mit der Schleuder ſpielen *) und ſich zerſtreuen, ſobald ſie den Polizeilieutenant erblicken, um ſich abermals zu verſammeln, wenn er vorübergegangen iſt. Sie haben das Wort aufgeſchnappt, wie dieß die Geuſen in Brüſſel thaten, und nannten ſich Frondeurs; heute und geſtern war Alles à la Fronde, das Brod, die Hüte, die Handſchuhe, die Müffe, die Fächer; doch halt, hört einmal.“

---

*) Frondent.

In diesem Augenblick öffnete sich wirklich ein Fenster, ein Mann stellte sich an dasselbe und sang:

Un vent de Fronde
S'est levé ce matin;
Je crois qu'il gronde
Contre Mazarin;
Un vent de Fronde
S'est levé ce matin. *)

„Der Unverschämte!" murmelte Guitaut.

„Monseigneur," sagte Comminges, der durch seine Wunde in üble Laune versetzt war und an Wiedervergeltung dachte, „wollt Ihr, daß ich diesem Kerl eine Kugel zuschicke, um ihn besser singen zu lehren?"

Und er legte die Hand an das Halfter des Pferdes von seinem Oheim.

„Nein, nein," rief Mazarin. „Diavolo, mein lieber Freund, Ihr würdet Alles verderben; es geht im Gegentheil auf das Beste. Ich kenne Eure Franzosen von dem Ersten bis zum Letzten, wie wenn ich sie gemacht hätte: sie singen und werden bezahlen. Während der Ligue, von der Guitaut so eben sprach, sang man nur die Messe. Komm', Guitaut, komm, wir wollen nachsehen, ob man bei Quinze-Vingts eben so gut Wache hält, als an der Barrière des Sergens."

Und Comminges mit der Hand begrüßend, kehrte er zu d'Artagnan zurück, der sich wieder an die Spitze seiner kleinen Truppe stellte, unmittelbar gefolgt von Guitaut und dem Cardinal, denen sodann der Rest der Escorte folgte.

„Das ist richtig, murmelte Comminges, als er ihn wegreiten sah, „wenn man ihn nur bezahlt, mehr verlangt er nicht."

Man schlug wieder den Weg in die Rue Saint-

*) Ein Fronde-Wind hat sich diesen Morgen erhoben, ich glaube, er braust gegen Mazarin.

Honoré ein, wobei man fortwährend Gruppen auseinander sprengte; in diesen Gruppen sprach man nur von den Edicten des Tages; man beklagte den jungen König, der auf diese Art, ohne es zu wissen, sein Volk zu Grunde richtete; man warf die ganze Schuld auf Mazarin; man sprach davon, sich an den Herzog von Orleans und an den Herrn Prinzen zu wenden; man pries Blancmesnil und Broussel.

D'Artagnan ritt mitten durch diese Gruppen so sorglos, als ob er und sein Pferd von Eisen wären; Mazarin und Guitaut plauderten ganz leise mit einander, die übrigen Musketiere, welche endlich den Cardinal erkannt hatten, folgten stillschweigend.

Man kam in die Rue Saint-Thomas-du-Louvre, wo der Posten der Quinze-Vingts war. Guitaut rief einen Subaltern-Offizier, der ihm Meldung machte.

„Nun, wie steht es?" fragte Guitaut.

„Ah! mein Kapitän, Alles steht gut auf dieser Seite, nur glaube ich, daß in jenem Hotel etwas vorgeht."

Und er deutete mit dem Finger auf ein prachtvolles Hotel, das gerade auf der Stelle stand, wo seitdem das Vaudeville war.

„In jenem Hotel?" sagte Guitaut; „das ist das Hotel Rambouillet."

„Ich weiß nicht, ob es das Hotel Rambouillet ist," versetzte der Offizier, „aber das weiß ich, daß ich sehr viele verdächtige Leute habe hineingehen sehen."

„Bah!" sagte Guitaut und brach in ein schallendes Gelächter aus, „das sind lauter Dichter."

„Nun, Guitaut," sprach Mazarin, „willst Du wohl nicht mit solcher Unehrerbietigkeit von diesen Herren sprechen; Du weißt nicht, daß ich in meiner Jugend auch Dichter gewesen bin, und daß ich Verse machte in der Art derer von Herrn von Benserade."

„Ihr, Monseigneur?"

„Ja, ich. Soll ich Dir davon vorsagen?"

„Für mich gleichviel, Monseigneur, ich verstehe das Italienische nicht.“

„Ja, aber Du verstehst das Französische, nicht wahr, mein guter, braver Guitaut?“ versetzte Mazarin und legte freundschaftlich die Hand auf seine Schulter; „und Du wirst jeden Befehl vollziehen, den man Dir in dieser Sprache gibt?“

„Allerdings, Monseigneur, wie ich dieß bereits gethan habe, vorausgesetzt, er kommt mir von der Königin zu.“

„Oh! ja,“ sagte Mazarin, sich auf die Lippen beißend, „ich weiß, daß Du ihr ganz ergeben bist.“

„Ich bin seit mehr als zwanzig Jahren Kapitän ihrer Garden.“

„Vorwärts, Herr d'Artagnan,“ rief der Cardinal, „Alles geht hier gut.“

D'Artagnan stellte sich wieder an die Spitze der Kolonne, ohne ein Wort zu sprechen und mit dem leidenden Gehorsam, der den Charakter des alten Soldaten bildet.

Er ritt durch die Rue Richelieu und die Rue Villedo nach der Butte Saint-Roch, wo der dritte Posten stand; dieser war der einsamste, denn er berührte beinahe den Wall, und die Stadt war in dieser Gegend wenig bevölkert.

„Wer commandirt diesen Posten?“

„Villequier,“ antwortete Guitaut.

„Teufel!“ sagte Mazarin, „sprecht allein mit ihm. Ihr wißt, daß wir entzweit sind, seitdem Ihr den Auftrag hattet, den Herzog von Beaufort zu verhaften. Er behauptete, ihm, als dem Kapitän der Garden des Königs, komme diese Ehre zu.“

„Ich weiß es wohl und sagte ihm wohl hundert Mal, er hätte Unrecht. Der König hätte ihm diesen Befehl nicht geben können, weil er zu dieser Zeit kaum vier Jahre alt gewesen wäre.“

„Ja, aber ich konnte ihm diesen Befehl geben, ich,

bereits genommen hatte, bei Seite und schlüpfte in einfache seidene Handschuhe.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre wieder.

„Herr d'Artagnan," sprach der Kammerdiener.

Ein Offizier trat ein.

Es war ein Mann von neununddreißig bis vierzig Jahren, von kleiner Gestalt, aber gut gebaut, mager, mit lebhaftem, geistreichem Blicke, der Bart schwarz und die Haare mit Grau vermischt, wie dieß immer geschieht, wenn man das Leben zu gut oder zu schlecht gefunden hat, und besonders wenn man sehr brünett ist.

D'Artagnan machte vier Schritte in das Cabinet, er erkannte in demselben dasjenige, in welchem er einmal während der Zeit des Cardinals Richelieu gewesen war, und da er Niemand in diesem Cabinet erblickte, als einen Musketier von seiner Compagnie, so heftete er seine Augen auf diesen, und bei dem ersten Blicke war er überzeugt, daß er den Cardinal vor sich hatte.

Er blieb in einer ehrfurchtsvollen, aber würdigen Haltung stehen, wie es sich für einen Mann von einer gewissen Stellung geziemt, der oft in seinem Leben Gelegenheit gehabt hat, mit großen Herren zusammen zu sein.

Der Cardinal schaute ihn prüfend mit seinen mehr feinen, als tiefen Augen an und sagte nach kurzem Stillschweigen.

„Sie sind Herr d'Artagnan?"

„Ja, Monseigneur," antwortete der Offizier.

Der Cardinal betrachtete noch einen Augenblick diesen so gescheiten Kopf und das Gesicht, dessen übermäßige Beweglichkeit durch die Jahre und die Erfahrung gefesselt worden war; aber d'Artagnan ertrug die Prüfung als ein Mann, der einst die Forschung von

Augen ausgehalten hatte, welche bedeutend durchdringender gewesen waren, als die von Mazarin.

„Mein Herr," sagte der Cardinal, „Ihr werdet mit mir gehen, oder vielmehr, ich gehe mit Euch."

„Zu Euren Befehlen, Monseigneur," antwortete d'Artagnan.

„Ich will die Posten um das Palais Royal herselbst visitiren; glaubt Ihr, daß einige Gefahr dabei ist?"

„Gefahr, Monseigneur?" fragte d'Artagnan, „und welche?"

„Das Volk soll äußerst aufgeregt sein."

„Die Uniform der Musketiere des Königs ist sehr geachtet, Monseigneur, und wäre sie es nicht, so machte ich mich dennoch anheischig, zu vier hundert von diesen Lumpenkerlen in die Flucht zu schlagen."

„Ihr habt gesehen, was Comminges begegnet ist."

„Herr von Comminges ist bei den Garden und nicht bei den Musketieren."

„Womit ihr sagen wollt," versetzte der Cardinal lächelnd, „die Musketiere seien bessere Soldaten als die Garden."

„Jeder liebt seine Uniform, Monseigneur."

„Mich ausgenommen," sprach Mazarin, „denn Ihr seht, daß ich die meinige angelegt habe, um die Eurige anzuziehen."

„Pest, Monseigneur," sagte d'Artagnan, „das ist Bescheidenheit. Ich meines Theils erkläre, wenn ich die Eurer Eminenz hätte, so würde ich mich damit begnügen."

„Ja, aber um diesen Abend auszugehen, wäre sie vielleicht nicht sehr sicher. Bernouin, meinen Hut."

Der Kammerdiener brachte einen breitkrämpigen Uniformshut; der Cardinal setzte ihn sehr unternehmend auf und wandte sich dann wieder zu d'Artagnan um.

„Ihr habt gesattelte Pferde im Stalle, nicht wahr?“

„Ja, Monseigneur.“

„So gehen wir.“

„Wie viel Leute befiehlt Monseigneur?“

„Ihr sagtet, mit vier Mann würdet Ihr Euch anheischig machen; hundert solche Lumpenkerle in die Flucht zu schlagen; da wir zweihundert begegnen könnten, so nehmt acht.“

„Wann beliebt Eurer Eminenz?“

„Ich folge Euch sogleich; leuchte uns, Bernouin.“

Der Kammerdiener ergriff eine Kerze; der Cardinal nahm einen kleinen Schlüssel von seinem Bureau, öffnete die Thüre einer verborgenen Treppe und befand sich in einem Augenblick im Hofe des Palais Royal.

II.

Eine Nachtrunde.

Zehn Minuten nachher entfernte sich die kleine Truppe, durch die Rue des Bons-Enfans, hinter dem Schauspielhause, das der Cardinal Richelieu erbaute, um Miraime darin spielen zu lassen, und in welchem der Cardinal Mazarin, mehr ein Liebhaber der Musik als der Literatur, die ersten Opern aufführen ließ, welche in Frankreich zur Darstellung kamen.

Der Anblick der Stadt bot alle Merkmale einer großen Aufregung; zahlreiche Gruppen durchliefen die Straßen und blieben, was auch d'Artagnan gesagt hatte, stille stehen, um die Militäre mit einer Miene drohenden Spottes vorüberziehen zu sehen, welche andeutete, daß die Bürger für den Augenblick ihre ge-

wöhnliche Zahmheit gegen kriegerische Absichten vertauscht hatten. Von Zeit zu Zeit vernahm man einen Lärmen aus dem Quartiere der Hallen. Flintenschüsse knallten in der Richtung der Rue Saint-Denis und zuweilen fing plötzlich, ohne daß man wußte warum, von der Volkslaune in Bewegung gesetzt, eine Glocke an zu ertönen.

D'Artagnan verfolgte seinen Weg mit der Sorglosigkeit eines Mannes, auf welchen dergleichen Lappereien keinen Eindruck machen. Hielt sich eine Gruppe mitten in der Straße, so spornte er sein Pferd gegen sie, ohne Achtung zu rufen, und als ob, Rebellen oder nicht Rebellen, diejenigen, welche dieselbe bildeten, wüßten, mit wem sie es zu thun hätten, öffneten sie sich und ließen die Patrouille durchziehen. Der Cardinal beneidete ihn um diese Ruhe, die er der Gewohnheit der Gefahr zuschrieb, aber er faßte darum nicht minder für den Offizier, unter dessen Befehle er sich für den Augenblick gestellt hatte, jene Achtung, welche selbst die Klugheit dem sorglosen Muthe zugesteht.

Als man sich dem Posten der Barrière des Sergens näherte, rief die Wache: Wer da? D'Artagnan antwortete, und rückte, nachdem er den Cardinal um das Losungswort gefragt hatte, vor; das Losungswort war Louis um Rocroy.

Nachdem die Zeichen der Erkennung ausgetauscht waren, fragte d'Artagnan, ob nicht Herr von Comminges den Posten befehligte. Die Wache zeigte ihm einen Offizier, der zu Fuß, die Hand auf den Hals des Pferdes seines Gegenredners gestützt, plauderte. Es war derjenige, nach welchem d'Artagnan fragte.

„Dort ist Herr von Comminges," sagte d'Artagnan, zu dem Cardinal zurückkehrend.

Der Cardinal lenkte sein Pferd gegen ihn, während d'Artagnan aus Discretion zurückwich; eben aus der Art und Weise, wie der Offizier zu Fuß und der

Offizier zu Pferde ihre Hüte abnahmen, erſah er, daß ſie Seine Eminenz erkannt hatten.

„Bravo, Guitaut," ſprach der Cardinal zu dem Reiter, „ich ſehe, daß Ihr trotz Eurer vierundſechszig Jahre immer noch derſelbe ſeid, immer munter, immer rüſtig; was ſagtet Ihr zu dieſem jungen Manne?"

„Monſeigneur, ich ſagte ihm, daß der heutige Tag ſehr einem von den Tagen der Ligue gleiche, die ich in meinen Jugendjahren geſehen habe. Wißt Ihr, daß in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin von nichts weniger die Rede war, als Barricaden zu errichten?"

„Und was antwortete Euch Herr von Comminges, mein lieber Guitaut?"

„Monſeigneur," ſprach Comminges, „ich antwortete, um eine Ligue zu bilden, fehle es ihnen nur an Einem, was mir ziemlich weſentlich ſcheine, an einem Herzog von Guiſe; überdieß macht man nicht zweimal das Gleiche."

„Nein, aber ſie werden eine Fronde machen, wie ſie es nennen," verſetzte Guitaut.

„Was iſt das, eine Fronde?" fragte Mazarin.

„Monſeigneur, das iſt der Name, den ſie ihrer Partei geben."

„Und woher kommt dieſer Name?"

„Der Rath Bachaumont ſoll vor einigen Tagen im Palaſte geſagt haben, alle Emeutenmacher gleichen den Burſchen, welche in den Gräben von Paris mit der Schleuder ſpielen *) und ſich zerſtreuen, ſobald ſie den Polizeilieutenant erblicken, um ſich abermals zu verſammeln, wenn er vorübergegangen iſt. Sie haben das Wort aufgeſchnappt, wie dieß die Geuſen in Brüſſel thaten, und nannten ſich Frondeurs; heute und geſtern war Alles à la Fronde, das Brod, die Hüte, die Handſchuhe, die Müffe, die Fächer; doch halt, hört einmal."

---

*) Frondent.

In diesem Augenblick öffnete sich wirklich ein Fenster, ein Mann stellte sich an dasselbe und sang:

Un vent de Fronde
S'est levé ce matin;
Je crois qu'il gronde
Contre Mazarin;
Un vent de Fronde
S'est levé ce matin. *)

„Der Unverschämte!" murmelte Guitaut.

„Monseigneur," sagte Comminges, der durch seine Wunde in üble Laune versetzt war und an Wiedervergeltung dachte, „wollt Ihr, daß ich diesem Kerl eine Kugel zuschicke, um ihn besser singen zu lehren?"

Und er legte die Hand an das Halfter des Pferdes von seinem Oheim.

„Nein, nein," rief Mazarin. „Diavolo, mein lieber Freund, Ihr würdet Alles verderben; es geht im Gegentheil auf das Beste. Ich kenne Eure Franzosen von dem Ersten bis zum Letzten, wie wenn ich sie gemacht hätte: sie singen und werden bezahlen. Während der Ligue, von der Guitaut so eben sprach, sang man nur die Messe. Komm', Guitaut, komm, wir wollen nachsehen, ob man bei Quinze-Vingts eben so gut Wache hält, als an der Barrière des Sergens."

Und Comminges mit der Hand begrüßend, kehrte er zu d'Artagnan zurück, der sich wieder an die Spitze seiner kleinen Truppe stellte, unmittelbar gefolgt von Guitaut und dem Cardinal, denen sodann der Rest der Escorte folgte.

„Das ist richtig, murmelte Comminges, als er ihn wegreiten sah, „wenn man ihn nur bezahlt, mehr verlangt er nicht."

Man schlug wieder den Weg in die Rue Saint-

*) Ein Fronde-Wind hat sich diesen Morgen erhoben, ich glaube, er braust gegen Mazarin.

Honoré ein, wobei man fortwährend Gruppen auseinander sprengte; in diesen Gruppen sprach man nur von den Edicten des Tages; man beklagte den jungen König, der auf diese Art, ohne es zu wissen, sein Volk zu Grunde richtete; man warf die ganze Schuld auf Mazarin; man sprach davon, sich an den Herzog von Orleans und an den Herrn Prinzen zu wenden; man pries Blancmesnil und Broussel.

D'Artagnan ritt mitten durch diese Gruppen so sorglos, als ob er und sein Pferd von Eisen wären; Mazarin und Guitaut plauderten ganz leise mit einander, die übrigen Musketiere, welche endlich den Cardinal erkannt hatten, folgten stillschweigend.

Man kam in die Rue Saint-Thomas-du-Louvre, wo der Posten der Quinze-Vingts war. Guitaut rief einen Subaltern-Offizier, der ihm Meldung machte.

„Nun, wie steht es?" fragte Guitaut.

„Ah! mein Kapitän, Alles steht gut auf dieser Seite, nur glaube ich, daß in jenem Hotel etwas vorgeht."

Und er deutete mit dem Finger auf ein prachtvolles Hotel, das gerade auf der Stelle stand, wo seitdem das Vaudeville war.

„In jenem Hotel?" sagte Guitaut; „das ist das Hotel Rambouillet."

„Ich weiß nicht, ob es das Hotel Rambouillet ist," versetzte der Offizier, „aber das weiß ich, daß ich sehr viele verdächtige Leute habe hineingehen sehen."

„Bah!" sagte Guitaut und brach in ein schallendes Gelächter aus, „das sind lauter Dichter."

„Nun, Guitaut," sprach Mazarin, „willst Du wohl nicht mit solcher Unehrerbietigkeit von diesen Herren sprechen; Du weißt nicht, daß ich in meiner Jugend auch Dichter gewesen bin, und daß ich Verse machte in der Art derer von Herrn von Benserade."

„Ihr, Monseigneur?"

„Ja, ich. Soll ich Dir davon vorsagen?"

„Für mich gleichviel, Monseigneur, ich verstehe das Italienische nicht.“

„Ja, aber Du verstehst das Französische, nicht wahr, mein guter, braver Guitaut?“ versetzte Mazarin und legte freundschaftlich die Hand auf seine Schulter; „und Du wirst jeden Befehl vollziehen, den man Dir in dieser Sprache gibt?“

„Allerdings, Monseigneur, wie ich dieß bereits gethan habe, vorausgesetzt, er kommt mir von der Königin zu.“

„Oh! ja,“ sagte Mazarin, sich auf die Lippen beißend, „ich weiß, daß Du ihr ganz ergeben bist.“

„Ich bin seit mehr als zwanzig Jahren Kapitän ihrer Garden.“

„Vorwärts, Herr d'Artagnan,“ rief der Cardinal, „Alles geht hier gut.“

D'Artagnan stellte sich wieder an die Spitze der Kolonne, ohne ein Wort zu sprechen und mit dem leidenden Gehorsam, der den Charakter des alten Soldaten bildet.

Er ritt durch die Rue Richelieu und die Rue Villedo nach der Butte Saint-Roch, wo der dritte Posten stand; dieser war der einsamste, denn er berührte beinahe den Wall, und die Stadt war in dieser Gegend wenig bevölkert.

„Wer commandirt diesen Posten?“

„Villequier,“ antwortete Guitaut.

„Teufel!“ sagte Mazarin, „sprecht allein mit ihm. Ihr wißt, daß wir entzweit sind, seitdem Ihr den Auftrag hattet, den Herzog von Beaufort zu verhaften. Er behauptete, ihm, als dem Kapitän der Garden des Königs, komme diese Ehre zu.“

„Ich weiß es wohl und sagte ihm wohl hundert Mal, er hätte Unrecht. Der König hätte ihm diesen Befehl nicht geben können, weil er zu dieser Zeit kaum vier Jahre alt gewesen wäre.“

„Ja, aber ich konnte ihm diesen Befehl geben, ich,

Guitaut, und ich zog es vor, Euch dies ausführen zu lassen."

Guitaut trieb, ohne zu antworten, sein Pferd vorwärts, und ließ, nachdem er sich der Wache zu erkennen gegeben, Herrn von Villequier rufen.

Dieser kam heraus.

„Ah, Ihr seid es, Guitaut," sprach er mit dem bei ihm gewöhnlichen Tone schlechter Laune. „Was Teufels, wollt Ihr hier?"

„Ich komme, um Euch zu fragen, ob es hier etwas Neues gebe?"

„Was Teufels soll es hier geben? Man ruft: es lebe der König und nieder mit Mazarin! Das ist nichts Neues; wir sind schon seit geraumer Zeit an dieses Geschrei gewöhnt."

„Und Ihr macht Chorus dazu," erwiederte Guitaut lachend.

„Meiner Treue, ich fühle oft große Lust in mir, und ich finde, daß sie ganz Recht haben, Guitaut. Gern gäbe ich fünf Jahre von meinem Gehalt, den man mir nicht ausbezahlt, wenn der König fünf Jahre älter wäre."

„Wirklich! Und was würde geschehen, wenn der König fünf Jahre älter wäre?"

„Es käme der Augenblick, wo der König volljährig würde und seine Befehle selbst geben müßte, und wahrlich, es ist doch mehr Vergnügen dabei, dem Enkel von Heinrich IV., als dem Sohne von Pietro Mazarin zu gehorchen. Für den König, Mord und Hölle! ließ ich mich mit Vergnügen tödten; wenn ich aber für Mazarin getödtet würde, wie dies heute Eurem Neffen beinahe widerfahren wäre, so gäbe es kein Paradies, so schön es auch sein dürfte, das mich jemals trösten könnte."

„Gut, gut, Herr von Villequier," sagte Mazarin, „seid unbesorgt, ich werde dem König über Eure Ergebenheit Bericht erstatten." Dann, sich gegen die Es-

corte umwendend, fuhr er fort: „Vorwärts, meine Herren, Alles geht gut. Kehren wir zurück.“

„Halt,“ sagte Villequier, „Mazarin war da. Desto besser! Ich hatte längst Lust, ihm das, was ich denke, in das Gesicht zu sagen. Ihr habt mir die Gelegenheit dazu geliefert, Guitaut, und obgleich Eure Gesinnung gegen mich vielleicht nicht die beste ist, so danke ich Euch doch dafür.“

Und er wandte sich auf den Fersen um und kehrte, eine Fronde-Melodie pfeifend, in die Wachtstube zurück.

Mazarin kam ganz nachdenkend in seinen Palast zurück. Was er nach und nach von Comminges, von Guitaut und von Villequier gehört hatte, bestätigte ihn in der Ansicht, daß er im Falle ernster Ereignisse Niemand für sich hätte, als die Königin, und auch die Königin hatte so oft ihre Freunde verlassen, daß ihre Unterstützung dem Minister, trotz der Vorsichtsmaßregeln die er getroffen, sehr ungewiß und zweifelhaft vorkam.

Während der ganzen Zeit dieses nächtlichen Rittes hatte der Cardinal, indeß er abwechselnd Comminges, Guitaut und Villequier studirte, einen Mann prüfend betrachtet. Dieser Mann, welcher bei den Volksdrohungen völlig gleichgültig geblieben war, und dessen Gesicht sich eben so wenig bei den Scherzen, welche Mazarin gemacht, noch bei denjenigen, deren Gegenstand er gewesen war, auch nur im Mindesten verändert hatte, dieser Mensch schien ihm ein ganz eigenthümliches, für die Ereignisse, wie man sie in der Gegenwart erlebte, und besonders für diejenigen, in welchen man sich demnächst befinden würde, gestähltes Wesen.

Ueberdies war ihm der Name d'Artagnan nicht ganz unbekannt, und obgleich er erst gegen 1634 oder 1635 nach Frankreich gekommen war, d. h. sieben oder acht Jahre nach den von uns in einer vorhergehenden Geschichte erzählten Ereignissen, so schien es dem Cardinal doch, als hätte er diesen Namen als den eines

Mannes aussprechen hören, der sich unter Umständen, welche seinem Geiste nicht mehr gegenwärtig waren, als ein Muster von Muth, Gewandtheit und Ergebenheit bemerkbar gemacht hatte.

Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner so sehr, daß er sich ungesäumt Licht zu verschaffen beschloß. Aber die Auskunft, die er über d'Artagnan zu haben wünschte, durfte er nicht von d'Artagnan selbst verlangen. An den wenigen Worten, die der Lieutenant der Musketiere gesprochen hatte, erkannte der Cardinal seinen gascognischen Ursprung, und Italiener und Gascogner sind zu sehr mit einander vertraut und gleichen sich zu sehr, um gegenseitig auf das zu bauen, was sie selbst von sich sagen können. Als er an die Mauern gelangte, mit denen der Garten des Palais Royal umgeben war, klopfte er an eine kleine Pforte, ungefähr an der Stelle, wo sich jetzt das Café de Foy erhebt, und machte, nachdem er d'Artagnan gedankt und denselben ersucht hatte, ihn im Hofe des Palais Royal zu erwarten, Guitaut ein Zeichen, ihm zu folgen. Beide stiegen vom Pferde, übergaben die Zügel ihrer Thiere dem Lackeien, der die Pforte geöffnet hatte, und verschwanden im Garten.

„Mein lieber Guitaut," sprach der Cardinal, sich auf den Arm des alten Kapitäns der Garden stützend, „Ihr sagtet mir so eben, Ihr wäret bald zwanzig Jahre in dem Dienste der Königin."

„Ja, das ist wahr," antwortete Guitaut.

„Mein lieber Guitaut," fuhr der Cardinal fort, „ich habe bemerkt, daß Ihr außer Eurem unbestreitbaren Muthe und außer Eurer probefesten Treue ein bewundernswürdiges Gedächtniß besitzt."

„Ihr habt das bemerkt, Monseigneur," sprach der Kapitän der Garden. „Desto schlimmer für mich."

„Warum dies?"

„Ohne Zweifel ist eine der ersten Eigenschaften des Höflings, daß er zu vergessen weiß."

„Aber Ihr seid kein Höfling, Guitaut, Ihr seid

ein braver Soldat, einer von den Kapitänen, wie noch einige aus der Zeit von König Heinrich IV. übrig sind, wie aber leider bald keine mehr vorhanden sein werden."

„Pest, Monseigneur, habt Ihr mich mit Euch kommen heißen, um mir die Nativität zu stellen?"

„Nein," sagte Mazarin lachend, „ich nahm Euch mit, um Euch zu fragen, ob Ihr unsern Musketierlieutenant bemerkt habt?"

„Herrn d'Artagnan?"

„Ja."

„Ich habe nicht mehr nöthig gehabt, ihn zu bemerken, denn ich kenne ihn seit geraumer Zeit."

„Was für ein Mensch ist es?"

„Wie denn?" sprach Guitaut, über diese Frage erstaunt. „Es ist ein Gascogner."

„Ja, ich weiß das, aber ich wollte Euch fragen, ob es ein Mann wäre, in den man Vertrauen setzen könnte?"

„Herr von Treville hält große Stücke auf ihn, und Herr von Treville ist, wie ihr wißt, einer der ergebensten Freunde der Königin."

„Ich wünschte zu wissen, ob es ein Mann ist, der seine Prüfung erstanden hat?"

„Wenn Ihr darunter versteht, ob er ein braver Soldat sei, so kann ich Euch mit Ja antworten. Bei der Belagerung von La Rochelle, bei Perpignan hat er, wie ich hörte, mehr als seine Pflicht gethan."

„Aber Ihr wißt, Guitaut, wir arme Minister bedürfen oft noch anderer Männer, als der Braven. Wir brauchen geschickte Leute. War Herr d'Artagnan zur Zeit des Cardinals nicht in eine Intrigue verwickelt, aus der er sich nach dem Gerüchte mit großer Gewandtheit gezogen hat?"

„Monseigneur, in dieser Beziehung," sagte Guitaut, welcher wohl einsah, daß ihn der Cardinal zum Sprechen bringen wollte, „in dieser Beziehung sehe ich

mich genöthigt, Eurer Eminenz zu sagen, daß ich nicht mehr weiß, als das, was dieselbe durch öffentliche Gerüchte erfahren konnte. Ich habe mich für meine Rechnung nie in die Intriguen gemischt, und wenn ich zuweilen eine vertrauliche Mittheilung hinsichtlich der Intriguen Anderer erhalten habe, so wird es Monseigneur, da das Geheimniß nicht mir gehört, gut finden, wenn ich es für diejenigen bewahre, die es mir anvertrauten."

Mazarin schüttelte den Kopf.

„Ah!" sagte er, „auf mein Wort, es gibt sehr glückliche Minister, welche Alles wissen, was sie wissen wollen."

„Monseigneur," versetzte Guitaut, „dies ist der Fall, weil dieselben nicht alle Menschen in derselben Wage abwägen, und weil sie sich an Kriegsmänner in Betreff des Krieges und an Intriganten für die Intrigue zu wenden wissen. Wendet Euch an irgend einen Intriganten der Zeit, von der Ihr sprecht, und Ihr werdet bekommen, was Ihr haben wollt, wohl verstanden, wenn Ihr bezahlt."

„Ei, bei Gott," versetzte Mazarin mit einer Grimasse, die ihm immer entfuhr, wenn man bei ihm die Geldfrage in dem Sinne von Guitaut berührte. . . man wird bezahlen . . . wenn es kein Mittel gibt, es anders zu machen."

„Fordert mich Monseigneur im Ernste auf, ihm einen Mann zu nennen, der in alle Cabalen dieser Zeit verwickelt war?

„Per Bacho!" versetzte Mazarin, welcher nachgerade ungeduldig wurde, „seit einer Stunde verlange ich nichts Anderes von Euch, Ihr Eisenkopf."

„Es gibt Einen, für den ich Euch stehen kann, wenn er sprechen will."

„Das ist meine Sache."

„Ah! Monseigneur, es ist nicht immer so leicht,

die Menſchen zu veranlaſſen, das zu ſagen, was ſie nicht ſagen wollen."

„Bah! mit Geduld gelangt man zum Ziele. Nun, wer iſt dieſer Mann?"

„Es iſt der Graf von Rochefort."

„Der Graf von Rochefort?"

„Leider iſt er ſeit bald vier oder fünf Jahren verſchwunden, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt."

„Ich werde es erfahren, Guitaut" ſprach Mazarin.

„Warum beklagte ſich denn ſo eben Euer Eminenz, daß ſie nichts wüßte?"

„Ihr glaubt alſo, Rochefort . . ."

„Er war der ergebenſte Anhänger des Cardinals, Monſeigneur. Aber ich ſage Euch zum Voraus, es wird Euch viel koſten, der Cardinal war verſchwenderiſch gegen ſeine Creatur."

„Ja, ja, Guitaut," ſagte Mazarin, „es war ein großer Mann, aber er hatte dieſen Fehler; ich danke, Guitaut, ich werde Ihrem Rath benützen und zwar noch dieſen Abend."

Und da in dieſem Augenblick die zwei Sprechenden zu dem Hofe des Palais Royal gelangt waren, ſo grüßte der Cardinal Guitaut mit einem Zeichen der Hand, und näherte ſich einem Offizier, den er auf- und abgehen ſah.

Es war d'Artagnan, der nach dem Befehle des Cardinals ihn erwartete.

„Kommt, Herr d'Artagnan," ſprach Mazarin mit ſeiner flötenreichſten Stimme, „ich habe Euch einen Auftrag zu geben."

D'Artagnan verbeugte ſich, folgte dem Cardinal auf der geheimen Treppe und befand ſich einen Augenblick nachher wieder in dem Cabinet, von dem er ausgegangen war.

Der Cardinal setzte sich an sein Bureau, nahm ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen darauf.

D'Artagnan wartete stehend ohne Ungeduld und ohne Neugierde. Er war ein militärischer Automat geworden, der durch eine Feder handelte oder vielmehr gehorchte.

Der Cardinal faltete den Brief zusammen und drückte sein Siegel darauf.

„Herr d'Artagnan," sprach er, „Ihr tragt diese Depesche in die Bastille und bringt die Person zurück, welche der Gegenstand derselben ist. Nehmet eine Carrosse, eine Escorte und bewachet sorgfältig den Gefangenen."

D'Artagnan nahm den Brief, legte die Hand an seinen Hut, drehte sich auf dem Absatze um, wie es nur der geschickteste Sergent beim Vorexerciren machen kann, ging hinaus, und einen Augenblick nachher hörte man ihn mit seinem kurzen Tone commandiren:

„Vier Mann Escorte, einen Wagen, mein Pferd!

Fünf Minuten nachher vernahm man die Räder des Wagens und den Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster des Hofes.

III.

Zwei alte Feinde.

D'Artagnan kam um halb neun Uhr in die Bastille.

Er ließ sich bei dem Gouverneur melden, der ihm, als er erfuhr, daß er von Seiten und auf Befehl des Ministers kam, bis auf die Freitreppe entgegen ging.

Der Gouverneur der Bastille war damals Herr

du Tremblay, ein Bruder des berüchtigten Kapuziners Joseph, dieses furchtbaren Günstlings von Richelieu, den man die graue Eminenz nannte.

Als der Marschall von Bassompierre in der Bastille war, wo er zwölf volle Jahre blieb, und seine Gefährten in ihren Freiheitsträumen sich einander sagten: „Ich werde in der und der Zeit hinauskommen“ . . . „und ich in jener Zeit . . .“ so antwortete Bassompierre: „Und ich, meine Herren, werde hinauskommen, wenn Herr du Tremblay hinauskommt,“ womit er sagen wollte, bei dem Tode des Cardinals müsse Herr du Tremblay nothwendig seinen Platz in der Bastille verlieren und Bassompierre den seinigen wieder einnehmen.

Seine Weissagung sollte wirklich in Erfüllung gehen, aber auf eine andere Art, als Bassompierre gedacht hatte; denn als der Cardinal todt war, gingen die Dinge gegen alle Erwartung fort, wie bisher. Herr du Tremblay verlor seine Stelle nicht, und Bassompierre sollte nicht aus der Bastille kommen.

Herr du Tremblay war also noch Gouverneur der Bastille, als d'Artagnan sich in derselben einfand, um den Befehl des Ministers zu vollziehen. Er empfing ihn mit der größten Höflichkeit, und da er eben sich zu Tische zu setzen im Begriffe war, so lud er d'Artagnan ein, mit ihm zu Nacht zu speisen.

„Ich würde dies mit dem größten Vergnügen thun,“ sprach d'Artagnan: „aber wenn ich mich nicht täusche, steht auf dem Umschlag des Briefes: sehr eilig.“

„Das ist richtig,“ sagte Herr du Tremblay. „Holla, Major, man lasse Nro. 256 herabkommen.“

Beim Eintritt in die Bastille hörte man auf, ein Mensch zu sein, und wurde eine Nummer.

D'Artagnan fühlte einen Schauer bei dem Geräusche der Schlüssel. Er blieb zu Pferde, ohne absteigen zu wollen, betrachtete die Gitterstangen, die tiefen Fenster, die ungeheuern Mauern, die er nie anders als von Jenseits

der Gräben gesehen und, die ihm vor etwa zwanzig Jahren so bange gemacht hatten.

Es ertönte ein Glockenschlag.

„Ich verlasse Euch," sprach Herr du Tremblay. „Man ruft mich, um den Abgang des Gefangenen zu unterzeichnen. Auf Wiedersehen, Herr d'Artagnan."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich Dir Deinen Wunsch zurückgebe," murmelte d'Artagnan, und er begleitete diesen Fluch mit dem anmuthigsten Lächeln. „Schon bei einem Aufenthalt von fünf Minuten im Hofe fühle ich mich krank. Ich sehe, daß ich lieber auf dem Stroh sterben, was mir wahrscheinlich wide fahren wird, als 10,000 Livres Renten sammeln will, um Gouverneur der Bastille zu sein."

Kaum hatte er diesen Monolog vollendet, als der Gefangene erschien. Sobald d'Artagnan ihn erblickte, machte er eine Bewegung des Erstaunens, die er aber sogleich wieder bewältigte. Der Gefangene stieg in den Wagen, ohne, wie es schien, d'Artagnan erkannt zu haben.

„Meine Herren," sagte d'Artagnan zu den vier Musketiren, „man hat mir befohlen, den Gefangenen auf das Schärfste zu bewachen. Da nun der Wagen keine Schlösser an seinen Schlägen hat, so will ich zu ihm hinein steigen. Herr von Lillebonne, habt die Güte, mein Pferd am Zügel zu führen."

„Sehr gerne, mein Lieutenant," antwortete derjenige, an welchen er sich gewandt hatte.

D'Artagnan sprang vom Pferde, gab den Zügel dem Musketier, stieg in den Wagen und rief in einem Tone, in welchem sich unmöglich auch nur die geringste Bewegung erkennen ließ:

„In das Palais Royal, im Trab!"

Sogleich entfernte sich der Wagen, und d'Artagnan warf sich, die Dunkelheit benützend, die in dem Gewölbe herrschte, durch das man fuhr, dem Gefangenen um den Hals.

„Rochefort!“ rief er, „Ihr, Ihr seid es! Ich täusche mich nicht!“

„D'Artagnan!“ rief Rochefort erstaunt.

„Ach, mein armer Freund,“ fuhr d'Artagnan fort; „da ich Euch seit vier bis fünf Jahren nicht gesehen habe, so hielt ich Euch für todt.“

„Meiner Treu!“ erwiederte Rochefort, „es ist kein großer Unterschied zwischen einem Todten und einem Begrabenen und ich bin ein Begrabener.“

„Wegen welchen Verbrechens seid Ihr in der Bastille?“

„Soll ich Euch die Wahrheit sagen?“

„Ja.“

„Nun, ich weiß es nicht.“

„Mißtrauen gegen mich, Rochefort?“

„Nein, auf Edelmannswort, denn ich kann unmöglich aus der Ursache hier sein, die man angibt.“

„Welche Ursache?“

„Als Nachtdieb.“

„Ihr, Nachtdieb? Rochefort, Ihr scherzt.“

„Ich begreife. Das heischt eine Erläuterung, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Nun, so hört, was geschehen ist. Eines Abends nach einer Orgie bei Reinard in den Tuilerien mit dem Herzog d'Harcourt, Fontrailles, von Rieux und Anderen machte der Herzog d'Harcourt den Vorschlag, auf dem Pont Neuf Mäntel zu ziehen. Es ist dies, wie Ihr wißt, eine Unterhaltung, welche der Herzog von Orleans sehr in die Mode gebracht hat.“

„Waret Ihr ein Narr, Rochefort? in Eurem Alter?“

„Nein, ich war betrunken, und dennoch, da mir die Belustigung sehr mittelmäßig vorkam, schlug ich dem Chevalier von Rieux vor, Zuschauer statt handelnde Person zu sein, und um die Scene aus der ersten Loge zu sehen, auf das Pferd von Bronze zu steigen. Gesagt, gethan.

Mit Hülfe der Sporen, die uns als Steigbügel dienten, saßen wir in einem Augenblick auf dem Rücken. Wir hatten einen vortrefflichen Standpunkt. Bereits waren vier bis fünf Mäntel mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen und ohne daß diejenigen, welchen man sie nahm, ein Wort zu sagen wagten, gestohlen, als es irgend einem Dummkopf, welcher etwas minder geduldig war, als die Anderen, einfiel, nach der Wache zu schreien, was eine Patrouille von Bogenschützen herbeiführte. Der Herzog d'Harcourt, Fontrailles und die Andern machten sich aus dem Staube. Von Rieux will dasselbe thun. Ich halte ihn zurück und sage ihm, man werde uns da, wo wir seien, nicht aus dem Neste heben. Er hört nicht auf mich, setzt den Fuß auf den Sporn, um hinabzusteigen; der Sporn zerbricht, er fällt, bricht ein Bein und fängt an, statt zu schweigen, wie ein Gehängter zu schreien. Ich will ebenfalls herabspringen, aber es war zu spät. Ich springe in die Arme der Bogenschützen, die mich nach dem Chatelet führen, wo ich ruhig einschlafe, fest überzeugt, ich würde am andern Tage entlassen werden. Der andere Tag geht vorüber, ebenso der zweite. Es gehen acht Tage vorüber, ich schreibe an den Cardinal. An demselben Tage holt man mich ab und führt mich in die Bastille, wo ich seit fünf Jahren sitze. Glaubt Ihr, es sei dies der Fall, weil ich das Verbrechen begangen habe, auf das Pferd hinter Heinrich IV. zu steigen?"

„Nein, Ihr habt Recht, mein lieber Rochefort, das kann nicht der Grund sein, Ihr werdet ihn übrigens wahrscheinlich erfahren."

„Ach! ja, doch ich habe vergessen, Euch zu fragen: wohin führt Ihr mich?"

„Zu dem Cardinal."

„Was will er von mir?"

„Ich weiß es nicht, denn ich wußte nicht einmal, daß ich Euch holen sollte."

„Unmöglich! Ihr, ein Günſtling?“

„Ein Günſtling, ich!“ rief d'Artagnan. „Ah! mein armer Graf, ich bin mehr Gascogner Junker, als da ich Euch vor zweiundzwazig Jahren in Meung ſah, wißt Ihr noch? Ach! ach!“ und ein ſchwerer Seufzer endigte dieſen Satz.

„Doch Ihr kommt mit einem Befehle.“

„Weil ich mich zufällig im Vorzimmer befand, und ſich der Cardinal an mich wandte, wie er ſich an jeden Andern gewendet hätte; aber ich bin immer noch Lieutenant bei den Muskетieren, und dies bin ich, wenn ich richtig zähle, ſeit ungefähr ein und zwanzig Jahren.“

„Es iſt Euch doch kein Unglück widerfahren, und das iſt ſchon viel.“

„Welches Unglück ſollte mir widerfahren? Irgend ein lateiniſcher Vers, den ich vergeſſen oder vielmehr nie recht gewußt habe, ſagt: der Blitz treffe die Thäler nicht, und ich bin ein Thal, mein lieber Rochefort, und zwar eines von den tiefſten.“

„Mazarin iſt alſo immer noch Mazarin?“

„Mehr als je, mein Lieber; man ſagt, er ſei mit der Königin verheirathet.“

„Verheirathet!“

„Iſt er nicht ihr Gemahl, ſo iſt er ſicherlich ihr Geliebter.“

„Einem Buckingham widerſtehen und einem Mazarin nachgeben!“

„So ſind die Frauen,“ verſetzte d'Artagnan philoſophiſch.

„Die Frauen wohl, aber die Königinnen!“

„Ei, mein Gott, in dieſer Hinſicht ſind die Königinnen zweimal Frauen.“

„Und Herr von Beaufort iſt immer noch im Gefängniß?“

„Immer noch, warum?“

„Da er mir wohl wollte, so hätte er mich aus der schlimmen Geschichte ziehen können."

„Ihr seid ohne Zweifel der Freiheit näher, als er; also werdet Ihr ihn aus dem Unglück ziehen."

„Und wie steht es mit dem Krieg?"

„Man wird haben."

„Mit Spanien?"

„Nein, mit Paris."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Hört Ihr die Flintenschüsse?"

„Ja. Nun?"

„Es sind Bürger, welche in Erwartung eines Aufstandes feuern."

„Glaubt Ihr, man könnte etwas aus den Bürgern machen?"

„Gewiß, sie versprechen etwas; und wenn sie einen Führer hätten, der aus allen Gruppen eine Masse machen würde . . . ."

„Es ist ein Unglück, nicht frei zu sein."

„Ei, mein Gott, verzweifelt doch nicht. Wenn Mazarin Euch holen läßt, so geschieht es einfach, weil er Euch braucht, und wenn er Euch braucht, nun, so mache ich Euch mein Compliment. Es ist lange her, daß Niemand meiner mehr bedurft hat; Ihr seht auch, wie weit ich es gebracht habe."

„Beklagt Euch doch, ich rathe es Euch!"

„Hört, Rochefort, einen Vertrag . . ."

„Welchen?"

„Ihr wißt, daß wir gute Freunde sind."

„Bei Gott, ich trage die Mahle Eurer Freundschaft an mir: drei Degenstiche! . . ."

„Nun wohl, wenn Ihr wieder in Gunst kommt, vergeßt mich nicht."

„So wahr ich Rochefort heiße, aber unter der Bedingung der Gegenseitigkeit.

„Abgemacht: hier ist meine Hand."

„Die erste Gelegenheit also, die Ihr findet, um von mir zu sprechen. . . .“

„Ich spreche von Euch: und Ihr?“

„Ebenso.“

„Und soll ich auch von Euren Freunden sprechen?“

„Von welchen Freunden?“

„Von Athos, Porthos und Aramis. Habt Ihr sie denn vergessen?“

„Beinahe.“

„Was ist aus ihnen geworden?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wirklich?“

„Ah! mein Gott ja, wir haben uns verlassen, wie Ihr wißt; Sie leben, das ist Alles, was ich von ihnen sagen kann. Von Zeit zu Zeit erhalte ich mittelbar Nachrichten von ihnen; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, in welchem Winkel der Erde sie sich aufhalten. Nein auf Ehre! ich habe nur noch Euch zum Freunde, Rochefort.“

„Und der Herrliche, wie nanntet Ihr doch den Burschen, den ich zum Sergenten im Regiment Piemont machte?“

„Planchet.“

„Ja, so ist es, der herrliche Planchet; was ist aus ihm geworden?“

„Er hat einen Zuckerbäckerladen in der Rue des Lombards geheirathet. Der Bursche war stets ein großer Freund von Süßigkeiten. Er ist nun Bürger von Paris und treibt in diesem Augenblick wohl ohne Zweifel Aufruhr. Ihr werdet sehen, er ist Schöppe, ehe ich Kapitän bin.“

„Auf! mein lieber d'Artagnan, wenn man ganz unten am Rade ist, so dreht sich das Rad und hebt einen empor. Vielleicht verändert sich Euer Schicksal noch diesen Abend.“

„Amen,“ sprach d'Artagnan, den Wagen anhaltend.

„Was macht Ihr?“ fragte Rochefort.

„Wir sind bald an Ort und Stelle, und man soll nicht sehen, daß ich aus Eurem Wagen aussteige. Wir kennen uns nicht.“

„Ihr habt Recht. Adieu.“

„Auf Wiedersehen. Erinnert Euch Eures Versprechens.“

D'Artagnan stieg wieder zu Pferde und setzte sich an die Spitze der Escorte.

Fünf Minuten nachher gelangte man in den Hof des Palais Royal.

D'Artagnan führte den Gefangenen über die große Treppe und ließ ihn durch das Vorzimmer und den Corridor gehen. Vor der Thüre des Cabinets von Mazarin angelangt, war er eben im Begriffe, sich melden zu lassen, als Rochefort die Hand auf seine Schulter legte und lächelnd zu ihm sagte:

„D'Artagnan, soll ich Euch Eines sagen, woran ich den ganzen Weg entlang dachte, als ich die Gruppen von Bürgern sah, durch die wir fuhren und die Euch und Eure vier Leute mit flammenden Augen betrachteten?“

„Sprecht,“ antwortete d'Artagnan.

„Ich durfte nur um Hülfe rufen, um Euch und Eure Escorte in Stücke hauen zu lassen, und dann war ich frei.“

„Warum habt Ihr es nicht gethan?“

„Geht doch! Geschworene Freundschaft! Aber wenn mich ein Anderer, als Ihr, geführt hätte, so sage ich nicht...“

D'Artagnan neigte das Haupt.

„Sollte Rochefort besser geworden sein, als ich?“ sprach er zu sich selbst, und er ließ sich bei dem Minister melden.

„Laßt Herrn von Rochefort eintreten,“ rief mit ungeduldigem Tone Mazarin, sobald er diese zwei Namen

gehört hatte, und bittet Herrn d'Artagnan zu warten; ich bin noch nicht mit ihm fertig."

Dieſe Worte machten d'Artagnan ganz heiter. Lange Zeit hatte, wie er ſelbſt bemerkte, Niemand ſeiner bedurft, und dieſe Aufforderung von Mazarin erſchien ihm als ein glückliches Vorzeichen. Was Rochefort betrifft, ſo brachte dieſelbe auf dieſen keine andere Wirkung hervor, als daß ſie ihm völlige Faſſung verlieh. Er trat in das Cabinet ein und fand Mazarin am Tiſche ſitzend in ſeiner gewöhnlichen Tracht, d. h. als Monſignore, was ungefähr das Gewand der Abbés jener Zeit war, ausgenommen, daß er violette Strümpfe und einen violetten Mantel trug.

Die Thüren ſchloſſen ſich wieder. Rochefort betrachtete Mazarin aus einem Winkel des Auges, und er ertappte den Miniſter auf einem Blick, welcher den ſeinigen kreuzte.

Der Miniſter war ſtets derſelbe, gut friſirt, gut parfumirt und durch ſeine Coquetterie jünger als ſeine wirklichen Lebensjahre. Bei Rochefort war es ein Anderes, die fünf Jahre, die er im Gefängniſſe zubrachte, hatten dieſen Freund von Herrn von Richelieu ſehr alt gemacht. Seine ſchwarzen Haare waren ganz weiß geworden und die Bronzefarbe ſeiner Geſichtshaut hatte einer Bläſſe, welche Erſchöpfung zu ſein ſchien, Platz gemacht.

Bei ſeinem Anblick ſchüttelte Mazarin unmerklich den Kopf mit einer Miene, welche wohl ſagen wollte:

„Dieſer Menſch ſcheint mir nicht mehr zu großen Dingen zu taugen."

Nach einem Stillſchweigen, das in der That ziemlich lang währte, Rochefort aber wie ein Jahrhundert vorkam, zog Mazarin aus einem Stoß Papiere einen offenen Brief hervor, zeigte ihn dem Edelmann und ſagte:

„Ich habe hier einen Brief gefunden, worin Ihr um

Eure Freiheit nachsucht, Herr von Rochefort. Ihr seid also im Gefängniß?"

Rochefort bebte bei dieser Frage.

„Es scheint mir, Euere Eminenz wußte das besser, als irgend Jemand."

„Ich? keineswegs. Es sind daselbst noch eine Menge von Gefangenen aus der Zeit von Herrn von Richelieu, deren Namen ich nicht einmal weiß."

„Wohl, doch bei mir ist es etwas Anderes, Monseigneur, und Ihr wußtet den meinigen, denn auf einen Befehl von Eurer Eminenz bin ich von dem Chatelet nach der Bastille gebracht worden."

„Ihr glaubt?"

„Ich weiß es gewiß."

„Ja, in der That, ich glaube mich dessen zu erinnern. Habt Ihr Euch damals nicht geweigert, für die Königin eine Reise nach Brüssel zu machen?

„Ah! ah!" sprach Rochefort, „das ist also die wahre Ursache. Ich suche sie seit fünf Jahren. Dummkopf, der ich bin, daß ich sie nicht gefunden habe."

„Ich sage nicht, daß dies die Ursache Eurer Verhaftung ist. Verstehen wir uns recht, ich stelle die Frage an Euch, und nicht mehr: Habt Ihr Euch nicht geweigert, im Dienste der Königin nach Brüssel zu gehen, während Ihr einwilligtet, Euch im Dienste des verstorbenen Cardinals dahin zu begeben?"

„Gerade weil ich im Dienste des verstorbenen Cardinals dort gewesen bin, konnte ich nicht in dem der Königin dahin zurückkehren. Ich war in Brüssel in einer furchtbaren Angelegenheit. Es geschah zur Zeit der Verschwörung von Chalais, und ich hatte mich dahin begeben, um die Correspondenz von Chalais mit dem Erzherzog zu erwischen und schon damals wäre ich, als man mich erkannte, beinahe in Stücke zerrissen worden. Ich hätte die Königin zu Grund gerichtet, statt ihr

„Ihr seht hieraus, mein lieb

Rochefort,

wie die beſten Abſichten oft ſchlecht ausgelegt werden. Die Königin hat in Eurer Weigerung nichts Anderes geſehen, als eine einfache Weigerung. Ihre Majeſtät die Königin hatte ſich unter dem verſtorbenen Cardinal ſehr über Euch zu beklagen."

Rochefort lächelte verächtlich.

„Gerade weil ich dem Herrn Cardinal von Richelieu gut gegen die Königin gedient hatte, mußtet Ihr, da er todt war, Monſeigneur, begreifen, daß ich Euch gegen die ganze Welt gut bedienen würde."

„Ich, Herr von Rochefort?" ſagte Mazarin, „ich bin nicht wie Herr von Richelieu, der auf die Allmacht abzielte. Ich bin ein einfacher Miniſter, der keiner Freunde bedarf, inſofern ich der der Königin bin. Ihre Majeſtät aber iſt ſehr empfindlich, ſie wird Eure Weigerung erfahren und ſie für eine Kriegserklärung gehalten haben, und und da ſie wußte, daß Ihr ein Mann von höheren Eigenſchaften und folglich ſehr gefährlich ſeid, mein lieber Herr von Rochefort, ſo hat ſie mir wohl den Befehl gegeben, mich Eurer zu verſichern. Auf dieſe Art befindet Ihr Euch in der Baſtille."

„Gut, Monſeigneur," ſagte Rochefort, „es ſcheint mir, wenn ich in Folge eines Irrthums in der Baſtille ſitze . . ."

„Ja, ja," verſetzte Mazarin, „allerdings, das läßt ſich ordnen, Ihr ſeid ein Mann, um gewiſſe Angelegenheiten zu begreifen, und wenn Ihr ſie einmal begriffen habt, ſie gut zu betreiben."

„Das war die Meinung des Herrn Cardinal von Richelieu, und meine Bewunderung für dieſen großen Mann vermehrt ſich noch dadurch, daß Ihr die Güte habt, mir zu ſagen, es ſei auch die Eurige.

„Das iſt wahr, verſetzte Mazarin. „Der Herr Cardinal hatte viel Politik, und darin beſtand ſeine große Ueberlegenheit über mich, der ich ein ganz einfacher, ſchlichter Mann bin; was mir ſchadet, das iſt der

Eure Freiheit nachsucht, Herr von Rochefort. Ihr seid also im Gefängniß?"

Rochefort bebte bei dieser Frage.

„Es scheint mir, Euere Eminenz wußte das besser, als irgend Jemand."

„Ich? keineswegs. Es sind daselbst noch eine Menge von Gefangenen aus der Zeit von Herrn von Richelieu, deren Namen ich nicht einmal weiß."

„Wohl, doch bei mir ist es etwas Anderes, Monseigneur, und Ihr wußtet den meinigen, denn auf einen Befehl von Eurer Eminenz bin ich von dem Chatelet nach der Bastille gebracht worden."

„Ihr glaubt?"

„Ich weiß es gewiß."

„Ja, in der That, ich glaube mich dessen zu erinnern. Habt Ihr Euch damals nicht geweigert, für die Königin eine Reise nach Brüssel zu machen?

„Ah! ah!" sprach Rochefort, „das ist also die wahre Ursache. Ich suche sie seit fünf Jahren. Dummkopf, der ich bin, daß ich sie nicht gefunden habe."

„Ich sage nicht, daß dies die Ursache Eurer Verhaftung ist. Verstehen wir uns recht, ich stelle die Frage an Euch, und nicht mehr: Habt Ihr Euch nicht geweigert, im Dienste der Königin nach Brüssel zu gehen, während Ihr einwilligtet, Euch im Dienste des verstorbenen Cardinals dahin zu begeben?"

„Gerade weil ich im Dienste des verstorbenen Cardinals dort gewesen bin, konnte ich nicht in dem der Königin dahin zurückkehren. Ich war in Brüssel in einer furchtbaren Angelegenheit. Es geschah zur Zeit der Verschwörung von Chalais, und ich hatte mich dahin begeben, um die Correspondenz von Chalais mit dem Erzherzog zu erwischen und schon damals wäre ich, als man mich erkannte, beinahe in Stücke zerrissen worden. Ich hätte die Königin zu Grund gerichtet, statt ihr zu dienen."

„Ihr seht hieraus, mein lieber Herr von Rochefort,

wie die besten Absichten oft schlecht ausgelegt werden. Die Königin hat in Eurer Weigerung nichts Anderes gesehen, als eine einfache Weigerung. Ihre Majestät die Königin hatte sich unter dem verstorbenen Cardinal sehr über Euch zu beklagen."

Rochefort lächelte verächtlich.

„Gerade weil ich dem Herrn Cardinal von Richelieu gut gegen die Königin gedient hatte, mußtet Ihr, da er todt war, Monseigneur, begreifen, daß ich Euch gegen die ganze Welt gut bedienen würde."

„Ich, Herr von Rochefort?" sagte Mazarin, „ich bin nicht wie Herr von Richelieu, der auf die Allmacht abzielte. Ich bin ein einfacher Minister, der keiner Diener bedarf, insofern ich der der Königin bin. Ihre Majestät aber ist sehr empfindlich, sie wird Eure Weigerung erfahren und sie für eine Kriegserklärung gehalten haben, und und da sie wußte, daß Ihr ein Mann von höheren Eigenschaften und folglich sehr gefährlich seid, mein lieber Herr von Rochefort, so hat sie mir wohl den Befehl gegeben, mich Eurer zu versichern. Auf diese Art befindet Ihr Euch in der Bastille."

„Gut, Monseigneur," sagte Rochefort, „es scheint mir, wenn ich in Folge eines Irrthums in der Bastille sitze . . ."

„Ja, ja," versetzte Mazarin, „allerdings, das läßt sich ordnen, Ihr seid ein Mann, um gewisse Angelegenheiten zu begreifen, und wenn Ihr sie einmal begriffen habt, sie gut zu betreiben."

„Das war die Meinung des Herrn Cardinal von Richelieu, und meine Bewunderung für diesen großen Mann vermehrt sich noch dadurch, daß Ihr die Güte habt, mir zu sagen, es sei auch die Eurige.

„Das ist wahr, versetzte Mazarin. „Der Herr Cardinal hatte viel Politik, und darin bestand seine große Ueberlegenheit über mich, der ich ein ganz einfacher, schlichter Mann bin; was mir schadet, das ist der

Mit Hülfe der Sporen, die uns als Steigbügel dienten, saßen wir in einem Augenblick auf dem Rücken. Wir hatten einen vortrefflichen Standpunkt. Bereits waren vier bis fünf Mäntel mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen und ohne daß diejenigen, welchen man sie nahm, ein Wort zu sagen wagten, gestohlen, als es irgend einem Dummkopf, welcher etwas minder geduldig war, als die Anderen, einfiel, nach der Wache zu schreien, was eine Patrouille von Bogenschützen herbeiführte. Der Herzog d'Harcourt, Fontrailles und die Andern machten sich aus dem Staube. Von Rieux will dasselbe thun. Ich halte ihn zurück und sage ihm, man werde uns da, wo wir seien, nicht aus dem Neste heben. Er hört nicht auf mich, setzt den Fuß auf den Sporn, um hinabzusteigen; der Sporn zerbricht, er fällt, bricht ein Bein und fängt an, statt zu schweigen, wie ein Gehängter zu schreien. Ich will ebenfalls herabspringen, aber es war zu spät. Ich springe in die Arme der Bogenschützen, die mich nach dem Chatelet führen, wo ich ruhig einschlafe, fest überzeugt, ich würde am andern Tage entlassen werden. Der andere Tag geht vorüber, ebenso der zweite. Es gehen acht Tage vorüber, ich schreibe an den Cardinal. An demselben Tage holt man mich ab und führt mich in die Bastille, wo ich seit fünf Jahren sitze. Glaubt Ihr, es sei dies der Fall, weil ich das Verbrechen begangen habe, auf das Pferd hinter Heinrich IV. zu steigen?"

„Nein, Ihr habt Recht, mein lieber Rochefort, das kann nicht der Grund sein, Ihr werdet ihn übrigens wahrscheinlich erfahren."

„Ach! ja, doch ich habe vergessen, Euch zu fragen: wohin führt Ihr mich?"

„Zu dem Cardinal."

„Was will er von mir?"

„Ich weiß es nicht, denn ich wußte nicht einmal, daß ich Euch holen sollte."

„Unmöglich! Ihr, ein Günſtling?"

„Ein Günſtling, ich!" rief d'Artagnan. „Ah! mein armer Graf, ich bin mehr Gascogner Junker, als da ich Euch vor zweiundzwazig Jahren in Meung ſah, wißt Ihr noch? Ach! ach!" und ein ſchwerer Seufzer endigte dieſen Satz.

„Doch Ihr kommt mit einem Befehle."

„Weil ich mich zufällig im Vorzimmer befand, und ſich der Cardinal an mich wandte, wie er ſich an jeden Andern gewendet hätte; aber ich bin immer noch Lieutenant bei den Musketieren, und dies bin ich, wenn ich richtig zähle, ſeit ungefähr ein und zwanzig Jahren."

„Es iſt Euch doch kein Unglück widerfahren, und das iſt ſchon viel."

„Welches Unglück ſollte mir widerfahren? Irgend ein lateiniſcher Vers, den ich vergeſſen oder vielmehr nie recht gewußt habe, ſagt: der Blitz treffe die Thäler nicht, und ich bin ein Thal, mein lieber Rochefort, und zwar eines von den tiefſten."

„Mazarin iſt alſo immer noch Mazarin?"

„Mehr als je, mein Lieber; man ſagt, er ſei mit der Königin verheirathet."

„Verheirathet!"

„Iſt er nicht ihr Gemahl, ſo iſt er ſicherlich ihr Geliebter."

„Einem Buckingham widerſtehen und einem Mazarin nachgeben!"

„So ſind die Frauen," verſetzte d'Artagnan philoſophiſch.

„Die Frauen wohl, aber die Königinnen!"

„Ei, mein Gott, in dieſer Hinſicht ſind die Königinnen zweimal Frauen."

„Und Herr von Beaufort iſt immer noch im Gefängniß?"

„Immer noch, warum?"

„Da er mir wohl wollte, so hätte er mich aus der schlimmen Geschichte ziehen können."

„Ihr seid ohne Zweifel der Freiheit näher, als er; also werdet Ihr ihn aus dem Unglück ziehen."

„Und wie steht es mit dem Krieg?"

„Man wird haben."

„Mit Spanien?"

„Nein, mit Paris."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Hört Ihr die Flintenschüsse?"

„Ja. Nun?"

„Es sind Bürger, welche in Erwartung eines Aufstandes feuern."

„Glaubt Ihr, man könnte etwas aus den Bürgern machen?"

„Gewiß, sie versprechen etwas; und wenn sie einen Führer hätten, der aus allen Gruppen eine Masse machen würde . . . ."

„Es ist ein Unglück, nicht frei zu sein."

„Ei, mein Gott, verzweifelt doch nicht. Wenn Mazarin Euch holen läßt, so geschieht es einfach, weil er Euch braucht, und wenn er Euch braucht, nun, so mache ich Euch mein Compliment. Es ist lange her, daß Niemand meiner mehr bedurft hat; Ihr seht auch, wie weit ich es gebracht habe."

„Beklagt Euch doch, ich rathe es Euch!"

„Hört, Rochefort, einen Vertrag . . ."

„Welchen?"

„Ihr wißt, daß wir gute Freunde sind."

„Bei Gott, ich trage die Mahle Eurer Freundschaft an mir: drei Degenstiche! . . ."

„Nun wohl, wenn Ihr wieder in Gunst kommt, vergeßt mich nicht."

„So wahr ich Rochefort heiße, aber unter der Bedingung der Gegenseitigkeit.

„Abgemacht: hier ist meine Hand."

„Die erste Gelegenheit also, die Ihr findet, um von mir zu sprechen. . . .“

„Ich spreche von Euch: und Ihr?“

„Ebenso.“

„Und soll ich auch von Euren Freunden sprechen?“

„Von welchen Freunden?“

„Von Athos, Porthos und Aramis. Habt Ihr sie denn vergessen?“

„Beinahe.“

„Was ist aus ihnen geworden?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wirklich?“

„Ah! mein Gott ja, wir haben uns verlassen, wie Ihr wißt; Sie leben, das ist Alles, was ich von ihnen sagen kann. Von Zeit zu Zeit erhalte ich mittelbar Nachrichten von ihnen; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, in welchem Winkel der Erde sie sich aufhalten. Nein auf Ehre! ich habe nur noch Euch zum Freunde, Rochefort.“

„Und der Herrliche, wie nanntet Ihr doch den Burschen, den ich zum Sergenten im Regiment Piemont machte?“

„Planchet.“

„Ja, so ist es, der herrliche Planchet; was ist aus ihm geworden?“

„Er hat einen Zuckerbäckerladen in der Rue des Lombards geheirathet. Der Bursche war stets ein großer Freund von Süßigkeiten. Er ist nun Bürger von Paris und treibt in diesem Augenblick wohl ohne Zweifel Aufruhr. Ihr werdet sehen, er ist Schöppe, ehe ich Kapitän bin.“

„Auf! mein lieber d'Artagnan, wenn man ganz unten am Rade ist, so dreht sich das Rad und hebt einen empor. Vielleicht verändert sich Euer Schicksal noch diesen Abend.“

„Amen,“ sprach d'Artagnan, den Wagen anhaltend.

„Was macht Ihr?“ fragte Rochefort.

„Wir sind bald an Ort und Stelle, und man soll nicht sehen, daß ich aus Eurem Wagen aussteige. Wir kennen uns nicht.“

„Ihr habt Recht. Adieu.“

„Auf Wiedersehen. Erinnert Euch Eures Versprechens.“

D'Artagnan stieg wieder zu Pferde und setzte sich an die Spitze der Escorte.

Fünf Minuten nachher gelangte man in den Hof des Palais Royal.

D'Artagnan führte den Gefangenen über die große Treppe und ließ ihn durch das Vorzimmer und den Corridor gehen. Vor der Thüre des Cabinets von Mazarin angelangt, war er eben im Begriffe, sich melden zu lassen, als Rochefort die Hand auf seine Schulter legte und lächelnd zu ihm sagte:

„D'Artagnan, soll ich Euch Eines sagen, woran ich den ganzen Weg entlang dachte, als ich die Gruppen von Bürgern sah, durch die wir fuhren und die Euch und Eure vier Leute mit flammenden Augen betrachteten?“

„Sprecht,“ antwortete d'Artagnan.

„Ich durfte nur um Hülfe rufen, um Euch und Eure Escorte in Stücke hauen zu lassen, und dann war ich frei.“

„Warum habt Ihr es nicht gethan?“

„Geht doch! Geschworene Freundschaft! Aber wenn mich ein Anderer, als Ihr, geführt hätte, so sage ich nicht...“

D'Artagnan neigte das Haupt.

„Sollte Rochefort besser geworden sein, als ich?“ sprach er zu sich selbst, und er ließ sich bei dem Minister melden.

„Laßt Herrn von Rochefort eintreten,“ rief mit ungeduldigem Tone Mazarin, sobald er diese zwei Namen

gehört hatte, und bittet Herrn d'Artagnan zu warten; ich bin noch nicht mit ihm fertig."

Diese Worte machten d'Artagnan ganz heiter. Lange Zeit hatte, wie er selbst bemerkte, Niemand seiner bedurft, und diese Aufforderung von Mazarin erschien ihm als ein glückliches Vorzeichen. Was Rochefort betrifft, so brachte dieselbe auf diesen keine andere Wirkung hervor, als daß sie ihm völlige Fassung verlieh. Er trat in das Cabinet ein und fand Mazarin am Tische sitzend in seiner gewöhnlichen Tracht, d. h. als Monsignore, was ungefähr das Gewand der Abbés jener Zeit war, ausgenommen, daß er violette Strümpfe und einen violetten Mantel trug.

Die Thüren schlossen sich wieder. Rochefort betrachtete Mazarin aus einem Winkel des Auges, und er ertappte den Minister auf einem Blick, welcher den seinigen kreuzte.

Der Minister war stets derselbe, gut frisirt, gut parfumirt und durch seine Coquetterie jünger als seine wirklichen Lebensjahre. Bei Rochefort war es ein Anderes, die fünf Jahre, die er im Gefängnisse zubrachte, hatten diesen Freund von Herrn von Richelieu sehr alt gemacht. Seine schwarzen Haare waren ganz weiß geworden und die Bronzefarbe seiner Gesichtshaut hatte einer Bläße, welche Erschöpfung zu sein schien, Platz gemacht.

Bei seinem Anblick schüttelte Mazarin unmerklich den Kopf mit einer Miene, welche wohl sagen wollte:

„Dieser Mensch scheint mir nicht mehr zu großen Dingen zu taugen."

Nach einem Stillschweigen, das in der That ziemlich lang währte, Rochefort aber wie ein Jahrhundert vorkam, zog Mazarin aus einem Stoß Papiere einen offenen Brief hervor, zeigte ihn dem Edelmann und sagte:

„Ich habe hier einen Brief gefunden, worin Ihr um

Eure Freiheit nachsucht, Herr von Rochefort. Ihr seid also im Gefängniß?"

Rochefort bebte bei dieser Frage.

„Es scheint mir, Euere Eminenz wußte das besser, als irgend Jemand."

„Ich? keineswegs. Es sind daselbst noch eine Menge von Gefangenen aus der Zeit von Herrn von Richelieu, deren Namen ich nicht einmal weiß."

„Wohl, doch bei mir ist es etwas Anderes, Monseigneur, und Ihr wußtet den meinigen, denn auf einen Befehl von Eurer Eminenz bin ich von dem Chatelet nach der Bastille gebracht worden."

„Ihr glaubt?"

„Ich weiß es gewiß."

„Ja, in der That, ich glaube mich dessen zu erinnern. Habt Ihr Euch damals nicht geweigert, für die Königin eine Reise nach Brüssel zu machen?

„Ah! ah!" sprach Rochefort, „das ist also die wahre Ursache. Ich suche sie seit fünf Jahren. Dummkopf, der ich bin, daß ich sie nicht gefunden habe."

„Ich sage nicht, daß dies die Ursache Eurer Verhaftung ist. Verstehen wir uns recht, ich stelle die Frage an Euch, und nicht mehr: Habt Ihr Euch nicht geweigert, im Dienste der Königin nach Brüssel zu gehen, während Ihr einwilligtet, Euch im Dienste des verstorbenen Cardinals dahin zu begeben?"

„Gerade weil ich im Dienste des verstorbenen Cardinals dort gewesen bin, konnte ich nicht in dem der Königin dahin zurückkehren. Ich war in Brüssel in einer furchtbaren Angelegenheit. Es geschah zur Zeit der Verschwörung von Chalais, und ich hatte mich dahin begeben, um die Correspondenz von Chalais mit dem Erzherzog zu erwischen und schon damals wäre ich, als man mich erkannte, beinahe in Stücke zerrissen worden. Ich hätte die Königin zu Grund gerichtet, statt ihr zu dienen."

„Ihr seht hieraus, mein lieber Herr von Rochefort,

wie die besten Absichten oft schlecht ausgelegt werden. Die Königin hat in Eurer Weigerung nichts Anderes gesehen, als eine einfache Weigerung. Ihre Majestät die Königin hatte sich unter dem verstorbenen Cardinal sehr über Euch zu beklagen."

Rochefort lächelte verächtlich.

„Gerade weil ich dem Herrn Cardinal von Richelieu gut gegen die Königin gedient hatte, mußtet Ihr, da er todt war, Monseigneur, begreifen, daß ich Euch gegen die ganze Welt gut bedienen würde."

„Ich, Herr von Rochefort?" sagte Mazarin, „ich bin nicht wie Herr von Richelieu, der auf die Allmacht abzielte. Ich bin ein einfacher Minister, der keiner Diener bedarf, insofern ich der der Königin bin. Ihre Majestät aber ist sehr empfindlich, sie wird Eure Weigerung erfahren und sie für eine Kriegserklärung gehalten haben, und und da sie wußte, daß Ihr ein Mann von höheren Eigenschaften und folglich sehr gefährlich seid, mein lieber Herr von Rochefort, so hat sie mir wohl den Befehl gegeben, mich Eurer zu versichern. Auf diese Art befindet Ihr Euch in der Bastille."

„Gut, Monseigneur," sagte Rochefort, „es scheint mir, wenn ich in Folge eines Irrthums in der Bastille sitze . . ."

„Ja, ja," versetzte Mazarin, „allerdings, das läßt sich ordnen, Ihr seid ein Mann, um gewisse Angelegenheiten zu begreifen, und wenn Ihr sie einmal begriffen habt, sie gut zu betreiben."

„Das war die Meinung des Herrn Cardinal von Richelieu, und meine Bewunderung für diesen großen Mann vermehrt sich noch dadurch, daß Ihr die Güte habt, mir zu sagen, es sei auch die Eurige.

„Das ist wahr, versetzte Mazarin. „Der Herr Cardinal hatte viel Politik, und darin bestand seine große Ueberlegenheit über mich, der ich ein ganz einfacher, schlichter Mann bin; was mir schadet, das ist der

Umstand, daß ich eine ganz französische Offenherzigkeit besitze."

Rochefort preßte die Lippen zusammen, um nicht zu lachen.

„Ich komme also zur Sache; ich bedarf guter Freunde, treuer Diener. Wenn ich sage, ich bedarf, so will ich damit sagen, die Königin bedarf. Ich thue Alles nur auf Befehl der Königin, versteht mich wohl; das ist nicht wie bei dem Herrn Cardinal von Richelieu, der Alles nur aus eigener Laune that. Ich werde auch nie ein großer Mann sein, wie er; dagegen aber bin ich ein guter Mann, Herr von Rochefort, und hoffe Euch dies zu beweisen."

Rochefort kannte diese seidene Stimme, durch welche zuweilen ein Zischen glitt, das dem der Schlange glich.

„Ich bin ganz bereit, Monseigneur zu glauben," sagte er, „obgleich ich meines Theils wenig Beweise von der Gutmüthigkeit habe, von der Euere Eminenz spricht. Vergesset nicht," fuhr Rochefort fort, als er die Bewegung wahrnahm, welche der Minister zu unterdrücken versuchte, „vergeßt nicht, daß ich seit fünf Jahren in der Bastille bin, und daß nichts die Gedanken so sehr verwirrt, als wenn man die Dinge durch das Gitter eines Gefängnisses sieht."

„Ah! Herr von Rochefort, ich sagte Euch bereits daß ich keinen Theil an Eurer Gefangenschaft hatte. Die Königin (Zorn einer Frau und einer Prinzessin, was wollt Ihr! aber das geht, wie es kommt, und nachher denkt man nicht mehr daran) . . ."

„Ich begreife, Monseigneur, daß sie nicht mehr daran denkt, sie, welche fünf Jahre in dem Palais Royal mitten unter Festen und Höflingen zubrachte, aber ich, der sie in der Bastille zubringen mußte . . ."

„Ei mein Gott, Herr von Rochefort, glaubt Ihr, das Palais Royal sei ein so angenehmer Aufenthaltsort? Nein, nein, ich versichere Euch, wir haben auch gewaltiges

Getöse gehabt. Doch sprechen wir nicht mehr hievon. Ich spiele, wie immer offenes Spiel, und frage, Herr von Rochefort, seid Ihr von den Unseren?"

„Ihr müßt begreifen Monseigneur, daß ich nichts Besseres wünschen kann, aber ich bin mit allen gegenwärtigen Angelegenheiten nicht im Mindesten vertraut. In der Bastille spricht man über Politik nur mit den Soldaten und den Gefängnißwärtern, und Ihr habt keinen Begriff, Monseigneur, wie wenig diese Leute mit den Vorgängen auf dem Laufenden sind. Ich bin noch an Herrn von Bassompierre. Ist er immer noch einer von den siebzehn Seigneurs?"

„Er ist todt, mein Herr, und das ist ein großer Verlust. Es war ein der Königin ergebener Mann, und die ergebenen Leute sind selten."

„Bei Gott, ich glaube wohl," sprach Rochefort. „Wenn Ihr welche habt, so schickt Ihr sie in die Bastille."

„Aber wodurch beweist sich die Ergebenheit?" sagte Mazarin.

„Durch die Thätigkeit," antwortete Rochefort.

„Ah! ja, durch die Thätigkeit," versetzte der Minister nachdenkend, „aber wo finden sich Männer von Thätigkeit?"

Rochefort zuckte die Achseln und erwiederte:

„Es fehlt nie daran, Monseigneur; nur sucht Ihr schlecht."

„Ich suche schlecht? was wollt Ihr damit sagen, mein lieber Herr von Rochefort? belehrt mich doch. Ihr mußtet viel in Eurem vertrauten Umgang mit dem verstorbenen Herrn Cardinal lernen. Ah, das war ein so großer Mann!"

„Wird sich Monseigneur ärgern, wenn ich ihm etwas Moral lese?"

„Ich? niemals. Ihr wißt wohl, daß man mir

Alles sagen kann, mein lieber Herr von Rochefort. Ich suche mich beliebt und nicht gefürchtet zu machen."

„Nun, Monseigneur, in meinem Kerker findet sich ein Sprichwort mit der Spitze eines Nagels an die Wand geschrieben."

„Und wie heißt dieses Sprichwort?"

„Es heißt, Monseigneur: Wie der Herr . . ."

„Ich kenne es: so der Knecht."

„Nein: so der Diener. Es ist eine kleine Veränderung, welche die ergebenen Leute, von denen ich so eben sprach, zu ihrem Privatvergnügen daran vorgenommen haben."

„Wohl, was bedeutet dieses Sprüchwort?

„Es bedeutet, daß Herr von Richelieu ergebene Diener gut zu finden wußte, und zwar dem Dutzend nach."

„Er! der Zielpunkt aller Dolche! Er, der sein Leben damit zubrachte, alle Stöße zu pariren, die man nach ihm führte."

„Aber er hat sie parirt, und sie waren doch kräftig genug geführt. Hatte er gute Feinde, so hatte er auch gute Freunde."

„Mehr verlange ich auch nicht."

„Ich habe Leute gekannt," fuhr Rochefort fort, denn er dachte, es sei jetzt die Zeit gekommen, d'Artagnan Wort zu halten, „ich kannte Leute, die durch ihre Gewandtheit hundertmal den Scharfsinn des Cardinals scheitern gemacht, durch ihre Tapferkeit seine Leibwachen und seine Spione geschlagen haben, Leute, welche ohne Geld, ohne Unterstützung, ohne Credit einem gekrönten Haupte eine Krone erhielten und den Cardinal dahin brachten, daß er um Verzeihung bitten mußte."

„Aber die Leute, von denen Ihr sprecht," sagte Mazarin in seinem Innern lächelnd, daß Rochefort dahin gelangte, wohin er ihn führen wollte, „diese Leute

waren dem Cardinal nicht ergeben, da sie gegen ihn kämpften."

„Nein, denn sie wären besser belohnt worden; aber sie hatten das Unglück, derselben Königin ergeben zu sein, für die Ihr so eben Diener verlangtet."

„Woher wißt Ihr diese Dinge?"

„Ich weiß diese Dinge, weil dieselben Menschen zu jener Zeit meine Feinde waren, weil sie gegen mich kämpften, weil ich ihnen alles Schlimme zufügte, was ich nur immer konnte, weil sie es mir auf das Schönste zurückgegeben haben, weil Einer von ihnen, mit dem ich ganz besonders zu thun hatte, mir vor ungefähr sieben Jahren einen Degenstich beibrachte; es war der dritte, den ich von derselben Hand erhielt . . . . der Abschluß einer alten Rechnung."

„Ah!" sprach Mazarin mit bewunderungswürdiger Gutmüthigkeit, wenn ich solche Menschen kennen würde."

„Ei! Monseigneur, Ihr habt Einen seit sechs Jahren vor Eurer Thüre und habt ihn seit sechs Jahren zu nichts gut gehalten."

„Wen denn?"

„Herrn d'Artagnan."

„Den Gascogner?" rief Mazarin mit vortrefflich gespielter Verwunderung.

„Dieser Gascogner hatte eine Königin gerettet und Herr von Richelieu mußte gestehen, daß er ihm gegenüber an Geschicklichkeit, Gewandtheit und Politik nur ein Schüler wäre."

„Wirklich?"

„Wie ich Euerer Excellenz zu sagen die Ehre habe."

„Erzählt mir das ein wenig, mein lieber Herr von Rochefort."

„Das ist sehr schwierig, Monseigneur," sagte der Edelmann lächelnd.

„Dann wird er es mir selbst erzählen."

„Ich zweifle daran, Monseigneur.“

„Und warum?“

„Weil das Geheimniß nicht ihm gehört, weil es, wie ich Euch gesagt habe, das einer großen Königin ist.“

„Und er war allein, um ein solches Unternehmen auszuführen?“

„Nein Monseigneur, er hatte drei Freunde, drei Brave, die ihn unterstützten, Brave, wie Ihr sie so eben suchtet.“

„Und diese vier Männer waren einig, sagt Ihr?“

„Als ob sie nur ein Mensch gewesen wären, als ob diese vier Herzen in einer Brust geschlagen hätten. Was haben sie auch nicht Alles gethan, diese Vier!“

„Mein lieber Herr von Rochefort, in der That, Ihr stachelt meine Neugierde im höchsten Grade. Könntet Ihr mir diese Geschichte nicht erzählen?“

„Nein, aber ich kann Euch ein Mährchen erzählen, ein wahres Feenmährchen, dafür stehe ich Euch Monseigneur.“

„Oh! sprecht, Herr von Rochefort; ich liebe die Mährchen ungemein.“

„Ihr wollt es?“ sagte Herr von Rochefort, indem er in diesem feinen, listigen Gesicht eine Absicht wahrzunehmen suchte.

„Ja.“

„Nun, so hört. Es war einmal eine Königin . . . aber eine mächtige Königin, die Königin von einem der mächtigsten Königreiche der Welt, der ein Minister sehr übel wollte, weil er ihr zuvor zu wohl gewollt hatte. Sucht nicht, Monseigneur, Ihr könnt nicht errathen, wer. Alles das ereignete sich lange Zeit, ehe Ihr in das Königreich kamet, wo diese Königin regierte. Es erschien aber an dem Hofe ein Botschafter, so brav, so reich und so artig, daß alle Frauen sich in ihn verliebten, und die Königin selbst, ohne Zweifel in Erinnerung der Art und Weise, wie er die Staats-

angelegenheiten behandelt hatte, die Unklugheit beging, ihm einen Schmuck zu schenken, der so merkwürdig war, daß er sich nicht ersetzen ließ. Da dieser Schmuck vom König kam, so forderte der Minister diesen auf, von der Fürstin zu verlangen, gerade die bezeichneten Juwelen bei dem nächsten Balle zu tragen. Es ist überflüssig, Euch zu bemerken, daß der Minister aus einer gewissen Quelle erfahren hatte, wie der Schmuck dem Botschafter gefolgt war, welcher Botschafter in großer Entfernung jenseits des Meeres lebte. Die große Königin war verloren, wie die letzte ihrer Unterthauinnen, denn sie fiel von ihrer höchsten Höhe herab."

„Wirklich?"

„Nun gut, Monseigneur, vier Menschen entschlossen sich, sie zu retten. Diese vier Menschen waren keine Prinzen, waren keine Herzoge, waren keine mächtigen Männer, waren keine reiche Männer, es waren vier Soldaten mit großem Herzen, gutem Arme und freiem Degen. Sie reisten ab. Der Minister erfuhr ihre Abreise und schickte Leute auf ihren Weg aus, um sie zu verhindern, zu ihrem Ziele zu gelangen. Drei wurden durch die zahlreichen Angriffe kampfunfähig gemacht, aber ein Einziger gelangte in den Hafen, tödtete oder verwundete diejenigen, welche ihn festnehmen wollten, schiffte über das Meer und brachte den Schmuck der großen Königin zurück, die ihn an dem bestimmten Tage an die Schulter heften konnte. Was sagt Ihr von diesem Zuge, Monseigneur?"

„Das ist herrlich," sprach Mazarin träumerisch.

„Nun, ich weiß noch ähnliche."

Mazarin sprach nicht mehr, er dachte nach.

Fünf bis sechs Minuten gingen vorüber.

„Ihr habt mich nichts mehr zu fragen, Monseigneur?" sagte Rochefort.

„Allerdigs. Und der Herr d'Artagnan war einer von diesen vier Menschen, sagt Ihr?"

„Er war derjenige, welcher das ganze Unternehmen leitete.“

„Und wer waren die Anderen?“

„Monseigneur erlaubt, daß ich Herrn d'Artagnan die Sorge überlasse, sie Euch zu nennen. Es waren seine Freunde und nicht die meinigen; er allein hätte einigen Einfluß auf sie und ich kenne sie nicht einmal unter ihren wahren Namen.“

„Ihr mißtraut mir, Herr von Rochefort. Ich will völlig offenherzig sein: ich bedarf Euerer, seiner, Aller.“

„Fangen wir bei mir an, Monseigneur, da Ihr mich habt holen lassen und ich nun hier bin; dann möget Ihr zu ihnen übergehen. Ihr werdet Euch über meine Neugierde nicht wundern; wenn man fünf Jahre im Gefängniß sitzt, erfährt man nicht ungerne, wohin man geschickt werden soll.“

„Ihr, mein lieber Herr von Rochefort, sollt einen Vertrauensposten bekommen, Ihr geht nach Vincennes, wo Herr von Beaufort gefangen ist; Ihr bewacht ihn mir auf das Schärfste. Nun, was habt Ihr denn?“

„Ihr schlagt mir etwas Unmögliches vor,“ sprach Rochefort und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf.

„Wie! etwas Unmögliches? Und warum ist diese Sache unmöglich?“

„Weil Herr von Beaufort einer meiner Freunde ist, oder vielmehr weil ich einer der seinigen bin. Habt Ihr vergessen, Monseigneur, daß Beaufort bei der Königin für mich gut gestanden hat?“

„Herr von Beaufort ist seit damals der Feind des Staates.“

„Ja, Monseigneur, das ist möglich, aber da ich weder König, noch Königin, noch Minister bin, so ist er nicht mein Feind, und ich kann nicht annehmen, was Ihr mir anbietet.“

„Das nennt Ihr Ergebenheit? Ich wünsche Euch Glück: Eure Ergebenheit macht Euch nicht zu sehr Bedeutendem verbindlich, Herr von Rochefort.“

„Und dann werdet Ihr begreifen," fuhr Rochefort fort, „daß die Bastille verlassen, um nach Vincennes zu kommen, nur das Gefängniß wechseln heißt."

„Sagt unumwunden, daß Ihr zu der Partei von Herrn von Beaufort gehört, das wird freimüthiger sein."

„Monseigneur, ich bin so lange eingeschlossen gewesen, daß ich nur zu einer Partei, zu der Partei der frischen Luft gehöre. Verwendet mich zu irgend etwas Anderem, gebt mir eine Sendung, beschäftigt mich thätig, aber auf der offenen Straße, wenn es möglich ist."

„Mein lieber Herr von Rochefort," sagte Mazarin mit seiner spöttischen Miene, „Euer Eifer reißt Euch fort, Ihr haltet Euch noch für einen jungen Mann, weil das Herz immer noch jung ist, aber die Kräfte fehlen Euch. Glaubt mir, Ihr bedürft jetzt vor Allem der Ruhe. Holla! irgend Jemand herein!"

„Ihr verfügt also nicht über mich?"

„Im Gegentheil, ich habe verfügt."

Bernouin trat ein.

„Rufe einen Huissier," sprach Mazarin, „und bleibe in meiner Nähe," fügte er mit leisem Tone bei.

Ein Huissier trat ein, der Cardinal schrieb einige Worte, die er diesem Manne zustellte, grüßte sodann mit dem Kopfe und sagte:

„Gott befohlen, Herr von Rochefort."

Rochefort verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ich sehe, Monseigneur," sagte er, „man führt mich wieder in die Bastille."

„Ihr seid gescheit."

„Ich kehre dahin zurück, Monseigneur, aber ich wiederhole Euch, Ihr habt Unrecht, daß Ihr mich nicht zu verwenden wißt."

„Euch, den Freund meiner Feinde?"

„Warum nicht, Ihr hättet mich zum Feind Eurer Feinde machen sollen."

„Glaubt Ihr, es gebe nur Euch allein? Seid über-

„Er war derjenige, welcher das ganze Unternehmen leitete.“

„Und wer waren die Anderen?“

„Monseigneur erlaubt, daß ich Herrn d'Artagnan die Sorge überlasse, sie Euch zu nennen. Es waren seine Freunde und nicht die meinigen; er allein hätte einigen Einfluß auf sie und ich kenne sie nicht einmal unter ihren wahren Namen.“

„Ihr mißtraut mir, Herr von Rochefort. Ich will völlig offenherzig sein: ich bedarf Euerer, seiner, Aller.“

„Fangen wir bei mir an, Monseigneur, da Ihr mich habt holen lassen und ich nun hier bin; dann möget Ihr zu ihnen übergehen. Ihr werdet Euch über meine Neugierde nicht wundern; wenn man fünf Jahre im Gefängniß sitzt, erfährt man nicht ungerne, wohin man geschickt werden soll.“

„Ihr, mein lieber Herr von Rochefort, sollt einen Vertrauensposten bekommen, Ihr geht nach Vincennes, wo Herr von Beaufort gefangen ist; Ihr bewacht ihn mir auf das Schärfste. Nun, was habt Ihr denn?“

„Ihr schlagt mir etwas Unmögliches vor,“ sprach Rochefort und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf.

„Wie! etwas Unmögliches? Und warum ist diese Sache unmöglich?“

„Weil Herr von Beaufort einer meiner Freunde ist, oder vielmehr weil ich einer der seinigen bin. Habt Ihr vergessen, Monseigneur, daß Beaufort bei der Königin für mich gut gestanden hat?“

„Herr von Beaufort ist seit damals der Feind des Staates.“

„Ja, Monseigneur, das ist möglich, aber da ich weder König, noch Königin, noch Minister bin, so ist er nicht mein Feind, und ich kann nicht annehmen, was Ihr mir anbietet.“

„Das nennt Ihr Ergebenheit? Ich wünsche Euch Glück: Eure Ergebenheit macht Euch nicht zu sehr Bedeutendem verbindlich, Herr von Rochefort.“

„Und dann werdet Ihr begreifen," fuhr Rochefort fort, „daß die Bastille verlassen, um nach Vincennes zu kommen, nur das Gefängniß wechseln heißt."

„Sagt unumwunden, daß Ihr zu der Partei von Herrn von Beaufort gehört, das wird freimüthiger sein."

„Monseigneur, ich bin so lange eingeschlossen gewesen, daß ich nur zu einer Partei, zu der Partei der frischen Luft gehöre. Verwendet mich zu irgend etwas Anderem, gebt mir eine Sendung, beschäftigt mich thätig, aber auf der offenen Straße, wenn es möglich ist."

„Mein lieber Herr von Rochefort," sagte Mazarin mit seiner spöttischen Miene, „Euer Eifer reißt Euch fort, Ihr haltet Euch noch für einen jungen Mann, weil das Herz immer noch jung ist, aber die Kräfte fehlen Euch. Glaubt mir, Ihr bedürft jetzt vor Allem der Ruhe. Holla! irgend Jemand herein!"

„Ihr verfügt also nicht über mich?"

„Im Gegentheil, ich habe verfügt."

Bernouin trat ein.

„Rufe einen Huissier," sprach Mazarin, „und bleibe in meiner Nähe," fügte er mit leisem Tone bei.

Ein Huissier trat ein, der Cardinal schrieb einige Worte, die er diesem Manne zustellte, grüßte sodann mit dem Kopfe und sagte:

„Gott befohlen, Herr von Rochefort."

Rochefort verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ich sehe, Monseigneur," sagte er, „man führt mich wieder in die Bastille."

„Ihr seid gescheit."

„Ich kehre dahin zurück, Monseigneur, aber ich wiederhole Euch, Ihr habt Unrecht, daß Ihr mich nicht zu verwenden wißt."

„Euch, den Freund meiner Feinde?"

„Warum nicht, Ihr hättet mich zum Feind Eurer Feinde machen sollen."

„Glaubt Ihr, es gebe nur Euch allein? Seid über-

Umstand, daß ich eine ganz französische Offenherzigkeit besitze."

Rochefort preßte die Lippen zusammen, um nicht zu lachen.

„Ich komme also zur Sache; ich bedarf guter Freunde, treuer Diener. Wenn ich sage, ich bedarf, so will ich damit sagen, die Königin bedarf. Ich thue Alles nur auf Befehl der Königin, versteht mich wohl; das ist nicht wie bei dem Herrn Cardinal von Richelieu, der Alles nur aus eigener Laune that. Ich werde auch nie ein großer Mann sein, wie er; dagegen aber bin ich ein guter Mann, Herr von Rochefort, und hoffe Euch dies zu beweisen."

Rochefort kannte diese seidene Stimme, durch welche zuweilen ein Zischen glitt, das dem der Schlange glich.

„Ich bin ganz bereit, Monseigneur zu glauben," sagte er, „obgleich ich meines Theils wenig Beweise von der Gutmüthigkeit habe, von der Euere Eminenz spricht. Vergesset nicht," fuhr Rochefort fort, als er die Bewegung wahrnahm, welche der Minister zu unterdrücken versuchte, „vergeßt nicht, daß ich seit fünf Jahren in der Bastille bin, und daß nichts die Gedanken so sehr verwirrt, als wenn man die Dinge durch das Gitter eines Gefängnisses sieht."

„Ah! Herr von Rochefort, ich sagte Euch bereits daß ich keinen Theil an Eurer Gefangenschaft hatte. Die Königin (Zorn einer Frau und einer Prinzessin, was wollt Ihr! aber das geht, wie es kommt, und nachher denkt man nicht mehr daran) . . ."

„Ich begreife, Monseigneur, daß sie nicht mehr daran denkt, sie, welche fünf Jahre in dem Palais Royal mitten unter Festen und Höflingen zubrachte, aber ich, der sie in der Bastille zubringen mußte . . ."

„Ei mein Gott, Herr von Rochefort, glaubt Ihr, das Palais Royal sei ein so angenehmer Aufenthaltsort? Nein, nein, ich versichere Euch, wir haben auch gewaltiges

Getöse gehabt. Doch sprechen wir nicht mehr hievon. Ich spiele, wie immer offenes Spiel, und frage, Herr von Rochefort, seid Ihr von den Unseren?"

„Ihr müßt begreifen Monseigneur, daß ich nichts Besseres wünschen kann, aber ich bin mit allen gegenwärtigen Angelegenheiten nicht im Mindesten vertraut. In der Bastille spricht man über Politik nur mit den Soldaten und den Gefängnißwärtern, und Ihr habt keinen Begriff, Monseigneur, wie wenig diese Leute mit den Vorgängen auf dem Laufenden sind. Ich bin noch an Herrn von Bassompierre. Ist er immer noch einer von den siebzehn Seigneurs?"

„Er ist todt, mein Herr, und das ist ein großer Verlust. Es war ein der Königin ergebener Mann, und die ergebenen Leute sind selten."

„Bei Gott, ich glaube wohl," sprach Rochefort. „Wenn Ihr welche habt, so schickt Ihr sie in die Bastille."

„Aber wodurch beweist sich die Ergebenheit?" sagte Mazarin.

„Durch die Thätigkeit," antwortete Rochefort.

„Ah! ja, durch die Thätigkeit," versetzte der Minister nachdenkend, „aber wo finden sich Männer von Thätigkeit?"

Rochefort zuckte die Achseln und erwiederte:

„Es fehlt nie daran, Monseigneur; nur sucht Ihr schlecht."

„Ich suche schlecht? was wollt Ihr damit sagen, mein lieber Herr von Rochefort? belehrt mich doch. Ihr mußtet viel in Eurem vertrauten Umgang mit dem verstorbenen Herrn Cardinal lernen. Ah, das war ein so großer Mann!"

„Wird sich Monseigneur ärgern, wenn ich ihm etwas Moral lese?"

„Ich? niemals. Ihr wißt wohl, daß man mir

Alles sagen kann, mein lieber Herr von Rochefort. Ich suche mich beliebt und nicht gefürchtet zu machen."

„Nun, Monseigneur, in meinem Kerker findet sich ein Sprichwort mit der Spitze eines Nagels an die Wand geschrieben."

„Und wie heißt dieses Sprichwort?"

„Es heißt, Monseigneur: Wie der Herr . . ."

„Ich kenne es: so der Knecht."

„Nein: so der Diener. Es ist eine kleine Veränderung, welche die ergebenen Leute, von denen ich so eben sprach, zu ihrem Privatvergnügen daran vorgenommen haben."

„Wohl, was bedeutet dieses Sprüchwort?

„Es bedeutet, daß Herr von Richelieu ergebene Diener gut zu finden wußte, und zwar dem Dutzend nach."

„Er! der Zielpunkt aller Dolche! Er, der sein Leben damit zubrachte, alle Stöße zu pariren, die man nach ihm führte."

„Aber er hat sie parirt, und sie waren doch kräftig genug geführt. Hatte er gute Feinde, so hatte er auch gute Freunde."

„Mehr verlange ich auch nicht."

„Ich habe Leute gekannt," fuhr Rochefort fort, denn er dachte, es sei jetzt die Zeit gekommen, d'Artagnan Wort zu halten, „ich kannte Leute, die durch ihre Gewandtheit huntertmal den Scharfsinn des Cardinals scheitern gemacht, durch ihre Tapferkeit seine Leibwachen und seine Spione geschlagen haben, Leute, welche ohne Geld, ohne Unterstützung, ohne Credit einem gekrönten Haupte eine Krone erhielten und den Cardinal dahin brachten, daß er um Verzeihung bitten mußte."

„Aber die Leute, von denen Ihr sprecht," sagte Mazarin in seinem Innern lächelnd, daß Rochefort dahin gelangte, wohin er ihn führen wollte, „diese Leute

waren dem Cardinal nicht ergeben, da ſie gegen ihn kämpften."

„Nein, denn ſie wären beſſer belohnt worden; aber ſie hatten das Unglück, derſelben Königin ergeben zu ſein, für die Ihr ſo eben Diener verlangtet."

„Woher wißt Ihr dieſe Dinge?"

„Ich weiß dieſe Dinge, weil dieſelben Menſchen zu jener Zeit meine Feinde waren, weil ſie gegen mich kämpften, weil ich ihnen alles Schlimme zufügte, was ich nur immer konnte, weil ſie es mir auf das Schönſte zurückgegeben haben, weil Einer von ihnen, mit dem ich ganz beſonders zu thun hatte, mir vor ungefähr ſieben Jahren einen Degenſtich beibrachte; es war der dritte, den ich von derſelben Hand erhielt .... der Abſchluß einer alten Rechnung."

„Ah!" ſprach Mazarin mit bewunderungswürdiger Gutmüthigkeit, wenn ich ſolche Menſchen kennen würde."

„Ei! Monſeigneur, Ihr habt Einen ſeit ſechs Jahren vor Eurer Thüre und habt ihn ſeit ſechs Jahren zu nichts gut gehalten."

„Wen denn?"

„Herrn d'Artagnan."

„Den Gascogner?" rief Mazarin mit vortrefflich geſpielter Verwunderung.

„Dieſer Gascogner hatte eine Königin gerettet und Herr von Richelieu mußte geſtehen, daß er ihm gegenüber an Geſchicklichkeit, Gewandtheit und Politik nur ein Schüler wäre."

„Wirklich?"

„Wie ich Euerer Excellenz zu ſagen die Ehre habe."

„Erzählt mir das ein wenig, mein lieber Herr von Rochefort."

„Das iſt ſehr ſchwierig, Monſeigneur," ſagte der Edelmann lächelnd.

„Dann wird er es mir ſelbſt erzählen."

„Ich zweifle daran, Monseigneur.“

„Und warum?“

„Weil das Geheimniß nicht ihm gehört, weil es, wie ich Euch gesagt habe, das einer großen Königin ist.“

„Und er war allein, um ein solches Unternehmen auszuführen?“

„Nein Monseigneur, er hatte drei Freunde, drei Brave, die ihn unterstützten, Brave, wie Ihr sie so eben suchtet.“

„Und diese vier Männer waren einig, sagt Ihr?“

„Als ob sie nur ein Mensch gewesen wären, als ob diese vier Herzen in einer Brust geschlagen hätten. Was haben sie auch nicht Alles gethan, diese Vier!“

„Mein lieber Herr von Rochefort, in der That, Ihr stachelt meine Neugierde im höchsten Grade. Könntet Ihr mir diese Geschichte nicht erzählen?“

„Nein, aber ich kann Euch ein Mährchen erzählen, ein wahres Feenmährchen, dafür stehe ich Euch Monseigneur.“

„Oh! sprecht, Herr von Rochefort; ich liebe die Mährchen ungemein.“

„Ihr wollt es?“ sagte Herr von Rochefort, indem er in diesem feinen, listigen Gesicht eine Absicht wahrzunehmen suchte.

„Ja.“

„Nun, so hört. Es war einmal eine Königin . . . aber eine mächtige Königin, die Königin von einem der mächtigsten Königreiche der Welt, der ein Minister sehr übel wollte, weil er ihr zuvor zu wohl gewollt hatte. Sucht nicht, Monseigneur, Ihr könnt nicht errathen, wer. Alles das ereignete sich lange Zeit, ehe Ihr in das Königreich kamet, wo diese Königin regierte. Es erschien aber an dem Hofe ein Botschafter, so brav, so reich und so artig, daß alle Frauen sich in ihn verliebten, und die Königin selbst, ohne Zweifel in Erinnerung der Art und Weise, wie er die Staats-

angelegenheiten behandelt hatte, die Unklugheit beging, ihm einen Schmuck zu schenken, der so merkwürdig war, daß er sich nicht ersetzen ließ. Da dieser Schmuck vom König kam, so forderte der Minister diesen auf, von der Fürstin zu verlangen, gerade die bezeichneten Juwelen bei dem nächsten Balle zu tragen. Es ist überflüssig, Euch zu bemerken, daß der Minister aus einer gewissen Quelle erfahren hatte, wie der Schmuck dem Botschafter gefolgt war, welcher Botschafter in großer Entfernung jenseits des Meeres lebte. Die große Königin war verloren, wie die letzte ihrer Unterthaninnen, denn sie fiel von ihrer höchsten Höhe herab."

„Wirklich?"

„Nun gut, Monseigneur, vier Menschen entschlossen sich, sie zu retten. Diese vier Menschen waren keine Prinzen, waren keine Herzoge, waren keine mächtigen Männer, waren keine reiche Männer, es waren vier Soldaten mit großem Herzen, gutem Arme und freiem Degen. Sie reisten ab. Der Minister erfuhr ihre Abreise und schickte Leute auf ihren Weg aus, um sie zu verhindern, zu ihrem Ziele zu gelangen. Drei wurden durch die zahlreichen Angriffe kampfunfähig gemacht, aber ein Einziger gelangte in den Hafen, tödtete oder verwundete diejenigen, welche ihn festnehmen wollten, schiffte über das Meer und brachte den Schmuck der großen Königin zurück, die ihn an dem bestimmten Tage an die Schulter heften konnte. Was sagt Ihr von diesem Zuge, Monseigneur?"

„Das ist herrlich," sprach Mazarin träumerisch.

„Nun, ich weiß noch ähnliche."

Mazarin sprach nicht mehr, er dachte nach.

Fünf bis sechs Minuten gingen vorüber.

„Ihr habt mich nichts mehr zu fragen, Monseigneur?" sagte Rochefort.

„Allerdigs. Und der Herr d'Artagnan war einer von diesen vier Menschen, sagt Ihr?"

„Er war derjenige, welcher das ganze Unternehmen leitete."

„Und wer waren die Anderen?"

„Monseigneur erlaubt, daß ich Herrn d'Artagnan die Sorge überlasse, sie Euch zu nennen. Es waren seine Freunde und nicht die meinigen; er allein hätte einigen Einfluß auf sie und ich kenne sie nicht einmal unter ihren wahren Namen."

„Ihr mißtraut mir, Herr von Rochefort. Ich will völlig offenherzig sein: ich bedarf Euerer, seiner, Aller."

„Fangen wir bei mir an, Monseigneur, da Ihr mich habt holen lassen und ich nun hier bin; dann möget Ihr zu ihnen übergehen. Ihr werdet Euch über meine Neugierde nicht wundern; wenn man fünf Jahre im Gefängniß sitzt, erfährt man nicht ungerne, wohin man geschickt werden soll."

„Ihr, mein lieber Herr von Rochefort, sollt einen Vertrauensposten bekommen, Ihr geht nach Vincennes, wo Herr von Beaufort gefangen ist; Ihr bewacht ihn mir auf das Schärfste. Nun, was habt Ihr denn?"

„Ihr schlagt mir etwas Unmögliches vor," sprach Rochefort und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf.

„Wie! etwas Unmögliches? Und warum ist diese Sache unmöglich?"

„Weil Herr von Beaufort einer meiner Freunde ist, oder vielmehr weil ich einer der seinigen bin. Habt Ihr vergessen, Monseigneur, daß Beaufort bei der Königin für mich gut gestanden hat?"

„Herr von Beaufort ist seit damals der Feind des Staates."

„Ja, Monseigneur, das ist möglich, aber da ich weder König, noch Königin, noch Minister bin, so ist er nicht mein Feind, und ich kann nicht annehmen, was Ihr mir anbietet."

„Das nennt Ihr Ergebenheit? Ich wünsche Euch Glück: Eure Ergebenheit macht Euch nicht zu sehr Bedeutendem verbindlich, Herr von Rochefort."

„Und dann werdet Ihr begreifen," fuhr Rochefort fort, „daß die Baſtille verlaſſen, um nach Vincennes zu kommen, nur das Gefängniß wechſeln heißt."

„Sagt unumwunden, daß Ihr zu der Partei von Herrn von Beaufort gehört, das wird freimüthiger ſein."

„Monſeigneur, ich bin ſo lange eingeſchloſſen geweſen, daß ich nur zu einer Partei, zu der Partei der friſchen Luft gehöre. Verwendet mich zu irgend etwas Anderem, gebt mir eine Sendung, beſchäftigt mich thätig, aber auf der offenen Straße, wenn es möglich iſt."

„Mein lieber Herr von Rochefort," ſagte Mazarin mit ſeiner ſpöttiſchen Miene, „Euer Eifer reißt Euch fort, Ihr haltet Euch noch für einen jungen Mann, weil das Herz immer noch jung iſt, aber die Kräfte fehlen Euch. Glaubt mir, Ihr bedürft jetzt vor Allem der Ruhe. Holla! irgend Jemand herein!"

„Ihr verfügt alſo nicht über mich?"

„Im Gegentheil, ich habe verfügt."

Bernouin trat ein.

„Rufe einen Huiſſier," ſprach Mazarin, „und bleibe in meiner Nähe," fügte er mit leiſem Tone bei.

Ein Huiſſier trat ein, der Cardinal ſchrieb einige Worte, die er dieſem Manne zuſtellte, grüßte ſodann mit dem Kopfe und ſagte:

„Gott befohlen, Herr von Rochefort."

Rochefort verbeugte ſich ehrfurchtsvoll.

„Ich ſehe, Monſeigneur," ſagte er, „man führt mich wieder in die Baſtille."

„Ihr ſeid geſcheit."

„Ich kehre dahin zurück, Monſeigneur, aber ich wiederhole Euch, Ihr habt Unrecht, daß Ihr mich nicht zu verwenden wißt."

„Euch, den Freund meiner Feinde?"

„Warum nicht, Ihr hättet mich zum Feind Eurer Feinde machen ſollen."

„Glaubt Ihr, es gebe nur Euch allein? Seid über-

zeugt, Herr von Rochefort, ich werde Leute finden, welche so viel werth sind, als Ihr."

„Ich wünsche es Euch, Monseigneur."

„Schon gut; geht, geht! Ihr braucht mir ferner nicht mehr zu schreiben, Eure Briefe wären verlorene Briefe."

„Ich habe die Kastanien aus dem Feuer geholt," murmelte Rochefort, indem er sich entfernte; „ist d'Artagnan nicht zufrieden, wenn ich ihm von dem Lobe erzähle, das ich ihm gespendet habe, so muß ich ihn einen Undankbaren schelten. Aber wohin führt man mich denn, in des Teufels Namen?"

Man führte Rochefort wirklich nach der kleinen Treppe, statt ihn durch das Vorzimmer gehen zu lassen, wo d'Artagnan wartete. Im Hofe fand er seinen Wagen und seine vier Mann Escorte, aber er suchte vergebens seinen Freund.

„Ah! ah," sagte Rochefort zu sich selbst, „das verändert die Sache auf eine furchtbare Weise; wenn noch so viel Volk auf den Straßen ist, so wollen wir es versuchen, Herrn von Mazarin zu beweisen, daß wir, Gott sei Dank, noch zu etwas ganz Anderem taugen, als zur Bewachung eines Gefangenen.

Und er sprang so leicht in den Wagen, als ob er erst fünf und zwanzig Jahre alt wäre.

IV.

Anna von Oesterreich mit sechsundvierzig Jahren.

Allein mit Bernouin, blieb Mazarin einen Augenblick nachdenkend; er wußte viel, aber er wußte immer noch nicht genug. Mazarin war Betrüger im Spiel. Das ist ein Umstand, den uns Brienne aufbewahrt hat: er hieß dies seinen Vortheil nehmen. Er beschloß die Partie mit

d'Artagnan nicht eher anzufangen, als bis er alle Karten ſeines Gegners genau kennen würde.

„Monſeigneur hat nichts zu befehlen?“ ſagte Bernouin.

„Allerdings,“ antwortete Mazarin, „leuchte mir, ich gehe zu der Königin.“

Bernouin nahm eine Kerze und marſchirte voraus.

Es war ein geheimer Gang vorhanden, der von den Zimmern und dem Cabinet von Mazarin nach den Zimmern der Königin ausmündete. Durch dieſen Gang begab ſich der Cardinal, ſo oft er zu Anna von Oeſterreich gehen wollte.

Als Bernouin in das Schlafzimmer gelangte, nach welchem dieſer Gang führte, traf er Madame Beauvais. Madame Beauvais und Bernouin waren die innigen Vertrauten dieſer veralteten Liebe, und Madame Beauvais übernahm es, den Cardinal bei Anna von Oeſterreich zu melden, welche ſich mit ihrem Sohne, König Ludwig XIV., in ihrem Betzimmer befand.

In einem großen Lehnſtuhle ſitzend, den Ellbogen auf den Tiſch und den Kopf auf die Hand geſtützt, betrachtete Anna von Oeſterreich das königliche Kind, welches, auf dem Boden liegend, in einem großen Schlachtenbuche blätterte. Anna von Oeſterreich war die Königin, welche ausgezeichnet gut ſich mit Majeſtät zu langweilen wußte. Sie blieb zuweilen Stunden lang in ihr Schlafgemach oder in ihr Betzimmer zurückgezogen, ohne zu leſen oder zu beten.

Das Buch, mit welchem der König ſpielte, war ein Quintus Curtius, reich mit Kupferſtichen ausgeſtattet, welche die Großthaten von Alexander darſtellten.

Madame Beauvais erſchien an der Thüre des Betzimmers und meldete den Cardinal Mazarin.

Das Kind erhob ſich auf einem Knie und ſchaute die Stirne runzelnd ſeine Mutter an.

„Warum kommt er ſo,“ ſagte es, „ohne um Audienz zu bitten?“

Anna erröthete leicht.

„Es ist wichtig," versetzte sie, „daß ein erster Minister in Zeiten, wie sie jetzt sind, zu jeder Stunde von dem, was vorgeht, der Königin Bericht erstatten kann, ohne daß er die Neugierde oder die Commentare des ganzen Hofes anzuregen nöthig hat."

„Aber es scheint mir, Herr von Richelieu kam nicht so?" sprach das unbeugsame Kind.

„Wie erinnert Ihr Euch, was Herr von Richelieu that? Ihr konntet es nicht wissen, denn Ihr waret noch zu jung."

„Ich erinnere mich dessen nicht, sondern ich fragte, und man sagte es mir."

„Und wer sagte es Euch?" versetzte Anna von Oesterreich mit einer Bewegung schlecht verborgener böser Laune.

„Ich weiß, daß ich nie die Personen nennen darf, welche die Fragen beantworten, die ich an sie richte," antwortete das Kind, „oder daß ich sonst nichts mehr erfahren würde."

In diesem Augenblick trat Mazarin ein. Der König stand vollends auf, nahm sein Buch, schloß es und trug es auf den Tisch, bei welchem er aufrecht stehen blieb, um Mazarin zu nöthigen, ebenfalls zu stehen.

Mazarin beobachtete mit seinem geistreichen Auge diese ganze Scene, von welcher er die Erklärung der vorhergegangenen zu verlangen schien.

Er bückte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin, machte eine tiefe Verbeugung vor dem König, der ihm mit einem ziemlich stolzen Nicken des Kopfes dankte; aber ein Blick seiner Mutter machte es ihm zum Vorwurf, daß er sich den Gefühlen des Hasses hingab, die Ludwig XIV. seit seinen Kinderjahren gegen den Cardinal hegte, und er empfing, ein Lächeln auf den Lippen, das Compliment des Ministers.

Anna von Oesterreich war bemüht, auf dem Antlitz von Mazarin die Ursache dieses unvorhergesehenen Be-

ſuches zu errathen, denn der Cardinal kam gewöhnlich nur zu ihr, wenn ſich alle Welt zurückgezogen hatte.

Der Miniſter machte ein unmerkliches Zeichen mit dem Kopf, die Königin wandte ſich an Madame Beauvais und ſagte:

„Es iſt Zeit, daß ſich der König ſchlafen legt. Ruft La Porte.“

Die Königin hatte bereits dem jungen Ludwig drei- bis viermal geſagt, er möge ſich ſchlafen legen, und ſtets hatte das Kind mit zärtlichen Bitten darauf beſtanden, es wünſche zu bleiben. Diesmal aber machte es keine Bemerkung; es biß ſich nur in die Lippen und erbleichte.

Einen Augenblick nachher trat La Porte ein.

Das Kind ging gerade auf ihn zu, ohne ſeine Mutter zu umarmen.

„Nun, Louis,“ ſagte Anna, „warum umarmt Ihr mich nicht?“

„Ich glaubte, Ihr wäret böſe gegen mich, Madame, Ihr jagt mich fort.“

„Ich jage Euch nicht fort. Ihr habt nur vor Kurzem erſt die Blattern gehabt, ſeid noch leidend und ich fürchte, das lange Wachen könnte Euch anſtrengen.“

„Ihr habt nicht daſſelbe befürchtet, als Ihr mich heute in den Palaſt gehen hießet, um die abſcheulichen Edicte zu erlaſſen, welche das Volk ſo ſehr murren machten.“

„Sire,“ ſprach La Porte, um abzulenken, „wem befiehlt Eure Majeſtät, daß ich die Kerze geben ſoll.“

„Wem Du willſt, La Porte,“ antwortete das Kind, „vorausgeſetzt,“ fügte es bei, „es ſei nicht Herr Mancini.“

Herr Mancini war ein Neffe des Cardinals, den Mazarin als Ehrenknaben zu dem König gebracht hatte und auf welchen Ludwig XIV. einen Theil des Haſſes übertrug, der ihn gegen ſeinen Miniſter erfüllte.

Und der König entfernte ſich, ohne ſeine Mutter zu umarmen und ohne den Cardinal zu grüßen.

„Ganz gut," sprach Mazarin, „ich sehe es gerne, daß man Seine Majestät mit Abscheu vor der Heuchelei erzieht."

„Warum dies?" fragte die Königin mit beinahe schüchternem Tone.

„Es scheint mir, der Abgang des Königs bedarf keiner Commentare; Seine Majestät gibt sich keine Mühe, die geringe Zuneigung zu verbergen, die er für mich hat, was mich indessen nicht abhält, seinem Dienste, so wie dem Eurer Majestät, völlig ergeben zu sein."

„Ich bitte Euch für ihn um Vergebung," erwiederte die Königin. „Es ist ein Kind, das noch nicht alle seine Verpflichtungen gegen Euch wissen kann."

Der Cardinal lächelte.

„Aber," fuhr die Königin fort, „Ihr seid ohne Zweifel in einer wichtigen Angelegenheit gekommen. Was gibt es?"

Mazarin setzte sich, oder lehnte sich vielmehr in einen weiten Stuhl zurück und sprach mit einer schwermüthigen Miene:

„Was es gibt? Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir bald gezwungen sein, uns zu verlassen, wenn Ihr nicht Eure Ergebenheit für mich so weit treiben wollt, mir nach Italien zu folgen?"

„Und warum dies„" fragte die Königin.

„Weil, wie es in der Oper Thisbe heißt:

„Die ganze Welt verschworen ist, zu trennen unsre Liebe."

„Ihr scherzt, Herr," sagte die Königin mit einem Versuche, ihre ehemalige Würde wieder anzunehmen.

„Ach nein, Madame," sprach Mazarin, „ich scherze nicht im Geringsten. Glaubt mir, ich würde eher weinen, denn merkt Euch wohl, was ich gesagt habe:

„Die ganze Welt verschworen ist, zu trennen unsre Liebe."

„Da Ihr nun einen Theil dieser ganzen Welt bildet, so will ich Euch sagen, daß Ihr mich auch verlaßt."

„Cardinal!“

„Ei, mein Gott! habe ich Euch nicht eines Tages ganz angenehm dem Herrn Herzog von Orleans oder vielmehr dem, was er Euch sagte, zulächeln sehen?“

„Und was sagte er mir?“

„Er sagte Euch, Madame: „„Euer Mazarin ist der Stein des Anstoßes, er entferne sich und Alles wird gut gehen.““

„Was sollte ich machen?“

„Oh! Madame, es scheint mir, Ihr seid die Königin.“

„Ein schönes Königthum, der Gnade des ersten besten Dintenklexers vom Palais Royal oder des elendesten Strohjunkers im Reiche preisgegeben!“

„Ihr seid indessen stark genug, um die Leute von Euch zu entfernen, die Euch mißfallen.“

„Das heißt, die Euch mißfallen,“ antwortete die Königin.

„Mir?“

„Allerdings. Wer hat Frau von Chevreuse fortgeschickt, welche zwölf Jahre lang unter der vorhergehenden Regierung verfolgt worden war?“

„Eine Intrigantin, welche gegen mich die Cabalen fortsetzen wollte, die sie gegen Herrn von Richelieu angefangen hatte.“

„Wer hat Frau von Hautefort fortgeschickt, diese Frau, welche eine so vollkommene Freundin war, daß sie die Gnade des Königs ausschlug, um in der meinigen zu bleiben?“

„Eine Heuchlerin, die Euch jeden Abend beim Auskleiden sagte, einen Priester lieben, heiße seine Seele verderben; als ob man Priester wäre, weil man Cardinal ist!“

„Wer hat Herrn von Beaufort verhaften lassen?“

„Ein Brausekopf, der von nichts weniger sprach, als von meiner Ermordung.“

„Ihr seht wohl, Cardinal,“ versetzte die Königin, „daß Eure Feinde auch die meinigen sind.“

„Das ist nicht genug, Madame. Eure Freunde müssen auch die meinigen sein.“

„Meine Freunde? Herr!“ sprach die Königin und schüttelte den Kopf. „Ach, ich habe keine mehr!“

„Wie, Ihr habt keine Freunde mehr im Glück, während Ihr viele im Unglück hattet?“

„Weil ich im Glück diese Freunde vergaß, mein Herr, weil ich es gemacht habe, wie die Königin Maria von Medicis, die, aus ihrer ersten Verbannung zurückgekehrt, alle diejenigen mit Verachtung behandelte, welche für sie gelitten hatten, und die zum zweiten Male geächtet, von aller Welt und sogar von ihrem Sohne verlassen, denn alle Welt verachtete sie jetzt, in Köln starb.“

„Bedenkt,“ sprach Mazarin, „wäre es nicht mehr Zeit, das Uebel gut zu machen? Sucht unter Euren Freunden, unter Euren ältesten Freunden.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr?“

„Nichts Anderes, als was ich sage, suchet.“

„Ach! ich mag immerhin um mich her schauen, ich habe auf Niemand mehr Einfluß. Monsieur wird wie immer von seinem Günstling geleitet; gestern war es Choisy, heute ist es la Rivière, morgen wird es ein Anderer sein. Der Herr Prinz wird von Frau von Longueville geleitet, welche ihrerseits den Willen des Prinzen von Marsillac, ihres Liebhabers, thut. Herr von Conti wird von dem Coadjutor geleitet, der sich von Frau von Guémené lenken läßt.“

„Ich sage Euch auch nicht, Madame, Ihr solltet Euch unter Euren Freunden von heute umschauen, sondern unter Euren ehemaligen Freunden.“

„Unter meinen ehemaligen Freunden?“ fragte die Königin.

„Ja, unter Euren ehemaligen Freunden, unter denjenigen, welche Euch gegen den Herrn Herzog von Richelieu kämpfen und ihn sogar besiegen halfen.“

„Wo will er hinaus?“ murmelte die Königin und ſchaute den Cardinal unruhig an.

„Ja,“ fuhr dieſer fort, „unter gewiſſen Umſtänden; mit dem mächtigen, feinen Geiſte, der Eure Majeſtät charakteriſirt, wußtet Ihr mit Hülfe Eurer Freunde die Angriffe dieſes Gegners zurückzuſchlagen.“

„Ich?“ ſagte die Königin, „ich habe nur gelitten.“

„Ja,“ ſprach Mazarin, „wie die Frauen leiden, indem ſie ſich rächen. Kommen wir zur Sache. Kennt Ihr Herrn von Rochefort?“

„Herr von Rochefort gehört nicht zu meinen Freunden,“ antwortete die Königin, „ſondern im Gegentheil zu meinen erbittertſten Feinden. Er war einer der treueſten Diener des Cardinals. Ich glaubte, Ihr wüßtet es.“

„Ich weiß es ſo gut,“ antwortete Mazarin, „daß wir ihn in die Baſtille ſetzen ließen.“

„Iſt er herausgekommen?“ fragte die Königin.

„Nein, beruhigt Euch, er iſt immer noch daſelbſt; aber ich ſpreche nur von ihm, um auf einen Andern zu kommen. Kennt Ihr Herrn d'Artagnan?“ fuhr Mazarin, der Königin in das Geſicht ſchauend, fort.

Anna von Oeſterreich empfing den Stoß mitten im Herzen.

„Sollte der Gascogner geſchwatzt haben?“ murmelte ſie. Dann fügte ſie laut bei:

„D'Artagnan? wartet doch. Ja gewiß, dieſer Name iſt mir bekannt; d'Artagnan, ein Musketier, welcher eine von meinen Frauen liebte. Armes kleines Geſchöpf, das meinetwegen an Gift ſtarb.“

„Iſt dies Alles?“ fragte Mazarin.

Die Königin ſchaute den Cardinal erſtaunt an.

„Aber, mein Herr,“ ſagte ſie, „es ſcheint mir, Ihr unterwerft mich einem Verhör.“

„Bei dem Ihr jedenfalls,“ erwiederte Mazarin mit ſeinem ewigen Lächeln und ſeinem ſtets ſüßen Tone, „nur nach Eurer Phantaſie antwortet.“

„Drückt Euren Wunſch klar aus, mein Herr, und

ich werde ebenso antworten," sagte die Königin, welche ungeduldig zu werden anfing.

„Wohl, Madame, antwortete Mazarin, sich verbeugend. „Ich wünschte, Ihr ließet mich an Euren Freunden Antheil nehmen, wie ich Euch an dem Bischen Gewandtheit und Talent Antheil nehmen ließ, womit mich der Himmel begabt hat. Die Umstände sind von ernster Bedeutung und man muß energisch handeln."

„Abermals!" sprach die Königin, „ich glaubte, mit Herrn von Beaufort wären wir quitt."

„Ihr habt nur den Strom gesehen, der Alles niederreißen wollte, und das stehende Wasser nicht wahrgenommen. Es gibt jedoch in Frankreich ein Sprichwort über das stehende Wasser."

„Vollendet," sagte die Königin.

„Nun wohl," fuhr Mazarin fort; „ich dulde alle Tage Unverschämtheiten, die sich Eure Prinzen und Eure betitelten Knechte gegen mich erlauben, lauter Automaten, die nicht sehen, daß ich ihren Faden in der Hand halte, und die unter meinem geduldigen Ernste das Lachen des gereizten Mannes nicht errathen, der sich selbst zugeschworen hat, eines Tags der stärkste zu sein. Wir haben allerdings Herrn von Beaufort verhaften lassen, aber das war der am mindesten Gefährliche von Allen. Noch ist der Herr Prinz vorhanden."

„Der Sieger von Rocroir? Ihr denkt nicht daran!"

„Ja, Madame, und zwar sehr oft, aber Pacienza, wie wir Italiener sagen. Dann nach Herrn von Condé ist der Herr Herzog von Orleans da."

„Was sagt Ihr? der erste Prinz von Geblüt, der Oheim des Königs!"

„Nicht der erste Prinz von Geblüt, nicht der Oheim des Königs, sondern der feige Meuterer, der unter der vorigen Regierung, angetrieben von seinem launenhaften, phantastischen Charakter, zernagt von erbärmlichem Aerger, verzehrt von einem platten Ehrgeize, eifersüchtig auf Alles,

was ihn an ritterlichem Sinn und Muth übertraf, aufgebracht darüber, daß er wegen seiner inneren Hohlheit nichts war, sich zum Echo aller schlechten Gerüchte, zur Seele aller Cabalen machte, that als ob er allen den braven Leuten entgegenkäme, welche die Albernheit hatten, an das Wort eines Mannes von königlichem Blute zu glauben, und sie verläugnete, wenn sie das Schaffot bestiegen! Nicht der erste Prinz von Geblüt, nicht der Oheim des Königs, ich wiederhole es, sondern der Mörder von Chalais, Montmorency und von Cinq-Mars, welcher gegenwärtig dasselbe Spiel zu spielen versucht und sich einbildet, er werde die Partie gewinnen, weil er den Gegner verhindert hat, statt sich gegenüber einen Menschen zu haben, der droht, einen Mann sieht, welcher lächelt. Aber er täuscht sich, er wird verloren haben, und es liegt nicht in meinem Interesse, bei der Königin diesen Gährungsstoff der Uneinigkeit zu dulden, mit welchem der verstorbene Herr Cardinal die Galle des Königs zwanzig Jahre lang in Aufruhr erhalten hat."

Anna erröthete und verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

„Ich will Eure Majestät nicht demüthigen," fuhr Mazarin mit etwas ruhigerem Tone, aber zugleich mit seltsamer Festigkeit fort. „Man soll die Königin ehren und ihren Minister achten, denn in Aller Augen bin ich nur dieses. Eure Majestät weiß, daß ich nicht, wie viele Leute behaupten, ein aus Italien gekommener Straßenläufer bin; alle Welt soll dieß wissen, wie Eure Majestät."

„Was soll ich denn thun?" fragte Anna von Oesterreich, gebeugt unter dieser gebietenden Stimme.

„Ihr sollt in Eurem Gedächtniß den Namen der treuen, ergebenen Menschen suchen, welche trotz Herrn von Richelieu über das Meer gefahren sind, Spuren ihres Blutes die ganze Straße entlang zurücklassend, um Euerer

Majestät einen gewissen Schmuck zu bringen, den sie Herrn von Buckingham gegeben hatte."

Anna von Oesterreich erhob sich majestätisch und zornig, als ob eine Feder sie aufgeschnellt hätte, und schaute den Cardinal mit dem Stolze und der Würde an, wodurch sie in den Tagen ihrer Jugend so mächtig gewesen war.

„Ihr beleidigt mich, Herr," sagte sie.

„Ich will," fuhr Mazarin fort, den Gedanken vollendend, den die Bewegung der Königin durchschnitten hatte, „ich will, daß Ihr für Euern Gatten thut, was Ihr einst für Euern Liebhaber gethan habt."

„Abermals diese Verläumdung?" rief die Königin, „ich hielt sie für todt und erstickt, denn Ihr hattet sie mir bis jetzt erspart. Jetzt sprecht Ihr mir aber ebenfalls davon. Desto besser, denn die Frage wird nun unter uns abgemacht werden, und Alles ist abgemacht, versteht Ihr mich?"

„Aber, Madame," sprach Mazarin erstaunt über diese Rückkehr der Kraft, „ich verlange gar nicht, daß Ihr mir Alles sagen sollt."

„Und ich will Euch Alles sagen," entgegnete Anna von Oesterreich. „Hört also: Es gab wirklich zu jener Zeit vier ergebene Herzen, vier ritterliche Seelen, vier treue Degen, die mir mehr als das Leben, die mir die Ehre retteten."

„Oh! Ihr gesteht!" rief Mazarin.

„Ist nur die Ehre der Schuldigen auf das Spiel gesetzt, mein Herr, und kann man nicht einen Menschen, eine Frau besonders, dem Scheine nach entehren? Ja, der Schein war gegen mich und ich sollte entehrt werden, und dennoch, ich schwöre es Euch, war ich nicht schuldig. Ich schwöre es . . ."

Die Königin suchte nach etwas Heiligem, worauf sie schwören könnte, zog aus einem unter der Tapete verborgenen Schranke ein kleines, mit Silber incrustirtes, Kistchen

von Rosenholz hervor, stellte es auf den Altar und fuhr fort:

„Ich schwöre auf diese heilige Reliquie, ich liebte Herrn von Buckingham, aber Herr von Buckingham war nicht mein Liebhaber.“

„Und was für eine Reliquie ist es, auf die Ihr diesen Eid leistet?“ sprach Mazarin lächelnd; „denn ich muß gestehen, als ein Römer bin ich ungläubig; es ist ein Unterschied unter den Reliquien.“

Die Königin machte einen kleinen goldenen Schlüssel von ihrem Halse los und übergab ihn dem Cardinal.

„Oeffnet, mein Herr,“ sprach sie, „und seht selbst.“

Mazarin nahm erstaunt den Schlüssel und öffnete das Kistchen, worin er nur ein vom Rost zerfressenes Messer und zwei Briefe fand, von denen der eine mit Blut befleckt war.

„Was ist das?“ fragte Mazarin.

„Was das ist, mein Herr?“ sprach Anna von Oesterreich mit ihrer königlichen Geberde und über dem geöffneten Kistchen einen Arm ausstreckend, welcher trotz der Jahre vollkommen schön geblieben war. „Ich will es Euch sagen: diese zwei Briefe sind die einzigen, die ich ihm je geschrieben habe; dieses Messer ist dasjenige, mit welchem ihn Felton ermordet hat. Leset die Briefe, mein Herr, und Ihr werdet sehen, ob ich gelogen habe.“

Trotz der ihm von der Königin ertheilten Erlaubniß nahm Mazarin, in einem natürlichen Gefühle, statt die Briefe zu lesen, das Messer, welches Buckingham sterbend aus seiner Wunde gerissen und durch La Porte der Königin geschickt hatte. Die Klinge war ganz zerfressen, denn das Blut hatte sich in Rost verwandelt; nachdem er es einen Augenblick angeschaut, während die Königin so weiß wurde, als das Tuch des Altars, worauf sie sich stützte, legte er es mit unwillkürlichem Schaudern wieder in das Kistchen.

„Es ist gut, Madame," sagte er, „ich baue auf Euern Eid."

„Nein, nein, leset," rief die Königin, die Stirne faltend, „leset, ich will es, damit meinem Entschlusse gemäß, Alles diesmal abgemacht sei und wir nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen. Glaubt Ihr," fügte sie mit furchtbarem Lächeln bei, „ich sei geneigt, dieses Kistchen bei jeder von Euern zukünftigen Anklagen wieder zu öffnen?"

Durch diese Energie beherrscht, gehorchte Mazarin beinahe maschinenmäßig und las die zwei Briefe. Der eine war derjenige, durch welchen die Königin von Buckingham ihre Nestelstifte zurückverlangte; es war das Schreiben, das d'Artagnan nach England gebracht hatte, wo es zu rechter Zeit ankam; der andere Brief war der von La Porte dem Herzog zugestellte, worin ihn die Königin benachrichtigte, man wolle ihn ermorden, dieser aber war zu spät gekommen.

„Es ist gut, Madame," sprach Mazarin, „hierauf läßt sich nichts erwiedern."

„Ja, mein Herr," sprach die Königin, das Kistchen wieder verschließend und ihre Hand darauf legend; „wenn sich etwas darauf erwiedern läßt, so ist es, daß ich stets undankbar gegen diejenigen gewesen bin, welche mich gerettet haben und Alles thaten, um ihn zu retten; daß ich dem braven d'Artagnan, von dem Ihr so eben spracht, nichts gegeben habe, als meine Hand zu küssen und diesen Diamant."

Die Königin streckte ihre schöne Hand gegen den Cardinal aus und zeigte ihm einen herrlichen Edelstein, der an ihrem Finger funkelte.

„Er hat ihn, wie es scheint, in einem Augenblick der Verlegenheit verkauft; er hat ihn verkauft, um mich zum zweiten Male zu retten, denn es geschah, damit ich einen Boten an den Herzog schicke und ihn benachrichtige, daß er ermordet werden sollte."

„D'Artagnan wußte es also."

„Er wußte Alles. Wie er dies machte, weiß ich nicht: Kurz er verkaufte den Ring an Herrn des Essarts, an dessen Finger ich ihn sah, und von welchem ich ihn wieder kaufte; doch dieser Diamant gehört ihm, mein Herr, gebt ihm denselben in meinem Namen zurück, und da Ihr das Glück habt, einen solchen Menschen in Eurer Nähe zu besitzen, so sucht Vortheil daraus zu ziehen."

„Ich danke, Madame," sprach Mazarin, „ich werde Euren Rath benützen."

„Und nun," sagte die Königin, als hätte sie die Aufregung völlig entkräftet, „habt Ihr noch etwas Anderes von mir zu fordern?"

„Nichts, Madame," erwiederte Mazarin mit seinem einschmeichelndsten Tone, „ich habe Euch nur zu bitten, mir meinen ungerechten Verdacht zu vergeben, aber ich liebe Euch so unendlich, daß man nicht staunen darf, wenn ich selbst über die Vergangenheit eifersüchtig bin."

Ein Lächeln von unbeschreiblichem Ausdruck umspielte die Lippen der Königin.

„Nun wohl, mein Herr," sagte sie, „wenn Ihr nichts Anderes mehr von mir zu fordern habt, so laßt mich allein; Ihr begreift, daß ich nach einer solchen Scene der Einsamkeit bedarf."

Mazarin verbeugte sich.

„Ich entferne mich, Madame," sprach er, „erlaubt Ihr mir wiederzukommen?"

„Ja, aber morgen; ich werde dieser ganzen Zeit bedürfen, um wieder Ruhe zu gewinnen."

Der Cardinal nahm die Hand der Königin, küßte sie zärtlich und zog sich zurück.

Kaum hatte er sich entfernt, als sich die Königin in das Gemach ihres Sohnes begab und La Porte fragte, ob der König zu Bette gegangen wäre. La Porte deutete mit der Hand auf das schlafende Kind.

Anna von Oesterreich stieg auf die Stufen des Bettes, näherte ihre Lippen der gefaltenen Stirne ihres Sohnes

und drückte sachte einen Kuß darauf; dann ging sie stille, wie sie gekommen war, wieder weg, wobei sie sich begnügte, zu dem Kammerdiener zu sagen:

„Seid bemüht, mein lieber La Porte, daß der König dem Herrn Cardinal, gegen den er und ich so große Verbindlichkeiten haben, ein besseres Gesicht macht."

V.

Gascogner und Italiener.

Während dieser Zeit war der Cardinal in sein Cabinet zurückgekehrt, an dessen Thüre Bernouin wachte, den er fragte, ob nichts Neues vorgefallen und ob keine Meldung von Außen gekommen wäre. Auf seine verneinende Antwort hieß er ihn durch ein Zeichen sich entfernen.

Allein geblieben öffnete er die Thüre des Corridors und dann die des Vorzimmers. D'Artagnan schlief ermüdet auf einer Bank.

„Herr d'Artagnan!" sprach er mit leiser Stimme.

D'Artagnan rührte sich nicht.

„Herr d'Artagnan!" sprach er lauter.

D'Artagnan fuhr fort zu schlafen.

Der Cardinal näherte sich ihm und berührte seine Schulter mit der Fingerspitze.

Dießmal fuhr d'Artagnan zusammen, erwachte und stand erwachend auch aufrecht, wie ein Soldat unter den Waffen.

„Hier!" sagte er, „wer ruft mich?"

„Ich," erwiederte Mazarin mit seinem freundlichsten Gesichte.

„Ich bitte Eure Eminenz um Vergebung," sprach d'Artagnan, aber ich war so müde . . ."

„Bittet nicht um Vergebung, mein Herr," erwiederte Mazarin, „denn Ihr habt Euch in meinem Dienste ermüdet."

D'Artagnan bewunderte die anmuthige Miene des Ministers.

„Oho!" murmelte er zwischen den Zähnen, „ist das Sprichwort wahr, welches sagt: Das Gute kommt im Schlafe?"

„Folgt mir, mein Herr," sagte Mazarin.

„Vortrefflich," murmelte d'Artagnan, „Rochefort hat mir Wort gehalten; nur möchte ich wissen, wo des Teufels er herausgekommen ist?"

Und er schaute in allen Winkeln des Cabinets umher, aber es war kein Rochefort da.

„Herr d'Artagnan," sagte Mazarin, nachdem er sich gesetzt und eine bequeme Stellung in seinem Fauteuil eingenommen hatte, „Ihr seid mir immer als ein braver, muthiger Mann vorgekommen."

„Das ist möglich," dachte d'Artagnan, „aber er hat sich Zeit gelassen, es mir zu sagen." Dessen ungeachtet bückte er sich vor Mazarin bis auf den Boden, um sein Compliment zu erwiedern.

„Nun wohl," fuhr Mazarin fort, „der Augenblick ist gekommen, um aus Eurem Talente und aus Eurem Muthe Nutzen zu ziehen."

Die Augen des Offiziers schleuderten gleichsam einen Freudenblitz, der sogleich wieder erlosch, denn er wußte nicht, wo Mazarin hinaus wollte.

„Befehlt, Monseigneur, ich bin bereit, Eurer Eminenz zu gehorchen."

„Herr d'Artagnan," fuhr Mazarin fort, „Ihr habt unter der letzten Regierung gewisse Thaten vollbracht ..."

„Eure Eminenz ist zu gut, daß sie sich dessen erinnert ... Es ist wahr, ich habe den Krieg mit ziemlich günstigem Erfolg mitgemacht ...."

„Ich spreche nicht von Euren Kriegsthaten," entgegnete Mazarin, „denn obgleich sie einiges Aufsehen machten, so sind sie doch von andern übertroffen worden."

D'Artagnan spielte den Erstaunten.

„Wie?“ sprach Mazarin, „Ihr antwortet nicht?“

„Ich warte darauf,“ versetzte d'Artagnan, „daß Monseigneur mir sagt, von welchen Thaten er zu sprechen die Gnade hat.“

„Ich spreche von den Abenteuern in . . . Ihr wißt wohl, was ich sagen will?“

„Ach nein, Monseigneur,“ antwortete d'Artagnan ganz erstaunt.

„Ihr seid verschwiegen? desto besser! Ich spreche von jenem Abenteuer der Königin, von den Nestelstiften, von der Reise, die Ihr mit drei von Euren Freunden gemacht habt.“

„He, he!“ dachte der Gascogner, „ist das eine Falle? Da müssen wir fest halten.“

Und er bewaffnete seine Züge mit einem Erstaunen, um das ihn Mondori und Bellerose, die zwei besten Schauspieler jener Zeit, beneidet hätten.

„Sehr gut!“ rief Mazarin lachend. „Bravo! man hat mir wohl gesagt, Ihr wäret der Mann, dessen ich bedürfe. Laßt hören, was würdet Ihr wohl für mich thun?“

„Alles, was Eure Eminenz mir zu thun befehlen wird,“ antwortete d'Artagnan.

„Werdet Ihr für mich thun, was Ihr einst für eine Königin gethan habt?“

„Es ist entschieden,“ sagte d'Artagnan zu sich selbst, „man will mich zum Sprechen bringen. Lassen wir ihn immerhin herankommen. Der Teufel ist nicht feiner, als Richelieu.“

„Für eine Königin, Monseigneur? ich begreife nicht!“

„Ihr begreift nicht, daß ich Eurer und Eurer drei Freunde bedarf?“

„Welcher Freunde, Monseigneur?“

„Eurer drei ehemaligen Freunde.“

„Ehemals hatte ich nicht drei, sondern fünfzig Freunde, Monseigneur,“ antwortete d'Artagnan. „Mit zwanzig Jahren nennt man alle Menschen seine Freunde.“

„Gut, gut, Herr Offizier," sagte Mazarin; „die Verschwiegenheit ist eine schöne Sache, aber heute könntet Ihr es bereuen, zu verschwiegen gewesen zu sein."

„Monseigneur, Pythagoras ließ seine Schüler fünf Jahre lang Stillschweigen beobachten, um sie schweigen zu lehren."

„Und Ihr habt es zwanzig Jahre lang beobachtet, mein Herr, das ist fünfzehn Jahre mehr, als ein pythagoräischer Philosoph, was mir hinreichend erscheint. Sprecht also heute immerhin, denn die Königin selbst entbindet Euch Eures Schwures."

„Die Königin!" sagte d'Artagnan mit einem Erstaunen, das diesmal nicht gespielt war.

„Ja, die Königin. Und zum Beweise, daß ich in ihrem Namen mit Euch spreche, hat sie mich beauftragt, Euch diesen Diamant zu zeigen, von welchem sie behauptet, Ihr kennet ihn, und den sie von Herrn des Essarts wieder erkauft hat."

Mazarin streckte die Hand nach dem Offizier aus, und dieser seufzte, als er den Ring wieder erkannte, den ihm die Königin am Abend des Balles im Stadthause geschenkt hatte.

„Es ist wahr," sagte d'Artagnan, „ich erkenne diesen Diamant, welcher der Königin gehört hat."

„Ihr seht also wohl, daß ich in ihrem Namen mit Euch spreche. Antwortet mir, ohne fernerhin Komödie zu spielen. Ich habe Euch schon gesagt und wiederhole, daß Euer Glück davon abhängt."

„Meiner Treu, Monseigneur, ich habe es sehr nöthig, mein Glück zu machen. Eure Eminenz vergaß mich so lange!"

„Es braucht nicht mehr, als acht Tage, um dies gut zu machen. Ihr seid einmal hier; aber wo sind Eure Freunde?"

„Ich weiß es nicht, Monseigneur."

„Wie, Ihr wißt es nicht?"

„Nein, wir sind seit geraumer Zeit getrennt, denn alle Drei haben den Dienst verlassen."

„Aber wo werdet Ihr sie wiederfinden?"

„Ueberall, wo sie sich aufhalten; das ist meine Sache."

„Gut . . . Eure Bedingung?"

„Geld, Monseigneur, so viel, als unsere Unternehmungen fordern. Ich erinnere mich zuweilen nur zu gut, wie sehr wir ohne Geld gehemmt waren, und ohne diesen Diamant, den ich zu verkaufen mich genöthigt sah, wären wir auf dem Wege liegen geblieben."

„Teufel! Geld, und zwar viel," sprach Mazarin. „Wie rasch Ihr darauf losgeht, Herr Offizier! Wißt Ihr, daß in den Kassen des Königs kein Geld ist?"

„Macht es wie ich, Monseigneur, verkauft die Diamanten der Krone. Glaubt mir, wir wollen nicht handeln; man führt große Dinge nur schlecht aus mit kleinen Mitteln."

„Nun wohl," sprach Mazarin, „wir werden Euch zu befriedigen suchen."

„Richelieu," dachte d'Artagnan, „hätte mir bereits fünfhundert Pistolen Handgeld gegeben."

„Ihr gehört also mein?"

„Ja, wenn meine Freunde wollen."

„Aber falls sie sich weigern, kann ich auf Euch zählen?"

„Ich habe nie etwas Gutes ganz allein gethan," antwortete d'Artagnan, den Kopf schüttelnd.

„Sucht sie also auf."

„Was soll ich ihnen sagen, um sie zu bestimmen, Eurer Eminenz zu dienen?"

„Ihr kennt sie besser als ich; nach ihren Charakteren versprechet ihnen."

„Was soll ich ihnen versprechen?"

„Sie mögen mir dienen, wie sie der Königin gedient haben, und meine Dankbarkeit wird glänzend sein."

„Was sollen wir thun?"

„Alles, denn es scheint, Ihr wißt Alles zu thun.“

„Monseigneur, wenn man Vertrauen zu den Menschen hat und man will, daß sie Vertrauen zu uns haben sollen, so unterrichtet man sie besser, als dies Eure Eminenz thut.“

„Ist der Augenblick gekommen,“ versetzte Mazarin, „so werdet Ihr alle meine Gedanken erfahren, darüber seid unbesorgt.“

„Und bis dahin?“

„Wartet und sucht Eure Freunde.“

„Monseigneur, vielleicht sind sie nicht in Paris; ja dies ist sogar wahrscheinlich, ich werde reisen müssen. Ich bin nur ein sehr armer Musketierlieutenant und die Reisen sind theuer.“

„Es liegt nicht in meiner Absicht,“ sagte Mazarin, „daß Ihr mit einem großen Gefolge erscheint. Meine Pläne bedürfen des Geheimnisses und würden unter einer großen Equipage leiden.“

„Ich wiederhole, Monseigneur, ich kann nicht mit meinem Solde reisen, da man bei mir mit drei Monaten im Rückstande ist, und ich kann auch nicht mit meinem Ersparnissen reisen, insofern ich seit zweiundzwanzig Jahren, die ich im Dienste bin, nur Schulden erspart habe.“

Mazarin blieb einen Augenblick nachdenkend, als ob sich ein gewaltiger Kampf in seinem Innern entspänne. Dann ging er auf einen dreifach geschlossenen Schrank zu und zog einen Sack hervor, den er wiederholt in der Hand wog, ehe er ihn d'Artagnan gab.

„Nehmt dieß,“ sprach er mit einem Seufzer, es ist für die Reise.“

„Wenn es spanische Dublonen oder Goldthaler sind,“ dachte d'Artagnan, „so können wir noch ein Geschäft mit einander machen.“

Er verbeugte sich vor dem Cardinal und schob den Sack in seine weite Tasche.

„Nun, das ist abgemacht," versetzte der Cardinal, „Ihr reiset."

„Ja, Monseigneur."

„Schreibt mir alle Tage und gebt mir Nachricht von Eurer Unterhandlung."

„Ich werde nicht verfehlen, dies zu thun, Monseigneur."

„Gut. Doch halt, der Name Eurer Freunde..?"

„Der Name meiner Freunde?" wiederholte d'Artagnan mit einem Reste von Unruhe.

„Ja, während Ihr Eurerseits suchet, werde ich mich meinerseits erkundigen und vielleicht erfahre ich etwas."

„Der Herr Graf de la Fère, sonst Athos genannt, Herr du Vallon, sonst Porthos genannt, und der Herr Chevalier d'Herblay, gegenwärtig Abbé d'Herblay, früher Aramis genannt."

Der Cardinal lächelte.

„Junker," sprach er, „die sich unter falschen Namen unter den Musketieren hatten aufnehmen lassen, um nicht ihre Familiennamen zu compromittiren . . . lange Stoßdegen, leichte Börsen. Man kennt das."

„Wenn es Gottes Wille ist, daß diese Stoßdegen in den Dienst Eurer Eminenz treten," erwiederte d'Artagnan, „so wage ich den Wunsch auszudrücken, die Börse Eurer Eminenz möge leicht und die ihrige dafür schwer werden; denn mit diesen drei Männern und mit mir kann Euere Eminenz ganz Frankreich und sogar ganz Europa in Bewegung setzen, wenn es Euch beliebt."

„Diese Gascogner," sprach Mazarin lächelnd, „kommen den Italienern in der Prahlerei gleich."

„In jedem Fall," sagte d'Artagnan mit einem Lächeln, ähnlich dem des Cardinals, „in jedem Fall stehen sie über ihnen, was das Schwert betrifft."

Und er trat ab, nachdem er um einen Urlaub gebeten hatte, der ihm sogleich bewilligt und von dem Cardinal selbst unterzeichnet wurde.

Kaum war er außen, so näherte er sich einer Laterne, welche er im Hofe fand, und schaute rasch in den Sack.

„Silberthaler!“ rief er verächtlich, „ich vermuthete es! Ach, Mazarin, Mazarin! Du hast kein Vertrauen zu mir. Desto schlimmer! das wird Dir Unglück bringen.“

Während dieser Zeit rieb sich der Cardinal die Hände.

„Hundert Pistolen!“ murmelte er, „hundert Pistolen! um hundert Pistolen habe ich ein Geheimniß erhandelt, wofür Herr Richelieu zwanzig tausend Thaler bezahlt hätte. Diesen Diamant nicht zu rechnen,“ fügte er bei und warf einen verliebten Blick auf den Ring, den er behalten hatte, statt ihn d'Artagnan zu geben, „diesen Ring nicht zu rechnen, welcher wenigstens zehntausend Livres werth ist.“

Und der Cardinal kehrte in sein Zimmer zurück, ganz freudig über diesen Abend, an welchem er einen so schönen Vortheil gemacht hatte, legte den Ring in ein mit Brillanten aller Art ausgestattetes Etui, denn Mazarin hatte Geschmack für Edelsteine, und rief sodann Bernouin, um sich auskleiden zu lassen, ohne sich weiter um den Lärmen, der fortwährend, gleichsam in Windstößen an die Fensterscheiben schlug, und um die Flintenschüsse zu bekümmern, welche noch in Paris erschollen, obgleich es bereits eilf Uhr vorüber war.

Während dieser Zeit ging d'Artagnan in die Rue Tiquetonne, wo er in der Herberge zur Rehziege wohnte.

Wir wollen mit wenigen Worten erzählen, wie es gekommen war, daß d'Artagnan dieses Quartier gewählt hatte.

VI.

D'Artagnan mit vierzig Jahren.

Ach! seit der Zeit, wo wir in unserem Romane der drei Musketiere d'Artagnan in der Rue des Fossoyeurs Nro. 12 verließen, waren viele Dinge und besonders viele Jahre vorübergegangen.

D'Artagnan hatte sich nicht gegen die Umstände verfehlt, wohl aber verfehlten sich die Umstände gegen d'Artagnan. So lang seine Freunde ihn umgaben, war d'Artagnan in seiner Jugend und in seiner Poesie geblieben. Er war eine von den feinen und geistreichen Naturen, welche sich leicht mit den Eigenschaften Anderer in Einklang setzten. Athos gab ihm von seiner Größe, Porthos von seinem Feuer, Aramis von seiner Eleganz. Hätte d'Artagnan fortwährend mit diesen drei Männern gelebt, so wäre er ein erhabener Mensch geworden. Athos verließ ihn zuerst, um sich auf ein kleines Landgut zurückzuziehen, das er in der Gegend von Blois geerbt hatte; sodann Porthos, um seine Procuratorin zu heirathen, und endlich Aramis, um wirklich in den geistlichen Stand einzutreten und sich zum Abbé machen zu lassen. Von diesem Augenblick an fand sich d'Artagnan, der seine Zukunft mit der dieser drei Freunde vermischt zu haben schien, vereinzelt und schwach, ohne den Muth, eine Laufbahn zu verfolgen, auf der er, wie er fühlte, nur unter der Bedingung etwas werden konnte, daß ihm jeder von seinen drei Freunden, wenn man so sagen darf, einen Theil des elektrischen Fluidums, das er vom Himmel erhalten hatte, abtreten würde.

Obgleich Lieutenant der Musketiere geworden, sah sich d'Artagnan darum nicht minder vereinzelt. Er war nicht von hinreichend hoher Geburt, wie Athos, daß sich die großen Häuser vor ihm geöffnet hätten. Er war nicht

eitel genug, wie Porthos, um glauben zu machen, er sehe die vornehme Gesellschaft. Er war nicht Edelmann genug, wie Aramis, um sich, die Elemente hiezu aus sich selbst ziehend, in seiner natürlichen Eleganz zu erhalten. Eine Zeit lang hatte die reizende Erinnerung an Madame Bonacieux dem Geiste des jungen Lieutenants das Gepräge einer gewissen Poesie verliehen; aber wie die Erinnerung an alle Dinge dieser Welt vergänglich ist, so verwischte sich auch diese allmälig; das Garnisonsleben ist sehr nachtheilig, selbst für aristokratische Organisationen. Von den zwei entgegengesetzten Naturen, welche die Individualität von d'Artagnan bildeten, trug die materielle Natur endlich den Sieg davon, und ganz sachte war d'Artagnan, stets in Garnison, stets im Lager, stets zu Pferde, das geworden, was man gegenwärtig (ich weiß nicht, wie man es zu jener Zeit nannte), einen wahren Cavalieristen nennt.

Darum hatte d'Artagnan nicht gerade seine ursprüngliche Feinheit verloren, nein, durchaus nicht. Diese Feinheit hatte sich im Gegentheil vielleicht noch vermehrt oder erschien wenigstens doppelt merkwürdig unter einer etwas plumpen Hülle; aber er hatte diese Feinheit auf die kleinen und nicht auf die großen Dinge des Lebens angewendet, auf den materiellen Wohlstand, was die Soldaten darunter verstehen, d. h. auf den Besitz eines guten Lagers, einer guten Tafel, einer guten Wirthin.

Und d'Artagnan hatte Alles dies seit sechs Jahren in der Rue Tiquetonne unter dem Schilde der Rehziege gefunden.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts in diesem Gasthofe verliebte sich die Wirthin, eine schöne, frische Flamänderin von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, sterblich in ihn. Nach einigen Liebschaften, welche sehr durch einen unbequemen Gatten durchkreuzt wurden, dem d'Artagnan zehnmal zum Scheine gedroht hatte, er werde ihm seinen Degen durch den Leib rennen, war dieser

Gatte an einem schönen Morgen verschwunden, um für immer zu desertiren, nachdem er heimlicher Weise einige Fässer Wein verkauft und das Geld und die Juwelen mitgenommen hatte. Man hielt ihn für todt, seine Frau besonders, die sich mit dem süßen Gedanken des Wittwenstandes schmeichelte, behauptete keck, er wäre hinübergegangen. Endlich nach drei Jahren einer Verbindung, welche d'Artagnan zu brechen sich wohl hütete, denn er fand jedes Jahr seine Geliebte und sein Lager angenehmer als zuvor, hatte die Herrin des Hauses die auffallende Anmaßung, wieder in den Ehestand treten zu wollen, und machte d'Artagnan den Antrag, sie zu heirathen.

„Ah, pfui!" antwortete d'Artagnan, „Doppelehe, meine Liebe! Stille, Ihr denkt nicht daran."

„Aber er ist todt, ich bin es fest überzeugt."

„Es war ein ärgerlicher Schuft und er würde sicherlich zurückkommen, um uns hängen zu lassen."

„Nun wohl, wenn er zurückkommt, so tödtet Ihr ihn; Ihr seid so muthig und so geschickt!"

„Pest, mein Kätzchen, das ist ein zweites Mittel, um gehängt zu werden."

„Also Ihr weist meine Bitte zurück?"

„Allerdings, ganz und gar."

Die schöne Wirthin war in Verzweiflung; sie hätte gerne aus Herrn d'Artagnan nicht nur ihren Gatten, sondern auch ihren Gott gemacht. Er war ein so schöner Mann und ein so stolzer Schnurrbart!

Gegen das vierte Jahr dieser Verbindung kam die Expedition nach Franche-Comté! d'Artagnan wurde zur Theilnahme bezeichnet und schickte sich an, auszumarschiren. Da gab es große Schmerzen, Thränen ohne Ende, feierliche Versprechungen, treu zu bleiben: Alles von Seiten der Wirthin, wohlverstanden. D'Artagnan war zu sehr vornehmer Mann, um etwas zu geloben; auch versprach er nur, zu thun, was in seinen Kräften läge, um den Ruhm seines Namens zu erhöhen.

In dieſer Hinſicht kennt man den Muth von d'Artagnan. Er bezahlte auf eine bewunderungswürdige Weiſe mit ſeiner Perſon. Und als er an der Spitze ſeiner Compagnie angriff, erhielt er eine Kugel durch die Bruſt, die ihn auf das Schlachtfeld niederſtreckte. Man ſah ihn vom Pferde fallen, man ſah, daß er ſich nicht wieder erhob, man hielt ihn für todt, und alle diejenigen, welche Hoffnung hatten, ihm in ſeinem Grade zu folgen, ſagten auf gut Glück, er wäre es. Man glaubt gern an das, was man wünſcht, denn von den Diviſionsgeneralen, welche den Tod des Obergenerals wünſchten, bis zu den Soldaten, die den Tod der Corporale wünſchen, wünſcht in der Armee Jedermann den Tod von irgend Jemand.

Aber d'Artagnan war nicht der Mann, der ſich nur ſo tödten ließ. Nachdem er während der Tageshitze ohnmächtig auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war, bewirkte die Kühle der Nacht, daß er wieder zu ſich kam. Er erreichte ein Dorf, klopfte an die Thüre des ſchönſten Hauſes und wurde aufgenommen, wie überall und immer die Franzoſen aufgenommen werden, wenn ſie verwundet ſind; man verband, pflegte und heilte ihn und, ſich beſſer befindend als je, ſchlug er an einem ſchönen Morgen den Weg nach Frankreich ein, einmal in Frankreich, die Straße nach Paris, und einmal in Paris die Richtung der Rue Tiquetonne.

Aber d'Artagnan fand ſein Zimmer von einem vollſtändigen Männer-Kleiderſtänder beſetzt, abgeſehen von einem Degen, der an der Wand befeſtigt war.

„Er wird zurückgekommen ſein," dachte er; deſto ſchlimmer und deſto beſſer."

Es verſteht ſich, d'Artagnan dachte immer an den Gatten.

Er erkundigte ſich: neue Kellner, neue Magd, die Herrin des Hauſes war auf die Promenade gegangen.

„Allein?" fragte d'Artagnan.

„Mit dem Herrn."

„Der Herr ist also zurückgekehrt?"

„Allerdings," antwortete naiv die Magd.

„Wenn ich Geld hätte," sprach d'Artagnan zu sich selbst, „so würde ich gehen, aber ich habe keines. Ich muß bleiben und bei Durchkreuzung der ehelichen Pläne dieses ungelegenen Gastes den Rath mein Wirthin befolgen."

Er vollendete eben diesen Monolog, was zum Beweise dient, daß unter großartigen Umständen nichts natürlicher ist, als der Monolog, da rief plötzlich die Magd, welche an der Thüre lungerte:

„Ah! sieh da, hier kommt gerade Madame mit dem Herrn."

D'Artagnan warf einen Blick weit in die Straße hinaus und sah wirklich an der Biegung der Rue Montmartre die Wirthin, welche, am Arme eines ungeheuern Schweizers hängend, zurückkehrte. Der Schweizer wiegte sich im Gehen mit einer Miene, welche Porthos auf eine angenehme Weise seinem Freunde in das Gedächtniß zurückrief.

„Das ist der Herr?" sprach d'Artagnan zu sich selbst. „Oh! oh! er ist gewaltig gewachsen, wie es mir scheint."

Und er setzte sich in dem Saal an eine Stelle, wo er völlig sichtbar war.

Die Wirthin bemerkte d'Artagnan bei ihrem Eintritte sogleich und stieß einen kurzen Schrei aus.

Bei diesem Schrei stand d'Artagnan, der sich für erkannt hielt, rasch auf, lief auf sie zu und umarmte sie zärtlich.

Der Schweizer schaute mit einer erstaunten Miene die Wirthin an, welche ganz bleich blieb.

„Ah, Ihr seid es, Herr! was wollt Ihr von mir?" fragte sie in der größten Unruhe.

„Der Herr ist Euer Vetter?" der Herr ist Euer Bruder?" sprach d'Artagnan, ohne sich im Geringsten aus

der Rolle bringen zu lassen, die er spielte, und ohne eine Antwort von ihr abzuwarten, warf er sich in die Arme des Helvetiers, der ihn mit großer Kälte gewähren ließ.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte dieser.

Die Wirthin antwortete nur mit krampfhaften Zuckungen.

„Wer ist dieser Schweizer?" fragte d'Artagnan.

„Der Herr will mich heirathen," antwortete die Wirthin zwischen zwei Krämpfen.

„Euer Gatte ist also endlich gestorben?"

„Was geht das Euch an?" entgegnete der Schweizer.

„Es geht mich viel an," sprach d'Artagnan, „insofern Ihr diese Frau ohne meine Einwilligung nicht heirathen könnt, und insofern . . ."

„Und insofern?" fragte der Schweizer.

„Und insofern ich sie nicht gebe, antwortete der Musketier.

Der Schweizer wurde purpurroth, wie eine Gichtrose. Er trug seine schöne mit Gold besetzte Uniform; d'Artagnan war in eine Art von grauem Mantel gehüllt. Der Schweizer maß sechs Fuß; d'Artagnan kaum über fünf. Der Schweizer glaubte sich zu Hause; d'Artagnan erschien ihm als ein Eindringling.

„Wollt Ihr Euch wohl von hier entfernen?" sagte der Schweizer und stampfte heftig mit dem Fuße, wie ein Mensch, der im Ernste zornig zu werden anfängt.

„Ich? keineswegs," sagte d'Artagnan.

„Aber man braucht nur Wache herbeizuholen!" rief ein Kellner, der nicht begreifen konnte, wie es dieser kleine Mensch wagte, dem so großen Manne den Platz streitig zu machen.

„Du," sagte d'Artagnan, den der Zorn ebenfalls an den Haaren zu fassen anfing, indem er den Kellner beim Ohre nahm. „Du bleibst auf dieser Stelle, oder ich reiße Dir aus, was ich in der Hand halte. Ihr aber, erhabener Abkömmling von Wilhelm Tell, Ihr macht einen

Pack aus Euern Kleidern, die in meinem Zimmer sind und mich belästigen, und sucht Euch schleunigst eine andere Herberge auf."

Der Schweizer brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ich, gehen!" sagte er, „und warum?"

„Ah, das ist gut," erwiederte d'Artagnan, „ich sehe, daß Ihr das Französische versteht. Dann macht einen Gang mit mir, und ich werde Euch das Uebrige erklären."

Die Wirthin, welche d'Artagnan als eine feine Klinge kannte, fing an zu weinen und sich die Haare auszuraufen.

D'Artagnan wandte sich nach der Seite der schönen Thränenreichen um und sagte:

„So schickt ihn fort, Madame."

„Bah!" versetzte der Schweizer, der einer gewissen Zeit bedurft hatte, um sich Rechenschaft von dem Vorschlage d'Artagnan's zu geben, „bah! Ihr seid ein Narr, daß Ihr mir zumuthet, einen Gang mit Euch zu machen."

„Ich bin Lieutenant bei den Musketieren Seiner Majestät," sprach d'Artagnan, „und stehe folglich in jeder Beziehung über Euch. Nur handelt es sich hier nicht um den Grad, sondern um Einquartierungsbillets, und Ihr kennt den Gebrauch; holt das Eurige, und wer zuerst zurück ist, nimmt sein Zimmer wieder hier ein."

D'Artagnan führte den Schweizer fort, trotz der Wehklagen der Wirthin, die ihr Herz wieder zu ihrer alten Liebe sich hinneigen fühlte, aber nicht ungerne dem stolzen Musketier eine Lection gegeben haben würde, der ihr die Schmach angethan hatte, ihre Hand auszuschlagen.

Die zwei Gegner gingen geradezu nach den Fossés Montmartre. Es war Nacht, als sie dieselben erreichten. D'Artagnan bat den Schweizer höflich, ihm das Zimmer abzutreten und nicht mehr zurückzukommen.

Dieser weigerte sich mit einem Zeichen des Kopfes und zog seinen Degen.

„Dann werdet Ihr hier ruhen," sprach d'Artagnan. „Es ist eine häßliche Lagerstätte, aber das ist nicht mein Fehler, denn Ihr habt es so gewollt."

Bei diesen Worten zog er ebenfalls vom Leder und kreuzte den Degen mit seinem Gegner.

Er hatte es mit einer rauhen Faust zu thun, aber seine Geschmeidigkeit war über jede Kraft erhaben. Der Stoßdegen des Schweizers fand nie den des Musketiers. Der Schweizer erhielt zwei Degenstiche und nahm es Anfangs nicht wahr; plötzlich aber nöthigten ihn der Blutverlust und die Schwäche, welche dieser zur Folge hatte, sich zu setzen.

„Seht!" sprach d'Artagnan, „hab' ich es Euch nicht vorher gesagt? Ihr seid nun weit vorgerückt, Ihr halsstarriger Mensch. Zum Glücke habt Ihr nur für vierzehn Tage. Bleibt hier und ich werde Euch Eure Kleider durch den Aufwärter schicken. Auf Wiedersehen! Doch, halt! quartiert Euch in der Rue Montorgueil in der spielenden Katze ein. Ihr bekommt dort vortreffliche Kost, wenn es immer noch dieselbe Wirthin ist. Adieu!"

Und hienach kehrte er ganz heiter in die Wohnung zurück und schickte wirklich die Kleider dem Schweizer, welchen der Aufwärter auf demselben Platze sitzend, wo ihn d'Artagnan gelassen hatte, und noch ganz verblüfft über das kecke Benehmen seines Gegners fand.

Der Aufwärter, die Wirthin und das ganze Haus legten gegen d'Artagnan die Achtung an den Tag, die man Herkules zollen würde, wenn er auf die Erde zurückkäme, um seine zwölf Arbeiten wieder zu beginnen.

Als er aber mit der Wirthin allein war, sagte er:

„Nun, schöne Madeleine, Ihr wißt, welcher Unterschied zwischen einem Schweizer und einem Edelmann stattfindet, Ihr aber habt Euch wie eine Schenkwirthin

Pack aus Euern Kleidern, die in meinem Zimmer sind und mich belästigen, und sucht Euch schleunigst eine andere Herberge auf."

Der Schweizer brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ich, gehen!" sagte er, „und warum?"

„Ah, das ist gut," erwiederte d'Artagnan, „ich sehe, daß Ihr das Französische versteht. Dann macht einen Gang mit mir, und ich werde Euch das Uebrige erklären."

Die Wirthin, welche d'Artagnan als eine feine Klinge kannte, fing an zu weinen und sich die Haare auszuraufen.

D'Artagnan wandte sich nach der Seite der schönen Thränenreichen um und sagte:

„So schickt ihn fort, Madame."

„Bah!" versetzte der Schweizer, der einer gewissen Zeit bedurft hatte, um sich Rechenschaft von dem Vorschlage d'Artagnan's zu geben, „bah! Ihr seid ein Narr, daß Ihr mir zumuthet, einen Gang mit Euch zu machen."

„Ich bin Lieutenant bei den Musketieren Seiner Majestät," sprach d'Artagnan, „und stehe folglich in jeder Beziehung über Euch. Nur handelt es sich hier nicht um den Grad, sondern um Einquartierungsbillets, und Ihr kennt den Gebrauch; holt das Eurige, und wer zuerst zurück ist, nimmt sein Zimmer wieder hier ein."

D'Artagnan führte den Schweizer fort, trotz der Wehklagen der Wirthin, die ihr Herz wieder zu ihrer alten Liebe sich hinneigen fühlte, aber nicht ungerne dem stolzen Musketier eine Lection gegeben haben würde, der ihr die Schmach angethan hatte, ihre Hand auszuschlagen.

Die zwei Gegner gingen geradezu nach den Fossés Montmartre. Es war Nacht, als sie dieselben erreichten. D'Artagnan bat den Schweizer höflich, ihm das Zimmer abzutreten und nicht mehr zurückzukommen.

Dieser weigerte sich mit einem Zeichen des Kopfes und zog seinen Degen.

„Dann werdet Ihr hier ruhen," sprach d'Artagnan. „Es ist eine häßliche Lagerstätte, aber das ist nicht mein Fehler, denn Ihr habt es so gewollt."

Bei diesen Worten zog er ebenfalls vom Leder und kreuzte den Degen mit seinem Gegner.

Er hatte es mit einer rauhen Faust zu thun, aber seine Geschmeidigkeit war über jede Kraft erhaben. Der Stoßdegen des Schweizers fand nie den des Musketiers. Der Schweizer erhielt zwei Degenstiche und nahm es Anfangs nicht wahr; plötzlich aber nöthigten ihn der Blutverlust und die Schwäche, welche dieser zur Folge hatte, sich zu setzen.

„Seht!" sprach d'Artagnan, „hab' ich es Euch nicht vorher gesagt? Ihr seid nun weit vorgerückt, Ihr halsstarriger Mensch. Zum Glücke habt Ihr nur für vierzehn Tage. Bleibt hier und ich werde Euch Eure Kleider durch den Aufwärter schicken. Auf Wiedersehen! Doch, halt! quartiert Euch in der Rue Montorgueil in der spielenden Katze ein. Ihr bekommt dort vortreffliche Kost, wenn es immer noch dieselbe Wirthin ist. Adieu!"

Und hienach kehrte er ganz heiter in die Wohnung zurück und schickte wirklich die Kleider dem Schweizer, welchen der Aufwärter auf demselben Platze sitzend, wo ihn d'Artagnan gelassen hatte, und noch ganz verblüfft über das kecke Benehmen seines Gegners fand.

Der Aufwärter, die Wirthin und das ganze Haus legten gegen d'Artagnan die Achtung an den Tag, die man Herkules zollen würde, wenn er auf die Erde zurückkäme, um seine zwölf Arbeiten wieder zu beginnen.

Als er aber mit der Wirthin allein war, sagte er:

„Nun, schöne Madeleine, Ihr wißt, welcher Unterschied zwischen einem Schweizer und einem Edelmann stattfindet, Ihr aber habt Euch wie eine Schenkwirthin

benommeu. Desto schlimmer für Euch; denn unter diesen Umständen verliert Ihr meine Achtung und meine Kundschaft. Ich habe den Schweizer fortgejagt, um Euch zu demüthigen; aber ich werde nicht hier wohnen. Ich nehme mein Lager nicht da, wo ich verachte. Holla! Aufwärter! Man bringe mein Felleisen in die Liebestonne, Rue des Bourdonnais. Gott befohlen, Madame!"

D'Artagnan war, wie es scheint, während er diese Worte sprach, zugleich majestätisch und rührend. Die Wirthin warf sich ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und hielt ihn mit süßer Gewalt zurück. Was soll ich noch mehr sagen? Der Bratspieß drehte sich, der Ofen summte, die schöne Madeleine weinte: d'Artagnan fühlte, wie sich Hunger, Kälte und Liebe zu gleicher Zeit wieder in ihm regten: er vergab, und nachdem er vergeben hatte, blieb er. So kam es, daß d'Artagnan in der Rue Tiquetonne, in der Herberge zur Rehziege wohnte.

VII.

D'Artagnan ist in Verlegenheit, aber einer von unsern alten Bekannten kommt ihm zu Hülfe.

D'Artagnan kehrte also, ganz in Gedanken versunken, zurück; er fand ein lebhaftes Vergnügen daran, den Sack des Cardinal Mazarin zu tragen, und dachte an den schönen Diamant, der ihm gehört, und den er einen Augenblick an dem Finger des ersten Ministers hatte glänzen sehen.

„Wenn dieser Diamant je wieder in meine Hände fiele," sagte er," so würde ich ihn sogleich zu Geld machen. Ich kaufte mir einige Grundstücke in der Umgebung des Schlosses meines Vaters, das ein hübsches Wohngebäude ist, als Zugehör aber nichts hat, als einen

Garten, der kaum so groß ist, wie der Cimetière des Innocens, und dort würde ich in meiner Majestät warten, bis irgend eine reiche Erbin mich heirathete; dann hätte ich drei Knaben: aus dem einen würde ich einen vornehmen Herrn wie Athos, aus dem zweiten einen schönen Soldaten wie Porthos, und aus dem dritten einen leutseligen Abbé wie Aramis machen. Meiner Treue das wäre viel mehr Werth, als das Leben, das ich führe. Aber Monsignore Mazarin ist ein Filz, der sich seines Diamants nicht zu meinen Gunsten entäußern wird."

Was würde d'Artagnan gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß dieser Diamant von der Königin Mazarin anvertraut worden war, damit er ihm denselben zurückgebe.

Als er in die Rue Tiquetonne kam, bemerkte er daß ein großer Lärmen stattfand, und er sah eine beträchtliche Zusammenrottung in der Gegend seiner Wohnung.

„Oh! oh!" sprach er, „sollte Feuer im Hotel zur Rehziege ausgebrochen sein, oder wäre der Mann der schönen Madeleine wirklich zurückgekommen?"

Es war weder das Eine nach das Andere: als d'Artagnan sich näherte, sah er, daß die Zusammenrottung nicht vor seinem Gasthofe, sondern vor dem benachbarten Hause stattfand. Man stieß ein gewaltiges Geschrei aus, man lief mit Fackeln umher, und beim Schimmer dieser Fackeln gewahrte d'Artagnan Uniformen.

Er fragte, was vorginge.

Man antwortete ihm: ein Bürger hätte einen von den Garden des Herrn Cardinals escortirten Wagen mit etwa zwanzig von seinen Freunden angegriffen; aber es wäre eine Verstärkung hinzu gekommen und man hätte die Bürger in die Flucht geschlagen. Der Anführer der Rotte hätte sich in das Haus zunächst dem Gasthofe geflüchtet, und man durchsuchte nun dieses Haus.

In seiner Jugend wäre d'Artagnan dahin gelaufen, wo er Uniformen gesehen hätte, und würde den Soldaten gegen die Bürger Beistand geleistet haben. Aber er war von allen diesen Hitzköpfigkeiten zurückgekommen. Ueberdies hatte er in seiner Tasche die hundert Pistolen des Cardinals und wollte sich nicht in eine Zusammenrottung wagen.

Er trat in das Gasthaus, ohne andere Fragen zu machen. Sonst wollte d'Artagnan stets Alles wissen, jetzt wußte er stets genug.

Er fand die schöne Madeleine, welche ihn nicht erwartete, denn sie glaubte, wie es ihr d'Artagnan gesagt hatte, er würde die Nacht im Louvre zubringen. Sie zeigte sich daher sehr erfreut über diese unvorhergesehene Rückkehr, die ihr diesmal um so willkommener war, als sie große Angst über das hatte, was in der Straße vorging, und als sie keinen Schweizer mehr besaß, der sie beschützt haben würde.

Sie wollte also ein Gespräch mit ihm anknüpfen und ihm erzählen, was vorgefallen war. Aber d'Artagnan dachte nach und hatte folglich keine Lust zu plaudern. Sie zeigte ihm das dampfende Abendbrod, aber d'Artagnan hieß sie das Abendbrod in sein Zimmer bringen und eine Flasche alten Burgunder beifügen.

Die schöne Madeleine war zum militärischen Gehorsam abgerichtet, das heißt, sie war gewohnt, auf ein Zeichen zu gehorchen. Diesmal hatte d'Artagnan zu sprechen sich herabgelassen, und man befolgte daher seine Befehle mit verdoppelter Geschwindigkeit.

D'Artagnan nahm seinen Schlüssel und seinen Leuchter und stieg in sein Zimmer hinauf. Um der Vermiethung nicht zu schaden, hatte er sich mit einem Zimmer im vierten Stocke begnügt. Die Achtung, welche wir für die Wahrheit hegen, nöthigt uns sogar zu bemerken, daß das Zimmer unmittelbar über der Dachrinne und unter dem Dache lag.

Das war sein Achilleszelt. D'Artagnan schloß sich in dieses Zimmer ein, wenn er die schöne Madeleine durch seine Abwesenheit bestrafen wollte.

Es war seine erste Sorge, in einem alten Secretär, bei dem nur das Schloß allein neu war, seinen Sack zu verschließen, den er nicht zu untersuchen nöthig hatte, um sich von der Summe, die er enthielt, Rechenschaft zu geben. Als einen Augenblick nachher sein Abendbrod aufgetragen und die Flasche Wein herbeigebracht war, entließ er den Aufwärter, schloß die Thüre und setzte sich zu Tische.

Es geschah nicht, um zu überlegen, wie man denken könnte, sondern d'Artagnan meinte, man mache die Dinge nur gut wenn man sie der Reihe nach mache. Er hatte Hunger, und verzehrte sein Abendbrod; nach dem Abendbrod legte er sich nieder. D'Artagnan gehörte auch nicht zu den Leuten, welche der Ansicht sind, die Nacht bringe guten Rath: Nachts schlief er. Aber, ganz frisch fand er dagegen am Morgen die besten Eingebungen. Seit langer Zeit hatte er nicht mehr Gelegenheit gehabt, am Morgen zu denken, aber er hatte stets in der Nacht geschlafen.

Bei Tagesanbrach erwachte er, sprang mit militärischer Entschlossenheit aus dem Bette und ging nachdenkend in seinem Zimmer umher.

„Im Jahre 43," sagte er, „ungefähr sechs Monate vor dem Tode des seligen Cardinals, habe ich einen Brief von Athos erhalten. Wo dies? Laß sehen . . . Ah! es war bei der Belagerung von Besançon, ich erinnere mich . . . ich war im Laufgraben. Was schrieb er mir? Er wohne auf einem kleinen Landgute, ja, so ist es, auf einem kleinen Landgute; aber wo? So weit war ich gekommen, als ein Windstoß den Brief fortnahm. Früher hätte ich ihn gesucht, obgleich ihn der Wind an einen sehr bloßgestellten Ort getragen hatte. Aber die Jugend ist ein großer Fehler . . . wenn man nicht mehr jung ist. Ich ließ meinen Brief die Adresse von Athos zu den Spaniern

bringen, welche nichts damit thun konnten und mir ihn zurückschicken sollten. Ich kann also nicht an Athos denken. Weiter . . . Porthos.

„Ich habe einen Brief von ihm erhalten. Er lud mich zu einer großen Jagd für den Monat September 1646 ein. Da ich zu dieser Zeit wegen des Todes meines Vaters in Bearn war, so wurde mir der Brief unglückseliger Weise nachgeschickt. Ich war abgereist, als er ankam. Aber er verfolgte mich und erreichte Montmedy einige Tage, nachdem ich diese Stadt verlassen hatte. Endlich traf er mich im Monat April. Da er mir aber erst im April 1647 zukam, und die Einladung für den Monat September 46 war, so konnte ich keinen Gebrauch davon machen. Wir wollen diesen Brief einmal holen; er muß bei meinen Eigenthumstiteln liegen."

D'Artagnan öffnete eine kleine alte Truhe, welche in einem Winkel stand, und voll von Pergamenten bezüglich auf das Gut von d'Artagnan war, dessen Grundstücke seine Familie seit 200 Jahren verloren hatte. Er stieß einen Freudenschrei aus, denn er erkannte die breite Handschrift von Porthos und darunter einige Spinnenfüße, von der trockenen Hand seiner würdigen Gemahlin gekritzelt.

D'Artagnan ergötzte sich nicht an dem Durchlesen dieses Briefes, er wußte, was er enthielt, und eilte deshalb zur Adresse. Die Adresse war Schloß du Vallon.

Porthos hatte jede andere Auskunft vergessen. In seinem Stolze glaubte er, Jedermann kenne das Schloß, dem er seinen Namen gegeben hatte.

„Zum Teufel mit dem eitlen Burschen," sprach d'Artagnan. „Immer derselbe! Es stünde mir übrigens gut an, bei ihm anzufangen, insofern er kein Geld nöthig haben dürfte, er, der 800,000 Livres von Herrn Coquenard geerbt hat. Das ist gerade das, was mir fehlt. Athos wird durch das Trinken ein Narr geworden sein. Aramis muß sich in seine Andachtsübungen versenkt haben."

D'Artagnan warf noch einen Blick auf den Brief von Porthos. Er hatte eine Nachschrift, und diese Nachschrift enthielt folgende Worte:

„Ich schreibe mit demselben Courier an unsern würdigen Aramis in sein Kloster."

Ja, in sein Kloster; aber in welchem Kloster ist er? Es gibt 200 in Paris und 3000 in Frankreich. Und als er sich in's Kloster begab, hat er vielleicht zum dritten Male seinen Namen gewechselt. Ah! wenn ich in der Theologie bewandert wäre und mich nur des Gegenstands seiner Thesen erinnerte, über die er in Crevecoeur mit dem Pfarrer von Montdidier und dem Superior der Jesuiten so gut disputirte, so würde ich wissen, welcher Doctrine er sich angeschlossen hat, und ich entnähme daraus, welchem Heiligen er sich widmen konnte. Wie, wenn ich zu dem Cardinal ginge, und mir von ihm einen Geleitsbrief in alle möglichen Klöster, sogar in die Nonnenklöster, erbäte? Das wäre ein Gedanke, und vielleicht würde ich ihn wiederfinden, wie Achilles. Ja, aber das hieße gleich von vorne herein meine Ohnmacht zugestehen, und beim ersten Schlage wäre ich in dem Geiste des Cardinals verloren. Die Großen sind nur dankbar, wenn man das Unmögliche für sie gethan hat. Wäre es möglich gewesen, sagen sie zu uns, so hätte ich es selbst gethan, und die Großen haben Recht. Aber nur Geduld, wir wollen sehen. Ich habe von ihm, dem lieben Freunde, auch einen Brief bekommen. Er bat mich um einen kleinen Dienst, den ich ihm auch leistete. Aber wohin habe ich diesen Brief gelegt?"

D'Artagnan dachte einen Augenblick nach und ging dann an den Ständer, an welchem seine alten Kleider hingen. Er suchte sein Wamms vom Jahre 1648, und da dieser d'Artagnan ein ordnungsliebender Mann war, so fand er es an seinem Nagel. Er steckte die Hand in die Tasche und zog ein Papier heraus. Es war gerade der Brief von Aramis.

„Herr d'Artagnan," schrieb ihm dieser, „Ihr wißt, daß ich Streit mit einem gewissen Edelmann gehabt habe, der mit mir diesen Abend auf der Place Royale zusammentreffen will. Da ich zu der Kirche gehöre und die Sache mir schaden könnte, wenn ich sie einem Andern mittheilte, als einem so sichern Freunde, wie Ihr seid, so schreibe ich Euch, damit Ihr mir als Secundant dienen möget.

„Ihr kommt durch die Rue Neuve-Sainte-Catherine herein; unter dem zweiten Scheinwerfer rechts findet Ihr Euern Gegner. Unter dem dritten werde ich mit dem meinigen sein. Ganz der Eurige,

Aramis."

Hier war nicht einmal ein Gott befohlen beigefügt. D'Artagnan suchte seine Erinnerungen in sich rege zu machen. Er war nach dem bestimmten Orte der Zusammenkunft gegangen, hatte den bezeichneten Gegner gefunden, dessen Namen ihm nie bekannt wurde, und demselben einen schönen Degenstich in den Arm beigebracht. Dann war er auf Aramis zugeschritten, der ihm entgegenkam, denn er hatte seine Sache bereits abgemacht.

„Es ist geschehen," hatte Aramis gesagt. „Ich glaube, ich habe den Unverschämten getödtet. Doch, lieber Freund, wenn Ihr meiner bedürft, so wißt Ihr, daß ich Euch ganz ergeben bin."

Worauf ihm Aramis die Hand gedrückt hatte und verschwunden war.

Er wußte also eben so wenig, wo Aramis war, als wo Athos und Porthos sich aufhielten. Und die Sache fing an ziemlich bedenklich zu werden, als er das Geräusche einer Glasscheibe, die man in seinem Zimmer zerbrach, zu hören glaubte. Er dachte sogleich an seinen Sack, der in seinem Secretär eingeschlossen war, und stürzte aus dem Cabinet. Er hatte sich nicht getäuscht: in dem Augenblick, wo er durch die Thüre eintrat, kam ein Mann durch das Fenster herein.

„Ah, Elender!“ rief nach dem Degen greifend d'Artagnan, welcher den Eindringling für einen Räuber hielt.

„In des Himmels Namen, Herr,“ rief der Mann, „steckt Euern Degen in die Scheide und tödtet mich nicht, ohne mich zu hören. Ich bin gewiß kein Räuber; ich bin ein ehrlicher Bürger, der sein Haus in der Straße hat, und heiße . . . Doch ich täusche mich nicht, Ihr seid Herr d'Artagnan.“

„Und Du Planchet!“ rief der Lieutenant.

„Euch zu dienen, Herr,“ sprach Planchet im höchsten Grade entzückt, „wenn es mir möglich wäre.“

„Vielleicht,“ erwiederte d'Artagnan. „Aber was Teufels läufst Du um sieben Uhr Morgens in dieser Jahreszeit auf den Dächern umher?“

„Gnädiger Herr,“ sprach Planchet, „Ihr sollt es erfahren. Doch im Ganzen, nein, Ihr sollt es vielleicht nicht erfahren.“

„Wie, laß hören,“ sprach d'Artagnan. „Aber zuerst stecke eine Serviette vor das Fenster und ziehe den Vorhang vor.“

Planchet gehorchte.

„Nun, so sprich,“ sagte d'Artagnan.

„Gnädiger Herr, vor allen Dingen,“ sagte der kluge Planchet, „wie steht Ihr mit Herrn von Rochefort?“

„Vortrefflich. Warum denn Rochefort? Du weißt wohl, daß er jetzt einer meiner besten Freunde ist.

„Ah, desto besser!“

„Aber was hat denn Rochefort mit dieser Art und Weise in mein Zimmer zu dringen gemein?“

„Ah, gnädiger Herr, ich muß Euch zuerst sagen, Herr von Rochefort ist . . .“

Planchet zögerte.

„Bei Gott,“ sagte d'Artagnan, „ich weiß es wohl, er ist in der Bastille.“

„Das heißt, er war darin," erwiederte Planchet.

„Wie, er war darin?" rief d'Artagnan, „sollte er das Glück gehabt haben, sich zu flüchten?"

„Ah, Herr, wenn Ihr das ein Glück nennt," rief Planchet, so steht Alles gut. Ich muß Euch also sagen, daß man gestern, wie es scheint, Leute abschickte, um Herrn von Rochefort aus der Bastille zu holen."

„Ei, das weiß ich wohl! Ich habe ihn selbst abgeholt."

„Aber zum Glücke für ihn habt Ihr ihn nicht zurückgeführt, denn wenn ich Euch unter der Escorte erkannt hätte — glaubt mir, gnädiger Herr, ich habe immer zu viel Achtung vor Euch . . . ."

„Vollende, Schafskopf! sprich, was ist geschehen?"

Nun, es ist geschehen, daß in der Rue de la Feronnerie, als der Wagen von Herrn von Rochefort durch eine Volksgruppe fuhr und die Leute von der Escorte die Bürger grob behandelten, ein Gemurmel sich erhob. Der Gefangene dachte wohl, die Gelegenheit wäre schön, nannte sich und rief um Hülfe. Ich war da und hörte den Namen des Grafen von Rochefort. Ich erinnerte mich, daß er mich zum Sergenten in dem Regiment Piemont gemacht hatte. Ich sagte ganz laut, es wäre ein Gefangener, ein Freund des Herrn Herzogs von Beaufort. Es entstand eine Meuterei. Man hielt die Pferde fest und warf die Escorte nieder. Während dieser Zeit öffnete ich den Kutschenschlag, Herr von Rochefort sprang heraus und verlor sich in der Menge. Leider kam in diesem Augenblick eine Patrouille vorüber; sie vereinigte sich mit den Garden und rief uns an. Ich zog mich fechtend nach der Rue Tiquetonne zurück. Man verfolgte mich auf den Fersen und ich flüchtete mich in das Haus hier neben an. Man umzingelte und durchsuchte dasselbe, aber vergebens: ich hatte im fünften Stocke eine mitleidige Person gefunden, die mich zwischen zwei

Matratzen verbarg. In diesem Verstecke blieb ich bis Tagesanbruch, und da ich dachte, man würde am Abend die Nachforschungen wieder anfangen, so wagte ich mich auf die Dachrinnen, um zuerst einen Eingang und dann einen Ausgang in irgend einem Hause zu finden, das nicht bewacht wäre. Dies ist meine Geschichte und auf Ehre, gnädiger Herr, ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn sie Euch unangenehm wäre."

„Nein," sprach d'Artagnan, „im Gegentheil, und bei meiner Treue es freut mich sehr, daß Rochefort seine Freiheit erlangt hat. Aber weißt Du wohl etwas? wenn Du in die Hände der Leute des Königs fällst, wirst Du ohne Gnade und Barmherzigkeit gehenkt."

„Bei Gott, ich weiß es," rief Planchet; „das ist es auch, was mich nicht wenig beunruhigt, und warum ich so erfreut gewesen bin, daß ich Euch getroffen habe. Wenn Ihr mich verbergen wollt, so kann dies Niemand besser, als Ihr."

„Ja," sagte d'Artagnan, das will ich auch, obgleich ich nicht mehr und nicht weniger wage, als meinen Grad, wenn es bekannt würde, daß ich einem Rebellen Zuflucht gegeben habe."

„Ah! gnädiger Herr, Ihr wißt wohl, daß ich mein Leben für Euch wagen würde."

„Du könntest sogar beifügen, Du habest es gewagt, Planchet. Ich vergesse nur die Dinge, die ich vergessen muß, und was diese Sache betrifft, so will ich mich derselben erinnern. Setze Dich und speise in Ruhe, denn ich sehe, daß Du die Ueberreste meines Abendbrods mit einem sehr ausdrucksvollen Blicke anschaust."

„Allerdings, gnädiger Herr, denn der Speiseschrank der Nachbarin war in saftigen Dingen sehr schlecht ausgerüstet, und ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen, als ein Stück Brod und Zuckerwerk. Obgleich ich die Süßigkeiten nicht verachte, wenn sie

gehörigen Ortes erscheinen, so fand ich doch das Abendbrod ein wenig zu leicht."

„Armer Junge!" sagte d'Artagnan, „nun so setze Dich."

„Ach, gnädiger Herr, Ihr rettet mir zweimal das Leben."

Und er setzte sich zu Tische und fing an zu schlingen, wie in den schönen Tagen der Rue des Fossoyeurs. D'Artagnan ging fortwährend im Zimmer auf und ab. Er suchte in seinem Geiste, welchen Nutzen er unter den Umständen, in denen er sich befand, aus Planchet ziehen könnte. Während dieser Zeit arbeitete Planchet aus Leibeskräften, um die verlorenen Stunden wieder gut zu machen.

Endlich stieß er jenen Befriedigungsseufzer des ausgehungerten Menschen aus, welcher anzeigt, daß er, nachdem er eine ernste und solide Abschlagszahlung genommen hat, einen Halt machen will.

„Nun sprich," sagte d'Artagnan, welcher dachte, es wäre der Augenblick gekommen, das Verhör zu beginnen. Verfahren wir der Ordnung nach: „weißt Du, wo Athos ist?"

„Nein, gnädiger Herr," antwortete Planchet.

„Teufel! Weißt Du, wo Porthos ist?"

„Eben so wenig!"

„Teufel, Teufel! Und Aramis?"

„Auch nicht."

„Teufel! Teufel! Teufel!

„Aber," versetzte Planchet mit seinem klugen Tone, „ich weiß, wo Bazin ist."

„Wie, Du weißt, wo Bazin ist?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Und wo ist er?

„In Notre-Dame."

„Und was macht er in Notre-Dame?"

„Er ist Meßner."

„Bazin Meßner in Notre-Dame? Weißt Du es gewiß?"

„Ganz gewiß; ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesprochen."

„Er muß wissen, wo sein Herr ist."

„Ohne Zweifel."

D'Artagnan dachte nach. Dann nahm er seinen Mantel und seinen Degen und schickte sich an fortzugehen.

„Gnädiger Herr," sagte Planchet mit kläglicher Miene, „wollt Ihr mich so verlassen. Bedenkt, daß ich nur auf Euch meine Hoffnung setze."

„Man wird Dich hier nicht holen," entgegnete d'Artagnan.

„Aber wenn man hieher käme," versetzte der kluge Planchet, „bedenkt, daß ich für die Leute des Hauses, die mich nicht haben herein gehen sehen, ein Dieb wäre."

„Das ist richtig. Sprichst Du irgend ein Patois?"

„Ich spreche noch etwas Besseres, als dies, ich spreche eine Sprache, ich spreche Flamändisch."

„Wo Teufels! hast Du das gelernt?"

„In Artois, wo ich zwei Jahre im Felde gewesen bin. Hört: Goeden Morgen, mynheer, ith hen begeercy te weenten tho ge sond heets omstan."

„Das heißt?"

„Guten Morgen, mein Herr, ich beeile mich, Sie nach dem Stande Ihrer Gesundheit zu fragen."

„Das nennt er eine Sprache! Doch gleichviel," sagte d'Artagnan; „es kommt ganz gelegen."

D'Artagnan ging an die Thüre, rief einen der Aufwärter und befahl ihm, der schönen Madeleine zu sagen, sie möge heraufkommen.

„Was macht Ihr, Herr?" rief Planchet, „Ihr wollt unser Geheimniß einer Frau anvertrauen!"

„Sei ruhig, diese wird nicht davon schnaufen."

In diesem Augenblick trat die Wirthin ein. Sie

gehörigen Ortes erscheinen, so fand ich doch das Abendbrod ein wenig zu leicht."

„Armer Junge!" sagte d'Artagnan, „nun so setze Dich."

„Ach, gnädiger Herr, Ihr rettet mir zweimal das Leben."

Und er setzte sich zu Tische und fing an zu schlingen, wie in den schönen Tagen der Rue des Fossoyeurs. D'Artagnan ging fortwährend im Zimmer auf und ab. Er suchte in seinem Geiste, welchen Nutzen er unter den Umständen, in denen er sich befand, aus Planchet ziehen könnte. Während dieser Zeit arbeitete Planchet aus Leibeskräften, um die verlorenen Stunden wieder gut zu machen.

Endlich stieß er jenen Befriedigungsseufzer des ausgehungerten Menschen aus, welcher anzeigt, daß er, nachdem er eine ernste und solide Abschlagszahlung genommen hat, einen Halt machen will.

„Nun sprich," sagte d'Artagnan, welcher dachte, es wäre der Augenblick gekommen, das Verhör zu beginnen. Verfahren wir der Ordnung nach: „weißt Du, wo Athos ist?"

„Nein, gnädiger Herr," antwortete Planchet.

„Teufel! Weißt Du, wo Porthos ist?"

„Eben so wenig!"

„Teufel, Teufel! Und Aramis?"

„Auch nicht."

„Teufel! Teufel! Teufel!

„Aber," versetzte Planchet mit seinem klugen Tone, „ich weiß, wo Bazin ist."

„Wie, Du weißt, wo Bazin ist?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Und wo ist er?

„In Notre-Dame."

„Und was macht er in Notre-Dame?"

„Er ist Meßner."

„Bazin Meßner in Notre-Dame? Weißt Du es gewiß?"

„Ganz gewiß; ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesprochen."

„Er muß wissen, wo sein Herr ist."

„Ohne Zweifel."

D'Artagnan dachte nach. Dann nahm er seinen Mantel und seinen Degen und schickte sich an fortzugehen.

„Gnädiger Herr," sagte Planchet mit kläglicher Miene, „wollt Ihr mich so verlassen. Bedenkt, daß ich nur auf Euch meine Hoffnung setze."

„Man wird Dich hier nicht holen," entgegnete d'Artagnan.

„Aber wenn man hieher käme," versetzte der kluge Planchet, „bedenkt, daß ich für die Leute des Hauses, die mich nicht haben herein gehen sehen, ein Dieb wäre."

„Das ist richtig. Sprichst Du irgend ein Patois?"

„Ich spreche noch etwas Besseres, als dies, ich spreche eine Sprache, ich spreche Flamändisch."

„Wo Teufels! hast Du das gelernt?"

„In Artois, wo ich zwei Jahre im Felde gewesen bin. Hört: **Goeden Morgen, mynheer, ith hen bogeercy te weenten tho ge sond heets omstan.**"

„Das heißt?"

„Guten Morgen, mein Herr, ich beeile mich, Sie nach dem Stande Ihrer Gesundheit zu fragen."

„Das nennt er eine Sprache! Doch gleichviel," sagte d'Artagnan; „es kommt ganz gelegen."

D'Artagnan ging an die Thüre, rief einen der Aufwärter und befahl ihm, der schönen Madeleine zu sagen, sie möge heraufkommen.

„Was macht Ihr, Herr?" rief Planchet, „Ihr wollt unser Geheimniß einer Frau anvertrauen!"

„Sei ruhig, diese wird nicht davon schnaufen."

In diesem Augenblick trat die Wirthin ein. Sie

lief mit lachender Miene herbei; denn sie hoffte, d'Artagnan allein zu finden; als sie aber Planchet erblickte, wich sie mit erstaunender Miene zurück.

„Meine liebe Wirthin," sagte d'Artagnan, „ich stelle Euch hier Euern Herrn Bruder vor. Er kommt von Flandern und ich nehme ihn einige Tage in meine Dienste."

„Meinen Bruder," sprach die Wirthin, immer mehr erstaunt.

Wünscht doch Eurer Schwester guten Morgen, Meister Peter."

„Wilkom zuster," sagte Planchet.

„Goeden dag, broer," sprach die Wirthin voll Verwunderung.

„So ist es gut," sagte d'Artagnan, „der Herr ist Euer Bruder, den Ihr vielleicht nicht kennt, den ich aber kenne. Er kommt von Amsterdam. Ihr kleidet ihn in meiner Abwesenheit. Wenn ich zurückkehre, das heißt in einer Stunde, stellt Ihr ihn mir vor, und obgleich er kein Wort Französisch spricht, nehme ich ihn doch auf Eure Empfehlung, da ich Euch nichts abschlagen kann, in meine Dienste. Ihr versteht?"

„Das heißt, ich errathe, was Ihr wünscht, und mehr braucht es nicht," erwiederte Madeleine.

„Ihr seid eine kostbare Frau, meine schöne Wirthin, ich baue ganz auf Euch."

Hienach machte d'Artagnan Planchet ein Zeichen des Einverständnisses und verließ das Zimmer, um sich nach Notre-Dame zu begeben.

VIII.

Ueber die verschiedenen Einflüsse, welche eine halbe Pistole auf einen Meßner und auf einen Chorknaben ausüben kann.

D'Artagnan schlug den Weg nach dem Pont-Neuf ein; er war sehr erfreut, daß er Planchet wieder gefunden hatte; denn obgleich es aussah, als leistete er diesem würdigen Burschen einen Dienst, so war es doch in Wirklichkeit d'Artagnan, welcher einen Dienst von Planchet erhielt. Nichts konnte ihm in diesem Augenblicke angenehmer sein, als ein braver und verständiger Lackei. Planchet sollte freilich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange in seinem Dienste bleiben. Indem aber Planchet seine gesellschaftliche Stellung in der Rue des Lombards wieder einnahm, blieb er d'Artagnan zu Dank verpflichtet, denn dieser hatte ihm, ihn in seinem Hause verbergend, das Leben gerettet oder doch wenigstens ungefähr gerettet, und es war d'Artagnan nicht unerwünscht, Verbindungen in der Bürgerschaft in dem Momente zu haben, wo diese sich anschickte, dem Hofe den Krieg zu machen. Es war ein Einverständniß im feindlichen Lager, und bei einem so feinen Manne, wie d'Artagnan, konnten die kleinsten Dinge zu großen führen. In einer mit dem Zufall und mit sich selbst zufriedenen geistigen Stimmung erreichte also d'Artagnan Notre-Dame. Er stieg die Freitreppe hinauf, trat in die Kirche, wandte sich an einen Sacristan, welcher eine Kapelle ausfegte, und fragte ihn, ob er Herrn Bazin kenne.

„Herrn Bazin, den Meßner?" sprach der Sacristan.

„Ihn selbst."

„Er bedient da unten die Messe in der Kapelle der Jungfrau.“

D'Artagnan zitterte vor Freude. Es kam ihm vor, als sollte er, was auch Planchet gesagt hatte, Bazin nie finden. Nun aber, da er ein Ende des Fadens in der Hand hatte, machte er sich wohl anheischig, das andere zu erreichen.

Er kniete vor der Kapelle nieder, um seinen Mann nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Es war zum Glücke eine stille Messe, welche bald endigen mußte. D'Artagnan, der seine Gebete vergessen und ein Meßbuch mitzunehmen versäumt hatte, benützte seine Muße, um Bazin prüfend zu betrachten.

Man darf wohl behaupten, Bazin trug sein Gewand mit eben so viel Majestät als Glückseligkeit. Man sah, daß er zum Gipfel seines Ehrgeizes gelangt war, und daß der mit Silber verzierte Fischbeinstab, den er in der Hand hielt, ihm eben so ehrenvoll vorkam, als der Commandostab, den Condé in der Schlacht von Freiburg in die feindlichen Reihen warf oder nicht warf. Sein Aeußeres hatte eine seiner Tracht vollkommen entsprechende Veränderung erlitten. Sein ganzer Körper hatte sich abgerundet und gleichsam canonisirt. Die hervorspringenden Theile seines Gesichtes schienen verschwunden zu sein. Er hatte immer noch seine Nase, aber aufschwellend hatte jede von seinen Wangen einen Theil derselben an sich gezogen. Das Kinn verlor sich unter dem Halse. Etwas, das nicht mehr Fett, sondern Aufdunsung war, hatte seine Augen eingeschlossen. Viereckig und heilig geschnittene Haare bedeckten die Stirne bis auf drei Linien von den Augenbrauen. Eilen wir beizufügen, die Stirne von Bazin war selbst zur Zeit ihrer größten Entblößung nie über anderthalb Zoll hoch gewesen.

Der Geistliche endigte seine Messe zu gleicher Zeit wie d'Artagnan seine Prüfung. Er sprach die Worte des Sacraments und zog sich zurück, indem er zu

dem großen Erstaunen von d'Artagnan seinen Segen gab, den jeder knieend empfing. Aber das Erstaunen von d'Artagnan hörte auf, als er in dem Geistlichen den Coadjutor selbst erkannt hatte, das heißt, den bekannten Jean-François de Gondi, der zu dieser Zeit, die Rolle ahnend, die er spielen sollte, sich durch Almosen populär zu machen bemüht war. Um diese Popularität zu vermehren, las er von Zeit zu Zeit eine von den Morgenmessen, denen das Volk allein beizuwohnen pflegt.

D'Artagnan warf sich auf die Kniee, wie die Andern, empfing seinen Theil von dem Segen und machte das Zeichen des Kreuzes; aber in dem Augenblick, wo Bazin, die Augen zum Himmel aufgeschlagen und demüthig als der Letzte einherschreitend, an ihm vorüberging, faßte ihn d'Artagnan unten an seinem Rocke.

Bazin schaute nieder und machte einen Sprung rückwärts, als ob er eine Schlange gesehen hätte.

„Herr d'Artagnan!" rief er, „vade retro Satanas!..."

„Wie, mein lieber Bazin," sagte der Officier lachend, „so nehmt Ihr einen alten Freund auf!"

„Herr," antwortete Bazin, „die wahren Freunde des Christen sind diejenigen, welche ihm an seinem Heile arbeiten helfen, und nicht diejenigen, welche ihn davon abwenden."

„Ich verstehe Euch nicht, Bazin," antwortete d'Artagnan, „und sehe nicht ein, wie ich ein Stein des Anstoßes für Euer Heil sein kann."

„Ihr vergeßt, gnädiger Herr," antwortete Bazin, „daß Ihr beinahe für immer das meines armen Gebieters zerstört hättet, und daß Ihr nicht die Ursache waret, wenn er sich nicht verdammte, indem er Musketier geblieben wäre, indeß ihn sein Beruf so mächtig zu der Kirche hinzog.

„Mein lieber Bazin," versetzte d'Artagnan. „Ihr müßt an dem Orte, wo Ihr mich findet, erkennen, daß

ich mich in allen diesen Dingen bedeutend verändert habe, und da ich nicht daran zweifle, daß Euer Herr auf dem besten Weg ist, sein Heil zu gründen, so komme ich, um Euch zu fragen, wo er sich aufhält, damit er mir durch seinen Rath das meinige machen hilft."

„Sagt lieber, um Ihn mit Euch in die Welt zurückzuführen. Zum Glücke," fügte Bazin bei, „weiß ich nicht, wo er ist, denn da wir an einem heiligen Orte sind, würde ich keine Lüge wagen."

„Wie!" rief d'Artagnan sehr ärgerlich, „Ihr wißt nicht, wo Aramis ist?"

„Einmal ist Aramis sein Name des Verderbens; in Aramis findet man Simara und dies ist ein Teufelsname; zu seiner Ehre hat er diesen Namen für immer aufgegeben."

„Ich suchte auch nicht Aramis," erwiederte d'Artagnan, entschlossen bis zum Ende geduldig zu bleiben, „sondern den Abbé d'Herblay. Nun, mein lieber Bazin, sagt mir, wo er ist."

„Habt Ihr nicht gehört, Herr d'Artagnan, daß ich Euch antwortete, ich wüßte es nicht?"

„Ja, allerdings, aber hierauf erwiedere ich Euch, daß dies unmöglich ist."

„Es ist dennoch die Wahrheit, gnädiger Herr, die reine Wahrheit, die Wahrheit des guten Gottes."

D'Artagnan sah ein, daß er von Bazin nichts herausbringen würde. Bazin log offenbar, aber er log mit so viel Eifer und Festigkeit, daß man leicht errathen konnte, er würde nicht von seiner Lüge abgehen.

„Wohl, Bazin," sagte d'Artagnan; „da Ihr nicht wißt, wo Euer Herr sich aufhält, so sprechen wir nicht weiter davon. Wir wollen uns als gute Freunde trennen. Nehmt diese halbe Pistole und trinkt auf meine Gesundheit."

„Ich trinke nicht, Herr," sagte Bazin, majestätisch

die Hand des Offiziers zurückstoßend, „das ist gut für die Laien.“

„Unbestechlich,“ murmelte d'Artagnan; „in der That, ich spiele sehr unglücklich.“

Und da d'Artagnan, in seine Betrachtungen versunken, den Rock von Bazin los ließ, so benützte dieser die Gelegenheit, um sich rasch in die Sacristei zurückzuziehen, in der er sich nicht eher in Sicherheit glaubte, als bis er die Thüre hinter sich zugeschlossen hatte.

D'Artagnan blieb unbeweglich, nachdenkend, die Augen auf die Thüre geheftet, welche eine Schranke zwischen ihm und Bazin gezogen hatte, als er fühlte, daß man seine Schulter leicht mit der Fingerspitze berührte.

Er wandte sich um und war im Begriffe, einen Ausruf des Erstaunens von sich zu geben, als derjenige, welcher ihn mit der Spitze des Fingers berührt hatte, eben diesen Finger zum Zeichen des Stillschweigens auf seinen Mund legte.

„Ihr hier, mein lieber Rochefort,“ sagte d'Artagnan halblaut.

„St!“ erwiederte Rochefort. „Wußtet Ihr, daß ich frei war?“

„Ich habe es aus erster Hand erfahren.“

„Und von wem?“

„Von Planchet.“

„Wie? von Planchet?“

„Allerdings, er hat Euch gerettet.“

„Planchet? . . . In der That, ich glaubte ihn wieder zu erkennen. Das beweist, mein Lieber, daß eine Wohlthat nie verloren geht.“

„Was macht Ihr hier?“

„Ich habe Gott für meine glückliche Befreiung gedankt,“ sagte Rochefort.

„Was weiter? denn ich nehme an, das ist nicht Alles.“

„Und dann kam ich, um die Befehle des Coadjutors

einzuholen und zu sehen, ob wir nicht etwas thun können, um den Mazarin in Wuth zu bringen."

„Schlimmer Kopf! Ihr werdet machen, daß man Euch noch einmal in die Bastille steckt."

Oh! was das betrifft . . . ich werde wohl auf meiner Hut sein; dafür stehe ich Euch. Die frische Luft ist so gut! Auch gedenke ich," fuhr Rochefort mit voller Brust athmend fort: „auch gedenke ich eine Spazierfahrt auf das Land, eine Reise in die Provinz zu machen."

„Ich ebenfalls," sagte d'Artagnan.

„Darf man Euch, ohne unbescheiden zu sein, fragen, wohin Ihr geht?"

„Ich suche meine Freunde auf."

„Welche Freude?"

„Diejenigen, von welchen ich Euch gestern Kunde geben sollte."

„Athos, Porthos und Aramis? Ihr sucht sie?"

„Ja."

„Auf Ehre?"

„Was ist denn darüber zu erstaunen?"

„Nichts . . . Das ist komisch . . . Und in welchem Auftrage sucht Ihr sie?"

„Ihr vermuthet es nicht?"

„Allerdings."

„Leider weiß ich nicht, wo sie sind."

„Und Ihr habt kein Mittel, Nachricht von Ihnen zu bekommen? Wartet acht Tage, und ich gebe Euch Auskunft."

„Acht Tage, das ist zu viel; ich muß sie vor drei Tagen gefunden haben."

„Drei Tage, das ist kurz," sagte Rochefort, „und Frankreich ist groß."

„Gleichviel. Ihr kennt das Wort: es muß sein. Mit diesem Wort macht man viele Dinge."

„Und wann geht Ihr auf Nachforschungen aus?"

„Ich thue dies bereits."

„Gut Glück!"

„Und Euch glückliche Reise!"

„Vielleicht treffen wir uns auf dem Wege."

„Das ist nicht wahrscheinlich."

„Wer weiß! der Zufall ist so launenhaft."

„Gott befohlen!"

„Auf Wiedersehen! Doch halt, wenn Mazarin mit Euch spricht, so sagt ihm, ich habe Euch beauftragt, ihm mitzutheilen, er werde binnen Kurzem sehen, ob ich zum Handeln zu alt sei."

Und Rochefort entfernte sich mit dem teuflischen Lächeln, das d'Artagnan einst so oft beben gemacht hatte. Aber d'Artagnan schaute ihn dießmal ohne Bangigkeit und lächelnd mit einem Ausdrucke von Schwermuth an, den nur diese Erinnerung allein seinem Gesichte geben konnte.

„Geh', geh', Teufel," sprach er, „und mache, was Du willst. Mir liegt nichts daran: es gibt keine zweite Constanze in der Welt!"

Sich umwendend erblickte d'Artagnan Bazin, der, nachdem er seine kirchlichen Kleider abgelegt hatte, mit dem Sacristan plauderte, mit welchem d'Artagnan bei seinem Eintritt in die Kirche gesprochen hatte. Bazin schien sehr aufgeregt und machte mit seinem kurzen, dicken Arme allerlei Geberden. D'Artagnan begriff, daß er ihm aller Wahrscheinlichkeit nach die größte Verschwiegenheit in Beziehung auf seine Person empfahl.

D'Artagnan benützte die eifrige Unterredung dieser zwei Männer, um aus der Kathedrale zu schlüpfen und sich an der Ecke der Rue des Canettes in Hinterhalt zu legen. Bazin konnte, von dem Punkte aus, wo d'Artagnan verborgen war, nicht herausgehen, ohne daß man ihn sah.

Fünf Minuten nachher erschien Bazin auf dem Vorplatz. Er schaute rings umher, um sich zu versichern, ob er nicht beobachtet würde; aber er erblickte unsern Offizier nicht, dessen Kopf allein vor die Ecke eines Hauses fünfzig Schritte von da hervorsah. Durch den Anschein

beruhigt, wagte er sich in die Rue Notre-Dame. D'Artagnan stürzte aus seinem Versteck hervor und kam noch zeitig genug an, um ihn in die Rue de la Juiverie einbiegen und in der Rue de la Calandre in ein Haus von anständigem Aeußern eintreten zu sehen. Unser Offizier zweifelte nicht daran, daß der würdige Meßner in diesem Hause wohne.

D'Artagnan erkundigte sich nicht in diesem Hause. Der Concierge, wenn es einen gab, mußte bereits in Kenntniß gesetzt sein; war keiner vorhanden, an wen sollte er sich dann wenden?

Er trat in eine kleine Schenke, welche die Ecke der Rue Saint-Eloi und der Rue de la Calandre bildete und verlangte ein Maß Gewürzwein. Dieses Getränke zu bereiten, bedurfte es einer guten halben Stunde. D'Artagnan hatte alle Zeit, um Bazin zu bespähen, ohne Verdacht zu erregen.

Er erblickte in der Schenke einen kleinen Jungen von zwölf bis fünfzehn Jahren mit aufgeweckter Miene, in welchem er Einen zu erkennen glaubte, den er zwanzig Minuten vorher unter dem Gewande eines Chorknaben gesehen hatte. Er befragte ihn, und da der Diaconatslehrling kein Interesse bei der Verheimlichung hatte, so erfuhr d'Artagnan von ihm, daß er von sechs bis neun Uhr Morgens das Geschäft eines Chorknaben und von neun Uhr bis Mitternacht das eines Kellners trieb.

Während d'Artagnan mit dem Kinde plauderte, führte man ein Pferd vor die Thüre des Hauses von Bazin. Das Pferd war völlig gesattelt und gezäumt. Einen Augenblick nachher kam Bazin herab.

„Halt," sagte das Kind, „unser Meßner begibt sich auf den Weg."

„Wohin geht er?" fragte d'Artagnan.

„Bei Gott, ich weiß es nicht."

„Eine halbe Pistole, wenn Du es in Erfahrung bringst."

„Für mich?“ rief der Knabe, dessen Augen vor Freude funkelten, „wenn ich in Erfahrung bringe, wohin Herr Bazin geht? Das ist nicht schwierig! Ihr treibt nicht Euern Spott mit mir?“

„Nein, auf Offizierswort; halt, hier ist die halbe Pistole.“

Und er zeigte ihm die Bestechungsmünze, aber ohne sie ihm wirklich zu geben.

„Ich will ihn fragen.“

„Das ist gerade das Mittel, um nichts zu erfahren,“ erwiederte d'Artagnan, „warte, bis er weggeritten ist. Dann forsche, frage, unterrichte Dich. Das ist Deine Sache; die halbe Pistole ist hier.“

Und er steckte sie wieder in seine Tasche.

„Ich begreife,“ sagte das Kind mit einem listigen Lächeln, das nur den Pariser Straßenjungen eigenthümlich ist. Nun, ich werde warten.“

Man hatte nicht lange zu warten. Nach fünf Minuten ritt Bazin, sein Pferd mit dem Regenschirme antreibend, in kurzem Trabe weg.

Es war stets die Gewohnheit von Bazin gewesen, einen Regenschirm in Form einer Reitpeitsche zu tragen.

Kaum hatte er sich um die Ecke der Rue de la Juiverie gewendet, als sich das Kind wie ein Leithund auf eine Spur stürzte.

D'Artagnan nahm seinen Platz wieder an dem Tische, an den er sich bei seinem Eintritt gesetzt hatte, vollkommen überzeugt, er würde vor zehn Minuten erfahren, was er wissen wollte.

Das Kind kehrte in der That, ehe diese Zeit abgelaufen war, zurück.

„Nun?“ fragte d'Artagnan.

„Nun,“ sagte der Junge, „man weiß es!“

„Wohin ist er geritten?“

„Die halbe Pistole ist immer noch für mich?“

„Ganz gewiß. Antworte.“

„Ich will sie sehen. Gebt sie mir,“ daß ich schauen kann, ob sie nicht falsch ist.“

„Hier ist sie.“

„He, Meister“ sprach das Kind, „der Herr wünscht Münze zu haben.“

Der Wirth saß an seinem Zahltische, gab Münze und nahm die Pistole.

Das Kind steckte die Münze in seine Tasche.

„Und nun, wohin ist er gegangen?“ sprach d'Artagnan, der lachend seinem Treiben zugesehen hatte.

„Nach Noisy.“

„Woher weißt Du dies?“

„Ah! bei Gott, ich brauchte nicht viel Witz, um es zu erfahren. Ich erkannte in dem Pferde das eines Fleischers, welcher es zuweilen Herrn Bazin leiht. Ich dachte nun, der Fleischer leihe ihm sein Pferd nicht, ohne zu fragen, wohin er reite, obgleich er Herrn Bazin wohl nicht für fähig hält, das Pferd zu übertreiben.“

„Und er antwortete Dir, Herr Bazin . . .“

„Begebe sich nach Noisy. Dies scheint übrigens seine Gewohnheit zu sein, denn er reitet drei- bis viermal in der Woche dahin.“

„Kennst Du Noisy?“

„Ganz gewiß; meine Amme ist dort.“

„Ist ein Kloster daselbst?“

„Ein prächtiges, ein Jesuiten-Kloster.“

„Gut,“ murmelte d'Artagnan; „es unterliegt keinem Zweifel mehr.“

„Ihr seid also zufrieden?“

„Ja. Wie heißt Du?“

„Friquet.“

„D'Artagnan nahm seine Schreibtafel und schrieb den Namen des Knaben und die Adresse der Schenke auf.

„Sagt mir, Herr Offizier,“ sprach das Kind, „sind noch mehr halbe Pistolen zu verdienen?“

„Vielleicht,“ antwortete d'Artagnan.

Und da er wußte, was er wissen wollte, so bezahlte er den Gewürzwein, den er nicht getrunken hatte, und schlug rasch wieder den Weg nach der Rue Tiquetonne ein.

IX.

Wie d'Artagnan, während er Aramis sehr ferne suchte, wahrnahm, daß er hinter Planchet auf dem Pferde saß.

Als d'Artagnan eintrat, sah er einen Mann an der Ecke des Kamins sitzen: es war Planchet; aber Planchet, so gut metamorphosirt durch die alten Kleider, die der Eheherr zurückgelassen hatte, daß er selbst Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen. Madeleine stellte ihn im Angesicht aller Aufwärter vor. Planchet wandte sich an den Offizier mit einer schönen flamändischen Phrase. Der Offizier antwortete ihm mit einigen Worten, welche keiner Sprache angehörten, und der Handel war abgeschlossen. Der Bruder der Madeleine trat in den Dienst von d'Artagnan.

Der Plan von d'Artagnan war vollkommen festgestellt; aus Furcht, erkannt zu werden, wollte er nicht bei Tage in Noisy ankommen. Er hatte also Zeit vor sich, denn Noisy lag nur drei bis vier Lieues von Paris auf der Straße nach Meaux.

Er fing damit an, daß er ein tüchtiges Frühstück zu sich nahm, was ein schlimmes Debut sein kann, wenn man mit dem Kopfe handeln will, was jedoch eine vortreffliche Vorsichtsmaßregel ist, wenn man mit seinem Körper zu handeln gedenkt; hienach wechselte er seine Kleider, befürchtend, die Kasake des Lieutenants der Musketiere könnte

Mißtrauen einflößen. Dann nahm er den stärksten und solidesten von seinen drei Degen, den er nur an festlichen Tagen zu wählen pflegte, und endlich gegen zwei Uhr ließ er zwei Pferde satteln und ritt, von Planchet gefolgt, durch die Barriere de la Vilette hinaus. In dem Hause neben dem Gasthofe zur Rehziege stellte man immer noch die thätigsten Nachforschungen an, um Planchet aufzufinden.

Anderthalb Lieues von Paris hielt d'Artagnan an, da er sah, daß er in seiner Ungeduld immer noch zu früh abgegangen war, und ließ die Pferde verschnaufen. Die Herberge war voll von Leuten von verdächtigem Aussehen. Sie schienen im Begriff zu sein, eine nächtliche Unternehmung zu versuchen. Ein in einen Mantel gehüllter Mensch erschien an der Thüre. Als er aber einen Fremden sah, machte er ein Zeichen mit der Hand und zwei Trinker gingen mit ihm hinaus, um sich mit ihm zu besprechen.

D'Artagnan näherte sich auf eine ganz gleichgültige Weise der Herrin des Hauses, lobte ihren Wein, einen abscheulichen Kratzer von Montreuil, machte einige Fragen an sie über Noisy und erfuhr, daß es in diesem Dorfe nur zwei Häuser von großartigem Aussehen gebe; das eine gehöre dem Erzbischof von Paris und werde in diesem Augenblick von seiner Nichte, der Frau Herzogin von Longueville, bewohnt; das andere sei ein Jesuitenkloster und der Gewohnheit gemäß das Eigenthum dieser würdigen Väter. Man konnte sich also nicht täuschen.

Um vier Uhr begab sich d'Artagnan wieder auf den Weg; er ließ sein Pferd nur noch im Schritte marschiren, denn er wollte erst, wenn es völlig Nacht geworden wäre, an Ort und Stelle kommen. Wenn man aber im Schritt reitet, an einem Wintertage, bei einem nebeligen Wetter, in einer Gegend, wo man keinen Unfall zu befürchten hat, so hat man kaum etwas Besseres zu thun, als das, was, wie Lafontaine sagt, der Hase in seinem Lager thut, nachzudenken. D'Artagnan dachte also nach und Planchet

ebenfalls; nur waren ihre Träumereien, wie man sehen wird, verschiedener Natur.

Ein Wort der Wirthin hatte den Gedanken von d'Artagnan eine besondere Richtung gegeben. Dieses Wort war der Name der Frau von Longueville.

Frau von Longueville hatte in der That Alles, was zum Nachdenken veranlassen kann: es war eine der vornehmsten Damen des Königreichs, es war eine der schönsten Frauen des Hofes. An den alten Herzog von Longueville verheirathet, den sie nicht liebte, galt sie Anfangs für die Geliebte von Coligny, der sich in einem Zweikampfe auf der Place-Royale von dem Herzog von Guise für sie tödten ließ. Dann sprach man von einer etwas zu zärtlichen Freundschaft, welche sie für den Prinzen von Condé gehabt haben soll, worüber sich die furchtsamen Seelen des Hofes scandalisirten. Ferner sagte man auch, ein wahrer und aufrichtiger Haß sei auf diese Freundschaft gefolgt, und die Herzogin von Longueville stehe in diesem Augenblicke, wie man ebenfalls sagte, in einer politischen Verbindung mit dem Prinzen von Marsillac, dem ältesten Sohne des alten Herzogs de la Rochefaucoult, aus welchem sie einen Feind des Herrn Herzogs von Condé, ihres Bruders, zu machen bestrebt war.

D'Artagnan dachte an alle diese Dinge. Er dachte daran, daß er im Louvre oft die schöne Frau von Longueville strahlend und blendend an sich hatte vorüber gehen sehen. Er dachte an Aramis, der, ohne mehr zu sein als er, einst der Geliebte von Frau von Chevreuse gewesen war, die an dem früheren Hofe dieselbe Stellung eingenommen hatte, welche an dem gegenwärtigen Frau von Longueville einnahm. Er fragte sich, warum es in der Welt Menschen gebe, welche Alles erreichen, was sie wünschen, diese im Punkte des Ehrgeizes, jene im Punkte der Liebe, während Andere, sei es aus Zufall, sei es aus Mißgeschick, sei es in Folge eines von der Natur in sie

gelegten Hindernisses, auf dem halben Wege aller ihrer Hoffnungen bleiben.

Er mußte sich zugestehen, daß er trotz seines Geistes, trotz seiner Geschicklichkeit von diesen letzteren wäre und bleiben würde, als Planchet sich ihm näherte und sagte:

„Ich wette, gnädiger Herr, Ihr denkt an dasselbe, wie ich."

„Ich zweifle, Planchet," erwiederte d'Artagnan lächelnd. „Doch woran denkst Du? laß hören."

„Ich denke an die verdächtig aussehenden Leute, welche in der Herberge tranken, wo wir anhielten."

„Stets klug, Planchet."

„Gnädiger Herr, das ist Instinkt."

„Nun, sprich: was sagt Dein Instinkt in dieser Hinsicht?"

„Mein Instinkt sagte mir: diese Leute wären in einer schlimmen Absicht in der Herberge versammelt, und ich überlegte mir das, was mir mein Instinkt in dem dunkelsten Winkel des Stalles sagte, als ein in einen Mantel eingehüllter Mann, gefolgt von zwei andern Männern, in eben diesen Stall eintrat."

„Ah, Ah!" rief d'Artagnan, denn die Erzählung von Planchet stand im Zusammenhang mit seinen vorhergehenden Bemerkungen. „Nur weiter?"

„Der eine von den zwei Männern sagte:

„„Er muß sicherlich in Noisy sein oder heute Abend dahin kommen, denn ich habe seinen Bedienten erkannt.""

„„Du bist Deiner Sache gewiß?"" fragte der Mann im Mantel.

„„Ja, mein Prinz.""

„Mein Prinz?" unterbrach ihn d'Artagnan.

„Ja, mein Prinz, doch hört: „„Wenn er dort ist, was sollen wir dann thun?"" sprach der andere Trinker."

„„Was man thun soll?"" sagte der Prinz.

„„Ja, er ist nicht der Mann, der sich so fangen läßt; er wird gehörig mit dem Degen spielen.""

„„Nun, man muß es machen, wie er, dabei aber bemüht sein, ihn lebendig zu bekommen. Habt Ihr Stricke, um ihn zu binden, und einen Knebel, um ihn in seinen Mund zu stecken?““

„„Wir haben Alles dies.““

„„Seid auf Eurer Hut, aller Wahrscheinlichkeit nach ist er als Cavalier verkleidet.““

„„Ja, ja, Monseigneur, seid unbesorgt.““

„„Uebrigens werde ich dabei sein und Euch führen.““

„„Ihr steht dafür, daß die Gerichte . . .?““

„„Ich stehe für Alles““ sagte der Prinz.“

„„Gut, wir werden unser Möglichstes thun.““

„Und hienach verließen sie den Stall.“

„Nun,“ sprach d'Artagnan, „was geht das uns an? Das ist eine von den Unternehmungen, wie man sie alle Tage macht.“

„Wißt Ihr gewiß, daß sie nicht gegen uns gerichtet ist?“

„Gegen uns! und warum?“

„Erinnert Euch ihrer Worte: „„Ich habe seinen Bedienten erkannt,““ sagte der Eine, was ich auf mich beziehen könnte.“

„Weiter?“

„„Er muß in Noisy sein oder heute Abend dahin kommen,““ sagte der Andere, was sich wohl auf Euch beziehen könnte.“

„Ferner?“

„Dann sprach der Prinz: „„Seid auf Eurer Hut, aller Wahrscheinlichkeit nach ist er als Cavalier gekleidet,““ was mir keinen Zweifel mehr übrig zu lassen scheint, Ihr seid als Cavalier und nicht als Offizier der Musketiere gekleidet. Nun was sagt Ihr hiezu?“

„Ach!“ sprach d'Artagnan einen Seufzer ausstoßend, ich bin leider nicht mehr in der Zeit, wo die Prinzen mich ermorden lassen wollen. Ah, das war eine schöne Zeit. Sei unbesorgt, diese Leute wollen nicht an uns.“

„Ist der gnädige Herr dessen gewiß?"

„Ich stehe dafür."

„Dann ist es gut, sprechen wir nicht mehr davon."

Und Planchet nahm wieder seinen Platz hinter d'Artagnan mit dem erhabenen Vertrauen ein, das er immer zu seinem Herrn gehabt hatte, und das durch eine Trennung von fünfzehn Jahren nicht geschwächt worden war.

So machte man eine Meile. Nach dieser Meile näherte sich Planchet d'Artagnan und sagte zu ihm:

„Gnädiger Herr!"

„Was gibt es?"

„Schaut auf diese Seite. Kommt es Euch nicht vor, als erblicktet Ihr etwas wie Schatten mitten durch die Nacht hinziehen. Horcht! es kommt mir vor, man höre Pferdetritte."

„Unmöglich," sagte d'Artagnan, „die Erde ist durch den Regen aufgeweicht. Aber es scheint mir auch, als sähe ich etwas."

Und er hielt an, um zu schauen uud zu horchen.

„Wenn man nicht die Tritte von Pferden hört, so hört man wenigstens ihr Gewieher."

Es schlug wirklich das Gewieher eines Pferdes, den Raum und die Dunkelheit durchdringend, an das Ohr von d'Artagnan.

„Unsere Leute sind im Felde," sagte er, „aber das geht uns nichts an. Setzen wir unsern Weg fort."

Und sie ritten weiter.

Eine halbe Stunde nachher erreichten sie die ersten Häuser von Noisy. Es mochte etwa halb neun Uhr Abends sein.

Nach den dörflichen Gewohnheiten hatte sich schon alle Welt niedergelegt und kein Licht glänzte mehr im Orte.

D'Artagnan und Planchet setzten ihren Weg fort; rechts und links von ihrer Straße hob sich auf dem düstern Grau des Himmels der noch düsterere Zahnschnitt

der Dächer hervor. Von Zeit zu Zeit kläffte ein aufgeweckter Hund hinter einer Thüre oder eine erschrockene Katze verließ eiligst die Mitte des Pflasters, um sich in einen Haufen von Reisbüschel zu flüchten, wo man wie Karfunkel ihre Augen glänzen sah. Das waren die einzigen lebendigen Wesen, welche das Dorf zu bewohnen schienen.

Ungefähr gegen die Mitte des Fleckens erhob sich, den Hauptplatz beherrschend und vereinzelt wischen zwei Gassen, eine dunkle Masse, von deren Façade ungeheure Linden ihre entblätterten Aeste ausbreiteten. D'Artagnan beschaute das Gebäude aufmerksam.

„Das muß das Schloß des Erzbischofs ein," sagte er zu Planchet. „Hier wohnt die schöne Frau von Longueville. Aber wo ist das Kloster?"

„Das Kloster?" erwiederte Planchet, „das Kloster ist am Ende des Dorfes, ich kenne es."

„Nun wohl, sprach d'Artagnan, „im Galopp bis dahin, Planchet, während ich den Gurt meines Pferdes fester anziehe, und komme dann zurück, wenn Du ein erleuchteres Fenster bei den Jesuiten siehst."

Planchet gehorchte und entfernte sich in der Dunkelheit, während d'Artagnan abstieg und, wie er gesagt hatte, den Gurt seines Pferdes zurecht machte.

Nach fünf Minuten kam Planchet zurück.

„Gnädiger Herr, sprach er, „es ist ein einziges Fenster auf der Seite, welche nach dem Felde geht, erleuchtet."

„Hm! wenn ich ein Frondeur wäre, so klopfte ich hier an und wäre überzeugt, daß ich ein gutes Lager bekäme; wenn ich ein Mönch wäre, klopfte ich da unten an und wäre ebenfalls überzeugt, daß ich ein gutes Abendbrod bekäme, während es im Gegentheil leicht möglich ist, daß wir zwischen dem Schlosse und dem Kloster vor Hunger und Durst sterbend auf der harten Erde liegen müssen."

„Ja," fügte Planchet bei, „wie der berühmte Esel

von Buridan. Doch mittlerweile wollt Ihr, daß ich klopfe?"

„St!" sagte d'Artagnan, „das einzige Fenster, welches erleuchtet war, ist dunkel geworden."

„Hört Ihr, gnädiger Herr," sprach Planchet.

„In der That, was für ein Geräusch ist dies?"

Es war wie das Tosen eines herannahenden Sturmes; in demselben Augenblick kamen zwei Reitertruppe, jeder von zehn Mann, aus jeder von den zwei Gassen hervor, welche sich an dem Hause hinzogen, und umzingelten, jeden Ausgang verschließend, d'Artagnan und Planchet.

„Oho" sagte d'Artagnan, indem er seinen Degen zog und sich hinter sein Pferd zurückstellte, während Planchet dasselbe Manöver ausführte. „Solltest Du richtig gedacht haben? sollte man wirklich an uns wollen?"

„Hier ist er, wir haben ihn!" sprachen die Reiter, sich mit bloßem Degen auf d'Artagnan stürzend.

„Verfehlt ihn nicht," rief eine hohe Stimme.

„Nein, Monseigneur, seid unbesorgt."

D'Artagnan glaubte, es wäre der Augenblick für ihn gekommen, sich in das Gespräch zu mischen.

Hollah! meine Herren!" rief er mit seinem gascognischen Accente, „was wollt Ihr? was verlangt Ihr?"

„Du sollst es erfahren," brüllten die Reiter im Chor.

„Halt halt!" schrie derjenige, welchen sie Monseigneur genannt hatten, „haltet ein, wenn Euch Euer Kopf lieb ist. Das ist nicht seine Stimme."

„Ei, meine Herren," sprach d'Artagnan, „ist man zufällig in Noisy wahnsinnig geworden? Nehmt Euch wohl in Acht, denn ich sage Euch, daß ich dem Ersten, der sich mir auf die Länge meines Degens nähert, und mein Degen ist lang, den Bauch aufschlitze."

Der Anführer näherte sich.

„Was macht Ihr hier?" sagte er mit einem hochmüthigen und an das Befehlen gewöhnten Tone.

„Was macht Ihr hier?“ entgegnete d'Artagnan.

„Seid höflich oder man wird Euch auf die gehörige Weise ſtriegeln, denn obgleich man ſich nicht nennen will, wünſcht man doch ſeinem Range gemäß reſpectirt zu werden.

„Ihr wollt nicht erkannt ſein, weil Ihr einen Hinterhalt leitet,“ ſagte d'Artagnan; „aber ich, der ich ruhig mit meinem Lackeien reiſe, ich habe nicht dieſelben Urſachen, wie Ihr, meinen Namen zu verſchweigen.“

„Genug! genug! wie heißt Ihr?“

„Ich ſage Euch meinen Namen, damit Ihr wißt, wo Ihr mich finden könnt. Mein Herr, Monſeigneur oder mein Prinz, wie Ihr Euch nennen laſſen möget,“ ſprach der Gascogner, der nicht das Ausſehen haben wollte, als wiche er einer Drohung, „kennt Ihr Herrn d'Artagnan.

„Lieutenant bei den Musketieren?“ fragte die Stimme.

„Denſelben.“

„Allerdings.“

„Nun wohl,“ fuhr der Gascogner fort, Ihr müßt es gehört haben, daß er ein feſtes Fauſtgelenk und eine feine Klinge iſt.“

„Ihr ſeid Herr d'Artagnan?“

„Ich bin es.“

„Dann kommt Ihr hieher, um ihn zu vertheidigen.“

„Wen, ihn?“

„Denjenigen, welchen wir ſuchen.“

„Es ſcheint,“ erwiederte d'Artagnan, während ich nach Noiſy zu kommen glaubte, bin ich, ohne es zu vermuthen, in das Königreich der Räthſel gelangt.“

„Antwortet,“ ſprach dieſelbe hochmüthige Stimme. Erwartet Ihr ihn unter dieſen Fenſtern? Kommt Ihr nach Noiſy, um ihn zu vertheidigen?“

„Ich erwarte Niemand,“ erwiederte d'Artagnan, welcher ungeduldig zu werden anfing. „Ich will Niemand vertheidigen, als mich; aber dieſen mich werde ich kräftig vertheidigen, das ſage ich Euch zum Voraus.“

„Gut," sprach die Stimme, „entfernt Euch von hier, räumt uns den Platz."

„Mich von hier entfernen," sagte d'Artagnan, dem dieser Befehl seine Pläne durchkreuzte, „dies ist nicht so leicht, in Betracht, daß ich vor Müdigkeit umsinke und mein Pferd ebenso. Ihr müßtet denn geneigt sein, mir Abendbrod und ein Lager in der Gegend anzubieten."

„Halunke!"

„Herr!" rief d'Artagnan „nehmt Euch in Acht mit Euern Worten, ich bitte Euch, denn wenn Ihr noch ein zweites Wort wie dieses gebrauchtet, so würde ich es Euch, wäret Ihr nun Marquis, Herzog oder Prinz, in den Bauch zurückstoßen; versteht Ihr?"

„Ganz richtig," sprach der Anführer, „man kann sich nicht täuschen, es ist ein Gascogner, der hier spricht, und folglich nicht der Mann, den wir suchen. Wir haben unsern Streich für diesen Abend verfehlt und können nichts Besseres thun, als uns zurückzuziehen .... Wir werden uns wiederfinden, Meister d'Artagnan," fügte der Anführer, den Ton verstärkend, bei.

„Ja, aber nie mit denselben Vortheilen," sagte der Gascogner spottend; „denn wenn Ihr mich wieder findet seid Ihr vielleicht allein und es ist Tag."

„Gut, gut," sprach die Stimme; „vorwärts, meine Herren!"

Murrend verschwand die Truppe in der Finsterniß und kehrte, wie es schien, in der Richtung von Paris zurück.

D'Artagnan und Planchet blieben noch einen Augenblick in der Defensive. Als sich aber das Geräusch immer mehr entfernte, steckten sie ihre Degen wieder in die Scheide.

„Du siehst wohl, Dummkopf," sprach d'Artagnan ruhig zu Planchet, „daß sie nicht an uns wollten."

„Aber an wen denn sonst?" sagte Planchet.

Meiner Treue, ich weiß es nicht und es liegt mir auch nichts daran. Für mich ist die Hauptsache, in das Jesuitenkloster zu kommen. Zu Pferde also und dann angeklopft. Es mag kosten, was es will, sie werden uns nicht fressen."

Und d'Artagnan schwang sich wieder in den Sattel.

Planchet that dasselbe, als eine unerwartete Last auf das Hintertheil seines Pferdes fiel.

„He, Herr!" rief Planchet, ich habe einen Mann hinter mir!"

D'Artagnan wandte sich um und sah wirklich zwei menschliche Formen auf dem Pferde von Planchet.

„Es scheint, der Teufel verfolgt uns," rief er, zog den Degen und war im Begriffe, den Unerwarteten anzugreifen.

„Nein, nein, mein lieber d'Artagnan," sagte dieser, „es ist nicht der Teufel: ich bin es, Aramis. Im Galopp, Planchet, und am Ende des Dorfes links gehalten."

Und Aramis auf dem Kreuze fortführend, ritt Planchet im Galopp davon, gefolgt von d'Artagnan, welcher zu glauben anfing, er mache einen phantastischen, unzusammenhängenden Traum.

X.

Der Abbé d'Herblay.

Am Ende des Dorfes wandte sich Planchet links, wie es ihm Aramis befohlen hatte, und hielt unter dem erleuchteten Fenster. Aramis sprang zu Boden und schlug

dreimal in seine Hände. Sogleich öffnete sich das Fenster und eine Strickleiter fiel herab.

„Mein Lieber," sagte Aramis, „wenn Ihr hinaufsteigen wollt, so wird es mich sehr freuen, Euch zu empfangen."

„Ah, so kehrt man bei Euch nach Hause," sprach d'Artagnan.

„Wenn es neun Uhr vorüber ist, muß man es bei Gott so machen," erwiederte Aramis. „Die Klosterordnung ist äußerst streng."

„Um Vergebung, mein Freund," sagte d'Artagnan, „ich glaube, Ihr habt bei Gott gesagt."

„Ihr glaubt," versetzte Aramis lachend, „das ist wohl möglich. Ihr könnt Euch nicht denken, wie viel schlechte Gewohnheiten man in diesen verdammten Klöstern annimmt, und was für abscheuliche Manieren alle diese Kirchenleute haben, mit denen ich zu leben genöthigt bin. Aber Ihr steigt nicht hinauf?"

„Steigt voraus, ich folge Euch."

„Wie der selige Cardinal zu dem seligen König sagte: „„Um Euch den Weg zu zeigen, Sire."""

Und Aramis stieg leicht die Leiter hinauf und hatte in einem Augenblick das Fenster erreicht.

D'Artagnan folgte ihm, aber langsamer; man sah, daß er mit solchen Wegen weniger vertraut war, als sein Freund.

„Verzeiht," sagte Aramis, als er seine Ungeschicklichkeit wahrnahm; „wenn ich gewußt hätte, daß ich mit einem Besuche von Euch beehrt würde, so hätte ich die Leiter des Gärtners bringen lassen. Für mich allein ist diese genügend."

„Gnädiger Herr," rief Planchet, als er sah, daß d'Artagnan auf dem Punkte war, seine Aufsteigung zu vollenden, „das geht gut für Herrn Aramis, das geht auch gut für Euch, es würde streng genommen auch

für mich gehen, aber die zwei Pferde können nicht wohl an der Strickleiter hinaufsteigen."

„Führt sie unter jenen Schoppen, mein Freund, sagte Aramis und deutete auf eine Hütte, welche in der Ebene sichtbar war. „Ihr findet dort Stroh und Haber für sie."

„Aber für mich?"

„Ihr kommt unter dieses Fenster, klatscht dreimal in Eure Hände, und wir lassen Euch Lebensmittel herab. Mord und Tod! seid unbesorgt, man stirbt hier nicht Hungers."

Aramis zog die Leiter zurück und schloß das Fenster.

D'Artagnan betrachtete das Zimmer.

Nie hatte er eine zugleich kriegerischere und elegantere Stube gesehen. In jeder Ecke des Zimmers waren Waffentrophäen, welche dem Blicke und der Hand Schwerter aller Art boten, und vier große Gemälde stellten in ihren Schlachtrüstungen den Cardinal von Lothringen, den Cardinal von Richelieu, den Cardinal von Lavalette und den Erzbischof von Bordeaux dar. Nichts deutete die Wohnung eines Abbé an. Die Tapeten waren von Damast, die Teppiche kamen von Alençon und das Bett besonders hatte mehr das Aussehen des Bettes einer Favoritin, mit seiner Spitzenverzierung und seiner gestickten Fußdecke, als das eines Lagers von einem Manne, der das Gelübde gethan hatte, den Himmel durch Geißelung und Enthaltsamkeit zu gewinnen.

„Ihr schaut mein Kämmerchen an?" sagte Aramis. „Ah, mein Lieber, entschuldigt, ich wohne wie ein Karthäuser. Aber was sucht Ihr denn mit Euren Augen?"

Ich suche die Person, die Euch die Leiter zugeworfen hat; ich sehe Niemand, und sie kann doch nicht ganz allein herabgekommen sein."

„Nein, nein, Bazin hat es gethan."

„Ah, ah!" rief d'Artagnan.

„Mein Bazin ist ein guter, abgerichteter Bursche," fuhr Aramis fort; „da er sah, daß ich nicht allein kam, zog er sich aus Discretion zurück. Doch setzt Euch, mein Lieber, und laßt uns plaudern."

Und hienach stieß Aramis gegen d'Artagnan einen weiten Lehnstuhl vor, in den sich dieser warf.

„Vor Allem, Ihr nehmt Abendbrod mit mir, nicht so?" fragte Aramis.

„Ja, wenn Ihr wollt," sagte d'Artagnan, „und zwar mit großem Vergnügen, das gestehe ich Euch. Der Ritt hat mir einen teuflischen Appetit gemacht."

„Ach, mein armer Freund, Ihr findet magere Kost, denn man erwartete Euch nicht."

„Werde ich etwa mit dem Eierkuchen von Crevecoeur und mit Theobromen bedroht? Nicht wahr, so nanntet Ihr einst den Spinat?"

„Es läßt sich hoffen," sagte Aramis, „daß wir mit der Hülfe Gottes und Bazins etwas Besseres in der Speisekammer der würdigen Väter Jesuiten finden. Bazin, mein Freund," rief Aramis, „Bazin, komm' hierher!

Die Thüre öffnete sich und Bazin erschien. Als er aber d'Artagnan gewahr wurde, gab er einen Ausruf von sich, der einem Schrei der Verzweiflung glich.

„Mein lieber Bazin," sprach d'Artagnan, „ich sehe mit Vergnügen, mit welcher bewunderungswürdigen Haltung Ihr selbst in der Kirche lügt."

„Gnädiger Herr," erwiederte Bazin, „ich habe von den würdigen Vätern Jesuiten gelernt, es sei erlaubt zu lügen, wenn man in einer guten Absicht lüge."

„Wohl, wohl, Bazin, d'Artagnan stirbt vor Hunger, und ich auch. Trage uns ein Abendbrod auf, so gut Du immer kannst, und bringe uns vor Allem von dem besten Wein, der sich findet."

Bazin verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, stieß einen schweren Seufzer aus und entfernte sich.

„Jetzt da wir allein sind, mein lieber Aramis," sagte d'Artagnan, seine Augen vom Zimmer auf den Eigenthümer wendend und die bei den Meubles angefangene Untersuchung bei den Kleidern endigend, „sagt mir, wo Teufels Ihr herkamt, als Ihr hinter Planchet auf das Kreuz fielet?"

„Ei, Ihr seht wohl, vom Himmel!" erwiederte Aramis.

„Vom Himmel?" versetzte d'Artagnan den Kopf schüttelnd. „Ihr scheint eben so wenig dort her zu kommen, als dahin zu gehen."

„Mein Lieber," sagte Aramis mit einer geckenhaften Miene, welche d'Artagnan zur Zeit, da er noch Musketier war, nie an ihm bemerkt hatte, „wenn ich nicht vom Himmel kam, so kam ich wenigstens aus dem Paradies, was sich sehr ähnlich ist."

„Die Gelehrten sind also hierüber einig" sprach d'Artagnan. „Bis jetzt hatte man sich nie über die wirkliche Lage des Paradieses verständigen können, die Einen setzten es auf den Berg Ararat, die Andern zwischen den Tigris und den Euphrat. Es scheint, man suchte es sehr ferne, während es sehr nahe liegt. Das Paradies ist in Noisy-le-Sec auf der Stelle, wo das Schloß des Herrn Erzbischofs von Paris liegt. Man kommt aus demselben nicht durch die Thüre, sondern durch das Fenster. Man steigt nicht auf den Marmorstufen eines Säulenganges, sondern an den Aesten einer Linde herab, und der Engel mit dem feurigen Schwerte, der es bewacht, hat ganz das Aussehen, als hätte er seinen himmlischen Namen Gabriel in den irdischeren des Prinzen von Marsillac verwandelt."

Aramis brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ihr seid immer noch der lustige Kamerad, mein Lieber," sprach er, „und Eure vortreffliche gascognische Laune hat Euch noch nicht verlassen. Es ist wohl etwas an Allem dem, was Ihr da sagt. Nur wollt nicht glauben, ich sei in Frau von Longueville verliebt."

„Den Teufel, ich werde mich wohl hüten," sagte d'Artagnan. „Nachdem Ihr so lange in Frau von Chevreuse verliebt gewesen seid, werdet Ihr nicht versucht sein, Euer Herz ihrer tödtlichsten Feindin darzubringen."

„Ja, das ist wahr," sagte Aramis mit einer treuherzigen Miene. „Ja, ich habe diese arme Herzogin einst sehr geliebt, und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie ist uns äußerst nützlich gewesen. Aber was wollt Ihr? Sie wurde genöthigt, Frankreich zu verlassen. Es war ein harter Zänker, dieser verdammte Cardinal," fuhr Aramis fort, und warf einen Blick auf das Bild des ehemaligen Ministers. „Er hatte den Befehl gegeben, sie zu verhaften und nach dem Schlosse Loches zu führen. Meiner Treue, er hätte ihr wie Chalais, Montmorency und Cinq-Mars den Kopf abschneiden lassen. Aber sie flüchtete sich als Mann verkleidet mit ihrer Kammerfrau, der armen Ketty. Wie ich sagen hörte, ist ihr in irgend einem Dorfe ein seltsames Abenteuer mit irgend einem Geistlichen begegnet, von dem sie Gastfreundschaft forderte, und der, da er nur ein Zimmer hatte und sie für einen Cavalier hielt, ihr das Anerbieten machte, dieses Zimmer mit ihr zu theilen. Sie trug mit unglaublicher Gewandtheit Männerkleider, diese arme Marie. Ich kenne nur eine Frau, die sie eben so gut trägt. Man hatte auch einen Vers auf sie gemacht."

Und Aramis stimmte das Lied an:

„Laboissière, sagt mir doch,
Geh' ich nicht wie ein Mann?"

„Bravo!" rief d'Artagnan, „Ihr singt immer noch vortrefflich, mein Lieber, und ich sehe, daß Euch die Messe die Stimme nicht verdorben hat."

„Mein Lieber, Ihr begreift wohl, zur Zeit, wo ich Musketier war, bezog ich die Wache so wenig, als ich nur konnte; heute, wo ich Abbé bin, lese ich so wenig Messen, als ich kann. Doch auf die arme Herzogin zurückzukommen . . . ."

„Auf welche? Auf die Herzogin von Chevreuse oder auf die Herzogin von Longueville?"

„Mein Lieber, bereits habe ich Euch gesagt, es fände nichts zwischen mir und der Herzogin von Longueville statt: Coquetterieen vielleicht, und nicht mehr. Habt Ihr sie seit ihrer Rückkehr von Brüssel nach dem Tode des Königs gesehen?"

„Ja, gewiß und sie war noch sehr schön."

„Allerdings," sagte Aramis, „ich habe sie zu dieser Zeit auch ein wenig gesehen und ihr vortreffliche Rathschläge gegeben. Ich schwor bei meinem Leben, Mazarin wäre der Geliebte der Königin. Sie wollte mir nicht glauben, und sagte, sie kenne Anna von Oesterreich, sie wäre zu stolz, um einen solchen Schurken zu lieben. Mittlerweile warf sie sich, in die Cabalen des Herzogs von Beaufort, der Schurke ließ den Herrn Herzog von Beaufort verhaften und verbannte Frau von Chevreuse."

„Ihr wißt," sagte d'Artagnan, „daß sie die Erlaubniß erhalten hat, zurückzukehren?"

„Ja und auch, daß sie zurückgekommen ist .... Sie wird abermals dumme Streiche machen."

„Oh, diesmal wird sie wohl Euern Rath befolgen."

„Diesmal habe ich sie nicht wieder gesehen; sie hat sich gewaltig verändert."

„Es ist nicht wie bei Euch, mein lieber Aramis, denn Ihr seid immer derselbe. Ihr habt immer noch Eure schönen schwarzen Haare, Eure zierliche Taille, Eure Frauenhände, welche bewunderungswürdige Prälatenhände geworden sind."

„Ja," sagte Aramis, „das ist wahr, ich pflege mich sehr. Wißt Ihr, mein Lieber, daß ich mich alt mache. Ich bin bald siebenunddreißig Jahre."

„Hört, mein Lieber," sagte d'Artagnan lächelnd, da wir uns hier wieder finden, so wollen wir über einen Punkt übereinkommen, nämlich über das Alter, das wir in Zukunft haben werden."

„Wie so?“ versetzte Aramis.

„Ja, früher war ich zwei bis drei Jahre jünger als Ihr, und ich irre mich nicht, ich habe vierzig Jahre wohlgezählt.“

„Wirklich?“ sagte Aramis, „dann irre ich mich, denn Ihr seid stets ein vortrefflicher Mathematiker gewesen, mein Lieber. Eurer Rechnung nach wäre ich also drei und vierzig. Teufel! Teufel! mein Lieber, sagt es nicht im Hotel Rambouillet, das würde mir schaden.“

„Seid unbesorgt,“ erwiederte d'Artagnan, „ich komme nicht dahin.“

„Ei, ei!“ rief Aramis, „was macht denn das Thier von einem Bazin. Bazin, beeilen wir uns. Wir werden wüthend vor Hunger und Durst.“

Bazin, der in diesem Augenblicke eintrat, hob seine Hände, von denen jede mit einer Flasche beladen war, zum Himmel empor.

„Endlich,“ sagte Aramis, „sind wir einmal fertig?“

„Ja, gnädiger Herr, sogleich,“ sagte Bazin. „Aber ich brauchte Zeit, um alle diese . . .“

„Weil Du immer glaubst, Du habest Deine Meßner-Simarre auf dem Rücken,“ unterbrach ihn Aramis, „und weil Du Dein ganzes Leben damit hinbringst, Dein Brevier zu lesen. Aber ich sage Dir, daß ich, wenn Du dadurch, daß Du fortwährend die Gegenstände in den Capellen polirst, meinen Degen zu putzen verlernst, ein großes Feuer aus allen Deinen geweihten Bildern mache und Dich darauf rösten lasse.“

Voll frommen Aergers machte Bazin das Zeichen des Kreuzes mit der Flasche, die er in der Hand hielt. Mehr als je erstaunt über den Ton und die Manieren des Abbé d'Herblay, welche so sehr mit denen des Musketiers Aramis contrastirten, blieb d'Artagnan mit aufgesperrten Augen seinem Freunde gegenüber.

Bazin bedeckte rasch den Tisch mit einem Damasttuche und ordnete auf diesem Tuche so viele vergoldete,

parfumirte und leckere Dinge, daß d'Argnan ganz verblüfft war.

„Ihr wartetet auf Jemand?" fragte der Offizier.

„Ah, ich habe immer einigen Vorrath. Dann wußte ich auch, daß Ihr mich aufſuchen würdet."

„Von wem?"

„Von Meiſter Bazin, der Euch für den Teufel hielt, mein Lieber, und herbei lief, um mich von der Gefahr zu benachrichtigen, die meine Seele bedrohte, wenn ich ſo ſchlechte Geſellſchaft, wie die eines Muskietieroffiziers, ſehen würde."

„Ach gnädiger Herr!" rief Bazin, die Hände gefalten und mit flehender Miene.

„Stille, keine Heuchelei, Du weißt, daß ich ſie nicht liebe. Du wirſt beſſer daran thun, ein Fenſter zu öffnen und ein Brod, ein Huhn und eine Flaſche Wein Deinem Freunde Planchet hinabzulaſſen, der ſich ſeit einer Stunde zu Tode klatſcht."

Planchet, welcher ſeinen Pferden Häckerling und Haber gegeben hatte, war wirklich unter das Fenſter zurückgekehrt und hatte zwei oder dreimal das angegebene Zeichen wiederholt.

Bazin gehorchte, band an das Ende eines Strickes die drei genannten Gegenſtände und ließ ſie Planchet hinab, der ganz zufrieden damit ſich unter ſeinen Schoppen zurückzog.

„Nun wollen wir zu Nacht ſpeiſen," ſagte Aramis.

Die zwei Freunde ſetzten ſich zu Tiſche und Aramis fing an, mit völlig gaſtronomiſcher Geſchicklichkeit junge Feldhühner und Schinken zu zerlegen.

„Teufel," ſagte d'Artagnan, „wie Ihr Euch füttert?"

„Ja, ziemlich gut. Ich habe für die Faſttage Dispens von Rom, die mir der Herr Coadjutor meiner Geſundheit wegen verſchafft hat. Dann habe ich zum Koch den Erkoch von Laſolonne genommen, Ihr wißt, von dem ehemaligen Freunde des Cardinals, dem berühmten Gour-

mand, der statt jedes Gebetes nach seinem Mittagsmahle sagte: „„Mein Gott, habe die Gnade, gut zu verdauen, was ich so gut gegessen habe.““

„Was ihn indessen nicht abhielt, an einer Unverdaulichkeit zu sterben.“

„Was wollt Ihr?“ versetzte Aramis mit ergebener Miene, „man kann seinem Geschicke nicht entfliehen.“

„Mein Lieber, vergebt die Frage, die ich an Euch machen will,“ versetzte d'Artagnan.

„Macht sie immerhin, Ihr wißt, unter Freunden gibt es keine Indiscretion.“

„Ihr seid also reich geworden?“

„Oh! mein Gott, nein; ich mache mir ein Dutzend tausend Livres jährlich, abgesehen von einer kleinen Rente von tausend Thalern, die mir der Herr Prinz hat zukommen lassen.“

„Und womit macht Ihr Euch diese 12,000 Livres?“ sagte d'Artagnan. „Mit Euern Gedichten?“

„Nein, ich habe auf die Poesie Verzicht geleistet, wenn ich nicht zuweilen einige Trinklieder, einige galante Sonette oder ein unschuldiges Epigramm dichte. Ich mache Reden, mein Lieber.“

„Wie, Reden?“

„Ja, aber vortreffliche Reden, wenigstens scheint es so.“

„Die ihr predigt?“

„Nein, die ich verkaufe.“

„An wen?“

„An diejenigen von meinen Collegen, welche durchaus große Redner sein wollen.“

„Wirklich! Und Ihr habt nicht nach diesem Ruhme gestrebt?“

„Allerdings, mein Lieber. Aber die Natur hat den Sieg davon getragen. Wenn ich auf der Kanzel stehe, und es schaut mich zufällig eine Frau an, so schaue ich sie auch an, wenn sie lächet, lächle ich auch. Dann fange

ich an zu fabeln. Statt von den Qualen der Hölle zu ſprechen, ſpreche ich von den Freuden des Paradieſes. Dies iſt mir eines Tages in der Kirche Saint Louis im Marais begegnet. Ein Cavalier lachte mir in das Geſicht, ich unterbrach mich, um ihm zu ſagen, er wäre ein alberner Tropf. Das Volk ging hinaus, um Steine zuſammen zu raffen; aber während dieſer Zeit wandte ich den Geiſt der Anweſenden ſo gut um, daß ſie ihn ſteinigten. Allerdings fand er ſich am andern Tage bei mir ein; er glaubte, er hätte es mit einem Abbé zu thun, wie alle andern Abbés ſind."

„Und was war der Erfolg ſeines Beſuches?" ſprach d'Artagnan, ſich vor Lachen die Hüften haltend.

„Der Erfolg war, daß wir uns den andern Tag auf der Place Royale zuſammen beſtellten. Bei Gott, Ihr wißt davon."

„Sollte ich zufällig gegen dieſen Unverſchämten Euch als Secundant gedient haben?" fragte d'Artagnan.

„Allerdings, Ihr wißt, wie ich ihn zurichtete."

„Iſt er geſtorben?"

„Ich weiß es nicht, aber ich habe ihm die Abſolution in articulo mortis gegeben. Es iſt hinreichend, den Körper zu tödten, ohne die Seele zu tödten."

Bazin machte ein Zeichen der Verzweiflung, welches wohl ſagen wollte: er billige vielleicht dieſe Moral, er mißbillige aber ſehr den Ton, mit dem ſie ausgeſprochen werde.

„Bazin, mein Freund, Du bemerkſt nicht, daß ich Dich in dieſem Spiegel ſehe, und daß ich Dir ein für allemal jedes Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung unterſagt habe. Du wirſt mir alſo das Vergnügen machen uns ſpaniſchen Wein zu ſerviren und Dich zurückzuziehen denn mein Freund d'Artagnan hat mir etwas Geheimes mitzutheilen; nicht wahr, d'Artagnan?"

D'Artagnan machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, und Bazin zog ſich zurück, nachdem er den ſpaniſchen Wein auf den Tiſch geſtellt hatte.

Als die zwei Freunde allein waren, blieben sie einen Augenblick stillschweigend einander gegenüber. Aramis schien eine süße Verdauung zu erwarten. D'Artagnan dachte über einen Eingang nach. Jeder von ihnen wagte einen verstohlenen Blick, wenn der Andere ihn nicht anschaute.

Aramis brach zuerst das Stillschweigen.

XI.

Die zwei Caspars.

„Woran denkt Ihr, d'Artagnan," sagte Aramis, „und welcher Gedanke macht Euch lächeln?"

„Ich denke, mein Lieber, daß Ihr Euch, so lange Ihr Musketier waret, stets dem Abbé zuwandtet, und jetzt, da Ihr Abbé seid, Euch bedeutend dem Musketier zuzuwenden scheint."

„Das ist wahr," sagte Aramis lachend. „Der Mensch, wie Ihr wißt, ist ein seltsames Thier und besteht ganz aus Contrasten. Seitdem ich Abbé bin, denke ich nur an Schlachten."

„Das sieht man an der Ausstattung Eurer Wohnung. Ihr habt Raufdegen von allen Arten und für jeden Geschmack. Fechtet Ihr immer noch gut?"

Ich fechte wie Ihr einst fochtet, und besser vielleicht noch, denn dies ist meine Beschäftigung den ganzen Tag hindurch."

„Mit wem?

„Mit einem vortrefflichen Fechtmeister, den wir hier haben."

„Wie, hier?

„Ja, hier in diesem Kloster, mein Lieber. Es gibt von Allem in einem Jesuitenkloster."

„Ihr hättet also Herrn von Marsillac getödtet, wenn er Euch allein angegriffen haben würde, statt an der Spitze von zwanzig Mann zu kommen?“

„Ganz gewiß,“ sagte Aramis, „und selbst an der Spitze von zwanzig Mann, wenn ich hätte vom Leder ziehen können, ohne erkannt zu werden.“

„Gott vergebe mir, ich glaube, er ist noch mehr Gascogner geworden, als ich,“ sagte d'Artagnan ganz leise, und er fügte dann laut bei:

„Nun, mein lieber Aramis, Ihr fragtet mich, warum ich Euch aufgesucht habe?“

„Nein, mein Lieber, ich fragte Euch nicht, sondern ich erwartete, daß Ihr es mir sagen würdet.“

„Wohl, ich suchte Euch auf, um Euch ganz einfach ein Mittel zu bieten, Herrn von Marsillac zu tödten, wenn es Euch Vergnügen macht, obgleich er ein Prinz ist.“

„Halt, halt, halt!“ sagte Aramis, „das ist ein Gedanke.“

„Den ich Euch zu benützen einlade, mein Lieber. Laßt hören, seid Ihr bei Eurer Pfründe von tausend Thalern und bei den zwölf tausend Livres, die Ihr Euch macht, reich? Sprecht offenherzig.“

„Ich bin arm, wie Hiob, und wenn Ihr alle Taschen und Koffer durchwühlt, werdet Ihr, wie ich glaube, keine hundert Pistolen hier finden.“

„Pest! hundert Pistolen!“ sagte d'Artagnan ganz leise zu sich selbst. „Er nennt das arm, wie Hiob. Ich würde mich für so reich halten, wie Crösus, wenn ich sie immer vor mir hätte.“ Dann ganz laut:

„Seid Ihr ehrgeizig?“

„Wie Encelade.“

„Nun wohl, mein Freund, ich bringe Euch etwas, wodurch Ihr reich, mächtig werden, und Euch die Freiheit verschaffen könnt, Alles zu thun, was Ihr wollt.“

Der Schatten einer Wolke zog über die Stirne

von Aramis hin, so rasch, wie die Wolke, welche im August über die Getreidefelder schwebt; aber so rasch, sie auch war, so entging sie doch d'Artagnan nicht.

„Sprecht," sagte Aramis.

„Vorher noch eine Frage. Beschäftigt Ihr Euch mit Politik?"

Ein Blitz zuckte aus den Augen von Aramis, rasch, wie der Schatten, der über seine Stirne gezogen war, aber nicht so rasch, daß es d'Artagnan nicht gesehen hätte.

„Nein," antwortete Aramis.

„Dann werden Euch alle Vorschläge genehm sein, da Ihr für den Augenblick keinen andern Herrn habt, als Gott," sagte lachend der Gascogner.

„Das ist möglich."

„Mein lieber Aramis, habt Ihr zuweilen an die schönen Tage unserer Jugend gedacht, die wir lachend, trinkend und uns schlagend zubrachten?"

„Ja, gewiß, ich habe sie mehr als einmal bedauert. Es war eine glückliche Zeit. Delectabile tempus!"

„Ei, mein Lieber, diese schönen Tage können wieder kommen, diese glückliche Zeit kann zurückkehren. Ich habe den Auftrag erhalten, meine Kameraden aufzusuchen, und fing bei Euch an, der Ihr die Seele unserer Verbindung waret."

Aramis verbeugte sich mehr höflich, als liebevoll.

„Ich soll mich wieder in die Politik machen?" sprach er mit erlöschender Stimme und sich in seinem Stuhle zurückbiegend. „Ah, lieber d'Artagnan, seht doch, wie ich regelmäßig und bequem lebe. Wir haben Undankbarkeit von den Großen erfahren, wie Ihr wißt."

„Das ist wahr," erwiederte d'Artagnan; vielleicht bereuen die Großen ihren Undank."

„In diesem Falle wäre es etwas Anderes, sprach Aramis. „Barmherzigkeit jedem Sünder. Ueberdies habt Ihr in einem Punkte Recht, wenn uns die Lust erfaßte, uns in die Staatsangelegenheiten zu mischen, so wäre, glaube ich, der rechte Augenblick gekommen."

„Woher wißt Ihr dies, Ihr, der Ihr Euch nicht mit Politik beschäftigt?"

„Ei, mein Gott, ohne mich persönlich mit der Politik zu beschäftigen, lebe ich doch in einer Welt, in der man sich damit abgibt. Während ich die Poesie pflegte, während ich Liebesgeschichten unterhielt, verband ich mich mit Herrn Sarrasin, der Herrn von Conti gehört, mit Herrn Voiture, der ein getreuer Anhänger des Coadjutors ist, und mit Herrn Bois-Robert, welcher, seitdem er nicht mehr im Dienste des Cardinal von Richelieu steht, Niemand oder Jedermann gehört, wie Ihr wollt. So ist mir die politische Bewegung nicht ganz entgangen."

„Ich vermuthete es wohl," sagte d'Artagnan.

„Uebrigens, mein Lieber, nehmt das, was ich Euch sage, nur für Worte eines Klosterpfaffen, eines Mannes, der wie ein Echo spricht, und ganz einfach das wiederholt, was er sagen gehört hat," versetzte Aramis. „Ich habe nämlich gehört, der Cardinal Mazarin wäre in diesem Augenblick sehr unruhig über den Gang der Dinge. Es scheint, man hat für seine Befehle nicht alle Achtung, die man einst für die unserer seligen Vogelscheuche hatte, von der Ihr hier das Porträt seht; denn was man auch sagen mag, mein Lieber, man muß gestehen: Richelieu war ein großer Mann."

„Ich widerspreche Euch in dieser Hinsicht nicht," versetzte d'Artagnan, „er hat mich zum Lieutenant gemacht."

„Meine erste Meinung war ganz für den Cardinal gewesen; ich hatte mir gesagt, ein Minister sei nie geliebt, aber mit dem Genie, das man diesem zugesteht, müsse er am Ende über seine Feinde triumphiren und sich gefürchtet machen, was vielleicht noch mehr werth ist, als sich geliebt zu machen."

D'Artagnan machte ein Zeichen mit dem Kopf, was wohl sagen mochte, er billige ganz diese zweifelhafte Maxime.

„Dies war also meine erste Meinung," fuhr Aramis fort. „Da ich aber völlig in diesen Dingen unwissend bin, und da die Demuth, welche ich als mein Gewerbe treibe, mir es zum Gesetz macht, mich nicht auf mein eigenes Urtheil zu verlassen, so habe ich mich unterrichtet. Nun, mein lieber Freund . . ."

Aramis machte eine Pause.

„Was nun?" fragte d'Artagnan.

„Nun wohl," versetzte Aramis, „ich muß meinen Stolz beugen, ich muß gestehen, daß ich mich täuschte."

„Wirklich?"

„Ja, ich habe mich unterrichtet, wie ich Euch sagte, und mehrere Personen von verschiedenartigem Geschmack und Ehrgeiz antworteten mir, Herr von Mazarin sei kein Mann von Genie, wie ich es glaubte."

„Bah!" rief d'Artagnan.

„Nein, es ist ein Mann von Nichts, der Bedienter des Cardinal Bentivoglio war und sich durch die Intrigue hervorgearbeitet hat, ein Emporkömmling, ein Mann ohne Namen, welcher in Frankreich nur einen Parteigängerweg machen wird. Er wird viele Thaler aufhäufen, die Einkünfte des Königs verschleudern, sich selbst alle Pensionen bezahlen, welche der verstorbene Cardinal Richelieu an alle Welt bezahlte; aber nie durch das Recht des Stärksten, des Größten, oder des Geehrtesten herrschen. Es scheint überdies, dieser Minister ist nicht Edelmann von Manier und von Herz; er ist eine Art von Bouffon, von Pulcinell, von Pantalon. Kennt Ihr ihn? ich kenne ihn nicht."

„Gewiß," sprach d'Artagnan, „es ist etwas Wahres in Dem, was Ihr sagt."

„Ihr erfüllt mich mit Stolz, mein Lieber, wenn ich durch einen gewissen gewöhnlichen Scharfsinn, mit dem ich ausgerüstet bin, mit einem Manne zusammentreffen konnte, wie Ihr seid, der Ihr am Hofe lebt."

„Aber Ihr habt von ihm persönlich, und nicht von seiner Partei und seinen Mitteln gesprochen."

„Es ist wahr. Er hat die Königin für sich.

„Das ist etwas, wie es mir scheint."

„Aber er hat den König nicht für sich."

„Ein Kind!"

„Das in vier Jahren volljährig sein wird."

„Das ist die Gegenwart."

„Ja, aber es ist nicht die Zukunft, und in der Gegenwart hat er weder das Parlament, noch das Volk, das heißt, er hat das Geld nicht für sich; er hat weder den Adel, noch die Prinzen, das heißt, er hat das Schwert nicht für sich."

D'Artagnan kratzte sich hinter dem Ohre; er mußte sich selbst zugestehen, daß dies nicht nur umfassend, sondern auch richtig gedacht war.

„Seht, mein armer Freund, ob ich immer noch mit meinem gewöhnlichen Scharfsinn ausgerüstet bin. Ich sage Euch, daß ich vielleicht Unrecht habe, so offenherzig mit Euch zu sprechen, denn es scheint mir, Ihr neigt Euch auf die Seite von Mazarin."

„Ich!" rief d'Artagnan; „ich! ganz und gar nicht!"

„Ihr spracht von einem Auftrage."

„Sprach ich von einem Auftrage? Ich hatte Unrecht. Nein, ich sagte mir, wie Ihr Euch sagt: die Angelegenheiten verwickeln sich. Wohl, werfen wir die Feder in die Luft, gehen wir in der Richtung, in welcher der Wind sie fortträgt, fangen wir unser abenteuerliches Leben wieder an. Wir waren vier muthige Ritter, vier zärtlich vereinigte Herzen; vereinigen wir abermals, nicht unsere Herzen, denn diese waren nie getrennt, sondern unser Glück und unsern Muth. Die Gelegenheit ist günstig, um etwas Besseres zu erobern, als einen Diamant."

„Ihr hattet Recht, d'Artagnan, immer Recht," erwiederte Aramis, „zum Beweise mag dienen, daß ich denselben Gedanken hatte, nur mußte er mir, der ich nicht die glühende, fruchtbare Einbildungskraft besitze, wie Ihr,

eingegeben werden; alle Welt bedarf gegenwärtig der Hilfstruppen; man hat mir Anträge gemacht, es blickte etwas von unseren berühmten Waffenthaten in früheren Zeiten durch, und ich muß Euch frei gestehen, daß mich der Coadjutor zum Sprechen brachte."

„Herr von Conti, der Feind des Cadinals!" rief d'Artagnan.

„Nein, der Freund des Königs, versteht Ihr! Wenn es sich darum handelt, dem König zu dienen, was die Pflicht jedes Edelmanns ist."

„Der König hält es mit Herrn von Mazarin, mein Lieber."

„Der That nach, nicht dem Willen nach, dem Scheine nach, nicht dem Herzen nach, und das ist gerade die Falle, welche die Feinde des Königs dem armen Kinde stellen."

„Was Ihr mir da vorschlagt, ist ganz einfach der Bürgerkrieg, mein lieber Aramis."

„Der Krieg für den König."

„Aber der König wird an der Spitze der Armee stehen, bei der auch Mazarin ist."

„Er wird mit dem Herzen bei dem Heere sein, das Herr von Beaufort befehligt."

„Herr von Beaufort? er ist in Vincennes."

„Habe ich Herr von Beaufort gesagt?" versetzte Aramis; „Herr von Beaufort oder ein Anderer. Herr von Beaufort oder der Herr Prinz."

„Der Herr Prinz geht zu der Armee ab und ist ganz auf der Seite des Cardinals."

„Ho, ho!" rief Aramis, „bis auf diesen Augenblick haben sie einigen Streit mit einander. Doch wenn es nicht der Prinz ist, so ist es Herr von Conti."

„Herr von Conti soll Cardinal werden; man verlangt den Hut für ihn."

„Gibt es nicht sehr kriegerische Cardinäle?" entgegnete Aramis. „Seht, um Euch her sind vier Cardinäle,

welche an der Spitze von Heeren so viel werth waren, als Herr von Guebriant und Herr von Gassion."

„Aber ein buckeliger General."

„Unter seinem Küraß wird man den Buckel nicht sehen. Erinnert Euch, daß Alexander hinkte und Hannibal einäugig war."

„Seht Ihr große Vortheile bei dieser Partie?" fragte d'Artagnan.

„Ich sehe darin die Protection mächtiger Prinzen."

„Mit der Proscription der Regierung."

„Für nichtig erklärt durch die Parlamente und die Meutereien."

„Alles könnte sich so machen, wie Ihr sagt, wenn es gelänge, den König von seiner Mutter zu trennen."

„Dazu wird es kommen."

„Nie!" rief d'Artagnan, dießmal zu seiner Ueberzeugung zurückkehrend. „Ich berufe mich auf Euch, Aramis, auf Euch, der Ihr Anna von Oesterreich so gut kennt, wie ich. Glaubt Ihr, sie könnte je vergessen, daß ihr Sohn ihre Sicherheit, ihr Palladium, das Pfand ihrer Achtung, ihres Glückes, ihres Lebens ist? Mazarin verlassend, müßte sie mit dem König auf die Partei der Prinzen übergehen, aber Ihr wißt besser, als irgend Jemand, daß sie mächtige Gründe hat, ihn nie zu verlassen."

„Ihr habt vielleicht Recht," sagte Aramis träumerisch; „ich werde mich also zu nichts verpflichten."

„Bei Ihnen," versetzte d'Artagnan; „aber bei mir?"

„Bei Niemand. Ich bin Priester, was habe ich mit der Politik zu thun; ich lese kein Brevier, aber ich habe eine kleine Kundschaft von geistreichen, spitzbübischen Abbés und reizenden Frauen; je mehr sich die Angelegenheiten verwirren, desto weniger werden meine Streiche Aufsehen machen; Alles geht vortrefflich, ohne daß ich mich darein mische, und, mein lieber Freund, ich bin entschieden, mich nicht darein zu mischen."

„Schön, mein Werthester," sprach d'Artagnan; „auf

Philosophie steckt
Teufel von einer
e eine Art von S
Tode des armen
bitän werden; das
Junker aus Gas
zen des bescheide
benteuern nachzul
Porthos an un
Porthos Güter
wiß weiß ich e
ofe und Thäler
Bischof von No
gte d'Artagnan
thos ist in der

nt seinen alten

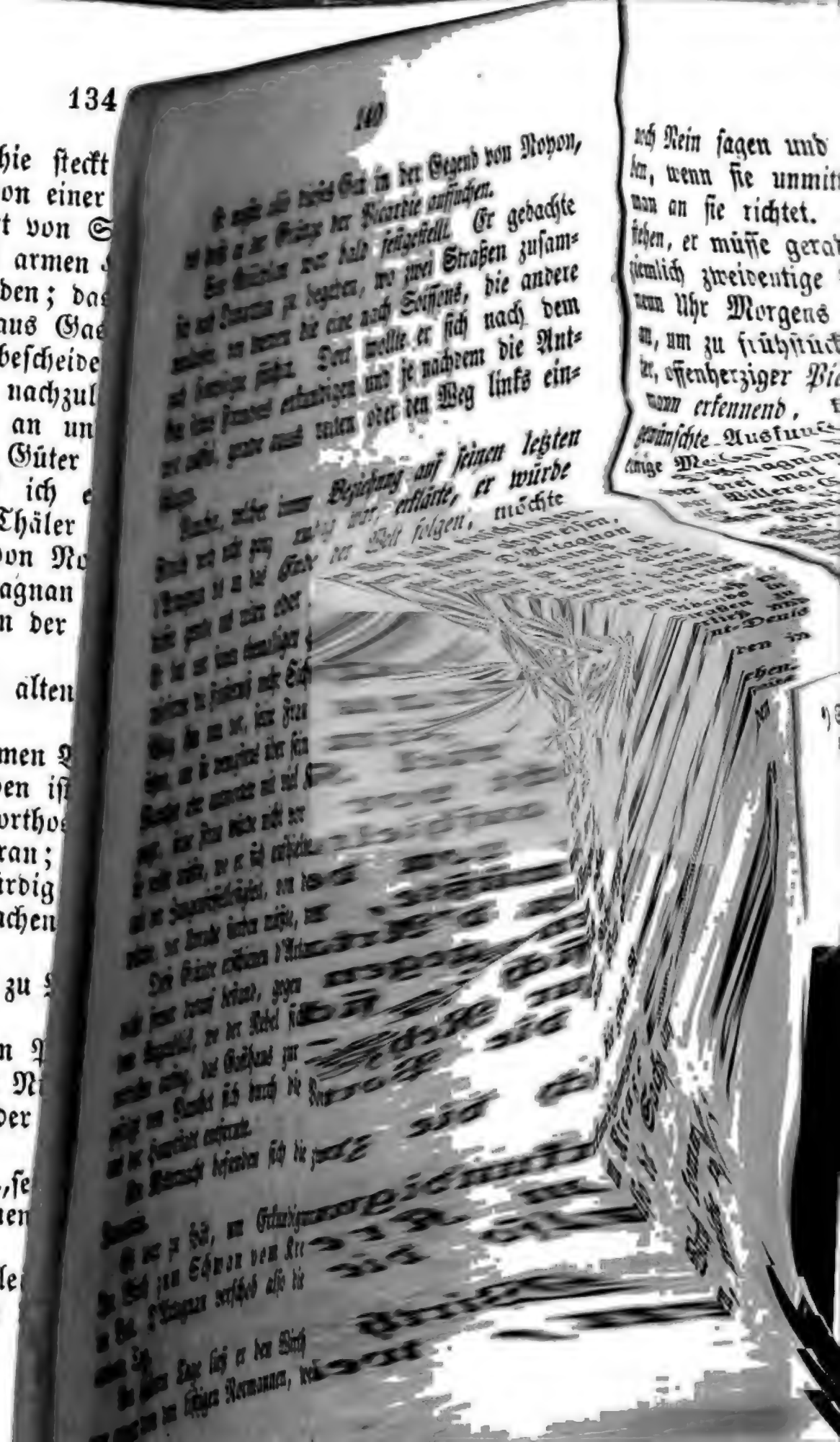
r den Namen
ifirt worden ist
n wir Porthos
nicht daran;
erungswürdig
eunde brachen

lso nicht zu

cht zu den
n wir zu N
ollen weder

lramis, „se
dem kleinen

it dem kle
Reizende



nd sich immer zu co
nittelbar auf die Fr
D'Artagnan gl
ade aus reiten, un
Auskunft wieder
war er in Nan
ken. Diesmal w
carde, der, in P
keine Schwierigk
t zu ertheilen.
n Villers-Cotter
annte Villers-C
Hof gefolgt w
ets eine königl
Stadt zu und
as heißt im g o
Mittheilungen
Gut Bracieux
aber Porthos
ich im Streit
onds, welches
Gerichtshänd
hatte er Pie
Namen sei
ou Vallon de
einem neuen C
Illustration
quis von Cara
abermals bis zu
n zehn Meilen
müde. Allert

in Frankreich sind,
ieue, französische Me

Ehre, Eure Philosophie steckt mich an, und ich weiß nicht, welcher Teufel von einer Ehrgeizfliege mich gestochen hatte; ich habe eine Art von Stelle, die mich ernährt, ich kann bei dem Tode des armen Herrn von Treville, der sich alt macht, Kapitän werden; das ist ein hübscher Marschallsstab für einen Junker aus Gascogne, und ich sehe, daß ich an den Reizen des bescheidenen, aber täglichen Brodes hänge: statt Abenteuern nachzulaufen, nehme ich die Einladungen von Porthos an und jage auf seinen Gütern; Ihr wißt, daß Porthos Güter besitzt?"

„Ganz gewiß weiß ich es; er besitzt zehn Meilen Wälder, Sümpfe und Thäler und prozessirt über Lehensrechte mit dem Bischof von Noyon."

„Gut," sagte d'Artagnan zu sich selbst, „das wollte ich wissen, Porthos ist in der Picardie." Dann fügte er laut bei:

„Und er hat seinen alten Namen du Vallon wieder angenommen."

„Welchem er den Namen Bracieux beifügte, von einem Gute, das baronisirt worden ist."

„Also werden wir Porthos als Baron sehen."

„Ich zweifle nicht daran; besonders die Baronin Porthos wird bewunderungswürdig sein."

Die zwei Freunde brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Ihr wollt also nicht zu Mazarin übergehen?" fragte d'Artagnan.

„Und Ihr nicht zu den Prinzen?"

„Nein. Gehen wir zu Niemand über und bleiben wir Freunde. Wir wollen weder Cardinalisten, noch Frondeurs werden."

„Ja," sagte Aramis, „seien wir Musketiere."

„Sogar mit dem kleinen Kragen?" versetzte d'Artagnan.

„Besonders mit dem kleinen Kragen," rief Aramis, „das ist gerade das Reizende davon."

„Gott befohlen, alſo," ſprach d'Artagnan.

„Ich halte Euch nicht zurück, mein Lieber," erwiederte Aramis, „in Betracht, daß ich nicht wüßte, wo ich Euch eine Lagerſtätte geben ſollte, und ich Euch ſchicklicher Weiſe nicht die Hälfte von dem Schoppen von Planchet anbieten kann."

„Ueberdies bin ich nur drei Lieues von Paris entfernt. Die Pferde ſind ausgeruht und in weniger als einer Stunde bin ich zurück."

Und d'Artagnan ſchenkte ſich ein letztes Glas Wein ein und ſprach:

„Auf unſere alte Zeit!"

„Ja," verſetzte Aramis, „leider iſt es eine vergangene Zeit: fugit irreparabile tempus."

„Bah!" rief d'Artagnan, „ſie wird wiederkehren. In jedem Falle, wenn Ihr meiner bedürft, Rue Tiquetonne, Gaſthaus zur Rehziege."

„Und mich findet Ihr im Kloſter der Jeſuiten; von ſechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends durch die Thüre, von acht Uhr Abends bis ſechs Uhr Morgens durch das Fenſter."

„Adieu, mein Lieber."

„Oh! ich verlaſſe Euch nicht ſo; erlaubt, daß ich Euch zurück geleite." Und er nahm ſeinen Degen und ſeinen Mantel.

„Er will ſich verſichern, daß ich gehe," ſagte d'Artagnan zu ſich ſelbſt.

Aramis pfiff Bazin; aber Bazin ſchlief im Vorzimmer über den Reſten ſeines Abendbrodes, und Aramis war genöthigt, ihn am Ohre zu ſchütteln, um ihn aufzuwecken.

Bazin ſtreckte die Arme aus, rieb ſich die Augen und ſuchte wieder einzuſchlafen.

„Auf, auf! Meiſter Schläfer, die Leiter."

„Aber," ſagte Bazin gähnend, „daß ſich die Kinnbacken hätten ausrenken ſollen, „die Leiter iſt am Fenſter geblieben."

„Die andere, die vom Gärtner: haſt Du nicht wahrgenommen, daß d'Artagnan Mühe hatte, heraufzuſteigen, und daß er noch größere Mühe haben wird, hinabzuſteigen."

D'Artagnan wollte Aramis verſichern, er würde ſehr gut hinabſteigen, als ihm ein Gedanke kam; dieſer Gedanke machte, daß er ſchwieg.

Bazin ſtieß einen tiefen Seufzer aus und entfernte ſich, um die Leiter zu ſuchen. Einen Augenblick nachher ſtand eine feſte hölzerne Leiter am Fenſter.

„Vorwärts," ſprach d'Artagnan; „das nennt man ein Verbindungsmittel; eine Frau würde an einer ſolchen Leiter auf- und abſteigen."

Ein durchdringender Blick von Aramis ſchien den Gedanken ſeines Freundes bis in der Tiefe ſeines Herzens ſuchen zu wollen, aber d'Artagnan hielt dieſen Blick mit bewunderungswürdiger Naivetät aus.

In zwei Sekunden war er auf dem Boden. Bazin blieb am Fenſter.

„Bleibe hier," ſagte Aramis, „ich komme zurück."

Alle Beide gingen auf den Schoppen zu; als ſie ſich demſelben näherten, kam Planchet, die zwei Pferde an den Zügeln haltend, heraus.

„Schön," ſagte Aramis, „das iſt ein thätiger, wachſamer Diener, nicht wie der träge Bazin, der zu nichts mehr taugt, ſeitdem er Kirchenmenſch geworden iſt. Folgt uns; Planchet, wir gehen plaudernd bis an das Ende des Dorfes."

Die zwei Freunde durchwanderten wirklich, über gleichgültige Dinge plaudernd, das ganze Dorf; als ſie die letzten Häuſer erreicht hatten, ſagte Aramis:

„Geht, lieber Freund, verfolgt Euere Laufbahn, das Glück lächelt Euch, laßt es nicht entſchlüpfen, erinnert Euch, daß es eine Courtiſane iſt und behandelt es darnach; ich bleibe in meiner Niedrigkeit und Trägheit; Gott befohlen."

„Es iſt alſo entſchieden," verſetzte d'Artagnan, „was ich Euch anbiete, ſagt Euch nicht zu?"

„Es würde mir im Gegentheil sehr zusagen, wenn ich ein Mensch wäre, wie Andere; aber ich wiederhole Euch, ich bin aus Contrasten zusammengesetzt; was ich heute hasse, werde ich morgen anbeten, und vice versa ... Ihr seht wohl, daß ich mich nicht verpflichten kann, wie Ihr, zum Beispiel, da Ihr feste Ansichten habt."

„Du lügst, Duckmäuser," sagte d'Artagnan zu sich selbst; „Du bist im Gegentheil der Einzige, der sich ein Ziel zu wählen weiß und im Finstern darauf losgeht."

Sie umarmten sich. Planchet war bereits zu Pferde, d'Artagnan schwang sich ebenfalls in den Sattel, und sie drückten sich noch einmal die Hand.

Aramis blieb unbeweglich mitten auf der Straße stehen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte.

Aber nach zweihundert Schritten hielt d'Artagnan plötzlich an, sprang zu Boden, warf den Zügel seines Pferdes Planchet über den Arm, nahm seine Pistolen aus den Halftern und steckte sie in den Gürtel.

„Was habt Ihr, gnädiger Herr?" fragte Planchet ganz erschrocken.

„Was ich habe?" sagte d'Artagnan; „so schlau er auch sein mag, so werde ich darum doch nicht sein Thor sein. Bleibe hier und rühre Dich nicht; stelle Dich nur auf die Feldseite des Weges und erwarte mich."

Bei diesen Worten sprang d'Artagnan auf die andere Seite des Grabens und eilte durch die Ebene, um das Dorf zu umgehen. Er hatte zwischen dem von Frau von Longueville bewohnten Hause und dem Jesuitenkloster einen leeren Raum bemerkt, der nur mittelst einer Hecke geschlossen war.

Eine Stunde vorher hätte er vielleicht Mühe gehabt, diese Hecke wieder aufzufinden, aber der Mond war so eben aufgegangen, und obgleich er von Zeit zu Zeit von den Wolken bedeckt wurde, so sah man doch sogar während dieser Verdunkelungen hell genug, um den Weg wieder zu finden.

D'Artagnan erreichte die Hecke und verbarg sich hinter derselben. Als er an dem Hause vorüberkam, wo die von uns erzählte Scene stattgefunden hatte, bemerkte er, daß dasselbe Fenster abermals erleuchtet war, und er überzeugte sich dadurch, daß Aramis noch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt sein konnte, und daß er, wenn er zurückkehrte, nicht allein zurückkehren würde.

Nach ein paar Minuten hörte er wirklich Tritte, die sich näherten, und etwas wie ein Geräusch von Stimmen, welche halblaut mit einander sprachen.

Am Anfange der Hecke hielten die Tritte an.

D'Artagnan kniete mit einem Fuße nieder und suchte die dickste Stelle der Hecke, um sich dahinter zu verbergen.

In diesem Augenblick erschienen zwei Männer, zum großen Erstaunen von d'Artagnan; bald aber entschwand sein Erstaunen, denn er hörte eine weiche, harmonische Stimme vibriren; der eine von den zwei Männern war eine als Cavalier verkleidete Frau.

„Seid ruhig, mein lieber René," sprach die weiche Stimme, „dieselbe Sache wird sich nicht wiederholen; ich habe eine Art von Gang entdeckt, der unter der Erde hinläuft, und wir dürfen nur eine von den Planen wegnehmen, welche vor der Thüre sind, um Euch einen Eingang und einen Ausgang zu öffnen."

„Oh!" sprach eine andere Stimme, in welcher d'Artagnan die von Aramis erkannte; „ich schwöre Euch, Prinzessin, wenn Euer Ruf nicht von allen diesen Vorsichtsmaßregeln abhinge und ich nur mein Leben dabei wagte . . ."

„Ja, ich weiß, daß Ihr muthig und verwegen seid, wie irgend ein Weltmann; aber Ihr gehört nicht mir allein, Ihr gehört unserer Partei. Seid also klug, seid behutsam."

„Ich gehorche immer, Madame," sagte Aramis, „wenn man mir mit einer so süßen Stimme zu befehlen weiß."

Und er küßte ihr zärtlich die Hand.

„Ah!“ rief der Cavalier mit der weichen Stimme.

„Was gibt es?“ fragte Aramis.

„Seht Ihr denn nicht, daß der Wind meinen Hut fortgenommen hat?“

Aramis stürzte dem flüchtigen Hute nach. D'Artagnan benützte diesen Umstand, um eine minder dichte Stelle der Hecke zu suchen, von wo sein Blick frei bis zu dem problematischen Cavalier dringen konnte. Vielleicht eben so neugierig, wie der Offizier, trat der Mond gerade in diesem Momente hinter einer Wolke hervor, und bei seiner indiscreten Helle erkannte d'Artagnan die großen blauen Augen, die goldenen Haare und den edlen Kopf der Herzogin von Longueville.

Aramis kehrte lachend, einen Hut auf dem Kopfe und einen unter dem Arme, zurück und Beide setzten ihren Weg nach dem Jesuitenkloster fort.

„Gut!“ sagte d'Artagnan sich erhebend und sein Knie abbürstend, „nun habe ich Dich, Du bist Frondeur und der Geliebte von Frau von Longueville.“

XII.

Herr Porthos du Vallon de Bracieur de Pierrefonds.

Durch die Erkundigungen, welche d'Artagnan bei Aramis einzog, hatte er, bereits damit vertraut, daß sich Porthos nach seinem Familiennamen nannte, auch erfahren, daß er sich nach seinem Gutsnamen de Bracieur hieß und wegen dieses Gutes einen Proceß mit dem Bischof von Noyon führte.

Er mußte also dieses Gut in der Gegend von Noyon, das heißt an der Gränze der Picardie aufsuchen.

Sein Reiseplan war bald festgestellt. Er gedachte sich nach Damartin zu begeben, wo zwei Straßen zusammenlaufen, von denen die eine nach Soissons, die andere nach Compiègne führt. Dort wollte er sich nach dem Gute seines Freundes erkundigen und je nachdem die Antwort ausfiel, gerade aus reiten oder den Weg links einschlagen.

Planchet, welcher in Beziehung auf seinen letzten Streich noch nicht ganz ruhig war, erklärte, er würde d'Artagnan bis an das Ende der Welt folgen, möchte dieser gerade aus reiten oder den Weg links einschlagen. Er bat nur seinen ehemaligen Herrn, Abends abzureisen, insoferne die Finsterniß mehr Sicherheit böte. D'Artagnan schlug ihm nun vor, seine Frau hievon in Kenntniß zu setzen, um sie wenigstens über sein Schicksal zu beruhigen. Planchet aber antwortete mit viel Klugheit, er wäre überzeugt, seine Frau würde nicht vor Unruhe sterben, wenn sie nicht wüßte, wo er sich aufhielte, während er, bekannt mit der Zungenfesselosigkeit, von der sie zuweilen befallen würde, vor Unruhe sterben müßte, wenn sie es wüßte.

Diese Gründe erschienen d'Artagnan so gut, daß er nicht ferner darauf bestand, gegen acht Uhr Abends in dem Augenblick, wo der Nebel sich in den Straßen zu verdicken anfing, das Gasthaus zur Rehziege verließ und gefolgt von Planchet sich durch die Porte Saint-Denis aus der Hauptstadt entfernte.

Um Mitternacht befanden sich die zwei Reisenden in Damartin.

Es war zu spät, um Erkundigungen einzuziehen. Der Wirth zum Schwan vom Kreuze lag bereits im Bett. D'Artagnan verschob also die Sache auf den andern Tag.

Am andern Tage ließ er den Wirth kommen. Es war einer von den listigen Normannen, welche weder Ja

noch Nein sagen und sich immer zu compromittiren glauben, wenn sie unmittelbar auf die Frage antworten, die man an sie richtet. D'Artagnan glaubte jedoch zu verstehen, er müsse gerade aus reiten, und begab sich auf eine ziemlich zweideutige Auskunft wieder auf den Weg. Um neun Uhr Morgens war er in Nanteuil. Hier hielt er an, um zu frühstücken. Diesmal war der Wirth ein guter, offenherziger Picarde, der, in Planchet einen Landsmann erkennend, keine Schwierigkeit machte, ihm die gewünschte Auskunft zu ertheilen. Das Gut Bracieux lag einige Meilen*) von Villers-Cotterets entfernt.

D'Artagnan kannte Villers-Cotterets, wohin er zwei oder drei mal dem Hof gefolgt war; denn zu jener Zeit war Villers-Cotterets eine königliche Residenz. Er ritt also nach dieser Stadt zu und stieg in seinem gewöhnlichen Gasthause, das heißt im goldenen Delphin, ab.

Hier fielen die Mittheilungen befriedigender aus. Er erfuhr, daß das Gut Bracieux vier Meilen von dieser Stadt lag, daß er aber Porthos dort nicht suchen dürfte. Porthos lag wirklich im Streite mit dem Bischof wegen des Gutes Pierrefonds, welches an das seinige grenzte, und um alle diese Gerichtshändel zu endigen, von denen er nichts verstand, hatte er Pierrefonds gekauft und hiernach diesen neuen Namen seinen alten beigefügt. Er nannte sich nun du Vallon de Bracieux de Pierrefonds und wohnte auf seinem neuen Eigenthum. In Ermangelung einer andern Illustration trachtete Porthos offenbar nach der des Marquis von Carabas.

Man mußte abermals bis zum andern Morgen warten. Die Pferde hatten zehn Meilen in einem Tage zurückgelegt und waren müde. Allerdings hätte man andere

---

*) So lange wir in Frankreich sind, verstehen wir unter Meile immer eine lieue, französische Meile, gleich einer starken Stunde. Der Uebers.

nehmen können, aber man mußte durch einen großen Wald reiten und Planchet liebte bekanntlich die Wälder bei Nacht nicht.

Es gab noch etwas Anderes, was Planchet nicht liebte: er ritt nicht gerne mit leerem Magen aus. Als d'Artagnan erwachte, fand er auch sein Frühstück völlig bereit. Ueber eine solche Aufmerksamkeit durfte man sich nicht beklagen. D'Artagnan setzte sich zu Tische. Es versteht sich von selbst, daß Planchet, indem er seine alten Functionen wieder aufnahm, auch seine alte Demuth wieder annahm und sich nicht mehr schämte, die Ueberreste von d'Artagnan zu speisen, als Frau von Motteville und Frau von Fargis sich schämten, wenn sie die von Anna von Oesterreich verzehrten.

Man konnte also erst gegen neun Uhr abreisen. Eine Täuschung war nicht möglich; man hatte der Straße zu folgen, welche von Villers-Cotterets nach Compiègne führt, und beim Austritt aus dem Walde den Weg rechts einzuschlagen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Die Vögel sangen in den großen Bäumen, breite Sonnenstrahlen schossen durch die Lichtungen und erschienen wie Vorhänge von Goldgaze. An andern Stellen drang das Licht kaum durch das dicke Gewölbe der Blätter und die Füße der alten Eichen, an denen bei dem Anblicke der Reisenden behende Eichhörnchen rasch hinaufjagten, waren in Schatten getaucht. Aus dieser ganzen Morgennatur kam ein herzerquickender Wohlgeruch von Kräutern, Blumen und Blättern hervor. Der üblen Ausdünstungen in Paris müde, sagte sich d'Artagnan: wenn man drei auf einander gespießte Güternamen führe, müsse man in einem solchen Paradiese sehr glücklich sein. Dann schüttelte er den Kopf und sprach: „Wenn ich Porthos wäre und d'Artagnan käme zu mir und machte mir einen Vorschlag, wie ich ihn Porthos machen will, so wüßte ich wohl, was ich d'Artagnan antworten würde."

Planchet dachte nichts, er verdaute.

Am Saume des Waldes gewahrte d'Artagnan den Weg, den man ihm bezeichnet hatte, und am Ende des Weges die Thürme eines ungeheuren feudalen Schlosses.

„Oh, oh!" murmelte er, „es scheint mir, dieses Schloß gehörte dem älteren Zweige von Orleans. Sollte Porthos mit dem Herzog von Longueville unterhandelt haben?"

„Meiner Treue, gnädiger Herr," sagte Planchet, „das sind gut gebaute Grundstücke, und wenn sie Herrn Porthos gehören, so werde ich ihm mein Compliment machen."

„Pest!" rief d'Artagnan, „nenne ihn nicht Porthos, auch nicht einmal du Vallon, sondern de Bracieux oder de Pierrefonds. Meine Botschaft ist sonst verfehlt."

Je mehr sich d'Artagnan dem Schlosse näherte, das Anfangs seine Blicke auf sich gezogen hatte, desto klarer war es ihm, daß sein Freund hier nicht wohnen konnte: obgleich fest und dem Scheine nach wie gestern gebaut, waren die Thürme offen und gleichsam ausgeweidet; man hätte glauben sollen ein Riese habe sie mit Hackenstreichen geschlitzt.

Am Ende des Weges angelangt, beherrschte d'Artagnan mit dem Blicke ein reizendes Thal, in dessen Hintergrund man an einem niedlichen kleinen See einige zerstreute Häuser ruhen sah, welche, niedrig und theils mit Ziegeln, theils mit Stroh bedeckt, als souveränen Gebieter ein hübsches, in der Zeit von Heinrich **IV.** erbautes, von Wetterfahnen überragtes Schloß anzuerkennen schienen. Diesmal zweifelte d'Artagnan nicht, daß er die Wohnung von Porthos erschaute.

Der Weg führte geradezu nach dem hübschen Schlosse, welches im Vergleiche mit seinem Ahnherrn, dem Schlosse auf dem Berge, das war, als was ein Modeherrchen aus der Coterie des Herrn Herzogs von Enghien, im Vergleiche mit einem eisengeharnischten Ritter aus der Zeit von Karl **VII.** erschien. D'Artagnan setzte sein Pferd in

Trab und folgte dem Wege; Planchet regelte den Schritt seines Kleppers nach dem seines Herrn.

Nach zehn Minuten fand sich d'Artagnan am Ende einer regelmäßig gepflanzten Allee von schönen Pappelbäumen, die nach einem eisernen Gitter ausmündete, dessen Spieße und Querbänder vergoldet waren.

Mitten in dieser Allee hielt sich ein Herr, welcher grün und golden anzuschauen war, wie das Gitter. Er saß auf einem dicken Rosse. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken waren zwei auf allen Nähten galonirte Bedienten. Eine große Anzahl von Schluckern, die sich um ihn versammelt hatten, machten ehrfurchtsvolle Verbeugungen vor ihm.

„Ah," sagte d'Artagnan zu sich selbst, „sollte dies der edle Herr du Vallon de Bracieux de Pierrefonds sein? Ei, mein Gott, wie er zusammengeschrumpft ist, seit er sich nicht mehr Porthos nennt."

„Vielleicht ist er es nicht," sprach Planchet, das beantwortend, was d'Artagnan zu sich selbst gesagt hatte. „Herr Porthos war beinahe sechs Fuß hoch, und dieser hat kaum fünf."

Man macht indessen sehr tiefe Verbeugungen vor diesem Herrn," versetzte d'Artagnan.

Nach diesen Worten ritt d'Artagnan auf den bedeutenden Mann und seine Bedienten zu. Je näher er kam, desto mehr schien es ihm, als erkenne er die Züge der Hauptperson.

„Jesus Christus, gnädiger Herr," rief Planchet, der dieselbe ebenfalls zu erkennen glaubte.

Bei diesem Ausrufe wandte sich der Mann zu Pferde langsam und mit sehr vornehmer Miene um, und die zwei Reisenden konnten die großen funkelnden Augen, das pausbäckige Gesicht und das so beredte Lächeln von Mousqueton sehen.

In der That, es war Mousqueton, Mousqueton speckfett, strotzend von Gesundheit, welcher, d'Artagnan

erkennend, ganz das Gegentheil von dem heuchlerischen Bazin, als er d'Artagnan erkannte, von seinem Pferde herabglitt und sich, den Hut in der Hand, dem Offiziere näherte, so daß die Ehrfurchtsbezeigungen der Versammelten sich der neuen Sonne zuwandten, welche die alte verdunkelte.

„Herr d'Artagnan, Herr d'Artagnan!" rief Mousqueton fortwährend mit seinen dicken Backen und vor Eifer von Schweiß triefend. „Ah, welche Freude für meinen gnädigen Herrn und Meister, Herrn du Vallon de Bracieur de Pierrefonds!"

„Der gute Mousqueton! Dein Herr ist also hier!"

„Ihr seid auf seinen Besitzungen."

„Aber wie schön, wie fett, wie blühend Du aussiehst!" sprach d'Artagnan, unermüdlich die Veränderungen auseinandersetzend, welche die Glücksumstände bei dem ehemaligen Ausgehungerten hervorgebracht hatten.

„Ah, ja, Gott sei Dank, gnädiger Herr, ich befinde mich ziemlich wohl," sprach Musqueton.

„Aber Du sagst gar nichts zu Deinem Freunde Planchet?"

„Zu meinem Freunde Planchet! Planchet, solltest Du es zufällig sein?" rief Mousqueton, die Arme geöffnet, die Augen mit Thränen gefüllt.

„Ich selbst," erwiederte Planchet, stets behutsam „aber ich wollte sehen, ob Du nicht stolz geworden wärest."

„Stolz geworden gegen einen alten Freund? Niemals, Planchet. Du hast Das nicht gedacht, oder Du kennst Mousqueton nicht."

„Dann ist es gut," sagte Planchet, stieg vom Pferde und streckte ebenfalls die Arme nach Mousqueton aus. „Der ist nicht, wie der Schurke von einem Bazin, welcher mich zwei Stunden unter einem Schoppen ließ, ohne nur Miene zu machen, als kenne er mich."

Planchet und Mousqueton umarmten sich mit einem Erguſſe, welcher die Umstehenden sehr rührte, indem er

ihnen zugleich den Glauben beibrachte, Planchet wäre ein verkleideter Vornehmer, so sehr schlugen sie zu ihrem höchsten Werthe die Stellung von Mousqueton an.

„Und nun, gnädiger Herr," sagte Mousqueton, sich von der Umarmung von Planchet losmachend, der es vergebens versucht hatte, seine Hände hinter dem Rücken seines Freundes zusammen zu bringen, „und nun, gnädiger Herr, erlaubt mir, Euch zu verlassen, denn mein Gebieter soll die Kunde von Euer Ankunft von keinem Andern, als von mir erhalten. Er würde mir nie vergeben, wenn ich einen Andern zuvorkommen ließe."

„Dieser liebe Freund," sagte d'Artagnan, indem er es vermied, Porthos seinen alten oder seinen neuen Namen zu geben, „er hat mich also nicht vergessen?

„Vergessen! er!" rief Mousqueton, „das heißt, es ist kein Tag vergangen, an welchem wir nicht zu hören erwarteten, Ihr wäret entweder an der Stelle von Herrn von Gassion oder an der von Herrn von Bassompierre zum Marschall ernannt worden."

D'Artagnan ließ über seine Lippen jenes seltene, schwermüthige Lächeln schweben, welches in der tiefsten Tiefe seines Herzens die Enttäuschung seiner Jugendjahre überlebt hatte.

„Und Ihr, Bauern," fuhr Mousqueton fort, „bleibt bei dem Herrn Grafen d'Artagnan, und erweist ihm jede Ehre, während ich den gnädigen Herrn auf seine Ankunft vorbereite."

Und mit Hülfe zweier wohlthätigen Seelen wieder sein kräftiges Pferd besteigend, während Planchet, flinker beschaffen, allein das seinige bestieg, ließ Mousqueton auf dem Rasen einen kleinen Galopp anschlagen, welcher mehr zu Gunsten der Nieren, als der Beine des Vierfüßigen sprach.

„Ah, das kündigt sich gut an," sagte d'Artagnan. „Hier finden sich keine Geheimnisse, keine Mäntel, keine Politik. Man lacht aus vollem Halse, man weint vor

Freude; ich sehe nur ellenbreite Gesichter; die Natur selbst kommt mir festtäglich vor, es ist mir, als waren die Bäume, statt mit Blüthen und Blättern, mit kleinen grünen und rosenfarbigen Bändern bedeckt."

„Und mir," sagte Planchet, „mir kommt es vor, als röche ich von hier aus den köstlichsten Bratenduft, als erblickte ich Küchenjungen, welche sich in Reihe und Glied aufstellen, um uns vorüberziehen zu sehen. Ah! gnädiger Herr, welchen Koch muß Herr de Pierrefonds haben, der schon so gerne gut und viel aß, als man ihn nur Herr Porthos nannte."

„Halt!" sagte d'Artagnan, „Du machst mir bange. Wenn die Wirklichkeit dem Anscheine entspricht, so bin ich verloren. Ein so glücklicher Mann wird seine herrliche Lage nie verlassen, und ich scheitere bei ihm, wie ich bei Aramis gescheitert bin."

XIII.

Wie d'Artagnan, als er Porthos wiedersah, wahrnahm, daß das Vermögen nicht immer glücklich macht.

D'Artagnan ritt durch das Gitter und befand sich vor dem Schlosse. Er sprang zu Boden, als eine Art von Riesen auf der Freitreppe erschien. Um d'Artagnan Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir mittheilen, daß ihm, jede Selbstsucht bei Seite gesetzt, bei dem Anblicke dieser hohen Gestalt und des martialischen Gesichtes wodurch er an einen braven, guten Mann erinnert wurde, das Herz gewaltig schlug.

Er lief auf Porthos zu und stürzte sich in seine Arme. In einem Kreise von ehrerbietiger Entfernung schaute das ganze Gesinde mit demüthiger Neugierde zu.

Mousqueton trocknete sich in der ersten Reihe die Augen. Der arme Junge hörte nicht auf zu weinen, seitdem er d'Artagnan und Planchet wiedererkannt hatte.

Porthos nahm seinen Freund beim Arme.

„Ah! welche Freude, Euch wieder zu sehen, lieber d'Artagnan!" rief er mit einer Stimme, welche sich von Bariton in Baß verwandelt hatte. „Ihr habt mich also nicht vergessen?"

„Euch vergessen! ah, lieber du Vallon, vergißt man die schönsten Tage seiner Jugend, seine ergebensten Freunde und die gemeinschaftlich bestandenen Gefahren. Während ich Euch wiedersehe, gibt es keinen Augenblick unserer alten Freundschaft, der sich nicht vor meinen Geist stellte."

„Ja, ja, sprach Porthos, und versuchte es, seinem Schnurrbart die coquette Biegung zu geben, die er in der Einsamkeit verloren hatte. „Ja, wir haben unserer Zeit schöne Dinge gemacht und dem Cardinal Faden aufzudrehen gegeben."

Und er stieß einen Seufzer aus. D'Artagnan schaute ihn an.

„In jedem Fall," fuhr Porthos mit betrübtem Tone fort, „seid mir willkommen, mein Freund. Ihr werdet mir helfen die Freude wieder finden. Wir jagen morgen den Hasen in meinen schönen Feldern oder das Reh in meinen herrlichen Waldungen. Ich besitze vier Windhunde, welche für die leichtesten der Provinz gelten, und eine Meute, die ihres Gleichen auf zwanzig Meilen in der Runde nicht hat."

Und Porthos stieß einen zweiten Seufzer aus.

„Oh! oh," sagte d'Artagnan ganz leise zu sich selbst, „sollte mein Bruder minder glücklich sein, als es den Anschein hat." Dann fügte er laut bei:

„Vor Allem werdet Ihr mich Madame du Vallon vorstellen; denn ich erinnere mich eines gewissen sehr verbindlichen Einladungsschreibens von Eurer Hand, dem sie unten einige Zeilen beizufügen die Güte hatte."

Dritter Seufzer von Porthos.

„Ich habe Madame du Vallon vor zwei Jahren verloren," ſprach er, „worüber ich noch ganz betrübt bin. Deshalb verließ ich mein Schloß du Vallon bei Corbeil, um auf dem Gute Bracieux zu wohnen, eine Veränderung, welche mich veranlaßte, dieſes Gut hier zu kaufen. Arme Madame du Vallon!" fuhr Porthos mit einer kläglichen Grimaſſe fort. „Es war keine Frau von gleichmäßigem Charakter, aber ſie hatte ſich endlich an meine Art und Weiſe gewöhnt und ſich in meinen Willen gefügt."

„Ihr ſeid alſo reich und frei?" ſprach d'Artagnan.

„Ach!" erwiederte Porthos, „ich bin Wittwer und habe vierzig tauſend Livres Renten. Wollen wir frühſtücken?"

„Ich will ſehr," ſagte d'Artagnan, „die Morgenluft hat mir Appetit gemacht."

„Ja," verſetzte Porthos, „meine Luft iſt vortrefflich."

Sie traten in das Schloß. Es war nichts als Gold von oben bis unten. Die Karnieße waren vergoldet, die Geſimſe waren vergoldet, die Geſtelle der Lehnſtühle waren vergoldet.

Die Tafel war mit Allem, was man ſich wünſchen mochte, bedeckt.

„Ihr ſeht," ſagte Porthos, „das iſt mein Gewöhnliches."

„Peſt!" ſprach d'Artagnan, „ich mache Euch mein Compliment. Der König hat nichts Aehnliches."

„Ja," erwiederte Porthos, „ich habe ſagen hören, er werde von Herrn von Mazarin ſehr ſchlecht genährt. Koſtet dieſes Rippchen, mein lieber d'Artagnan, es iſt von meinen Schöpſen."

„Ihr habt zarte Schöpſen," ſagte d'Artagnan, „und ich beglückwünſche Euch dazu."

„Ja, man weidet ſie auf meinen Wieſen, welche vortrefflich ſind."

„Gebt mir noch mehr davon."

„Nein, nehmt lieber von diesem Hasen, den ich gestern in einem von meinen Gehegen erlegt habe."

„Ah, den Teufel, welch' ein Geschmack! Es scheint, Ihr füttert Eure Hasen nur mit Quendel."

„Und was denkt Ihr von meinem Wein?" fragte Porthos. „Nicht wahr, er ist angenehm?"

„Er ist köstlich."

„Es ist Wein aus der Gegend."

„Wirklich?"

„Ja, ein kleiner Weingarten gegen Süden, da unten auf meinem Berge. Er trägt zwanzig Tonnen."

„Das ist ja eine wahre Weinlese."

„Porthos stieß einen fünften Seufzer aus. D'Artagnan hatte die Seufzer von Porthos gezählt.

„Mein Freund," sagte er, begierig das Räthsel zu ergründen, „man sollte glauben, es betrübe Euch etwas. Solltet Ihr leidend sein? ... Ist diese Gesundheit ...."

„Vortrefflich, besser als je. Ich würde einen Ochsen mit einem Faustschlage tödten."

„Familienkummer also?"

„Familienkummer? zum Glücke habe ich nur mich auf dieser Welt."

„Was macht Euch denn seufzen?"

„Mein Lieber," sagte Porthos, „ich werde offenherzig gegen Euch sein: ich bin nicht glücklich."

„Ihr nicht glücklich, Porthos? Ihr, der Ihr ein Schloß, Wiesgründe, Berge, Wälder besitzt; Ihr, der Ihr vierzigtausend Livres Renten habt, Ihr seid nicht glücklich?"

„Mein Lieber, ich habe Alles dies, es ist wahr, aber ich bin allein mitten unter diesen Dingen."

„Ah, ich begreife, Ihr seid von Schluckern umgeben, die Ihr nicht ansehen könnt, ohne daß es Euch graut."

Porthos erbleichte leicht und leerte ein ungeheures Glas von seinem eigenen Weinberg.

„Nein,“ sagte er, „im Gegentheil; denkt Euch, es sind Dorfjunker, welche alle Grund und Boden besitzen, und von Pharamond, Karl dem Großen oder wenigstens Hugo Capet abzustammen behaupten. Im Anfang war ich der zuletzt Gekommene und mußte mich folglich ihnen nähern; ich that es; aber Ihr wißt, Madame du Vallon . . . .“

Als Porthos diese Worte sprach, schien er mit Mühe seinen Speichel zu verschlucken.

„. . . Madame du Vallon,“ fuhr er fort, „war von zweifelhaftem Adel. Sie hatte in erster Ehe (ich glaube Euch nichts Neues mittzutheilen, d'Artagnan) einen Procurator geheirathet. Sie fanden das ekelhaft. Sie haben gesagt ekelhaft. Ihr begreift, das war ein Wort, um dreißigtausend Mann umbringen zu machen. Ich habe zwei getödtet; das bewog die Andern, zu schweigen. Ich wurde dadurch aber nicht ihr Freund. Auf diese Weise habe ich keine Gesellschaft mehr, ich lebe allein, ich langweile mich, ich kümmere mich ab.“

D'Artagnan lächelte: er sah den Fehler am Küraß und schickte sich zum Stoße an.

„Nun aber,“ sagte er, „seid Ihr für Euch allein und Eure Frau kann Euch nicht mehr Eintrag thun.“

„Ja, aber Ihr begreift, da ich nicht von geschichtlichem Adel bin, wie die Coucy, welche sich damit begnügten, Sires zu sein, und die Rohan, die keine Herzöge sein wollten, so haben alle diese Leute, welche Vicomtes oder Grafen sind, den Vortritt vor mir in der Kirche, bei öffentlichen Feierlichkeiten überall, und ich kann nichts dagegen sagen. Wäre ich nur . . .“

„Baron, nicht wahr?“ sprach d'Artagnan, den Satz seines Freundes vollendend.

„Ah!“ rief Porthos, dessen Züge sich ausdehnten, „ah, wenn ich Baron wäre!“

„Gut!“ dachte d'Artagnan, „es wird mir gelingen.“

Trab und folgte dem Wege; Planchet regelte den Schritt seines Kleppers nach dem seines Herrn.

Nach zehn Minuten fand sich d'Artagnan am Ende einer regelmäßig gepflanzten Allee von schönen Pappelbäumen, die nach einem eisernen Gitter ausmündete, dessen Spieße und Querbänder vergoldet waren.

Mitten in dieser Allee hielt sich ein Herr, welcher grün und golden anzuschauen war, wie das Gitter. Er saß auf einem dicken Rosse. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken waren zwei auf allen Nähten galonirte Bedienten. Eine große Anzahl von Schluckern, die sich um ihn versammelt hatten, machten ehrfurchtsvolle Verbeugungen vor ihm.

„Ah," sagte d'Artagnan zu sich selbst, „sollte dies der edle Herr du Vallon de Bracieux de Pierrefonds sein? Ei, mein Gott, wie er zusammengeschrumpft ist, seit er sich nicht mehr Porthos nennt."

„Vielleicht ist er es nicht," sprach Planchet, das beantwortend, was d'Artagnan zu sich selbst gesagt hatte. „Herr Porthos war beinahe sechs Fuß hoch, und dieser hat kaum fünf."

Man macht indessen sehr tiefe Verbeugungen vor diesem Herrn," versetzte d'Artagnan.

Nach diesen Worten ritt d'Artagnan auf den bedeutenden Mann und seine Bedienten zu. Je näher er kam, desto mehr schien es ihm, als erkenne er die Züge der Hauptperson.

„Jesus Christus, gnädiger Herr," rief Planchet, der dieselbe ebenfalls zu erkennen glaubte.

Bei diesem Ausrufe wandte sich der Mann zu Pferde langsam und mit sehr vornehmer Miene um, und die zwei Reisenden konnten die großen funkelnden Augen, das pausbäckige Gesicht und das so beredte Lächeln von Mousqueton sehen.

In der That, es war Mousqueton, Mousqueton speckfett, strotzend von Gesundheit, welcher, d'Artagnan

erkennend, [illegible] Bazin, [illegible] herabglitt und [illegible] näherte, [illegible] dunkelte.

„Herr d'Artagnan, [illegible] queton fortwährend [illegible] Eifer von Schweiß triefend. „[illegible] meinen gnädigen Herrn und [illegible] Bracieux de Pierrefonds!“

„Der gute Mousqueton! Den [illegible]!“

„Ihr seid auf seinen Besitzungen.“

„Aber wie schön, wie jetzt, wie blühend [illegible] aussieht!“ sprach d'Artagnan, unermüdlich die Veränderungen auseinandersetzend, welche die Glückseligkeit [illegible] ehemaligen Ausgehungerten hervorgebracht hatten.

„Ah, ja, Gott sei Dank, gnädiger Herr, ich befinde mich ziemlich wohl,“ sprach Mousqueton.

„Aber Du sagst gar nichts zu Deinem Freunde Planchet?“

„Zu meinem Freunde Planchet! Planchet, sollten Sie es zufällig sein?“ rief Mousqueton, die Arme geöffnet, die Augen mit Thränen gefüllt.

„Ich selbst,“ erwiederte Planchet, sehr [illegible] „aber ich wollte sehen, ob Du nicht stolz geworden wärest.“

„Stolz geworden gegen einen alten Freund? Niemals, Planchet. Du hast Das nicht gedacht, aber Du kennst Mousqueton nicht.“

„Dann ist es gut,“ sagte Planchet, stieg vom Pferde und streckte ebenfalls die Arme nach Mousqueton aus. „Der ist nicht, wie der Schurke von einem Pagen, [illegible] mich zwei Stunden unter einem Schuppen [illegible] ohne [illegible] Miene zu machen, als kenne er mich.“

Planchet und Mousqueton umarmten sich mit [illegible] Ergusse, welcher die Umstehenden [illegible]

ihnen zugleich den Glauben beibrachte, Planchet wäre ein verkleideter Vornehmer, so sehr schlugen sie zu ihrem höchsten Werthe die Stellung von Mousqueton an.

„Und nun, gnädiger Herr," sagte Mousqueton, sich von der Umarmung von Planchet losmachend, der es vergebens versucht hatte, seine Hände hinter dem Rücken seines Freundes zusammen zu bringen, „und nun, gnädiger Herr, erlaubt mir, Euch zu verlassen, denn mein Gebieter soll die Kunde von Euer Ankunft von keinem Andern, als von mir erhalten. Er würde mir nie vergeben, wenn ich einen Andern zuvorkommen ließe."

„Dieser liebe Freund," sagte d'Artagnan, indem er es vermied, Porthos seinen alten oder seinen neuen Namen zu geben, „er hat mich also nicht vergessen?

„Vergessen! er!" rief Mousqueton, „das heißt, es ist kein Tag vergangen, an welchem wir nicht zu hören erwarteten, Ihr wäret entweder an der Stelle von Herrn von Gassion oder an der von Herrn von Bassompierre zum Marschall ernannt worden."

D'Artagnan ließ über seine Lippen jenes seltene, schwermüthige Lächeln schweben, welches in der tiefsten Tiefe seines Herzens die Enttäuschung seiner Jugendjahre überlebt hatte.

„Und Ihr, Bauern," fuhr Mousqueton fort, „bleibt bei dem Herrn Grafen d'Artagnan, und erweist ihm jede Ehre, während ich den gnädigen Herrn auf seine Ankunft vorbereite."

Und mit Hülfe zweier wohlthätigen Seelen wieder sein kräftiges Pferd besteigend, während Planchet, flinker beschaffen, allein das seinige bestieg, ließ Mousqueton auf dem Rasen einen kleinen Galopp anschlagen, welcher mehr zu Gunsten der Nieren, als der Beine des Vierfüßigen sprach.

„Ah, das kündigt sich gut an," sagte d'Artagnan. „Hier finden sich keine Geheimnisse, keine Mäntel, keine Politik. Man lacht aus vollem Halse, man weint vor

Freude; ich sehe nur ellenbreite Gesichter; die Natur selbst kommt mir festtäglich vor, es ist mir, als wären die Bäume, statt mit Blüthen und Blättern, mit kleinen grünen und rosenfarbigen Bändern bedeckt."

„Und mir," sagte Planchet, „mir kommt es vor, als röche ich von hier aus den köstlichsten Bratenduft, als erblickte ich Küchenjungen, welche sich in Reihe und Glied aufstellen, um uns vorüberziehen zu sehen. Ah! gnädiger Herr, welchen Koch muß Herr de Pierrefonds haben, der schon so gerne gut und viel aß, als man ihn nur Herr Porthos nannte."

„Halt!" sagte d'Artagnan, „Du machst mir bange. Wenn die Wirklichkeit dem Anscheine entspricht, so bin ich verloren. Ein so glücklicher Mann wird seine herrliche Lage nie verlassen, und ich scheitere bei ihm, wie ich bei Aramis gescheitert bin."

XIII.

Wie d'Artagnan, als er Porthos wiedersah, wahrnahm, daß das Vermögen nicht immer glücklich macht.

D'Artagnan ritt durch das Gitter und befand sich vor dem Schlosse. Er sprang zu Boden, als eine Art von Riesen auf der Freitreppe erschien. Um d'Artagnan Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir mittheilen, daß ihm, jede Selbstsucht bei Seite gesetzt, bei dem Anblicke dieser hohen Gestalt und des martialischen Gesichtes wodurch er an einen braven, guten Mann erinnert wurde, das Herz gewaltig schlug.

Er lief auf Porthos zu und stürzte sich in seine Arme. In einem Kreise von ehrerbietiger Entfernung schaute das ganze Gesinde mit demüthiger Neugierde zu.

Mousqueton trocknete sich in der ersten Reihe die Augen. Der arme Junge hörte nicht auf zu weinen, seitdem er d'Artagnan und Planchet wiedererkannt hatte.

Porthos nahm seinen Freund beim Arme.

„Ah! welche Freude, Euch wieder zu sehen, lieber d'Artagnan!" rief er mit einer Stimme, welche sich von Bariton in Baß verwandelt hatte. „Ihr habt mich also nicht vergessen?"

„Euch vergessen! ah, lieber du Vallon, vergißt man die schönsten Tage seiner Jugend, seine ergebensten Freunde und die gemeinschaftlich bestandenen Gefahren. Während ich Euch wiedersehe, gibt es keinen Augenblick unserer alten Freundschaft, der sich nicht vor meinen Geist stellte."

„Ja, ja, sprach Porthos, und versuchte es, seinem Schnurrbart die coquette Biegung zu geben, die er in der Einsamkeit verloren hatte. „Ja, wir haben unserer Zeit schöne Dinge gemacht und dem Cardinal Faden aufzudrehen gegeben."

Und er stieß einen Seufzer aus. D'Artagnan schaute ihn an.

„In jedem Fall," fuhr Porthos mit betrübtem Tone fort, „seid mir willkommen, mein Freund. Ihr werdet mir helfen die Freude wieder finden. Wir jagen morgen den Hasen in meinen schönen Feldern oder das Reh in meinen herrlichen Waldungen. Ich besitze vier Windhunde, welche für die leichtesten der Provinz gelten, und eine Meute, die ihres Gleichen auf zwanzig Meilen in der Runde nicht hat."

Und Porthos stieß einen zweiten Seufzer aus.

„Oh! oh," sagte d'Artagnan ganz leise zu sich selbst, „sollte mein Bruder minder glücklich sein, als es den Anschein hat." Dann fügte er laut bei:

„Vor Allem werdet Ihr mich Madame du Vallon vorstellen; denn ich erinnere mich eines gewissen sehr verbindlichen Einladungsschreibens von Eurer Hand, dem sie unten einige Zeilen beizufügen die Güte hatte."

Dritter Seufzer von Porthos.

„Ich habe Madame du Vallon vor zwei Jahren verloren," sprach er, „worüber ich noch ganz betrübt bin. Deshalb verließ ich mein Schloß du Vallon bei Corbeil, um auf dem Gute Bracieux zu wohnen, eine Veränderung, welche mich veranlaßte, dieses Gut hier zu kaufen. Arme Madame du Vallon!" fuhr Porthos mit einer kläglichen Grimasse fort. „Es war keine Frau von gleichmäßigem Charakter, aber sie hatte sich endlich an meine Art und Weise gewöhnt und sich in meinen Willen gefügt."

„Ihr seid also reich und frei?" sprach d'Artagnan.

„Ach!" erwiederte Porthos, „ich bin Wittwer und habe vierzig tausend Livres Renten. Wollen wir frühstücken?"

„Ich will sehr," sagte d'Artagnan, „die Morgenluft hat mir Appetit gemacht."

„Ja," versetzte Porthos, „meine Luft ist vortrefflich."

Sie traten in das Schloß. Es war nichts als Gold von oben bis unten. Die Karnieße waren vergoldet, die Gesimse waren vergoldet, die Gestelle der Lehnstühle waren vergoldet.

Die Tafel war mit Allem, was man sich wünschen mochte, bedeckt.

„Ihr seht," sagte Porthos, „das ist mein Gewöhnliches."

„Pest!" sprach d'Artagnan, „ich mache Euch mein Compliment. Der König hat nichts Aehnliches."

„Ja," erwiederte Porthos, „ich habe sagen hören, er werde von Herrn von Mazarin sehr schlecht genährt. Kostet dieses Rippchen, mein lieber d'Artagnan, es ist von meinen Schöpsen."

„Ihr habt zarte Schöpsen," sagte d'Artagnan, „und ich beglückwünsche Euch dazu."

„Ja, man weidet sie auf meinen Wiesen, welche vortrefflich sind."

„Gebt mir noch mehr davon."

„Nein, nehmt lieber von diesem Hasen, den ich gestern in einem von meinen Gehegen erlegt habe."

„Ah, den Teufel, welch' ein Geschmack! Es scheint, Ihr füttert Eure Hasen nur mit Quendel."

„Und was denkt Ihr von meinem Wein?" fragte Porthos. „Nicht wahr, er ist angenehm?"

„Er ist köstlich."

„Es ist Wein aus der Gegend."

„Wirklich?"

„Ja, ein kleiner Weingarten gegen Süden, da unten auf meinem Berge. Er trägt zwanzig Tonnen."

„Das ist ja eine wahre Weinlese."

„Porthos stieß einen fünften Seufzer aus. D'Artagnan hatte die Seufzer von Porthos gezählt.

„Mein Freund," sagte er, begierig das Räthsel zu ergründen, „man sollte glauben, es betrübe Euch etwas. Solltet Ihr leidend sein?... Ist diese Gesundheit...."

„Vortrefflich, besser als je. Ich würde einen Ochsen mit einem Faustschlage tödten."

„Familienkummer also?"

„Familienkummer? zum Glücke habe ich nur mich auf dieser Welt."

„Was macht Euch denn seufzen?"

„Mein Lieber," sagte Porthos, „ich werde offenherzig gegen Euch sein: ich bin nicht glücklich."

„Ihr nicht glücklich, Porthos? Ihr, der Ihr ein Schloß, Wiesgründe, Berge, Wälder besitzt; Ihr, der Ihr vierzigtausend Livres Renten habt, Ihr seid nicht glücklich?"

„Mein Lieber, ich habe Alles dies, es ist wahr, aber ich bin allein mitten unter diesen Dingen."

„Ah, ich begreife, Ihr seid von Schluckern umgeben, die Ihr nicht ansehen könnt, ohne daß es Euch graut."

Porthos erbleichte leicht und leerte ein ungeheures Glas von seinem eigenen Weinberg.

„Nein," sagte er, „im Gegentheil; denkt Euch, es sind Dorfjunker, welche alle Grund und Boden besitzen, und von Pharamond, Karl dem Großen oder wenigstens Hugo Capet abzustammen behaupten. Im Anfang war ich der zuletzt Gekommene und mußte mich folglich ihnen nähern; ich that es; aber Ihr wißt, Madame du Vallon . . . ."

Als Porthos diese Worte sprach, schien er mit Mühe seinen Speichel zu verschlucken.

„. . . Madame du Vallon," fuhr er fort, „war von zweifelhaftem Adel. Sie hatte in erster Ehe (ich glaube Euch nichts Neues mittzutheilen, d'Artagnan) einen Procurator geheirathet. Sie fanden das ekelhaft. Sie haben gesagt ekelhaft. Ihr begreift, das war ein Wort, um dreißigtausend Mann umbringen zu machen. Ich habe zwei getödtet; das bewog die Andern, zu schweigen. Ich wurde dadurch aber nicht ihr Freund. Auf diese Weise habe ich keine Gesellschaft mehr, ich lebe allein, ich langweile mich, ich kümmere mich ab."

D'Artagnan lächelte: er sah den Fehler am Küraß und schickte sich zum Stoße an.

„Nun aber," sagte er, „seid Ihr für Euch allein und Eure Frau kann Euch nicht mehr Eintrag thun."

„Ja, aber Ihr begreift, da ich nicht von geschichtlichem Adel bin, wie die Couch, welche sich damit begnügten, Sires zu sein, und die Rohan, die keine Herzöge sein wollten, so haben alle diese Leute, welche Vicomtes oder Grafen sind, den Vortritt vor mir in der Kirche, bei öffentlichen Feierlichkeiten überall, und ich kann nichts dagegen sagen. Wäre ich nur . . ."

„Baron, nicht wahr?" sprach d'Artagnan, den Satz seines Freundes vollendend.

„Ah!" rief Porthos, dessen Züge sich ausdehnten, „ah, wenn ich Baron wäre!"

„Gut!" dachte d'Artagnan, „es wird mir gelingen."

Dann fügte er laut bei:

„Wohl, mein lieber Freund, Ihr wünscht, ich möchte Euch heute diesen Titel bringen?“

Porthos machte einen Sprung, der den ganzen Saal erschütterte. Mehrere Flaschen verloren das Gleichgewicht, fielen auf den Boden und zerbrachen. Mousqueton lief bei dem Geräusche herbei, und man erblickte in der Perspective Planchet mit vollem Munde und die Serviette in der Hand.

„Monseigneur ruft mich?“ fragte Mousqueton.

Porthos machte ein Zeichen mit der Hand und Mousqueton sammelte die Scherben von den Flaschen.

„Ich sehe mit Vergnügen,“ sagte d'Artagnan, „daß Ihr diesen braven Burschen immer noch bei Euch habt.“

„Er ist mein Intendant,“ erwiederte Porthos; dann die Achseln zuckend: „Der Junge hat seine Geschäfte gemacht, man sieht es wohl; aber,“ fuhr er leise fort, „er ist sehr anhänglich an mich und würde mich um keinen Preis der Welt verlassen.“

„Und er nennt ihn Monseigneur,“ dachte d'Artagnan.

„Tretet ab, Mouston,“ sagte Porthos.

„Ihr nennt ihn Mouston? Ah, ja, zur Abkürzung: Mousqueton war zu lang zum Aussprechen.“

„Allerdings,“ sagte Porthos, und dann roch das auf eine Meile nach dem Quartiermeister. „Aber wir sprachen von Geschäften, als dieser Bursche eintrat . . . .“

„Ja,“ erwiederte d'Artagnan, „verschieben wir jedoch dieses Gespräch auf später. Eure Leute könnten etwas argwöhnen; es gibt vielleicht Spione in der Gegend, Ihr errathet, Porthos, es handelt sich um sehr wichtige Dinge.“

„Den Teufel,“ rief Porthos. Nun, so wollen wir zur Verdauung in meinem Parke spazieren gehen.“

„Sehr gerne.“

Und als Beide hinreichend gefrühstückt hatten, machten sie einen Gang in einen herrlichen Garten. Alleen von Kastanienbäumen und Linden schlossen einen Raum von wenigstens dreißig Morgen ein. Um die dicht verwachsenen Gebüsche sah man Kaninchen laufen, welche von Zeit zu Zeit spielend unter dem hohen Grase verschwanden.

„Meiner Treue," rief d'Artagnan, „der Park entspricht allem Uebrigen und wenn es so viele Fische in Eurem Teiche, als Kaninchen in Euren Gehegen gibt, so seid Ihr ein glücklicher Mann, mein lieber Porthos, vorausgesetzt, Ihr habt den Geschmack für die Jagd bewahrt und den für die Fischerei erhalten."

„Mein Freund," erwiederte Porthos, „ich überlasse die Fischerei Mousqueton; das ist ein Vergnügen für gemeine Leute. Aber ich jage zuweilen, das heißt, wenn ich mich langweile, setze ich mich auf eine von diesen Marmorbänken, lasse mir meine Flinte bringen, Bredinet, meinen Lieblingshund, herbeiführen und schieße Kaninchen."

„Das ist sehr unterhaltend," sprach d'Artagnan.

„Ja," antwortete Porthos mit einem Seufzer, „das ist sehr unterhaltend."

D'Artagnan zählte die Seufzer nicht mehr.

„Dann sucht Bredinet die Kaninchen," fügte Porthos bei, „und bringt sie dem Koch; er ist dazu dressirt."

„Ach, das vortreffliche Thier!" rief d'Artagnan.

„Lassen wir Bredinet," versetzte Porthos, „ich schenke ihn Euch, wenn Ihr ihn haben wollt, denn ich werde desselben überdrüssig, und kehren wir zu unserer Angelegenheit zurück.

„Mit Vergnügen," sprach d'Artagnan. „Nur sage ich Euch, lieber Freund, damit Ihr nicht behauptet, ich habe Euch als Verräther überfallen, Ihr müßt Euer Leben völlig verändern."

„Wie so?"

„Ihr müßt den Harnisch wieder nehmen, den Degen umschnallen, Abenteuer nachlaufen, etwas Fleisch auf den Straßen lassen, wie in vergangenen Zeiten; Ihr wißt unsere Art und Weise von ehemals."

„Ah, Teufel!" rief Porthos.

„Ja, ich begreife, Ihr seid verweichlicht, Ihr habt Bauch bekommen und die Faust hat nicht mehr die Elasticität, von der die Leibwachen des Herrn Cardinals so viele Proben erhielten."

„Ah! die Faust ist noch gut, das schwöre ich Euch," erwiederte Porthos und streckte eine Hand aus, ähnlich einem Hammelsbug.

„Desto besser."

„Wir sollen also Krieg machen?"

„Ei, mein Gott, ja."

„Und gegen wen?"

„Seid Ihr der Politik gefolgt, mein Freund?"

„Ich? nicht im Geringsten."

„Seid Ihr für Mazarin oder für die Prinzen?"

„Ich? ich bin für Niemand."

„Das heißt, Ihr seid für uns. Desto besser, Porthos, das ist die schönste Lage, um seine Geschäfte zu machen. Wohl, mein Lieber, ich sage Euch, daß ich im Auftrage des Cardinals komme."

Dieses Wort machte eine Wirkung auf Porthos, als ob man im Jahre 1640 gewesen wäre und es sich um den wahren Cardinal gehandelt hätte.

„Oh, oh!" rief er, „was will Seine Eminenz von mir?"

„Seine Eminenz will Euch in seinen Diensten haben."

„Und wer hat von mir bei Seiner Eminenz gesprochen?"

„Rochefort, Ihr erinnert Euch."

„Ja, bei Gott, derjenige, welcher uns in der Zeit so viel Aerger bereitet hat und uns so oft auf den Straßen umher laufen machte, derselbe, dem Ihr nach und nach

drei Degenſtiche beibrachtet, die er übrigens nicht geſtohlen hat."

„Ihr wißt, daß er unſer Freund geworden iſt?" ſagte d'Artagnan.

„Nein, ich wußte es nicht. Ah, er hat keinen Groll mehr."

„Ihr täuſcht Euch, Porthos," verſetzte d'Artagnan, „ich habe keinen mehr."

Porthos begriff nicht ganz, aber man erinnert ſich, das Begreifen war nicht ſeine Stärke.

„Ihr ſagt alſo, der Graf von Rochefort habe von mir mit dem Cardinal geſprochen?"

„Ja, und dann die Königin."

„Wie, die Königin?"

„Um uns Vertrauen einzuflößen, gab ſie ihm den bekannten Diamant, den ich, wie Ihr wißt, an Herrn des Eſſarts verkauft hatte, und der, ich weiß nicht wie, wieder in ihren Beſitz gelangt iſt."

„Aber mir ſcheint," ſprach Porthos mit ſeinem plumpen Menſchenverſtand, „ſie hätte beſſer daran gethan, Euch denſelben wieder zu geben."

„Das iſt auch meine Meinung," erwiederte d'Artagnan, „doch, was wollt Ihr, die Könige und die Königinnen haben ſonderbare Launen. Da ſie es aber im Ganzen ſind, welche Reichthümer und Ehrenſtellen in den Händen haben, Geld und Titel vertheilen, ſo iſt man ihnen ergeben."

„Ja, man iſt ihnen ergeben," ſagte Porthos. „Ihr ſeid alſo ergeben in dieſem Augenblick? . . ."

„Dem König, der Königin und dem Cardinal und habe mich überdies für Eure Ergebenheit verbürgt."

„Und Ihr ſagt, Ihr habet gewiſſe Bedingungen für mich gemacht?"

„Herrliche, mein Lieber, herrliche, Ihr habt Geld, nicht wahr? Vierzigtauſend Livres Renten, wie Ihr ſagt."

Porthos wurde mißtrauiſch.

„Ei, mein Gott," versetzte er, „man besitzt nie genug Geld. Madame du Vallon hat eine etwas verwickelte Erbschaft hinterlassen. Ich bin kein großer Schreiber und lebe somit gewissermaßen von einem Tag in den andern."

„Er fürchtet, ich sei gekommen, Geld von ihm zu entlehnen," dachte d'Artagnan.

„Ah, mein Freund," sagte er laut, „desto besser, wenn Ihr beengt seid."

„Wie, desto besser?" fragte Porthos.

„Ja, Seine Eminenz gibt Alles, was man will, Güter, Geld, Titel."

„Ah, ah, ah!" rief Porthos, die Augen bei dem letzten Worte weit aufsperrend.

„Unter dem vorigen Cardinal," fuhr d'Artagnan fort, „verstanden wir nicht, das Glück zu benützen. Ich sage das nicht Euretwegen, der Ihr Eure vierzigtausend Livres Renten habt und der glücklichste Mensch der Welt zu sein scheint."

Porthos seufzte.

„Demnach, sprach d'Artagnan, „trotz Eurer vierzigtausend Livres Renten und vielleicht gerade wegen Eurer vierzigtausend Livres Renten scheint es mir, als ob sich eine kleine Krone gar nicht übel auf Eurer Carrosse machen würde. Wie?"

„Allerdings," antwortete Porthos.

„Nun wohl, mein Lieber, gewinnt sie, sie hängt an Eurer Degenspitze. Wir werden uns nicht schaden. Euer Ziel ist ein Titel, mein Ziel ist Geld. Wenn ich hinreichend gewinne, um Artagnan wieder aufzubauen, das meine durch die Kreuzzüge verarmten Vorältern seit jener Zeit in Trümmer zerfallen ließen, und um etliche dreißig Morgen Landes umher zu kaufen, so brauche ich nicht mehr; ich ziehe mich zurück und sterbe in Ruhe."

„Und ich," sprach Porthos, „ich will Baron sein."

„Ihr werdet es."

„Habt Ihr nicht auch an unsere andern Freunde gedacht?“ fragte Porthos.

„Allerdings, ich habe Aramis gesehen.“

„Und was will er, Bischof werden?“

„Aramis,“ erwiederte d'Artagnan, welcher Porthos nicht entzaubern wollte, „Aramis, stellt Euch vor, mein Lieber, ist Mönch und Jesuit geworden. Er lebt wie ein Bär und denkt nur an sein Seelenheil. Meine Anerbietungen konnten ihn nicht bestimmen.“

„Desto schlimmer,“ sagte Porthos. „Er hatte Geist. Und Athos?“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, werde ihn aber besuchen, wenn ich Euch verlasse. Wißt Ihr, wo ich ihn finden kann?“

„Bei Blois, auf einem kleinen Landgute, das er, ich weiß nicht von welchem Verwandten, geerbt hat.“

„Und dieses heißt?“

„Bragelonne. Begreift Ihr wohl, mein Lieber, Athos, welcher adelig war, wie der Kaiser, und ein Gut erbt, das den Grafschaftstitel hat! Was wird er mit allen diesen Grafschaften machen? Grafschaft La Fère, Grafschaft Bragelonne?“

„Dabei hat er keine Kinder? fragte d'Artagnan.

„O! rief Porthos, „man hat mir gesagt, er habe einen jungen Menschen angenommen, der ihm dem Gesichte nach äußerst ähnlich sei.“

„Athos, unser Athos, welcher tugendhaft war, wie Scipio. Habt Ihr ihn gesehen?“

„Nein.“

„Ich werde ihm morgen Kunde von Euch bringen. Unter uns gesagt, ich befürchte, der Wein hat ihn sehr alt gemacht und entartet.“

„Ja,“ sprach Porthos, „es ist wahr, er trank viel.“

„Und dann war er älter, als wir Alle.“

„Nur um einige Jahre,“ versetzte Porthos. „Seine ernste Miene gab ihm ein so altes Aussehen.“

„Ihr habt Recht. Wenn wir Athos haben, desto besser; wenn nicht, so werden wir ihn zu entbehren wissen. Wir zwei sind so viel Werth, als zehn.

„Ja," sprach Porthos lächelnd in der Erinnerung an seine alten Heldenthaten; aber wir vier wären so viel werth gewesen, als sechs und dreißig, um so mehr, als das Handwerk rauh sein wird, wie Ihr sagt."

„Rauh für Rekruten, ja, aber für uns, nein."

„Wird es lange währen?"

„Gott verdamme mich, es kann drei bis vier Jahre dauern."

„Wird man sich viel schlagen?"

„Ich hoffe es."

„Desto besser!" rief Porthos. „Ihr habt keinen Begriff, mein Lieber, wie mir die Knochen krachen, seitdem ich hier bin. Wenn ich Sonntags aus der Messe komme, jage ich zuweilen in den Feldern und auf den Gütern der Nachbarn umher, um einen guten kleinen Streit zu bekommen, denn ich fühle, daß ich dessen bedarf, aber nichts, mein Lieber! Mag man mich nun achten oder fürchten, das Letztere ist wahrscheinlicher, man läßt mich mit meinen Hunden den Klee zertreten, den Leuten gleichsam über den Bauch reiten, und ich komme ärgerlicher als zuvor zurück. Sagt mir wenigstens, schlägt man sich etwas leichter in Paris?"

„In dieser Beziehung sind die Verhältnisse reizend. Keine Edicte, keine Leibwachen des Cardinals, keine Jussac und andere Spürhunde mehr. Seht Ihr, unter einer Laterne, in einer Herberge; überall seid Ihr für Mazarin, seid Ihr Frondeur, man zieht vom Leder, und Alles ist gesagt. Herr von Guise hat Herrn von Coligny auf dem offenen Platze getödtet und damit war es aus."

„Ah! das ist schön," rief Porthos.

„Und dann binnen Kurzem," fuhr d'Artagnan fort, „werden wir Schlachten in Reihe und Glied, Kanonen, Brände haben, darin liegt Abwechselung."

„Dann bin ich entschieden.“

„Ich habe also Euer Wort?“

„Ja, es ist abgemacht. Ich werde für Mazarin hauen und stoßen; aber . . .“

„Aber?“

„Aber er muß mich zum Baron machen.“

„Ei! bei Gott!“ rief d'Artagnan, „das ist zum Voraus festgestellt. Ich habe es Euch gesagt und wiederhole: ich verbürge mich für Eure Baronie.“

Auf dieses Versprechen schlug Porthos, welcher nie an einem Worte seines Freundes gezweifelt hatte, wieder den Weg nach dem Schlosse ein.

XIV.

Worin nachgewiesen ist, daß, wenn Porthos mit seinem Verhältnisse unzufrieden war, Mousqueton sich mit dem seinigen sehr zufrieden fühlte.

Gegen das Schloß zurückkehrend, während Porthos in seinen Baronenträumen schwamm, dachte d'Artagnan an das Elend dieser armen menschlichen Natur, welche stets unzufrieden ist mit dem, was sie hat, und das wünscht, was sie nicht hat. An der Stelle von Porthos hätte sich d'Artagnan als den glücklichsten Menschen der Erde betrachtet, und damit Porthos glücklich wäre, was fehlte ihm? fünf Buchstaben vor alle seine Namen zu setzen und eine kleine Krone an seinen Wagen malen lassen zu dürfen.

„Ich werde mein ganzes Leben damit hinbringen, rechts und links zu schauen,“ sagte d'Artagnan zu sich

selbst, „ohne das Gesicht eines völlig glücklichen Menschen zu sehen.“

Er stellte diese philosophische Betrachtung an, als die Vorsehung ihn Lügen strafen zu wollen schien. In dem Augenblick, wo ihn Porthos verließ, um seinem Koche einige Befehle zu geben, sah er Mousqueton auf sich zukommen. Das Gesicht des braven Burschen, abgesehen von einer leichten Bewegung, welche wie eine Sommerwolke seine Physignomie mehr überflorte, als verschleierte, schien das eines vollkommen glücklichen Menschen zu sein.

„Das ist es, was ich suchte,“ sprach d'Artagnan zu sich selbst; „aber, ach! der arme Bursche weiß nicht, warum ich gekommen bin.“

Mousqueton hielt sich in einiger Entfernung. D'Artagnan setzte sich auf eine Bank und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge näher kommen.

„Mein Herr Lieutenant,“ sprach Mousqueton die Erlaubniß benützend, „ich habe Euch um eine Gnade zu bitten.“

„Sprich, mein Freund,“ sagte d'Artagnan.

„Ich wage es nicht, denn ich fürchte, Ihr könntet denken, das Glück habe mich verdorben.“

„Du bist also glücklich?“

„So glücklich, als man möglicher Weise sein kann, und dennoch könntet Ihr mich glücklicher machen.“

„Nun wohl, sprich, und wenn es von mir abhängt, so soll es geschehen.“

„Oh! gnädiger Herr, es hängt nur von Euch ab.“

„Laß hören.“

„Die Gnade, um die ich Euch bitte, besteht darin, mich nicht mehr Mousqueton, sondern Mouston zu nennen. Seitdem ich Intendant meines gnädigen Herrn bin, habe ich diesen Namen angenommen, welcher würdiger erscheint und dazu dient, mir Achtung bei meinen Untergebenen zu verschaffen. Ihr wißt, wie nothwendig die Subordination bei dem Gesinde ist.“

D'Artagnan lächelte, Porthos verlängerte seinen Namen, Mousqueton verkürzte den seinigen.

„Nun, gnädiger Herr?" sprach Mousqueton zitternd.

„Nun wohl, ja, mein lieber Mouston," erwiederte d'Artagnan, „sei unbesorgt, ich werde Dein Gesuch nicht vergessen. Und wenn es Dir Vergnügen macht, so werde ich Dich sogar nicht mehr duzen."

„Oh!" rief Mousqueton, roth vor Freude, wenn Ihr mir eine solche Ehre erweisen würdet, so wäre ich Euch mein ganzes Leben dankbar. Aber das hieße vielleicht zu viel verlangen."

„Ach," sagte d'Artagnan in seinem Innern, „das ist sehr wenig, den unerwarteten Plackereien gegenüber, die ich diesem armen Teufel bringe, der mich so gut empfangen hat."

„Und der gnädige Herr bleibt lange bei uns?" sprach Mousqueton, dessen Angesicht, zu seiner vollen Heiterkeit zurückgekehrt, wie eine Gichtrose aufblühte.

„Ich reise morgen ab, mein Freund," antwortete d'Artagnan.

„Ah, gnädiger Herr," sagte Mousqueton „Ihr seid also nur gekommen, um uns Kummer zu machen?"

„Ich befürchte es," sprach d'Artagnan so leise, daß Mousqueton, der sich mit einer Verbeugung zurückzog, es nicht hören konnte.

Ein Gewissensbiß regte sich im Innern von d'Artagnan, obgleich sein Herz sich bedeutend verhärtet hatte. Er bedauerte es nicht, Porthos auf eine Bahn zu versetzen, wo sein Leben und sein Vermögen gefährdet werden sollten, denn Porthos wagte Alles dies freiwillig für einen Baronentitel, den er seit fünfzehn Jahren zu erlangen trachtete. Aber Mousqueton, der nichts wünschte, als Mouston genannt zu werden, war es nicht grausam, diesen seinem kostbaren Leben, der Hülle und Fülle zu entziehen? Dieser Gedanke beschäftigte ihn, als Porthos wieder erschien.

„Zu Tische!" sprach Porthos.

„Wie, zu Tische?“ fragte d'Artagnan. „Wie viel Uhr ist es denn?“

„Ei, mein Lieber, es ist ein Uhr vorüber.“

„Euer Wohnort ist ein wahres Paradies, Porthos, man vergißt die Zeit. Ich folge Euch, aber ich habe keinen Hunger.“

„Kommt, wenn man nicht immer essen kann, so kann man doch wenigstens immer trinken. Das ist eine von den Maximen des armen Athos, deren Richtigkeit ich anerkannt habe, seitdem ich mich langweile.“

D'Artagnan, den seine gascognische Natur stets ziemlich nüchtern gelassen hatte, schien nicht eben so sehr, wie sein Freund, von der Wahrheit des Axioms von Athos überzeugt. Nichtsdestoweniger that er, was er konnte, um sich auf der Höhe seines Wirthes zu erhalten. Während er indessen Porthos beim Essen zuschaute und nach Kräften trank, kam d'Artagnan wieder der Gedanke an Mousqueton und zwar um so stärker, als Mousqueton, ohne selbst bei Tische zu serviren, was unter seiner neuen Stellung gewesen wäre, von Zeit zu Zeit an der Thüre erschien und seine Dankbarkeit gegen d'Artagnan durch das Alter und das Gewächse der Weine, die er auftragen ließ, kundgab.

Bei dem Dessert, als Porthos auf ein Zeichen von d'Artagnan seine Lackeien weggeschickt hatte und sich die zwei Freunde allein befanden, sagte d'Artagnan:

„Porthos, wer wird Euch bei Euren Feldzügen begleiten?“

Porthos antwortete natürlich:

„Mouston, wie es mir scheint.“

Das war ein Schlag für d'Artagnan. Er sah bereits das wohlwollende Lächeln des Intendanten sich in eine Grimasse des Schmerzes verwandeln.

„Doch, mein Freund,“ versetzte d'Artagnan, „Mouston scheint mir nicht mehr in der ersten Jugend zu stehen. Ueberdies ist er sehr dick geworden und hat vielleicht die Gewohnheit des selbstthätigen Dienstes verloren.“

„Ich weiß es," erwiederte Porthos, „aber ich bin an ihn gewöhnt, und überdies würde er mich nicht gerne verlassen. Er liebt mich zu sehr."

„O blinde Eitelkeit!" rief d'Artagnan.

„Und dann," sprach Porthos, „habe Ihr nicht immer noch denselben Lakeien, in Eurem Dienste, den guten, den braven, den geschickten ..... Wie nannte Ihr ihn doch?"

„Mancher. Ja, ich habe ihn wiedergefunden. Aber er ist nicht mehr Lakeie."

„Was ist er denn?"

„Mit seinem sechsvierzehnhundert Livres, Ihr wißt, die sechsvierzehnhundert Livres, die er bei der Belagerung von La Rochelle durch die Lieferverzögerung eines Bruches an Lord Winter gewonnen hat, hat er einen kleinen Laden Rue des Lombards eröffnet und ist Zuckerbäcker."

„Ah, ich ist Zuckerbäcker in der Rue des Lombards? Aber wie kommt es, daß er Euch folgt?"

„Er hat einige Stunden gemacht," erwiederte d'Artagnan, „und vermuthlich deßhalb vermuthlich zu werden."

„Man weiß, wenn man Euch einst gesagt hätte, mein Lieber, Mancher würde eines Tages Lieferant treten, und Ihr würdet ihn deßhalb verbergen?"

„So hätte ich es nicht geglaubt. Aber was wollt Ihr? die Gewohnheit ändern die Menschen."

„Nichts ist wahrer," sagte Porthos. „Aber was sich nicht ändert, oder was sich vielmehr nur ändert, um besser zu werden, das ist der Wein. Kostet einmal diesen. Es ist ein spanisches Gewächs, das unser Freund Athos sehr achtete, es ist Xeres."

In diesem Augenblick kam der Intendant, um seinen Herrn über den Küchenzettel des andern Tages und auch über die beabsichtigte Jagdpartie zu befragen.

„Sage mir, Mouston," sprach Porthos, „meine Waffen sind in gutem Stande?"

„Wie, zu Tische?“ fragte d'Artagnan. „Wie viel Uhr ist es denn?“

„Ei, mein Lieber, es ist ein Uhr vorüber.“

„Euer Wohnort ist ein wahres Paradies, Porthos, man vergißt die Zeit. Ich folge Euch, aber ich habe keinen Hunger.“

„Kommt, wenn man nicht immer essen kann, so kann man doch wenigstens immer trinken. Das ist eine von den Maximen des armen Athos, deren Richtigkeit ich anerkannt habe, seitdem ich mich langweile.“

D'Artagnan, den seine gascognische Natur stets ziemlich nüchtern gelassen hatte, schien nicht eben so sehr, wie sein Freund, von der Wahrheit des Axioms von Athos überzeugt. Nichtsdestoweniger that er, was er konnte, um sich auf der Höhe seines Wirthes zu erhalten. Während er indessen Porthos beim Essen zuschaute und nach Kräften trank, kam d'Artagnan wieder der Gedanke an Mousqueton und zwar um so stärker, als Mousqueton, ohne selbst bei Tische zu serviren, was unter seiner neuen Stellung gewesen wäre, von Zeit zu Zeit an der Thüre erschien und seine Dankbarkeit gegen d'Artagnan durch das Alter und das Gewächse der Weine, die er auftragen ließ, kundgab.

Bei dem Dessert, als Porthos auf ein Zeichen von d'Artagnan seine Lackeien weggeschickt hatte und sich die zwei Freunde allein befanden, sagte d'Artagnan:

„Porthos, wer wird Euch bei Euren Feldzügen begleiten?“

Porthos antwortete natürlich:

„Mouston, wie es mir scheint.“

Das war ein Schlag für d'Artagnan. Er sah bereits das wohlwollende Lächeln des Intendanten sich in eine Grimasse des Schmerzes verwandeln.

„Doch, mein Freund,“ versetzte d'Artagnan, „Mouston scheint mir nicht mehr in der ersten Jugend zu stehen. Ueberdies ist er sehr dick geworden und hat vielleicht die Gewohnheit des selbstthätigen Dienstes verloren.“

„Ich weiß es," erwiederte Porthos; „aber ich bin an ihn gewöhnt, und überdies würde er mich nicht gerne verlassen. Er liebt mich zu sehr."

„O blinde Eitelkeit!" dachte d'Artagnan.

„Und dann," sprach Porthos, „habt Ihr nicht immer noch denselben Lackeien in Eurem Dienste, den guten, den braven, den gescheiten . . . Wie nanntet Ihr ihn doch?"

„Planchet. Ja, ich habe ihn wiedergefunden. Aber er ist nicht mehr Lackei."

„Was ist er denn?"

„Mit seinen sechszehnhundert Livres, Ihr wißt, die sechszehnhundert Livres, die er bei der Belagerung von La Rochelle durch die Ueberbringung eines Briefes an Lord Winter gewonnen hat, hat er einen kleinen Laden Rue des Lombards eröffnet und ist Zuckerbäcker."

„Ah, er ist Zuckerbäcker in der Rue des Lombards? Aber wie kommt es, daß er Euch folgt?"

„Er hat einige Streiche gemacht," erwiederte d'Artagnan, „und befürchtet deßhalb beunruhigt zu werden."

„Nun wohl, wenn man Euch einst gesagt hätte, mein Lieber, Planchet würde eines Tages Rochefort retten, und Ihr würdet ihn deßhalb verbergen?"

„So hätte ich es nicht geglaubt. Aber was wollt Ihr? die Ereignisse ändern die Menschen."

„Nichts ist wahrer," sagte Porthos. „Aber was sich nicht ändert, oder was sich vielmehr nur ändert, um besser zu werden, das ist der Wein. Kostet einmal diesen. Es ist ein spanisches Gewächs, das unser Freund Athos sehr achtete, es ist Xeres."

In diesem Augenblick kam der Intendant, um seinen Herrn über den Küchenzettel des andern Tages und auch über die beabsichtigte Jagdpartie zu befragen.

„Sage mir, Mouston," sprach Porthos, „meine Waffen sind in gutem Stande?"

„Ei, mein Gott," versetzte er, „man besitzt nie genug Geld. Madame du Vallon hat eine etwas verwickelte Erbschaft hinterlassen. Ich bin kein großer Schreiber und lebe somit gewissermaßen von einem Tag in den andern."

„Er fürchtet, ich sei gekommen, Geld von ihm zu entlehnen," dachte d'Artagnan.

„Ah, mein Freund," sagte er laut, „desto besser, wenn Ihr beengt seid."

„Wie, desto besser?" fragte Porthos.

„Ja, Seine Eminenz gibt Alles, was man will, Güter, Geld, Titel."

„Ah, ah, ah!" rief Porthos, die Augen bei dem letzten Worte weit aufsperrend.

„Unter dem vorigen Cardinal," fuhr d'Artagnan fort, „verstanden wir nicht, das Glück zu benützen. Ich sage das nicht Euretwegen, der Ihr Eure vierzigtausend Livres Renten habt und der glücklichste Mensch der Welt zu sein scheint."

Porthos seufzte.

„Demnach, sprach d'Artagnan, „trotz Eurer vierzigtausend Livres Renten und vielleicht gerade wegen Eurer vierzigtausend Livres Renten scheint es mir, als ob sich eine kleine Krone gar nicht übel auf Eurer Carrosse machen würde. Wie?"

„Allerdings," antwortete Porthos.

„Nun wohl, mein Lieber, gewinnt sie, sie hängt an Eurer Degenspitze. Wir werden uns nicht schaden. Euer Ziel ist ein Titel, mein Ziel ist Geld. Wenn ich hinreichend gewinne, um Artagnan wieder aufzubauen, das meine durch die Kreuzzüge verarmten Vorältern seit jener Zeit in Trümmer zerfallen ließen, und um etliche dreißig Morgen Landes umher zu kaufen, so brauche ich nicht mehr; ich ziehe mich zurück und sterbe in Ruhe."

„Und ich," sprach Porthos, „ich will Baron sein."

„Ihr werdet es."

„Habt Ihr nicht auch an unsere andern Freunde gedacht?“ fragte Porthos.

„Allerdings, ich habe Aramis gesehen.“

„Und was will er, Bischof werden?“

„Aramis,“ erwiederte d'Artagnan, welcher Porthos nicht entzaubern wollte, „Aramis, stellt Euch vor, mein Lieber, ist Mönch und Jesuit geworden. Er lebt wie ein Bär und denkt nur an sein Seelenheil. Meine Anerbietungen konnten ihn nicht bestimmen.“

„Desto schlimmer,“ sagte Porthos. „Er hatte Geist. Und Athos?“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, werde ihn aber besuchen, wenn ich Euch verlasse. Wißt Ihr, wo ich ihn finden kann?“

„Bei Blois, auf einem kleinen Landgute, das er, ich weiß nicht von welchem Verwandten, geerbt hat.“

„Und dieses heißt?“

„Bragelonne. Begreift Ihr wohl, mein Lieber, Athos, welcher adelig war, wie der Kaiser, und ein Gut erbt, das den Grafschaftstitel hat! Was wird er mit allen diesen Grafschaften machen? Grafschaft La Fère, Grafschaft Bragelonne?“

„Dabei hat er keine Kinder? fragte d'Artagnan.

„O! rief Porthos, „man hat mir gesagt, er habe einen jungen Menschen angenommen, der ihm dem Gesichte nach äußerst ähnlich sei.“

„Athos, unser Athos, welcher tugendhaft war, wie Scipio. Habt Ihr ihn gesehen?“

„Nein.“

„Ich werde ihm morgen Kunde von Euch bringen. Unter uns gesagt, ich befürchte, der Wein hat ihn sehr alt gemacht und entartet.“

„Ja,“ sprach Porthos, „es ist wahr, er trank viel.“

„Und dann war er älter, als wir Alle.“

„Nur um einige Jahre,“ versetzte Porthos. „Seine ernste Miene gab ihm ein so altes Aussehen.“

„Ihr habt Recht. Wenn wir Athos haben, desto besser; wenn nicht, so werden wir ihn zu entbehren wissen. Wir zwei sind so viel Werth, als zehn.

„Ja," sprach Porthos lächelnd in der Erinnerung an seine alten Heldenthaten; aber wir vier wären so viel werth gewesen, als sechs und dreißig, um so mehr, als das Handwerk rauh sein wird, wie Ihr sagt."

„Rauh für Rekruten, ja, aber für uns, nein."

„Wird es lange währen?"

„Gott verdamme mich, es kann drei bis vier Jahre dauern."

„Wird man sich viel schlagen?"

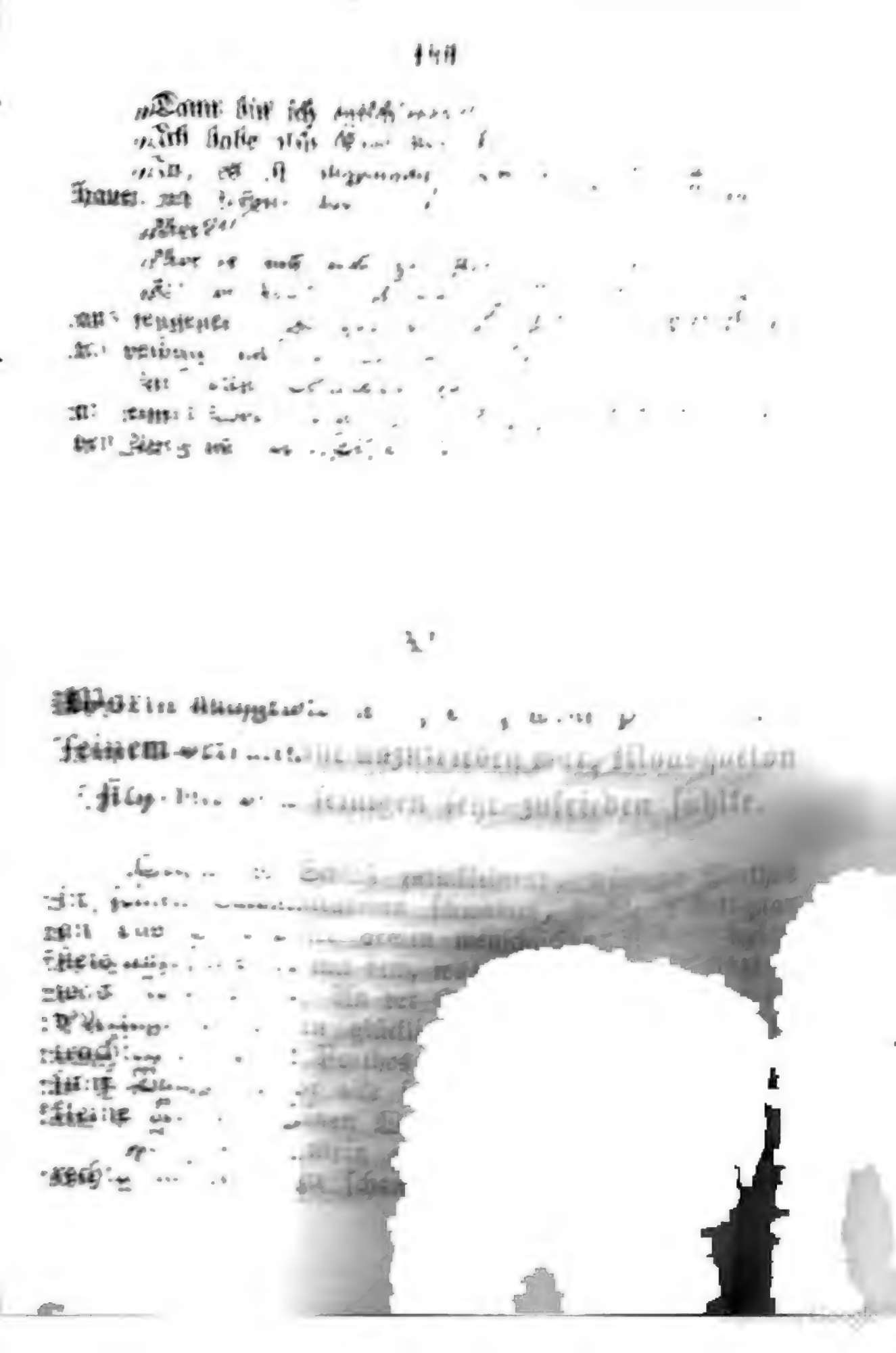
„Ich hoffe es."

„Desto besser!" rief Porthos. „Ihr habt keinen Begriff, mein Lieber, wie mir die Knochen krachen, seitdem ich hier bin. Wenn ich Sonntags aus der Messe komme, jage ich zuweilen in den Feldern und auf den Gütern der Nachbarn umher, um einen guten kleinen Streit zu bekommen, denn ich fühle, daß ich dessen bedarf, aber nichts, mein Lieber! Mag man mich nun achten oder fürchten, das Letztere ist wahrscheinlicher, man läßt mich mit meinen Hunden den Klee zertreten, den Leuten gleichsam über den Bauch reiten, und ich komme ärgerlicher als zuvor zurück. Sagt mir wenigstens, schlägt man sich etwas leichter in Paris?"

„In dieser Beziehung sind die Verhältnisse reizend. Keine Edicte, keine Leibwachen des Cardinals, keine Jussac und andere Spürhunde mehr. Seht Ihr, unter einer Laterne, in einer Herberge; überall seid Ihr für Mazarin, seid Ihr Frondeur, man zieht vom Leder, und Alles ist gesagt. Herr von Guise hat Herrn von Coligny auf dem offenen Platze getödtet und damit war es aus."

„Ah! das ist schön," rief Porthos.

„Und dann binnen Kurzem," fuhr d'Artagnan fort, „werden wir Schlachten in Reihe und Glied, Kanonen, Brände haben, darin liegt Abwechselung."



„Ihr habt Recht. Wenn wir Athos haben, desto besser; wenn nicht, so werden wir ihn zu entbehren wissen. Wir zwei sind so viel Werth, als zehn.

„Ja," sprach Porthos lächelnd in der Erinnerung an seine alten Heldenthaten; aber wir vier wären so viel werth gewesen, als sechs und dreißig, um so mehr, als das Handwerk rauh sein wird, wie Ihr sagt."

„Rauh für Rekruten, ja, aber für uns, nein."

„Wird es lange währen?"

„Gott verdamme mich, es kann drei bis vier Jahre dauern."

„Wird man sich viel schlagen?"

„Ich hoffe es."

„Desto besser!" rief Porthos. „Ihr habt keinen Begriff, mein Lieber, wie mir die Knochen krachen, seitdem ich hier bin. Wenn ich Sonntags aus der Messe komme, jage ich zuweilen in den Feldern und auf den Gütern der Nachbarn umher, um einen guten kleinen Streit zu bekommen, denn ich fühle, daß ich dessen bedarf, aber nichts, mein Lieber! Mag man mich nun achten oder fürchten, das Letztere ist wahrscheinlicher, man läßt mich mit meinen Hunden den Klee zertreten, den Leuten gleichsam über den Bauch reiten, und ich komme ärgerlicher als zuvor zurück. Sagt mir wenigstens, schlägt man sich etwas leichter in Paris?"

„In dieser Beziehung sind die Verhältnisse reizend. Keine Edicte, keine Leibwachen des Cardinals, keine Jussac und andere Spürhunde mehr. Seht Ihr, unter einer Laterne, in einer Herberge; überall seid Ihr für Mazarin, seid Ihr Frondeur, man zieht vom Leder, und Alles ist gesagt. Herr von Guise hat Herrn von Coligny auf dem offenen Platze getödtet und damit war es aus."

„Ah! das ist schön," rief Porthos.

„Und dann binnen Kurzem," fuhr d'Artagnan fort, „werden wir Schlachten in Reihe und Glied, Kanonen, Brände haben, darin liegt Abwechselung."

„Dann bin ich entschieden.“

„Ich habe also Euer Wort?“

„Ja, es ist abgemacht. Ich werde für Mazarin hauen und stoßen; aber . . .“

„Aber?“

„Aber er muß mich zum Baron machen.“

„Ei! bei Gott!“ rief d'Artagnan, „das ist zum Voraus festgestellt. Ich habe es Euch gesagt und wiederhole: ich verbürge mich für Eure Baronie.“

Auf dieses Versprechen schlug Porthos, welcher nie an einem Worte seines Freundes gezweifelt hatte, wieder den Weg nach dem Schlosse ein.

XIV.

Worin nachgewiesen ist, daß, wenn Porthos mit seinem Verhältnisse unzufrieden war, Mousqueton sich mit dem seinigen sehr zufrieden fühlte.

Gegen das Schloß zurückkehrend, während Porthos in seinen Baronenträumen schwamm, dachte d'Artagnan an das Elend dieser armen menschlichen Natur, welche stets unzufrieden ist mit dem, was sie hat, und das wünscht, was sie nicht hat. An der Stelle von Porthos hätte sich d'Artagnan als den glücklichsten Menschen der Erde betrachtet, und damit Porthos glücklich wäre, was fehlte ihm? fünf Buchstaben vor alle seine Namen zu setzen und eine kleine Krone an seinen Wagen malen lassen zu dürfen.

„Ich werde mein ganzes Leben damit hinbringen, rechts und links zu schauen,“ sagte d'Artagnan zu sich

selbst, „ohne das Gesicht eines völlig glücklichen Menschen zu sehen.“

Er stellte diese philosophische Betrachtung an, als die Vorsehung ihn Lügen strafen zu wollen schien. In dem Augenblick, wo ihn Porthos verließ, um seinem Koche einige Befehle zu geben, sah er Mousqueton auf sich zukommen. Das Gesicht des braven Burschen, abgesehen von einer leichten Bewegung, welche wie eine Sommerwolke seine Physignomie mehr überflorte, als verschleierte, schien das eines vollkommen glücklichen Menschen zu sein.

„Das ist es, was ich suchte,“ sprach d'Artagnan zu sich selbst; „aber, ach! der arme Bursche weiß nicht, warum ich gekommen bin.“

Mousqueton hielt sich in einiger Entfernung. D'Artagnan setzte sich auf eine Bank und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge näher kommen.

„Mein Herr Lieutenant,“ sprach Mousqueton die Erlaubniß benützend, „ich habe Euch um eine Gnade zu bitten.“

„Sprich, mein Freund,“ sagte d'Artagnan.

„Ich wage es nicht, denn ich fürchte, Ihr könntet denken, das Glück habe mich verdorben.“

„Du bist also glücklich?“

„So glücklich, als man möglicher Weise sein kann, und dennoch könntet Ihr mich glücklicher machen.“

„Nun wohl, sprich, und wenn es von mir abhängt, so soll es geschehen.“

„Oh! gnädiger Herr, es hängt nur von Euch ab.“

„Laß hören.“

„Die Gnade, um die ich Euch bitte, besteht darin, mich nicht mehr Mousqueton, sondern Mouston zu nennen. Seitdem ich Intendant meines gnädigen Herrn bin, habe ich diesen Namen angenommen, welcher würdiger erscheint und dazu dient, mir Achtung bei meinen Untergebenen zu verschaffen. Ihr wißt, wie nothwendig die Subordination bei dem Gesinde ist.“

D'Artagnan lächelte, Porthos verlängerte seinen Namen, Mousqueton verkürzte den seinigen.

„Nun, gnädiger Herr?" sprach Mousqueton zitternd.

„Nun wohl, ja, mein lieber Mouston," erwiederte d'Artagnan, „sei unbesorgt, ich werde Dein Gesuch nicht vergessen. Und wenn es Dir Vergnügen macht, so werde ich Dich sogar nicht mehr duzen."

„Oh!" rief Mousqueton, roth vor Freude, wenn Ihr mir eine solche Ehre erweisen würdet, so wäre ich Euch mein ganzes Leben dankbar. Aber das hieße vielleicht zu viel verlangen."

„Ach," sagte d'Artagnan in seinem Innern, „das ist sehr wenig, den unerwarteten Plackereien gegenüber, die ich diesem armen Teufel bringe, der mich so gut empfangen hat."

„Und der gnädige Herr bleibt lange bei uns?" sprach Mousqueton, dessen Angesicht, zu seiner vollen Heiterkeit zurückgekehrt, wie eine Gichtrose aufblühte.

„Ich reise morgen ab, mein Freund," antwortete d'Artagnan.

„Ah, gnädiger Herr," sagte Mousqueton „Ihr seid also nur gekommen, um uns Kummer zu machen?"

„Ich befürchte es," sprach d'Artagnan so leise, daß Mousqueton, der sich mit einer Verbeugung zurückzog, es nicht hören konnte.

Ein Gewissensbiß regte sich im Innern von d'Artagnan, obgleich sein Herz sich bedeutend verhärtet hatte. Er bedauerte es nicht, Porthos auf eine Bahn zu versetzen, wo sein Leben und sein Vermögen gefährdet werden sollten, denn Porthos wagte Alles dies freiwillig für einen Baronentitel, den er seit fünfzehn Jahren zu erlangen trachtete. Aber Mousqueton, der nichts wünschte, als Mouston genannt zu werden, war es nicht grausam, diesen seinem kostbaren Leben, der Hülle und Fülle zu entziehen? Dieser Gedanke beschäftigte ihn, als Porthos wieder erschien.

„Zu Tische!" sprach Porthos.

„Wie, zu Tische?“ fragte d'Artagnan. „Wie viel Uhr ist es denn?“

„Ei, mein Lieber, es ist ein Uhr vorüber.“

„Euer Wohnort ist ein wahres Paradies, Porthos, man vergißt die Zeit. Ich folge Euch, aber ich habe keinen Hunger.“

„Kommt, wenn man nicht immer essen kann, so kann man doch wenigstens immer trinken. Das ist eine von den Maximen des armen Athos, deren Richtigkeit ich anerkannt habe, seitdem ich mich langweile.“

D'Artagnan, den seine gascognische Natur stets ziemlich nüchtern gelassen hatte, schien nicht eben so sehr, wie sein Freund, von der Wahrheit des Ariums von Athos überzeugt. Nichtsdestoweniger that er, was er konnte, um sich auf der Höhe seines Wirthes zu erhalten. Während er indessen Porthos beim Essen zuschaute und nach Kräften trank, kam d'Artagnan wieder der Gedanke an Mousqueton und zwar um so stärker, als Mousqueton, ohne selbst bei Tische zu serviren, was unter seiner neuen Stellung gewesen wäre, von Zeit zu Zeit an der Thüre erschien und seine Dankbarkeit gegen d'Artagnan durch das Alter und das Gewächse der Weine, die er auftragen ließ, kundgab.

Bei dem Dessert, als Porthos auf ein Zeichen von d'Artagnan seine Lackeien weggeschickt hatte und sich die zwei Freunde allein befanden, sagte d'Artagnan:

„Porthos, wer wird Euch bei Euren Feldzügen begleiten?“

Porthos antwortete natürlich:

„Mouston, wie es mir scheint.“

Das war ein Schlag für d'Artagnan. Er sah bereits das wohlwollende Lächeln des Intendanten sich in eine Grimasse des Schmerzes verwandeln.

„Doch, mein Freund,“ versetzte d'Artagnan, „Mouston scheint mir nicht mehr in der ersten Jugend zu stehen. Ueberdies ist er sehr dick geworden und hat vielleicht die Gewohnheit des selbstthätigen Dienstes verloren.“

„Ich weiß es," erwiederte Porthos; „aber ich bin an ihn gewöhnt, und überdies würde er mich nicht gerne verlassen. Er liebt mich zu sehr."

„O blinde Eitelkeit!" dachte d'Artagnan.

„Und dann," sprach Porthos, „habt Ihr nicht immer noch denselben Lackeien in Eurem Dienste, den guten, den braven, den gescheiten . . . Wie nanntet Ihr ihn doch?"

„Planchet. Ja, ich habe ihn wiedergefunden. Aber er ist nicht mehr Lackei."

„Was ist er denn?"

„Mit seinen sechszehnhundert Livres, Ihr wißt, die sechszehnhundert Livres, die er bei der Belagerung von La Rochelle durch die Ueberbringung eines Briefes an Lord Winter gewonnen hat, hat er einen kleinen Laden Rue des Lombards eröffnet und ist Zuckerbäcker."

„Ah, er ist Zuckerbäcker in der Rue des Lombards? Aber wie kommt es, daß er Euch folgt?"

„Er hat einige Streiche gemacht," erwiederte d'Artagnan, „und befürchtet deßhalb beunruhigt zu werden."

„Nun wohl, wenn man Euch einst gesagt hätte, mein Lieber, Planchet würde eines Tages Rochefort retten, und Ihr würdet ihn deßhalb verbergen?"

„So hätte ich es nicht geglaubt. Aber was wollt Ihr? die Ereignisse ändern die Menschen."

„Nichts ist wahrer," sagte Porthos. „Aber was sich nicht ändert, oder was sich vielmehr nur ändert, um besser zu werden, das ist der Wein. Kostet einmal diesen. Es ist ein spanisches Gewächs, das unser Freund Athos sehr achtete, es ist Xeres."

In diesem Augenblick kam der Intendant, um seinen Herrn über den Küchenzettel des andern Tages und auch über die beabsichtigte Jagdpartie zu befragen.

„Sage mir, Mouston," sprach Porthos, „meine Waffen sind in gutem Stande?"

D'Artagnan fing an auf dem Tische zu trommeln, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Was für Waffen, gnädiger Herr?" fragte Mousqueton.

„Meine Kriegswaffen."

„Ja, gnädiger Herr. Ich glaube wenigstens."

„Du wirst Dich morgen überzeugen und sie putzen lassen, wenn es nothwendig ist."

„Welches von meinen Pferden ist der beste Renner?"

„Vulcan."

„Welches ist am besten für Strapatzen?"

„Bayard."

„Welches Pferd liebst Du für Deine Person?"

„Ich liebe Rustaud, gnädiger Herr. Es ist ein gutes Thier, mit dem ich mich am besten verständige."

„Es ist kräftig, nicht wahr?"

„Normanne mit Mecklenburger gekreuzt. Er würde Tag und Nacht gehen."

„So ist es gut. Du läßt die drei Thiere gehörig stärken, putzest meine Waffen oder läßt sie putzen, dann Pistolen für Dich und ein Jagdmesser."

„Wir reisen also, gnädiger Herr?" sprach Mousqueton, bereits sehr unruhig.

D'Artagnan, welcher bis jetzt nur unzusammenhängende Dinge getrommelt hatte, schlug einen Marsch.

„Noch etwas Besseres, Mouston," antwortete Porthos.

„Wir machen eine Expedition, gnädiger Herr?" sprach der Intendant, dessen Rosen sich in Lilien zu verwandeln anfingen.

„Wir treten wieder in den Dienst, Mouston," erwiederte Porthos, indem er seinem Schnurrbart die martialische Biegung zu geben versuchte, die er verloren hatte.

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als Mousqueton von einem Zittern befallen wurde, das seine dicken, geaderten Backen schüttelte. Er schaute d'Artagnan mit einer unbeschreiblichen Miene zarten Vorwurfs an, die der Offizier nicht ertragen konnte, ohne sich gerührt zu fühlen.

Dann wankte er und sprach mit einer beinahe erstickten Stimme:

„Dienst, Dienst bei der Armee des Königs?"

„Ja oder nein. Wir ziehen wieder in's Feld, suchen allerlei Abenteuer und fangen das Leben von ehemals wieder an."

Dieses Wort fiel wie ein Blitzstreich auf Mousqueton, es war dieses furchtbare Ehemals, was das Jetzt so angenehm machte.

„Oh, mein Gott! was höre ich?" sprach Mousqueton, mit einem immer mehr flehenden Blicke an die Adresse von d'Artagnan gerichtet.

„Was wollt Ihr, mein armer Mouston?" sprach d'Artagnan. „Das Schicksal . . ."

Trotz der Vorsicht von d'Artagnan, ihn nicht zu duzen und seinem Namen das von ihm gewünschte Maß zu geben, empfing Mousqueton nichtsdestoweniger den Schlag, und dieser Schlag war so furchtbar, daß er ganz niedergeschmettert hinausging, wobei er die Thüre zu schließen vergaß.

„Dieser gute Mousqueton! er kennt sich nicht vor Freude!" sagte Porthos mit dem Tone, dessen sich Don Quixote wohl bediente, als er Sancho Pansa aufforderte, seinen Esel zu einem letzten Feldzuge zu satteln.

Die zwei Freunde, die nun allein waren, fingen an von der Zukunft zu sprechen und Luftschlösser zu bauen. Der gute Wein von Mousqueton ließ d'Artagnan eine glänzende Perspective von Quadrupeln und Pistolen, Porthos das blaue Band und den Herzogsmantel erschauen. Es ist nicht zu verbergen, daß sie auf dem Tische schliefen, als man kam und sie aufforderte, zu Bette zu gehen.

Doch am andern Morgen wurde Mousqueton einigermaßen von d'Artagnan getröstet, der ihm mittheilte, der Krieg würde wahrscheinlich im Herzen von Paris und im Bereiche des Schlosses du Vallon, welches unferne

von Corbeille lag, von Bracieux, welches bei Melun, und von Pierrefonds, welches zwischen Compiègne und Villers-Cotterets war, geführt werden.

Aber es scheint mir, daß ehemals ..." sprach Mousqueton schüchtern.

„Oh," sagte d'Artagnan, „man führt den Krieg nicht mehr auf die Weise, wie ehemals. Gegenwärtig sind es diplomatische Angelegenheiten, fragt nur Planchet!"

Mousqueton zog Erkundigungen bei seinem alten Freunde ein, welcher in jeder Beziehung das, was d'Artagnan gesagt hatte, bestätigte. Nur, fügte er bei, laufen in diesem Kriege die Gefangenen Gefahr, gehenkt zu werden.

„Pest!" sprach Mousqueton, „ich glaube, die Belagerung von La Rochelle wäre mir lieber."

Porthos, nachdem er seinen Gast ein Reh hatte erlegen lassen, nachdem er ihn von seinen Waldungen auf seinen Berg, von seinem Berg an seine Teiche geführt, nachdem er ihn seine Windhunde, seine Meute, Gredinet, kurz Alles, was er besaß, gezeigt und ihm darauf weitere verschwenderische Mahle gegeben hatte, forderte von d'Artagnan, der ihn nun verlassen mußte, um seinen Weg fortzusetzen, bestimmte Instruktionen.

„So hört, mein Freund," erwiederte der Bote, „ich brauche vier Tage von hier nach Blois, einen Tag bleibe ich dort, drei bis vier Tage brauche ich zur Rückkehr nach Paris. Reiset also in einer Woche mit Euerer Equipage ab; nehmt Euer Absteigquartier in der Rue Tiquetonne im Gasthofe zur Rehziege und erwartet dort meine Rückkehr."

„Abgemacht," sprach Porthos.

„Ich mache eine Reise ohne Hoffnung zu Athos," sagte d'Artagnan; „aber obgleich ich ihn für unfähig geworden halte, so muß man doch gewisse Rücksichten gegen seine Freunde beobachten."

„Wenn ich mit Euch ginge," versetzte Porthos, „es würde mich vielleicht zerstreuen."

„Es ist möglich," antwortete d'Artagnan, „und mich auch; aber Ihr hättet keine Zeit mehr, um Euere Vorbereitungen zu treffen."

„Das ist wahr. Geht also und guten Muth. Ich, was mich betrifft, bin voll Eifer."

„Vortrefflich!" sprach d'Artagnan.

Und sie trennten sich auf der Grenze des Gebietes von Pierrefonds, bis an welche Porthos seinen Freund begleitete.

„Wenigstens," sprach d'Artagnan, den Weg nach Villers-Cotterets einschlagend, „wenigstens werde ich nicht allein sein. Dieser Teufel von einem Porthos besitzt noch tüchtige Kräfte. Kommt Athos hinzu, so sind wir zu Drei und können über Aramis, diesen kleinen Glücksjäger, spotten."

In Villers-Cotterets schrieb er an den Cardinal.

„Monseigneur, ich kann Euerer Eminenz bereits Einen anbieten, und dieser Eine ist zwanzig Mann werth. — Ich reise nach Blois ab, der Graf de la Fère wohnt in der Nähe dieser Stadt im Schlosse Bragelonne."

Und hienach schlug er, sich mit Planchet berathend, der ihm während seiner langen Reise sehr zur Zerstreuung diente, den Weg nach Blois ein.

XV.

Zwei Engelsköpfe.

Es handelte sich um einen langen Weg, d'Artagnan kümmerte sich aber nicht darum; er wußte, daß sich seine

Pferde an den reichen Raufen des Gebieters von Bracieux gestärkt hatten. Er unternahm also mit vollem Vertrauen die vier oder fünf Tagemärsche, die er, gefolgt von dem treuen Planchet, zu machen hatte.

Um die Langeweile zu vertreiben, ritten diese zwei Männer beständig neben einander und plauderten. D'Artagnan hatte allmälig den Herrn aufgegeben und Planchet hatte völlig die Lackeienhaut abgestreift. Es war dies ein Schlaukopf, der seit seinem improvisirten Bürgerthum die freien Bissen der Landstraße, so wie das Gespräch und die glänzende Gesellschaft von Edelleuten oft beklagt hatte und in einem Gefühle persönlicher Würde darunter litt, daß er sich durch die beständige Berührung mit Leuten von platten Ideen entwerthet werden sah.

Er erhob sich also bald bei Demjenigen, welchen er noch seinen Herrn nannte, zum Range eines Vertrauten. D'Artagnan hatte seit langen Jahren sein Herz nicht erschlossen. So kam es, daß diese zwei Männer, als sie sich wiederfanden, sich auf eine bewunderungswürdige Weise zu verständigen wußten.

Planchet war kein ganz gewöhnlicher Gefährte bei Abenteuern. Er war ein Mann von gutem Rathe; ohne die Gefahr zu suchen, wich er nicht vor Streichen zurück, wie d'Artagnan wiederholt zu bemerken die Gelegenheit gehabt hatte. Er war Soldat gewesen und die Waffen adelten. Und dann mehr als Alles dies, wenn d'Artagnan seiner bedurfte, so war Planchet ihm auch nicht unnütz. D'Artagnan und Planchet gelangten so gleichsam auf dem Fuße von guten Freunden nach Blaisois.

Auf dem Wege sagte d'Artagnan, den Kopf schüttelnd und auf den Gedanken zurückkommend, der ihn beständig beschäftigte:

„Ich weiß wohl, daß mein Schritt bei Athos vergeblich und albern ist, aber ich bin dieses Verfahren einem alten Freunde, einem Manne schuldig, der den

Stoff zu dem hochherzigsten, zu dem edelmüthigsten von allen Menschen in sich trug."

„Oh, Herr Athos war ein tüchtiger, stolzer Edelmann!" rief Planchet.

„Nicht wahr?" versetzte d'Artagnan.

„Ein Herr, der Geld ausstreute, wie der Himmel hageln läßt," fuhr Planchet fort, „ein Mann, der das Schwert mit königlichem Ansehen in die Hand nahm. Erinnert Ihr Euch, Herr, des Zweikampfes mit den Engländern in der Umfriedung des Karmeliterklosters. Ach, wie schön und herrlich anzuschauen war Herr Athos an diesem Tage, als er zu seinem Gegner sagte:

„Ihr habt verlangt, daß ich Euch meinen Namen sage, mein Herr, desto schlimmer für Euch, denn ich werde genöthigt sein, Euch zu tödten." Ich war in seiner Nähe und hörte ihn. Dies ist Wort für Wort seine Rede. Und dieser Blick, als er seinen Gegner berührte, wie er es gesagt hatte, und als sein Gegner fiel, ohne nur ein Uf zu sagen. Ach, gnädiger Herr, ich wiederhole, es war ein tüchtiger, stolzer Edelmann."

„Ja," versetzte d'Artagnan, „Alles dies ist wahr, wie das Evangelium. Aber durch einen einzigen Fehler wird er alle seine schönen Eigenschaften verloren haben."

„Ich erinnere mich," erwiederte Planchet. „Er liebte den Trunk, oder vielmehr: er trank. Aber er trank nicht wie Andere. Seine Augen sagten nichts, wenn er das Glas an die Lippen setzte. In der That, nie war ein Stillschweigen so sprechend. Mir kam es vor, als hörte ich ihn murmeln: „„Tritt ein, Trank, und verjage meinen Kummer."" Und wenn er den Fuß eines Glases oder den Hals einer Flasche zerbrach, so gab es nur ihn, der es so machen konnte."

„Wohl," versetzte d'Artagnan, „aber welch' ein trauriges Schauspiel harrt unserer heute. Dieser treffliche Edelmann mit dem stolzen Auge, dieser schöne Cavalier,

„Wie, zu Tische?“ fragte d'Artagnan. „Wie viel Uhr ist es denn?“

„Ei, mein Lieber, es ist ein Uhr vorüber.“

„Euer Wohnort ist ein wahres Paradies, Porthos, man vergißt die Zeit. Ich folge Euch, aber ich habe keinen Hunger.“

„Kommt, wenn man nicht immer essen kann, so kann man doch wenigstens immer trinken. Das ist eine von den Maximen des armen Athos, deren Richtigkeit ich anerkannt habe, seitdem ich mich langweile.“

D'Artagnan, den seine gascognische Natur stets ziemlich nüchtern gelassen hatte, schien nicht eben so sehr, wie sein Freund, von der Wahrheit des Axioms von Athos überzeugt. Nichtsdestoweniger that er, was er konnte, um sich auf der Höhe seines Wirthes zu erhalten. Während er indessen Porthos beim Essen zuschaute und nach Kräften trank, kam d'Artagnan wieder der Gedanke an Mousqueton und zwar um so stärker, als Mousqueton, ohne selbst bei Tische zu serviren, was unter seiner neuen Stellung gewesen wäre, von Zeit zu Zeit an der Thüre erschien und seine Dankbarkeit gegen d'Artagnan durch das Alter und das Gewächse der Weine, die er auftragen ließ, kundgab.

Bei dem Dessert, als Porthos auf ein Zeichen von d'Artagnan seine Lackeien weggeschickt hatte und sich die zwei Freunde allein befanden, sagte d'Artagnan:

„Porthos, wer wird Euch bei Euren Feldzügen begleiten?“

Porthos antwortete natürlich:

„Mouston, wie es mir scheint.“

Das war ein Schlag für d'Artagnan. Er sah bereits das wohlwollende Lächeln des Intendanten sich in eine Grimasse des Schmerzes verwandeln.

„Doch, mein Freund,“ versetzte d'Artagnan, „Mouston scheint mir nicht mehr in der ersten Jugend zu stehen. Ueberdies ist er sehr dick geworden und hat vielleicht die Gewohnheit des selbstthätigen Dienstes verloren.“

„Ich weiß es," erwiederte Porthos; „aber ich bin an ihn gewöhnt, und überdies würde er mich nicht gerne verlassen. Er liebt mich zu sehr."

„O blinde Eitelkeit!" dachte d'Artagnan.

„Und dann," sprach Porthos, „habt Ihr nicht immer noch denselben Lackeien in Eurem Dienste, den guten, den braven, den gescheiten . . . Wie nanntet Ihr ihn doch?"

„Planchet. Ja, ich habe ihn wiedergefunden. Aber er ist nicht mehr Lackei."

„Was ist er denn?"

„Mit seinen sechszehnhundert Livres, Ihr wißt, die sechszehnhundert Livres, die er bei der Belagerung von La Rochelle durch die Ueberbringung eines Briefes an Lord Winter gewonnen hat, hat er einen kleinen Laden Rue des Lombards eröffnet und ist Zuckerbäcker."

„Ah, er ist Zuckerbäcker in der Rue des Lombards? Aber wie kommt es, daß er Euch folgt?"

„Er hat einige Streiche gemacht," erwiederte d'Artagnan, „und befürchtet deßhalb beunruhigt zu werden."

„Nun wohl, wenn man Euch einst gesagt hätte, mein Lieber, Planchet würde eines Tages Rochefort retten, und Ihr würdet ihn deßhalb verbergen?"

„So hätte ich es nicht geglaubt. Aber was wollt Ihr? die Ereignisse ändern die Menschen."

„Nichts ist wahrer," sagte Porthos. „Aber was sich nicht ändert, oder was sich vielmehr nur ändert, um besser zu werden, das ist der Wein. Kostet einmal diesen. Es ist ein spanisches Gewächs, das unser Freund Athos sehr achtete, es ist Xeres."

In diesem Augenblick kam der Intendant, um seinen Herrn über den Küchenzettel des andern Tages und auch über die beabsichtigte Jagdpartie zu befragen.

„Sage mir, Mouston," sprach Porthos, „meine Waffen sind in gutem Stande?"

D'Artagnan fing an auf dem Tische zu trommeln, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Was für Waffen, gnädiger Herr?" fragte Mouston.

„Meine Kriegswaffen."

„Ja, gnädiger Herr. Ich glaube wenigstens."

„Du wirst Dich morgen überzeugen und sie putzen lassen, wenn es nothwendig ist."

„Welches von meinen Pferden ist der beste Renner?"

„Vulcan."

„Welches ist am besten für Strapatzen?"

„Bayard."

„Welches Pferd liebst Du für Deine Person?"

„Ich liebe Rustaud, gnädiger Herr. Es ist ein gutes Thier, mit dem ich mich am besten verständige."

„Es ist kräftig, nicht wahr?"

„Normanne mit Mecklenburger gekreuzt. Er würde Tag und Nacht gehen."

„So ist es gut. Du läßt die drei Thiere gehörig stärken, putzest meine Waffen oder läßt sie putzen, dann Pistolen für Dich und ein Jagdmesser."

„Wir reisen also, gnädiger Herr?" sprach Mousqueton, bereits sehr unruhig.

D'Artagnan, welcher bis jetzt nur unzusammenhängende Dinge getrommelt hatte, schlug einen Marsch.

„Noch etwas Besseres, Mouston," antwortete Porthos.

„Wir machen eine Expedition, gnädiger Herr?" sprach der Intendant, dessen Rosen sich in Lilien zu verwandeln anfingen.

„Wir treten wieder in den Dienst, Mouston," erwiederte Porthos, indem er seinem Schnurrbart die martialische Biegung zu geben versuchte, die er verloren hatte.

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als Mousqueton von einem Zittern befallen wurde, das seine dicken, geaderten Backen schüttelte. Er schaute d'Artagnan mit einer unbeschreiblichen Miene zarten Vorwurfs an, die der Offizier nicht ertragen konnte, ohne sich gerührt zu fühlen.

Dann wankte er und sprach mit einer beinahe erstickten Stimme:

„Dienst, Dienst bei der Armee des Königs?"

„Ja oder nein. Wir ziehen wieder in's Feld, suchen allerlei Abenteuer und fangen das Leben von ehemals wieder an."

Dieses Wort fiel wie ein Blitzstreich auf Mousqueton, es war dieses furchtbare Ehemals, was das Jetzt so angenehm machte.

„Oh, mein Gott! was höre ich?" sprach Mousqueton, mit einem immer mehr flehenden Blicke an die Adresse von d'Artagnan gerichtet.

„Was wollt Ihr, mein armer Mouston?" sprach d'Artagnan. „Das Schicksal . . ."

Trotz der Vorsicht von d'Artagnan, ihn nicht zu duzen und seinem Namen das von ihm gewünschte Maß zu geben, empfing Mousqueton nichtsdestoweniger den Schlag, und dieser Schlag war so furchtbar, daß er ganz niedergeschmettert hinausging, wobei er die Thüre zu schließen vergaß.

„Dieser gute Mousqueton! er kennt sich nicht vor Freude!" sagte Porthos mit dem Tone, dessen sich Don Quixote wohl bediente, als er Sancho Pansa aufforderte, seinen Esel zu einem letzten Feldzuge zu satteln.

Die zwei Freunde, die nun allein waren, fingen an von der Zukunft zu sprechen und Luftschlösser zu bauen. Der gute Wein von Mousqueton ließ d'Artagnan eine glänzende Perspective von Quadrupeln und Pistolen, Porthos das blaue Band und den Herzogsmantel erschauen. Es ist nicht zu verbergen, daß sie auf dem Tische schliefen, als man kam und sie aufforderte, zu Bette zu gehen.

Doch am andern Morgen wurde Mousqueton einigermaßen von d'Artagnan getröstet, der ihm mittheilte, der Krieg würde wahrscheinlich im Herzen von Paris und im Bereiche des Schlosses du Vallon, welches unserne

von Corbeille lag, von Bracieux, welches bei Melun, und von Pierrefonds, welches zwischen Compiègne und Villers-Cotterets war, geführt werden.

Aber es scheint mir, daß ehemals . . ." sprach Mousqueton schüchtern.

„Oh," sagte d'Artagnan, „man führt den Krieg nicht mehr auf die Weise, wie ehemals. Gegenwärtig sind es diplomatische Angelegenheiten, fragt nur Planchet!"

Mousqueton zog Erkundigungen bei seinem alten Freunde ein, welcher in jeder Beziehung das, was d'Artagnan gesagt hatte, bestätigte. Nur, fügte er bei, laufen in diesem Kriege die Gefangenen Gefahr, gehenkt zu werden.

„Pest!" sprach Mousqueton, „ich glaube, die Belagerung von La Rochelle wäre mir lieber."

Porthos, nachdem er seinen Gast ein Reh hatte erlegen lassen, nachdem er ihn von seinen Waldungen auf seinen Berg, von seinem Berg an seine Teiche geführt, nachdem er ihn seine Windhunde, seine Meute, Gredinet, kurz Alles, was er besaß, gezeigt und ihm darauf weitere verschwenderische Mahle gegeben hatte, forderte von d'Artagnan, der ihn nun verlassen mußte, um seinen Weg fortzusetzen, bestimmte Instruktionen.

„So hört, mein Freund," erwiederte der Bote, „ich brauche vier Tage von hier nach Blois, einen Tag bleibe ich dort, drei bis vier Tage brauche ich zur Rückkehr nach Paris. Reiset also in einer Woche mit Euerer Equipage ab; nehmt Euer Absteigquartier in der Rue Tiquetonne im Gasthofe zur Rehziege und erwartet dort meine Rückkehr."

„Abgemacht," sprach Porthos.

„Ich mache eine Reise ohne Hoffnung zu Athos," sagte d'Artagnan; „aber obgleich ich ihn für unfähig geworden halte, so muß man doch gewisse Rücksichten gegen seine Freunde beobachten."

„Wenn ich mit Euch ginge," versetzte Porthos, „es würde mich vielleicht zerstreuen."

„Es ist möglich," antwortete d'Artagnan, „und mich auch; aber Ihr hättet keine Zeit mehr, um Euere Vorbereitungen zu treffen."

„Das ist wahr. Geht also und guten Muth. Ich, was mich betrifft, bin voll Eifer."

„Vortrefflich!" sprach d'Artagnan.

Und sie trennten sich auf der Grenze des Gebietes von Pierrefonds, bis an welche Porthos seinen Freund begleitete.

„Wenigstens," sprach d'Artagnan, den Weg nach Villers-Cotterets einschlagend, „wenigstens werde ich nicht allein sein. Dieser Teufel von einem Porthos besitzt noch tüchtige Kräfte. Kommt Athos hinzu, so sind wir zu Drei und können über Aramis, diesen kleinen Glückssäger, spotten."

In Villers-Cotterets schrieb er an den Cardinal.

„Monseigneur, ich kann Euerer Eminenz bereits Einen anbieten, und dieser Eine ist zwanzig Mann werth. — Ich reise nach Blois ab, der Graf de la Fère wohnt in der Nähe dieser Stadt im Schlosse Bragelonne."

Und hienach schlug er, sich mit Planchet berathend, der ihm während seiner langen Reise sehr zur Zerstreuung diente, den Weg nach Blois ein.

XV.

Zwei Engelsköpfe.

Es handelte sich um einen langen Weg, d'Artagnan kümmerte sich aber nicht darum; er wußte, daß sich seine

Pferde an den reichen Raufen des Gebieters von Bracieux gestärkt hatten. Er unternahm also mit vollem Vertrauen die vier oder fünf Tagemärsche, die er, gefolgt von dem treuen Planchet, zu machen hatte.

Um die Langeweile zu vertreiben, ritten diese zwei Männer beständig neben einander und plauderten. D'Artagnan hatte allmälig den Herrn aufgegeben und Planchet hatte völlig die Lackeienhaut abgestreift. Es war dies ein Schlaukopf, der seit seinem improvisirten Bürgerthum die freien Bissen der Landstraße, so wie das Gespräch und die glänzende Gesellschaft von Edelleuten oft beklagt hatte und in einem Gefühle persönlicher Würde darunter litt, daß er sich durch die beständige Berührung mit Leuten von platten Ideen entwerthet werden sah.

Er erhob sich also bald bei Demjenigen, welchen er noch seinen Herrn nannte, zum Range eines Vertrauten. D'Artagnan hatte seit langen Jahren sein Herz nicht erschlossen. So kam es, daß diese zwei Männer, als sie sich wiederfanden, sich auf eine bewunderungswürdige Weise zu verständigen wußten.

Planchet war kein ganz gewöhnlicher Gefährte bei Abenteuern. Er war ein Mann von gutem Rathe; ohne die Gefahr zu suchen, wich er nicht vor Streichen zurück, wie d'Artagnan wiederholt zu bemerken die Gelegenheit gehabt hatte. Er war Soldat gewesen und die Waffen adelten. Und dann mehr als Alles dies, wenn d'Artagnan seiner bedurfte, so war Planchet ihm auch nicht unnütz. D'Artagnan und Planchet gelangten so gleichsam auf dem Fuße von guten Freunden nach Blaisois.

Auf dem Wege sagte d'Artagnan, den Kopf schüttelnd und auf den Gedanken zurückkommend, der ihn beständig beschäftigte:

„Ich weiß wohl, daß mein Schritt bei Athos vergeblich und albern ist, aber ich bin dieses Verfahren einem alten Freunde, einem Manne schuldig, der den

Stoff zu dem hochherzigsten, zu dem edelmüthigsten von allen Menschen in sich trug."

„Oh, Herr Athos war ein tüchtiger, stolzer Edelmann!" rief Planchet.

„Nicht wahr?" versetzte d'Artagnan.

„Ein Herr, der Geld ausstreute, wie der Himmel hageln läßt," fuhr Planchet fort, „ein Mann, der das Schwert mit königlichem Ansehen in die Hand nahm. Erinnert Ihr Euch, Herr, des Zweikampfes mit den Engländern in der Umfriedung des Karmeliterklosters. Ach, wie schön und herrlich anzuschauen war Herr Athos an diesem Tage, als er zu seinem Gegner sagte:

„Ihr habt verlangt, daß ich Euch meinen Namen sage, mein Herr, desto schlimmer für Euch, denn ich werde genöthigt sein, Euch zu tödten." Ich war in seiner Nähe und hörte ihn. Dies ist Wort für Wort seine Rede. Und dieser Blick, als er seinen Gegner berührte, wie er es gesagt hatte, und als sein Gegner fiel, ohne nur ein Uf zu sagen. Ach, gnädiger Herr, ich wiederhole, es war ein tüchtiger, stolzer Edelmann."

„Ja," versetzte d'Artagnan, „Alles dies ist wahr, wie das Evangelium. Aber durch einen einzigen Fehler wird er alle seine schönen Eigenschaften verloren haben."

„Ich erinnere mich," erwiederte Planchet. „Er liebte den Trunk, oder vielmehr: er trank. Aber er trank nicht wie Andere. Seine Augen sagten nichts, wenn er das Glas an die Lippen setzte. In der That, nie war ein Stillschweigen so sprechend. Mir kam es vor, als hörte ich ihn murmeln: „„Tritt ein, Trank, und verjage meinen Kummer."" Und wenn er den Fuß eines Glases oder den Hals einer Flasche zerbrach, so gab es nur ihn, der es so machen konnte."

„Wohl," versetzte d'Artagnan, „aber welch' ein trauriges Schauspiel harrt unserer heute. Dieser treffliche Edelmann mit dem stolzen Auge, dieser schöne Cavalier,

der unter den Waffen so glänzend aussah, daß man sich stets wunderte, daß er einen einfachen Degen statt eines Commandostabes in der Hand hielt, er wird in einen gekrümmten Greis mit rother Nase und triefenden Augen verwandelt worden sein. Wir werden ihn auf irgend einem Rasen liegend finden, von wo er uns mit matten Augen anschaut und vielleicht nicht erkennt. Gott ist mein Zeuge," fügte d'Artagnan bei, „ich würde dieses traurige Schauspiel fliehen, wenn mir nicht daran läge, dem glorreichen Schatten des erhabenen Grafen de la Fère, den wir so sehr liebten, meine Achtung zu bezeugen."

Planchet schüttelte den Kopf und sagte nichts, man sah, daß er die Befürchtungen seines Herrn theilte.

„Und dann," fuhr d'Artagnan fort, „diese Hinfälligkeit, denn Athos ist jetzt alt; auch Armuth vielleicht, . . . er wird das Wenige, was er besaß, vernachlässigt haben. Und dann der schmutzige Grimaud, stummer als je, und mehr Trunkenbold, als sein Herr . . . . Höre, Planchet, Alles dies schneidet mir in das Herz."

„Es ist mir, als sehe ich ihn vor mir, lallend und wankend," sprach Planchet in kläglichem Tone.

„Ich muß gestehen," versetzte d'Artagnan, „ich fürchte nur, Athos nimmt meinen Antrag in einem Augenblick kriegerischer Trunkenheit an. Das wäre für Porthos und mich ein großes Unglück und besonders eine wahre Verlegenheit. Aber während seiner ersten Orgie verlassen wir ihn, dann hat die Geschichte ein Ende. Wenn er wieder zu sich kommt, wird er es wohl begreifen."

„Jedenfalls, gnädiger Herr," sagte Planchet, „werden wir bald hierüber Licht bekommen, denn ich glaube, jene hohen Mauern, welche in der untergehenden Sonne erröthen, sind die Mauern von Blois."

„Das ist sehr wahrscheinlich," sprach d'Artagnan.

„Reiten wir in die Stadt hinein?" fragte Planchet.

„Allerdings, um Erkundigungen einzuziehen."

„Gnädiger Herr, ich rathe Euch, wenn wir dahin kommen, von gewissen Crême-Töpfen zu genießen, von denen ich viel habe sprechen hören, welche man aber leider nicht nach Paris kommen lassen kann und an Ort und Stelle genießen muß."

„Gut, sei unbesorgt, wir werden davon essen."

In diesem Augenblick kam einer von den schweren, mit Ochsen bespannten Wagen, die das in den schönen Waldungen der Gegend gefällte Holz bis nach den Häfen der Loire führen, auf einem Wege voll von Geleisen auf die Straße, welche die zwei Reiter verfolgten. Ein Mann begleitete diesen Wagen, er hatte in der Hand eine lange Peitsche, woran ein Nagel befestigt war, mit welchem er sein langsames Gespann antrieb.

„He, Freund," rief Planchet dem Ochsentreiber zu.

„Was steht zu Dienst, meine Herren?" sagte der Bauer mit der den Leuten dieser Gegend eigenthümlichen Reinheit der Sprache, welche die städtischen Puristen der Place de la Sorbonne und der Rue de l'Université beschämen würde.

„Wir suchen das Haus des Herrn Grafen de la Fère," sprach d'Artagnan. „Kennt Ihr diesen Namen unter den hohen Herren der Umgegend?"

Der Bauer nahm den Hut ab und antwortete: „Meine Herren, dieses Holz, welches ich fahre, gehört ihm. Ich habe es in seinem Walde gefällt und bringe es nach dem Schlosse."

D'Artagnan wollte diesen Menschen nicht befragen; es widerstrebte ihm, von einem Andern sagen zu hören, was er selbst zu Planchet gesagt hatte.

„Das Schloß," sagte er zu sich selbst, „das Schloß! oh! ich begreife, Athos ist nicht sehr duldsam; er wird seine Bauern genöthigt haben, ihn Monseigneur und sein Nest ein Schloß zu nennen. Er besaß eine schwere Hand, dieser liebe Athos, besonders wenn er getrunken hatte."

D'Artagnan fing an auf dem Tiſche zu trommeln, um ſeine Verlegenheit zu verbergen.

„Was für Waffen, gnädiger Herr?“ fragte Mouſton.

„Meine Kriegswaffen.“

„Ja, gnädiger Herr. Ich glaube wenigſtens.“

„Du wirſt Dich morgen überzeugen und ſie putzen laſſen, wenn es nothwendig iſt.“

„Welches von meinen Pferden iſt der beſte Renner?“

„Vulcan.“

„Welches iſt am beſten für Strapatzen?“

„Bayard.“

„Welches Pferd liebſt Du für Deine Perſon?“

„Ich liebe Ruſtaud, gnädiger Herr. Es iſt ein gutes Thier, mit dem ich mich am beſten verſtändige.“

„Es iſt kräftig, nicht wahr?“

„Normanne mit Mecklenburger gekreuzt. Er würde Tag und Nacht gehen.“

„So iſt es gut. Du läßt die drei Thiere gehörig ſtärken, putzeſt meine Waffen oder läßt ſie putzen, dann Piſtolen für Dich und ein Jagdmeſſer.“

„Wir reiſen alſo, gnädiger Herr?“ ſprach Mousqueton, bereits ſehr unruhig.

D'Artagnan, welcher bis jetzt nur unzuſammenhängende Dinge getrommelt hatte, ſchlug einen Marſch.

„Noch etwas Beſſeres, Mouſton,“ antwortete Porthos.

„Wir machen eine Expedition, gnädiger Herr?“ ſprach der Intendant, deſſen Roſen ſich in Lilien zu verwandeln anfingen.

„Wir treten wieder in den Dienſt, Mouſton,“ erwiederte Porthos, indem er ſeinem Schnurrbart die martialiſche Biegung zu geben verſuchte, die er verloren hatte.

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als Mousqueton von einem Zittern befallen wurde, das ſeine dicken, geaderten Backen ſchüttelte. Er ſchaute d'Artagnan mit einer unbeſchreiblichen Miene zarten Vorwurfs an, die der Offizier nicht ertragen konnte, ohne ſich gerührt zu fühlen.

Dann wankte er und sprach mit einer beinahe erstickten Stimme:

„Dienst, Dienst bei der Armee des Königs?"

„Ja oder nein. Wir ziehen wieder in's Feld, suchen allerlei Abenteuer und fangen das Leben von ehemals wieder an."

Dieses Wort fiel wie ein Blitzstreich auf Mousqueton, es war dieses furchtbare Ehemals, was das Jetzt so angenehm machte.

„Oh, mein Gott! was höre ich?" sprach Mousqueton, mit einem immer mehr flehenden Blicke an die Adresse von d'Artagnan gerichtet.

„Was wollt Ihr, mein armer Mouston?" sprach d'Artagnan. „Das Schicksal . . ."

Trotz der Vorsicht von d'Artagnan, ihn nicht zu duzen und seinem Namen das von ihm gewünschte Maß zu geben, empfing Mousqueton nichtsdestoweniger den Schlag, und dieser Schlag war so furchtbar, daß er ganz niedergeschmettert hinausging, wobei er die Thüre zu schließen vergaß.

„Dieser gute Mousqueton! er kennt sich nicht vor Freude!" sagte Porthos mit dem Tone, dessen sich Don Quixote wohl bediente, als er Sancho Pansa aufforderte, seinen Esel zu einem letzten Feldzuge zu satteln.

Die zwei Freunde, die nun allein waren, fingen an von der Zukunft zu sprechen und Luftschlösser zu bauen. Der gute Wein von Mousqueton ließ d'Artagnan eine glänzende Perspective von Quadrupeln und Pistolen, Porthos das blaue Band und den Herzogsmantel erschauen. Es ist nicht zu verbergen, daß sie auf dem Tische schliefen, als man kam und sie aufforderte, zu Bette zu gehen.

Doch am andern Morgen wurde Mousqueton einigermaßen von d'Artagnan getröstet, der ihm mittheilte, der Krieg würde wahrscheinlich im Herzen von Paris und im Bereiche des Schlosses du Vallon, welches unferne

von Corbeille lag, von Bracieux, welches bei Melun, und von Pierrefonds, welches zwischen Compiègne und Villers-Cotterets war, geführt werden.

Aber es scheint mir, daß ehemals ..." sprach Mousqueton schüchtern.

„Oh," sagte d'Artagnan, „man führt den Krieg nicht mehr auf die Weise, wie ehemals. Gegenwärtig sind es diplomatische Angelegenheiten, fragt nur Planchet!"

Mousqueton zog Erkundigungen bei seinem alten Freunde ein, welcher in jeder Beziehung das, was d'Artagnan gesagt hatte, bestätigte. Nur, fügte er bei, laufen in diesem Kriege die Gefangenen Gefahr, gehenkt zu werden.

„Pest!" sprach Mousqueton, „ich glaube, die Belagerung von La Rochelle wäre mir lieber."

Porthos, nachdem er seinen Gast ein Reh hatte erlegen lassen, nachdem er ihn von seinen Waldungen auf seinen Berg, von seinem Berg an seine Teiche geführt, nachdem er ihn seine Windhunde, seine Meute, Gredinet, kurz Alles, was er besaß, gezeigt und ihm darauf weitere verschwenderische Mahle gegeben hatte, forderte von d'Artagnan, der ihn nun verlassen mußte, um seinen Weg fortzusetzen, bestimmte Instruktionen.

„So hört, mein Freund," erwiederte der Bote, „ich brauche vier Tage von hier nach Blois, einen Tag bleibe ich dort, drei bis vier Tage brauche ich zur Rückkehr nach Paris. Reiset also in einer Woche mit Euerer Equipage ab; nehmt Euer Absteigquartier in der Rue Tiquetonne im Gasthofe zur Rehziege und erwartet dort meine Rückkehr."

„Abgemacht," sprach Porthos.

„Ich mache eine Reise ohne Hoffnung zu Athos," sagte d'Artagnan; „aber obgleich ich ihn für unfähig geworden halte, so muß man doch gewisse Rücksichten gegen seine Freunde beobachten."

„Wenn ich mit Euch ginge," versetzte Porthos, „es würde mich vielleicht zerstreuen."

„Es ist möglich," antwortete d'Artagnan, „und mich auch; aber Ihr hättet keine Zeit mehr, um Euere Vorbereitungen zu treffen."

„Das ist wahr. Geht also und guten Muth. Ich, was mich betrifft, bin voll Eifer."

„Vortrefflich!" sprach d'Artagnan.

Und sie trennten sich auf der Grenze des Gebietes von Pierrefonds, bis an welche Porthos seinen Freund begleitete.

„Wenigstens," sprach d'Artagnan, den Weg nach Villers-Cotterets einschlagend, „wenigstens werde ich nicht allein sein. Dieser Teufel von einem Porthos besitzt noch tüchtige Kräfte. Kommt Athos hinzu, so sind wir zu Drei und können über Aramis, diesen kleinen Glücksjäger, spotten."

In Villers-Cotterets schrieb er an den Cardinal.

„Monseigneur, ich kann Euerer Eminenz bereits Einen anbieten, und dieser Eine ist zwanzig Mann werth. — Ich reise nach Blois ab, der Graf de la Fère wohnt in der Nähe dieser Stadt im Schlosse Bragelonne."

Und hienach schlug er, sich mit Planchet berathend, der ihm während seiner langen Reise sehr zur Zerstreuung diente, den Weg nach Blois ein.

XV.

Zwei Engelsköpfe.

Es handelte sich um einen langen Weg, d'Artagnan kümmerte sich aber nicht darum; er wußte, daß sich seine

Pferde an den reichen Raufen des Gebieters von Bracieux gestärkt hatten. Er unternahm also mit vollem Vertrauen die vier oder fünf Tagemärsche, die er, gefolgt von dem treuen Planchet, zu machen hatte.

Um die Langeweile zu vertreiben, ritten diese zwei Männer beständig neben einander und plauderten. D'Artagnan hatte allmälig den Herrn aufgegeben und Planchet hatte völlig die Lackeienhaut abgestreift. Es war dies ein Schlaukopf, der seit seinem improvisirten Bürgerthum die freien Bissen der Landstraße, so wie das Gespräch und die glänzende Gesellschaft von Edelleuten oft beklagt hatte und in einem Gefühle persönlicher Würde darunter litt, daß er sich durch die beständige Berührung mit Leuten von platten Ideen entwerthet werden sah.

Er erhob sich also bald bei Demjenigen, welchen er noch seinen Herrn nannte, zum Range eines Vertrauten. D'Artagnan hatte seit langen Jahren sein Herz nicht erschlossen. So kam es, daß diese zwei Männer, als sie sich wiederfanden, sich auf eine bewunderungswürdige Weise zu verständigen wußten.

Planchet war kein ganz gewöhnlicher Gefährte bei Abenteuern. Er war ein Mann von gutem Rathe; ohne die Gefahr zu suchen, wich er nicht vor Streichen zurück, wie d'Artagnan wiederholt zu bemerken die Gelegenheit gehabt hatte. Er war Soldat gewesen und die Waffen adelten. Und dann mehr als Alles dies, wenn d'Artagnan seiner bedurfte, so war Planchet ihm auch nicht unnütz. D'Artagnan und Planchet gelangten so gleichsam auf dem Fuße von guten Freunden nach Blaisois.

Auf dem Wege sagte d'Artagnan, den Kopf schüttelnd und auf den Gedanken zurückkommend, der ihn beständig beschäftigte:

„Ich weiß wohl, daß mein Schritt bei Athos vergeblich und albern ist, aber ich bin dieses Verfahren einem alten Freunde, einem Manne schuldig, der den

Stoff zu dem hochherzigsten, zu dem edelmüthigsten von allen Menschen in sich trug."

„Oh, Herr Athos war ein tüchtiger, stolzer Edelmann!" rief Planchet.

„Nicht wahr?" versetzte d'Artagnan.

„Ein Herr, der Geld ausstreute, wie der Himmel hageln läßt," fuhr Planchet fort, „ein Mann, der das Schwert mit königlichem Ansehen in die Hand nahm. Erinnert Ihr Euch, Herr, des Zweikampfes mit den Engländern in der Umfriedung des Karmeliterklosters. Ach, wie schön und herrlich anzuschauen war Herr Athos an diesem Tage, als er zu seinem Gegner sagte:

„Ihr habt verlangt, daß ich Euch meinen Namen sage, mein Herr, desto schlimmer für Euch, denn ich werde genöthigt sein, Euch zu tödten." Ich war in seiner Nähe und hörte ihn. Dies ist Wort für Wort seine Rede. Und dieser Blick, als er seinen Gegner berührte, wie er es gesagt hatte, und als sein Gegner fiel, ohne nur ein Uf zu sagen. Ach, gnädiger Herr, ich wiederhole, es war ein tüchtiger, stolzer Edelmann."

„Ja," versetzte d'Artagnan, „Alles dies ist wahr, wie das Evangelium. Aber durch einen einzigen Fehler wird er alle seine schönen Eigenschaften verloren haben."

„Ich erinnere mich," erwiederte Planchet. „Er liebte den Trunk, oder vielmehr: er trank. Aber er trank nicht wie Andere. Seine Augen sagten nichts, wenn er das Glas an die Lippen setzte. In der That, nie war ein Stillschweigen so sprechend. Mir kam es vor, als hörte ich ihn murmeln: „„Tritt ein, Trank, und verjage meinen Kummer."" Und wenn er den Fuß eines Glases oder den Hals einer Flasche zerbrach, so gab es nur ihn, der es so machen konnte."

„Wohl," versetzte d'Artagnan, „aber welch' ein trauriges Schauspiel harrt unserer heute. Dieser treffliche Edelmann mit dem stolzen Auge, dieser schöne Cavalier,

der unter den Waffen so glänzend aussah, daß man sich stets wunderte, daß er einen einfachen Degen statt eines Commandostabes in der Hand hielt, er wird in einen gekrümmten Greis mit rother Nase und triefenden Augen verwandelt worden sein. Wir werden ihn auf irgend einem Rasen liegend finden, von wo er uns mit matten Augen anschaut und vielleicht nicht erkennt. Gott ist mein Zeuge," fügte d'Artagnan bei, „ich würde dieses traurige Schauspiel fliehen, wenn mir nicht daran läge, dem glorreichen Schatten des erhabenen Grafen de la Fère, den wir so sehr liebten, meine Achtung zu bezeugen."

Planchet schüttelte den Kopf und sagte nichts, man sah, daß er die Befürchtungen seines Herrn theilte.

„Und dann," fuhr d'Artagnan fort, „diese Hinfälligkeit, denn Athos ist jetzt alt; auch Armuth vielleicht, . . . er wird das Wenige, was er besaß, vernachlässigt haben. Und dann der schmutzige Grimaud, stummer als je, und mehr Trunkenbold, als sein Herr . . . . Höre, Planchet, Alles dies schneidet mir in das Herz."

„Es ist mir, als sehe ich ihn vor mir, lallend und wankend," sprach Planchet in kläglichem Tone.

„Ich muß gestehen," versetzte d'Artagnan, „ich fürchte nur, Athos nimmt meinen Antrag in einem Augenblick kriegerischer Trunkenheit an. Das wäre für Porthos und mich ein großes Unglück und besonders eine wahre Verlegenheit. Aber während seiner ersten Orgie verlassen wir ihn, dann hat die Geschichte ein Ende. Wenn er wieder zu sich kommt, wird er es wohl begreifen."

„Jedenfalls, gnädiger Herr," sagte Planchet, „werden wir bald hierüber Licht bekommen, denn ich glaube, jene hohen Mauern, welche in der untergehenden Sonne erröthen, sind die Mauern von Blois."

„Das ist sehr wahrscheinlich," sprach d'Artagnan.

„Reiten wir in die Stadt hinein?" fragte Planchet.

„Allerdings, um Erkundigungen einzuziehen."

„Gnädiger Herr, ich rathe Euch, wenn wir dahin kommen, von gewissen Crême-Töpfen zu genießen, von denen ich viel habe sprechen hören, welche man aber leider nicht nach Paris kommen lassen kann und an Ort und Stelle genießen muß."

„Gut, sei unbesorgt, wir werden davon essen."

In diesem Augenblick kam einer von den schweren, mit Ochsen bespannten Wagen, die das in den schönen Waldungen der Gegend gefällte Holz bis nach den Häfen der Loire führen, auf einem Wege voll von Geleisen auf die Straße, welche die zwei Reiter verfolgten. Ein Mann begleitete diesen Wagen, er hatte in der Hand eine lange Peitsche, woran ein Nagel befestigt war, mit welchem er sein langsames Gespann antrieb.

„He, Freund," rief Planchet dem Ochsentreiber zu.

„Was steht zu Dienst, meine Herren?" sagte der Bauer mit der den Leuten dieser Gegend eigenthümlichen Reinheit der Sprache, welche die städtischen Puristen der Place de la Sorbonne und der Rue de l'Université beschämen würde.

„Wir suchen das Haus des Herrn Grafen de la Fère," sprach d'Artagnan. „Kennt Ihr diesen Namen unter den hohen Herren der Umgegend?"

Der Bauer nahm den Hut ab und antwortete: „Meine Herren, dieses Holz, welches ich fahre, gehört ihm. Ich habe es in seinem Walde gefällt und bringe es nach dem Schlosse."

D'Artagnan wollte diesen Menschen nicht befragen; es widerstrebte ihm, von einem Andern sagen zu hören, was er selbst zu Planchet gesagt hatte.

„Das Schloß," sagte er zu sich selbst, „das Schloß! oh! ich begreife, Athos ist nicht sehr duldsam; er wird seine Bauern genöthigt haben, ihn Monseigneur und sein Nest ein Schloß zu nennen. Er besaß eine schwere Hand, dieser liebe Athos, besonders wenn er getrunken hatte."

Die Ochsen rückten langsam vorwärts. D'Artagnan und Planchet marschirten hinter dem Wagen; dieser Gang machte sie ungeduldig.

„Dies ist also der Weg?" fragte d'Artagnan den Ochsentreiber, „und wir können ihm, ohne Furcht uns zu verirren, folgen?"

„Oh! mein Gott, ja, Herr," sprach der Mann, „Ihr könnt ihm ruhig folgen, ohne Euch in Begleitung dieser trägen Thiere zu langweilen. Ihr habt nur eine halbe Meile zurückzulegen und werdet dann rechts ein Schloß erblicken. Man sieht es hier noch nicht wegen einer Wand von Pappelbäumen, die es verbirgt. Dieses Schloß ist nicht Bragelonne, sondern La Vallière. Ihr reitet daran vorbei; aber drei Büchsenschüsse weiter ist ein großes weißes Haus mit einem Schieferdache, auf einem von ungeheuren Maulbeerfeigenbäumen beschatteten Hügel erbaut. Dies ist das Schloß des Herrn Grafen de la Fère."

„Ist die halbe Meile sehr lang?" fragte d'Artagnan, denn es gibt in dem schönen Frankreich gar verschiedenartige Meilen.

„Zehn Minuten Wegs, Herr, für die zarten Beine Eures Pferdes."

D'Artagnan dankte dem Ochsentreiber und gab seinem Rosse die Sporen. Aber unwillkürlich beunruhigt durch den Gedanken, den seltsamen Mann wiederzusehen, den er so sehr geliebt, der so viel durch seine Rathschläge und sein Beispiel zu seiner edelmännischen Erziehung beigetragen hatte, ließ er sein Pferd wieder langsamer gehen und senkte den Kopf wie ein Träumer.

Planchet hatte ebenfalls in dem Begegnen und in der Haltung dieses Bauern Stoff zu ernsten Betrachtungen gefunden. Nie hatte er in der Normandie, in Franche-Comté, in Artois, in Picardie, in diesen Ländern, in welchen er sich hauptsächtlich aufgehalten hatte, bei den Dorfbewohnern dieses leichte Wesen, dieses artige Be-

nehmen, dieſe gereinigte Sprache wahrgenommen. Er war verſucht zu glauben, er hätte irgend einen Edelmann geſehen, einen Frondeur, der aus politiſchen Gründen, wie er, genöthigt geweſen wäre, ſich zu verkleiden.

An der Biegung des Weges erſchien das Schloß La Vallière, wie es der Ochſentreiber geſagt hatte, vor den Augen der Reiſenden, dann eine Viertelmeile weiter hob ſich das weiße Haus, umgeben von ſeinen Maulbeerfeigenbäumen, auf dem Grunde einer dicken Gruppe von Bäumen hervor, welche der Frühling mit einem Blüthenſchnee beſtreut hatte.

Bei dieſem Anblicke fühlte d'Artagnan, der gewöhnlich nur ſehr wenig in Aufregung gerieth, eine ſeltſame Unruhe in der Tiefe ſeines Herzens. So mächtig ſind das ganze Leben hindurch die Jugenderinnerungen. Planchet, der nicht dieſelben Motive zu ſolchen Eindrücken hatte, ſchaute, erſtaunt, ſeinen Herrn ſo bewegt zu ſehen, abwechſelnd d'Artagnan und das Haus an.

Der Musketier ritt noch einige Schritte vorwärts und befand ſich vor einem Gitter, das mit dem Geſchmacke gearbeitet war, welcher die Gießereien jener Zeit auszeichnete.

Man ſah durch dieſes Gitter einen ſorgfältig gepflegten Küchengarten, einen geräumigen Hof, in welchem mehrere Reitpferde ſtampften, die von Bedienten in verſchiedenen Livreen gehalten wurden, und einen Wagen mit zwei Pferden beſpannt.

„Wir täuſchen uns, oder dieſer Mann hat uns getäuſcht, ſagte d'Artagnan, „hier kann Athos nicht wohnen. Mein Gott, ſollte er todt ſein und dieſes Gut einem ſeines Namens gehören? Steig' ab, Planchet, und erkundige Dich. Ich geſtehe, daß ich meines Theils nicht den Muth dazu habe."

Planchet ſtieg ab.

„Du fügſt bei," ſagte d'Artagnan, ein vorüber-

ziehender Edelmann wünsche die Ehre zu haben, den Herrn Grafen de la Fère zu begrüßen, und wenn Du mit der Auskunft, die Du erhältst, zufrieden bist, so nennst Du mich."

Sein Pferd am Zügel führend, näherte sich Planchet dem Thore, ließ die Glocke des Gitters ertönen, und alsbald erschien ein Mann vom Dienste mit weißem Haare, aber von gerader Gestalt, und empfing Planchet.

„Wohnt hier der Herr Graf de la Fère?" fragte Planchet.

„Ja, Herr, so ist es," antwortete der Diener, welcher keine Livree trug.

„Ein Seigneur, der sich vom Dienst zurückgezogen hat, nicht wahr?"

„Ganz richtig."

„Und der einen Lackeien Namens Grimaud hatte," versetzte Planchet, welcher mit seiner gewöhnlichen Klugheit nicht genug Erkundigungen einziehen zu können glaubte.

„Herr Grimaud ist in diesem Augenblicke vom Schlosse abwesend," erwiederte der Diener und begann, an solche Verhöre nicht gewöhnt, Planchet vom Kopfe bis zu den Füßen zu betrachten.

„Dann sehe ich," rief Planchet strahlend, „daß es derselbe Graf de la Fère ist, den wir suchen. Wollt mir also öffnen, denn ich wünsche dem Herrn Grafen meinen Herrn, einen ihm befreundeten Edelmann, zu melden, der ihn zu begrüßen beabsichtigt."

„Warum sagtet ihr mir das nicht früher?" sprach der Diener, das Gitter öffnend. „Aber Euer Herr, wo ist er?"

„Hinter mir, er folgt mir."

Der Diener ging Planchet voraus und dieser machte d'Artagnan ein Zeichen, welcher mit pochendem Herzen in den Hof einritt.

Als Planchet auf der Freitreppe war, hörte er eine Stimme, welche aus einem untern Saale kam und sagte:

„Nun, wo ist denn dieser Edelmann und warum wird er nicht hierher geführt?"

Diese Stimme, welche bis zu d'Artagnan drang, erweckte in seinem Innern tausend vergessene Erinnerungen, tausend Gefühle. Er sprang rasch vom Pferde, während Planchet, ein Lächeln auf den Lippen, auf den Herrn des Hauses zuging.

„Ah, ich kenne diesen Burschen, sagte Athos, als er Planchet auf der Schwelle erblickte.

„Oh ja, Herr Graf, Ihr kennt mich und ich kenne Euch auch sehr gut. Ich bin Planchet, Herr Graf, Planchet, Ihr wißt wohl . . ." Der ehrliche Diener konnte nicht mehr sprechen, so war er betroffen von dem unerwarteten Anblick des Edelmanns.

„Wie, Planchet!" rief Athos. „Sollte Herr d'Artagnan hier sein?"

„Hier bin ich, Freund, hier bin ich, theurer Athos," rief d'Artagnan stammelnd und beinahe wankend.

Bei diesen Worten trat eine sichtbare Bewegung auf dem schönen Antlitz und den ruhigen Zügen von Athos hervor. Er machte rasch zwei Schritte gegen d'Artagnan, ohne ihn aus dem Blicke zu verlieren, und schloß ihn zärtlich in seine Arme. D'Artagnan, welcher sich etwas von seiner Unruhe erholte, drückte ihn mit einer Herzlichkeit, die in Thränen in seinen Augen glänzte, an seine Brust.

Athos nahm ihn nun an der Hand und führte ihn in den Salon, wo mehrere Personen versammelt waren. Alle Anwesenden standen auf.

„Ich stelle Euch," sprach Athos, „den Herrn Chevalier d'Artagnan, Lieutenant bei den Musketieren Seiner Majestät des Königs, vor, einen sehr ergebenen Freund und einen der bravsten und liebenswürdigsten Edelleute, die ich kennen gelernt habe."

Dem Gebrauche gemäß empfing d'Artagnan die Complimente der Versammelten, gab sie nach Kräften zurück, nahm im Kreise Platz und fing an, Athos prüfend anzuschauen, während das einen Augenblick unterbrochene Gespräch wieder allgemein wurde.

Seltsamer Weise hatte Athos kaum gealtert. Frei von den blauen Kreisen, welche Nachtwachen und Orgien hervorbringen, schienen seine schönen Augen größer und von einem reineren Glanze, als zuvor; sein etwas verlängertes Gesicht hatte das an Majestät gewonnen, was es an fieberhafter Aufregung verloren hatte; seine trotz der Weichheit des Fleisches immer noch bewunderungswürdige nervige Hand trat blendend unter einer Manchette hervor, wie gewisse Hände von Titian und Van Dyk; er war schlanker, als früher; seine breiten, gut geformten Schultern kündigten ungewöhnliche Stärke an; seine nun langen, wenig mit grauen durchstreuten, schwarzen Haare fielen zierlich und wellenförmig in natürlicher Biegung auf die Schultern herab; seine Stimme war so frisch, wie die eines fünfundzwanzigjährigen Mannes, und seine prächtigen, weiß und unverletzt erhaltenen, Zähne verliehen seinem Lächeln einen unaussprechlichen Zauber.

Die Gäste des Grafen, welche an der unmerklichen Kälte der Unterhaltung wahrnahmen, daß die zwei Freunde vor Begierde allein zu sein brannten, schickten sich mit der ganzen Kunst und Artigkeit früherer Zeiten zum Abgange an, zu dieser wichtigen Angelegenheit der Leute von der großen Welt, so lange es noch eine große Welt gab, als man im Hofe einen gewaltigen Lärmen von Hunden vernahm und mehrere Personen zu gleicher Zeit sagten:

„Ah! Raoul kehrt zurück."

Athos schaute bei dem Namen Raoul d'Artagnan an und schien die Neugierde zu beobachten, welche dieser Name auf seinem Gesichte hervorbringen müßte. Aber d'Artagnan begriff noch nichts; er hatte sich von seinem

Staunen noch nicht erholt und wandte sich daher beinahe maschinenmäßig um, als ein hübscher junger Mensch, einfach, aber geschmackvoll gekleidet, seinen mit langen rothen Federn geschmückten Hut anmuthig abnehmend, in den Salon eintrat.

Diese neue, ganz unerwartete Erscheinung berührte ihn übrigens ungemein. Eine ganze Welt von Gedanken stellte sich vor seinen Geist und erläuterte ihm durch alle Quellen seines Verstandes die Veränderung von Athos, welche ihm unerklärlich vorgekommen war. Eine seltsame Aehnlichkeit zwischen dem Edelmann und dem Kinde enträthselte ihm das Geheimniß dieses wiedergeborenen Lebens. Er wartete schauend und horchend.

„Ihr seid zurück, Raoul," sprach der Graf.

„Ja, Herr," antwortete der Jüngling ehrfurchtsvoll, „und ich habe mich des Auftrags entledigt, den Ihr mir gegeben."

„Aber was habt Ihr?" fragte Athos besorgt; „Ihr seid bleich und scheint aufgeregt?"

„Es rührt davon her," erwiederte der Jüngling, „daß unserer kleinen Nachbarin ein Unglück widerfahren ist."

„Dem Fräulein de la Vallière?" versetzte Athos lebhaft.

„Was denn?" fragten mehre Stimmen.

„Sie ging mit ihrer guten Marceline in der Einfriedung spazieren, wo die Holzfäller ihre Bäume abvieren, als ich vorüberreitend sie wahrnahm und anhielt. Sie bemerkte mich ebenfalls und wollte von einem Holzstoß, auf den sie gestiegen war, herabspringen, aber der Fuß des armen Kindes fiel falsch auf und sie konnte sich nicht mehr erheben. Sie hat sich, glaube ich, den Knöchel verstaucht."

„Oh, mein Gott!" rief Athos, „und Frau von Saint-Remy, ihre Mutter, ist sie davon benachrichtigt?"

„Nein, Herr. Frau von Saint-Remy ist in Blois bei der Frau Herzogin von Orleans. Ich fürchtete,

die erste Hülfe könnte schlecht angewendet werden, und eilte hieher, um Euch um Rath zu fragen."

„Schickt geschwinde nach Blois, Raoul, oder vielmehr nehmt Euer Pferd und reitet schleunigst selbst dahin."

Raoul verbeugte sich.

„Aber wo ist Louise?" fuhr der Graf fort.

„Ich habe sie bis hierher gebracht und bei der Frau von Charlot abgesetzt, welche sie mittlerweile den Fuß in Eiswasser stecken ließ."

Nach dieser Erklärung, welche eine Gelegenheit zum Aufbruche bot, nahmen die Gäste von Athos Abschied von diesem; der alte Herzog von Barbé allein, der in Folge einer zwanzigjährigen Freundschaft mit dem Hause de la Vallière vertraulich zu Werke ging, suchte die kleine Louise auf, welche weinte, aber, als sie Raoul erblickte, ihre schönen Augen abtrocknete und wieder lächelte.

Der Herzog machte nun den Vorschlag, sie in seinem Wagen nach Blois zu führen.

„Ihr habt Recht, gnädiger Herr," sagte Athos, „sie wird früher bei ihrer Mutter sein; Ihr, Raoul, werdet wohl unbesonnen gehandelt haben und seid an diesem Unfall schuld."

„Oh! nein, nein, Herr, ich schwöre es Euch!" rief das Mädchen, während der junge Mann bei dem Gedanken, vielleicht die Ursache dieses Unfalls zu sein, erbleichte.

„Oh! Herr, ich versichere Euch," murmelte Raoul.

„Ihr geht nichtsdestoweniger nach Blois," fuhr der Graf wohlwollend fort, und entschuldigt Euch und mich bei Frau von Saint-Remy; dann kehrt Ihr zurück."

Die Farben erschienen wieder auf den Wangen des Jünglings; nachdem er mit den Augen den Grafen gefragt hatte, nahm er in seine bereits kräftigen Arme das kleine Mädchen, dessen hübscher, vom Schmerze bewegter und zugleich lächelnder Kopf auf seinen Schultern ruhte, und trug es sachte in den Wagen; dann sprang er mit

der Leichtigkeit und Eleganz eines vollendeten Stallmeisters zu Pferde, begrüßte Athos und d'Artagnan und entfernte sich rasch, neben dem Schlage des Wagens reitend, in dessen Inneres seine Blicke beständig geheftet blieben.

XVI.

Das Schloß Bragelonne.

D'Artagnan war während dieser ganzen Scene gleichsam Augen und Mund aufgesperrt geblieben; er fand die Dinge so wenig seiner Vorhersehung entsprechend, daß er sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen konnte.

Athos reichte ihm den Arm und führte ihn in den Garten.

„Während man uns Abendbrod bereitet," sagte er lächelnd, „wird es Euch nicht unangenehm sein, nicht wahr, mein lieber Freund, ein wenig Licht über dieses ganze Geheimniß zu bekommen, das Euch in Träume versenkt?"

„Allerdings, Herr Graf," erwiederte d'Artagnan, welcher fühlte, wie Athos allmälig die ungeheure Ueberlegenheit der Aristokratie wieder über ihn gewann, die er immer gehabt hatte.

Athos schaute ihn mit seinem sanften Lächeln an.

„Vor Allem, mein lieber d'Artagnan," sprach er, „gibt es hier keinen Herrn Grafen. Wenn ich Euch Chevalier nannte, so geschah es, weil ich Euch meinen Gästen vorstellte und damit sie wüßten, wer Ihr wäret, aber für Euch bin ich hoffentlich stets Athos, Euer Gefährte, Euer

Freund. Oder zieht Ihr vielleicht das Ceremoniel vor, weil Ihr mich minder liebt."

„Oh! Gott behüte mich!" rief der Gascogner mit einem von den loyalen Jugend-Ausbrüchen wie man sie so selten im reiferen Alter wieder findet.

„Dann wollen wir zu unseren Gewohnheiten zurückkehren und, um damit anzufangen, offenherzig sein. Alles setzt Euch hier in Erstaunen?"

„In ein tiefes Erstaunen."

„Aber worüber Ihr Euch am meisten wundert," sagte Athos lächelnd, „das bin ich, gesteht es nur."

„Ich gestehe es."

„Ich bin noch jung, nicht wahr, trotz meiner neunundvierzig Jahre? Ich bin noch zu erkennen."

„Ganz im Gegentheil," erwiederte d'Artagnan, bereit die Aufforderung von Athos, offenherzig zu sein, zu übertreiben, „Ihr seid es nicht mehr."

„Ah! ich begreife," sprach Athos leicht erröthend, „Alles hat sein Ende, d'Artagnan, die Narrheit, wie jede andere Sache."

Sodann ist eine Veränderung in Euren Vermögensumständen vorgegangen. Ihr seid herrlich quartirt: dieses Haus gehört Euch, wie ich voraussetze."

„Ja, das ist das kleine Gut, Ihr wißt, mein Freund, von dem ich, als ich den Dienst verließ, Euch sagte, ich hätte es geerbt."

„Ihr habt einen Park, Pferde, Equipagen."

Athos lächelte und erwiederte:

„Der Park hat zwanzig Morgen, wozu der Küchengarten und die Gesindewohnungen gehören. Die Zahl meiner Pferde beläuft sich auf zwei, wobei ich, wohl verstanden, den Stumpfohr meines Bedienten nicht rechne. Meine Equipagen beschränken sich auf vier Leithunde, zwei Windhunde und einen Hühnerhund. Und dieser ganze Meute-Luxus ist nicht einmal für mich," fügte Athos lächelnd bei.

„Ich begreife," versetzte d'Artagnan, „er ist für den jungen Menschen, für Raoul."

Und d'Artagnan schaute Athos unwillkürlich lächelnd an.

„Ihr habt es errathen, mein Freund," sprach Athos.

„Und der junge Mensch ist Euer Tischgenosse, Euer Taufpathe, vielleicht Euer Vetter! Ah! wie habt Ihr Euch doch verändert, mein lieber Athos."

„Dieser junge Measch," erwiederte Athos ruhig, „dieser junge Mensch ist eine Waise, d'Artagnan, die seine Mutter bei einem armen Landpfarrer zurückgelassen hatte; ich habe sie aufgezogen."

„Der Knabe muß sehr anhänglich an Euch sein?"

„Ich glaube, er liebt mich, als wäre ich sein Vater."

„Er ist sehr dankbar?"

„Oh! was die Dankbarkeit betrifft," versetzte Athos, „sie ist gegenseitig, ich bin ihm eben so viel schuldig, als er mir, und, ich sage es ihm nicht, aber Euch, ich bin ihm noch verflichtet."

„Wie dies?" fragte der Musketier erstaunt.

„Ei, mein Gott, ja! Er hat in mir die Veränderung hervorgebracht, die Ihr wahrnehmet, ich verdorrte, wie ein armer, vereinzelter Baum, welcher durch kein Band mehr mit der Erde zusammenhängt; nur eine tiefe Neigung konnte mich wieder im Leben Wurzel schlagen lassen. Eine Geliebte? ich war zu alt. Freunde? ich hatte Euch nicht mehr bei mir. Dieser Knabe ließ mich nun Alles wiederfinden, was ich verloren hatte; ich hatte nicht mehr den Muth, für mich zu leben, ich lebte für ihn. Die Lectionen sind viel für ein Kind; das Beispiel ist noch mehr werth. Ich gab ihm das Beispiel, d'Artagnan. Die Fehler, welche ich hatte, legte ich ab, die Tugenden, die ich nicht hatte, gab ich mir den Anschein zu besitzen. Ich glaube nicht, daß ich mich täusche, d'Artagnan, Raoul ist bestimmt, ein so vollkommener Edelmann zu sein, als es unserem verarmten Zeitalter einen zu liefern vergönnt ist."

D'Artagan schaute Athos mit wachsender Bewunderung an; sie spazierten unter einer schattigen, kühlen Allee, durch welche schräg einige Strahlen der untergehenden Sonne schossen. Einer von diesen goldenen Strahlen beleuchtete das Antlitz von Athos, und seine Augen schienen das ruhige Feuer des Abends, welches sie empfingen, wieder von sich zu geben.

Der Gedanke an Mylady regte sich in dem Geiste von d'Artagnan.

„Und Ihr seid glücklich?" sagte er zu seinem Freunde.

Das scharfe Auge von Athos drang bis in die Tiefe des Herzens von d'Artagnan und schien darin seine Gedanken zu lesen.

„So glücklich, als es einem Geschöpfe Gottes auf Erden zu sein gestattet ist. Aber vollendet Euren Gedanken, d'Artagnan, Ihr habt ihn mir nicht ganz gesagt."

„Ihr seid furchtbar, Athos, und man kann Euch nichts verbergen. Nun wohl, ja, ich wollte Euch fragen, ob Ihr nicht zuweilen unerwartete Regungen von Schrecken habt, welche . . ."

„Gewissensbissen gleichen?" fuhr Athos fort. „Ich vollende Euern Satz, mein Freund. Ja oder nein, ich habe keine Gewissensbisse, weil jene Frau, wie ich glaube, die Strafe verdiente, die sie ausstehen mußte. Ich habe keine Gewissensbisse, denn, wenn wir sie hätten leben lassen, so würde sie ohne Zweifel ihr Zerstörungswerk fortgesetzt haben; damit ist aber nicht gesagt, mein Freund, ich hege die Ueberzeugung, wir seien berechtigt gewesen, das zu thun, was wir thaten. Vielleicht heischt jedes vergossene Blut eine Sühnung; sie hat die ihrige vollendet, möglicher Weise kommt die Reihe auch noch an uns, sie zu vollenden."

„Zuweilen dachte ich wie Ihr, Athos."

„Sie hatte einen Sohn, diese Frau?"

„Ja."

„Habt Ihr von ihm sprechen hören?"

„Nie."

„Er muß drei und zwanzig Jahre alt sein," murmelte Athos. „Ich denke oft an diesen jungen Mann, d'Artagnan."

„Das ist sonderbar. Ich hatte ihn vergessen."

Athos lächelte schwermüthig.

„Und Lord Winter, habt Ihr Nachricht von ihm?"

„Ich weiß, daß er bei Karl I. sehr in Gunst war."

„Er wird seinem Glücke gefolgt sein, und dieses ist jetzt schlecht. Halt' d'Artagnan," fuhr Athos fort, „das gehört zu dem, was ich Euch so eben sagte: er ließ das Blut von Strafford vergießen; Blut heischt Blut. Und die Königin?"

„Welche Königin?"

„Frau Henriette von England, die Tochter von Heinrich IV.?"

„Sie ist im Louvre, wie Ihr wißt."

„Ja, wo es ihr an Allem gebricht, nicht wahr? Während der großen Kälte in diesem Winter war ihre kranke Tochter, wie man mir gesagt hat, in Ermangelung von Holz genöthigt, im Bette liegen zu bleiben. Begreift ihr das?" fügte Athos die Achseln zuckend bei. „Die Tochter von Heinrich IV. schmalternd, weil es ihr an Holz gebricht! Warum hat sie nicht den Ersten, Besten von uns um Gastfreundschaft gebeten, statt Mazarin darum zu bitten! es würde ihr an nichts gefehlt haben."

„Kennt Ihr sie denn, Athos?"

„Nein, meine Mutter hat sie als Kind gesehen. Habe ich Euch nie gesagt, daß meine Mutter Ehrendame von Maria von Medicis gewesen ist?"

„Nie. Ihr sprecht von dergleichen Dingen nicht."

„Ah! mein Gott, doch, wie Ihr seht," versetzte Athos, „aber es muß sich eine Gelegenheit dazu bieten."

„Porthos würde nicht so geduldig warten," sagte d'Artagnan lächelnd.

„Jeder hat seine eigene Natur, mein lieber d'Ar-

tagnan. „Porthos besitzt trotz einiger Eitelkeit vortreffliche Eigenschaften. Habt Ihr ihn wiedergesehen?"

„Ich verließ ihn vor fünf Tagen," antwortete d'Artagnan.

Und nun erzählte er mit dem Erguß seiner gascognischen Laune alle Herrlichkeiten von Porthos in seinem Schlosse Pierrefonds, und während er seinen Freund durchsiebte, schoß er zugleich zwei bis drei Pfeile auf die Geschicklichkeit des vortrefflichen Herrn Mouston ab.

„Ich bewundere," sprach Athos, lächelnd über diese Heiterkeit, die ihn an ihre schönen Tage erinnerte, „ich bewundere, daß wir durch Zufall eine Gesellschaft von Männern gebildet haben, welche trotz einer zwanzigjährigen Trennung noch so eng mit einander verbunden sind. Die Freundschaft schlägt tiefe Wurzeln in redlichen Herzen, d'Artagnan; glaubt mir, nur schlechte Menschen leugnen die Freundschaft, weil sie dieselbe nicht kennen. Und Aramis?"

„Ich habe ihn auch gesehen," antwortete d'Artagnan, „er ist mir sehr kalt vorgekommen."

„Ah! Ihr habt ihn auch gesehen," versetzte Athos, d'Artagnan mit seinen forschenden Augen anschauend. „Aber Ihr macht eine wahre Pilgerfahrt nach dem Tempel der Freundschaft, wie die Dichter sagen würden."

„Allerdings," erwiederte d'Artagnan verlegen.

„Aramis, wie Ihr wißt," fuhr Athos fort, „ist von Natur kalt; dann ist er immer in Weiberintriguen verwickelt."

„Ich glaube, gerade in diesem Augenblick in eine sehr ausgedehnte," sprach d'Artagnan.

Athos antwortete nicht.

„Er ist neugierig," dachte d'Artagnan.

Athos antwortete nicht nur nicht, sondern er gab auch dem Gespräche eine andere Richtung.

„Ihr seht," sagte er, indem er d'Artagnan darauf aufmerksam machte, daß sie nach einem Spaziergang von

einer Stunde zu dem Schloſſe zurückgekommen waren; „wir haben die Runde auf allen meinen Beſitzungen gemacht.“

„Alles iſt hier reizend, und beſonders hat Alles ein adeliges Ausſehen,“ erwiederte d'Artagnan.

In dieſem Augenblick hörte man den Tritt eines Pferdes.

„Raoul kehrt zurück,“ ſprach Athos, „wir bekommen Nachricht von der armen Kleinen.“

Der junge Menſch erſchien wirklich an dem Gitter und ritt ganz mit Staub bedeckt in den Hof ein, ſprang dann von ſeinem Pferde, das er den Händen eines Knechtes überließ, und begrüßte den Grafen und d'Artagnan mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit.

„Dieſer Herr,“ ſagte Athos, ſeine Hand auf die Schulter von d'Artagnan legend, dieſer Herr iſt d'Artagnan, von dem Du mich ſo oft ſprechen hörteſt, Raoul.“

„Gnädiger Herr,“ ſprach Raoul, ſich abermals und noch tiefer verbeugend, „der Herr Graf hat Euern Namen mir als Beiſpiel genannt, ſo oft er einen unerſchrockenen, hochherzigen Edelmann bezeichnen wollte.“

Dieſes kleine Kompliment machte einen angenehmen Eindruck auf d'Artagnan, ſein Herz gerieth in eine ſanfte Bewegung; er reichte Raoul eine Hand und ſprach:

„Alle Lobeserhebungen, die man mir ſpenden mag, müſſen auf den Herrn Grafen zurückgehen, denn er hat meine Erziehung in allen Dingen gemacht, und es iſt nicht ſein Fehler, wenn ſie der Zögling ſchlecht benützte. Aber ich bin überzeugt, es wird ihm bei Euch beſſer gelingen. Ich liebe Euere Erſcheinung, Raoul, und Euere Artigkeit hat mich gerührt.“

Athos war unbeſchreiblich entzückt; er ſchaute d'Artagnan dankbar an und heftete dann auf Raoul jenes ſeltſame Lächeln, worauf die Jünglinge ſtolz ſind, wenn ſie es erſchauen.

„Nun,“ ſagte d'Artagnan zu ſich ſelbſt, denn das

stumme Mienenspiel war ihm nicht entgangen, „nun bin ich meiner Sache gewiß."

„Laßt hören," sprach Athos, „der Unfall wird hoffentlich keine Folge haben?"

„Man weiß es noch nicht, Herr, der Arzt konnte wegen der Geschwulst nichts sagen; er fürchtet jedoch, es werde ein Nerv verletzt sein."

Ihr seid nicht länger bei Frau von Saint-Remy geblieben?

„Ich hatte bange, zur Stunde Eures Abendbrods nicht zurück zu sein," erwiederte Raoul, „und Euch folglich warten zu lassen."

In diesem Augenblick meldete ein kleiner Junge, halb Bauer, halb Lackei, das Abendbrod sei aufgetragen.

Athos führte seinen Gast in einen sehr einfachen Speisesaal, dessen Fenster jedoch auf der einen Seite nach dem Garten, auf der andern nach einem Gewächshause gingen, in welchem herrliche Pflanzen blühten.

D'Artagnan warf einen Blick auf den Tisch; das Geschirr war prachtvoll; man sah, es war von dem alten Silberzeug der Familie. Auf einem Schenktische stand eine wundervolle silberne Wasserkanne. D'Artagnan blieb stehen, um sie zu betrachten.

„Oh! das ist göttlich gearbeitet," rief er.

„Ja," erwiederte Athos, „es ist ein Meisterwerk von einem großen florentinischen Künstler, Namens Benvenuto Cellini."

„Und die Schlacht, die es vorstellt?"

„Ist die Schlacht von Marignan. Es ist der Augenblick, wo einer meiner Ahnen sein Schwert Franz I. gibt, der das seinige zerbrochen hat. Bei dieser Gelegenheit wurde Enguerrand de la Fère, mein Ahnherr, Ritter vom Sanct Michaels-Orden. Fünfzehn Jahre später gab ihm der König, denn er hatte nicht vergessen, daß er noch drei Stunden mit dem Schwerte seines Freundes Enguerrand gefochten, ohne daß es absprang, gab ihm der König,

sage ich, diese Wasserkanne und ein Schwert, das Ihr einst vielleicht bei mir gesehen habt, auch ein schönes Stück von Goldschmiedkunst. Das war die Zeit der Riesen," fuhr Athos fort; „wir sind Zwerge im Vergleich mit diesen Männern. Doch wir wollen uns setzen und speisen, d'Artagnan. He! Junge," sprach Athos zu dem kleinen Lackeien, der die Suppe aufgetragen hatte, „rufe mir Charlot."

Das Kind entfernte sich, und einen Augenblick nachher erschien der Mann, an den sich die Reisenden bei ihrer Ankunft gewendet hatten.

„Mein lieber Charlot," sagte Athos zu ihm, „ich empfehle Dir ganz besonders für die ganze Zeit, die er hier bleiben wird, Planchet, den Lackeien von Herrn d'Artagnan. Er liebt den guten Wein; Du hast die Kellerschlüssel. Er hat lange Zeit auf der harten Erde geschlafen und muß einem guten Bette nicht abgeneigt sein; sorge auch hiefür."

Charlot verbeugte sich und trat ab.

„Charlot ist ein braver Mann," sagte Athos, „er dient mir seit neunzehn Jahren."

„Ihr denkt an Alles," sprach d'Artagnan, „und ich danke Euch im Namen von Planchet, mein lieber Athos."

„Der Jüngling machte große Augen, als er diesen Namen hörte, und schaute, ob d'Artagnan wirklich mit dem Grafen spräche.

„Dieser Name kommt Dir seltsam vor, nicht wahr, Raoul," sprach Athos lächelnd. Es war mein Kriegsname zur Zeit, da Herr d'Artagnan, zwei brave Freunde und ich unter dem verstorbenen Cardinal und unter Herrn von Bassompierre, der nun auch todt ist, unsere Heldenthaten bei La Rochelle verrichteten. Der Herr hat die Güte, diesen Freundschaftsnamen für mich beizubehalten, und so oft ich ihn höre, ist mein Herz freudig darüber.

„Dieser Name war berühmt," sagte d'Artagnan, „und

es wurde ihm eines Tages die Ehre des Triumphes zu Theil.

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr?“ fragte Raoul mit seiner jugendlichen Neugierde.

„Meiner Treue, ich weiß es nicht,“ versetzte Athos.

„Ihr habt die Bastei Saint-Gervais vergessen, Athos, und die Serviette, aus der drei Kugeln eine Fahne machten? Ich besitze ein besseres Gedächtniß, als Ihr, erinnere mich der Geschichte ganz genau und will sie Euch erzählen, Jüngling.“

Und er erzählte ihm die ganze Geschichte von der Bastei, wie ihm Athos die seines Ahnherrn mitgetheilt hatte.

Bei dieser Erzählung glaubte der Jüngling, er sehe eine von den Waffenthaten vor sich enthüllen, wie wir sie in Tasso und Arioſt lesen, Thaten, welche der Zauberzeit des Ritterthums angehören.

„Aber d'Artagnan sagt Dir nicht,“ sprach Athos, „daß er einer der besten Degen seiner Zeit war; eiserne Kniebeuge, stählerne Handwurzel, sicherer, brennender Blick, das war es, was er seinem Gegner bot; er war achtzehn Jahre alt, drei Jahre älter, als Du, Raoul, als er zum ersten Male und zwar gegen erprobte Männer an das Werk ging.“

„Und Herr d'Artagnan blieb Sieger?“ fragte der Jüngling, dessen Augen während dieses Gespräches glänzten und um die Mittheilung aller Einzelheiten zu bitten schienen.

„Ich tödtete Einen, glaube ich,“ antwortete d'Artagnan, Athos mit dem Blicke befragend. „Den Andern entwaffnete oder verwundete ich, ich erinnere mich nicht mehr genau.“

„Ja, Ihr verwundetet ihn. O! Ihr waret ein mächtiger Athlet.“

„Und ich habe noch nicht viel davon verloren,“ versetzte d'Artagnan mit seinem kleinen gascognischen Lächeln voll Selbstzufriedenheit, „und noch vor Kurzem erst ....“

Ein Blick von Athos verschloß ihm den Mund.

„Du sollst erfahren, Raoul," sprach Athos, „Du, der Du Dich für einen feinen Degen hältst und dessen Eitelkeit eines Tages eine grausame Enttäuschung erleiden dürfte. Du sollst erfahren, wie gefährlich der Mann ist, der Kaltblütigkeit mit Behendigkeit verbindet, denn ich vermöchte Dir nie ein schlagenderes Beispiel zu bieten: bitte morgen Herrn d'Artagnan, wenn er nicht zu müde ist, Dir eine Lection zu geben."

„Pest! mein lieber Athos, Ihr seid doch ein guter Meister, besonders hinsichtlich der Eigenschaften, die Ihr von mir rühmt. Heute noch sprach Planchet von dem bekannten Zweikampfe bei den Kacmelitern mit Lord Winter und seinen Gefährten. Ah! Jüngling," fuhr d'Artagnan fort, es muß hier irgendwo ein Schwert sein, das ich oft das beste des Königreichs nannte."

„O! ich werde meine Hand mit diesem Kinde verdorben haben," sagte Athos.

„Es gibt Hände, die sich nie verderben, mein lieber Athos," entgegnete d'Artagnan, „welche aber andere gewaltig verderben."

Der Jüngling hätte gerne das Gespräch die ganze Nacht hindurch ausgedehnt, aber Athos bemerkte, ihr Gast müsse müde sein und der Ruhe bedürfen. D'Artagnan widersetzte sich aus Höflichkeit, doch Athos bestand darauf, daß d'Artagnan von seinem Zimmer Besitz ergreife. Raoul geleitete den Gast, und da Athos dachte, er würde so lange als möglich bei d'Artagnan bleiben, um sich von ihm alle Heldenthaten ihrer früheren Zeiten erzählen zu lassen, so holte er ihn einige Minuten nachher selbst ab, und schloß diesen schönen Abend mit einem freundschaftlichen Händedruck und einer guten Nacht, die er dem Musketier wünschte.

XVII.

Die Diplomatie von Athos.

D'Artagnan legte sich zu Bette, weniger um zu schlafen, als um allein zu sein und an Alles das zu denken, was er an diesem Abend gesehen und gehört hatte. Da er gutmüthiger Natur war und ganz von Anfang zu Athos eine instinktartige Zuneigung gefaßt hatte, welche in eine aufrichtige Freundschaft übergegangen war, so fühlte er sich entzückt, einen Mann glänzend an Geist und Körperkraft statt des verdumpften Trunkenbolds zu finden, den er auf irgend einem Düngerhaufen seinen Rausch ausschlafen zu sehen erwartet hatte. Er nahm sogar, ohne sich dagegen zu sträuben, die beständige Ueberlegenheit von Athos über ihn an, und statt Eifersucht und Aerger darüber zu fühlen, wie dies bei einer minder edelmüthigen Natur der Fall gewesen sein dürfte, fühlte er in sich eine innige, redliche Freude, die ihn die günstigsten Hoffnungen für sein Unternehmen fassen ließ.

Indessen kam es ihm vor, als fände er Athos nicht offenherzig und klar über alle Punkte. Wer war der junge Mensch, welchen er adoptirt zu haben behauptete, und der eine so große Aehnlichkeit mit ihm hatte? Was bedeutete diese Rückkehr zum Leben der Gesellschaft und diese übertriebene Mäßigkeit, welche er bei Tische wahrgenommen hatte? Eine scheinbar geringfügige Sache, diese Abwesenheit von Grimaud, von dem sich Athos einst nicht trennen konnte, und dessen Name trotz der Eröffnungen in dieser Hinsicht nicht einmal genannt worden war.... Alles dies beunruhigte d'Artagnan. Er besaß also das Vertrauen seines Freundes nicht mehr, oder Athos war an eine unsichtbare Kette gebunden oder gar zum Voraus gegen den Besuch, den er ihm machte, eingenommen.

Unwillkürlich dachte er an Rochefort und an das, was ihm dieser in der Notre-Dame-Kirche gesagt hatte. Sollte Rochefort d'Artagnan bei Athos zuvorgekommen sein.

D'Artagnan hatte keine Zeit mit langen Studien zu verlieren. Er beschloß auch, schon am andern Tage eine Erklärung herbeizuführen. Das geringe, so geschickt verkleidete Vermögen von Athos deutete die Begierde zu scheinen an und verrieth einen Rest leicht zu erregenden Ehrgeizes. Die Geisteskraft und die Schärfe der Gedanken von Athos machten aus ihm einen Mann, der sich rascher erregen ließ, als ein anderer. Er müßte in die Pläne des Ministers mit um so größerem Eifer eingehen, als seine natürliche Thätigkeit durch eine Dosis Nothwendigkeit verdoppelt würde.

Diese Gedanken hielten d'Artagnan trotz seiner Müdigkeit wach. Er entwarf seinen Angriffsplan, und obgleich er wußte, daß Athos ein hartnäckiger Gegner war, so stellte er doch die Action auf den andern Tag nach dem Frühstück fest.

Indessen sagte er sich auch andererseits, daß man auf einem neuen Terrain mit Klugheit vorrücken, mehrere Tage lang die Bekanntschaften von Athos studiren, seine neuen Gewohnheiten verfolgen und sich klar machen, aus dem naiven jungen Menschen, sei es bei Fechtübungen, sei es irgend einem Wildpret nachjagend, vermittelnde Auskunft, die ihm fehlte, um Athos von Einst mit Athos von Jetzt zu verbinden, zu erhalten bemüht sein müsse, und dies könne nicht schwer werden, denn der Lehrer müsse Einfluß auf den Geist und das Herz seines Zöglings ausüben. Aber d'Artagnan, der ein Mann von großer Feinheit war, begriff auch sogleich, welche Chancen er gegen sich geben würde, falls ein übereiltes Wort oder eine Ungeschicklichkeit seine Manöver dem geübten Auge von Athos bloßstellen würde.

Dann ist noch zu bemerken, daß d'Artagnan, obgleich

ganz bereit, sich der List gegen die Feinheit von Aramis oder die Eitelkeit von Porthos zu bedienen, sich schämte, krumme Wege bei Athos, dem offenherzigen Manne, dem rechtschaffenen Gemüthe, einzuschlagen. Es kam ihm vor, als ob Aramis und Porthos, in ihm ihren Meister der Diplomatie erkennend, ihn noch mehr schätzen würden, während Athos im Gegentheil ihn weniger schätzen müßte.

„Und warum ist Grimaud, der schweigsame Grimaud, nicht hier?" sagte d'Artagnan. „Es gibt viele Dinge in seinem Stillschweigen, die ich verstanden hätte. Grimaud besaß ein so beredtes Stillschweigen.

Mittlerweile hatte alles Geräusch in dem Hause aufgehört. D'Artagnan hatte Thüren und Läden schließen hören. Die Hunde antworteten einander noch eine Zeit lang im Felde und schwiegen dann. Eine in einer Baumgruppe verborgene Nachtigall sang noch mitten in der Nacht ihre harmonischen Tonleitern und entschlummerte sodann. Es war im Schlosse nur noch das Geräusch eines gleichmäßigen, monotonen Trittes unter seinem Zimmer zu vernehmen. Er dachte, es wäre dieß das Gemach von Athos.

„Er geht auf und ab und überlegt," dachte d'Artagnan; „aber was? Das kann man unmöglich wissen. Man konnte das Uebrige errathen, dies aber nicht."

Endlich legte sich Athos ohne Zweifel zu Bette und dieses letzte Geräusch erlosch.

Die Stille und die Müdigkeit besiegten im Vereine d'Artagnan. Er schloß ebenfalls die Augen und beinahe in derselben Sekunde bemeisterte sich seiner der Schlummer.

D'Artagnan war kein Schläfer. Kaum hatte die Morgenröthe seine Vorhänge vergoldet, als er aus dem Bette sprang und seine Fenster öffnete: es kam ihm vor, als sähe er durch den Laden einen Menschen im Hofe umhergehen, der es vermeide, Lärm zu machen. Ge-

mäß seiner Gewohnheit, nichts, was in sein Bereich kam, vorübergehen zu lassen, ohne sich zu versichern, was es wäre, beobachtete d'Artagnan aufmerksam, aber geräuschlos, und erkannte das dunkelrothe Wamms und die braunen Haare von Raoul.

Der junge Mensch, denn er war es wirklich, öffnete die Stallthüre, zog das braunrothe Pferd heraus, das er am Tage vorher geritten hatte, sattelte und zäumte es mit eben so viel Geschicklichkeit, als Geschwindigkeit, ließ das Thier sodann durch den geraden Gang des Gemüsegartens gehen, stieß eine kleine Seitenthüre auf, welche nach einem Fußpfade führte, zog sein Pferd hinaus, verschloß die Thüre wieder und d'Artagnan sah ihn nun wie einen Pfeil sich unter den herabhängenden und mit Blüthen besetzten Zweigen der Akazien und Ahornbäume bückend hinschießen.

D'Artagnan hatte am Tage zuvor bemerkt, daß dieser Pfad nach Blois führen mußte.

„Ei, ei," sagte der Gascogner, „das ist ein Spitzbube, der bereits seine eigenen Wege geht und mir den Haß von Athos gegen das schöne Geschlecht nicht zu theilen scheint. Er zieht nicht auf die Jagd, denn er hat weder Gewehr noch Hunde. Er vollstreckt keinen Auftrag, denn er verbirgt sich. Vor wem verbirgt er sich? . . . Vor mir oder vor seinem Vater? denn ich bin überzeugt, der Graf ist sein Vater. Bei Gott, was das betrifft, so werde ich es erfahren, denn ich spreche ohne alle Umstände mit Athos."

Der Tag nahm zu. Alles Geräusch, das d'Artagnan in der Nacht nach und nach hatte erlöschen hören, erwachte wieder. Der Vogel in den Zweigen, der Hund im Stalle, die Schafe in den Feldern, sogar die in der Loire angebundenen Nachen schienen wieder zu erwachen, sich vom Ufer zu lösen und dem Zuge des Wassers zu folgen. D'Artagnan blieb am Fenster, um Niemand zu erwecken; als er aber die Thüren und die Läden des Schlosses sich öffnen gehört hatte, gab er seinen

Haaren einen letzten Strich, seinem Schnurrbart eine letzte Biegung, bürstete aus Gewohnheit die Aufschläge seines Hutes mit dem Aermel seines Wammses und ging hinab. Kaum war er die letzte Stufe der Freitreppe hinabgestiegen, als er Athos gegen den Boden gebückt und in der Stellung eines Mannes erblickte, der einen Thaler im Sande sucht.

„Ei, guten Morgen, lieber Wirth," sagte d'Artagnan.

„Guten Morgen, lieber Freund; war die Nacht gut?"

Vortrefflich, Athos, wie Euer Bett, wie Euer Abendbrod gestern, das mich zum Schlafe führen mußte, wie Euer Empfang bei meiner Ankunft. Aber was betrachtet Ihr so aufmerksam? Solltet Ihr etwa zufällig Liebhaber von Tulpen geworden sein?"

„Ihr müßt deshalb meiner nicht spotten. Auf dem Lande verändert sich der Geschmack und man gelangt am Ende dazu, ohne daß man es gewahr wird, die schönen Dinge zu lieben, welche der Blick Gottes aus den Erdboden hervorkommen läßt und die man in den Städten verachtet. Ich betrachte ganz einfach einige Iris, welche ich bei diesem Becken gepflanzt hatte und die mir diesen Morgen niedergetreten worden sind. Diese Gärtner sind doch die ungeschicktesten Leute der Welt. Nachdem sie das Pferd zum Trinken geführt, ließen sie es ohne Zweifel in die Rabatten treten."

D'Artagnan lächelte.

„Ah" sagte er, „Ihr glaubt?"

Und er führte seinen Freund die Allee entlang, wo eine gute Anzahl von Tritten zu bemerken war, denen ähnlich, welche die Iris niedergetreten hatten."

„Hier sieht man sie auch, wie es mir scheint, Athos," sagte d'Artagnan mit gleichgültigem Tone.

„Ja, und zwar ganz frisch."

„Ganz frisch," wiederholte d'Artagnan.

„Wer ist denn hier diesen Morgen hinaus?" fragte

ſich Athos unruhig; „ſollte ein Pferd aus dem Stalle entſprungen ſein?“

„Das iſt nicht wahrſcheinlich,“ entgegnete d'Artagnan, „denn die Tritte ſind ganz gleich und ganz ruhig.“

„Wo iſt Raoul?“ rief Athos, „und wie kommt es, daß ich ihn noch nicht geſehen habe?“

„Stille,“ ſagte d'Artagnan und legte lächelnd ſeinen Finger auf den Mund.

„Was gibt es denn?“ fragte Athos.

D'Artagnan erzählte, was er geſehen hatte, und ſchaute dabei forſchend ſeinem Wirthe in das Geſicht.

„Ah, ich errathe jetzt Alles,“ ſagte Athos mit einer leichten Bewegung der Schultern. „Der arme Junge iſt nach Blois geritten.“

„Was dort thun?“

„Ei, mein Gott, um Nachricht über die kleine La Vallière einzuziehen. Ihr wißt, das Kind, daß ſich den Fuß verſtaucht hat.“

„Ihr meint?“ verſetzte d'Artagnan ungläubig.

„Ich meine nicht nur, ſondern ich weiß es gewiß. Habt Ihr nicht bemerkt, daß Raoul verliebt iſt?“

„Gut! In wen? In dieſes ſiebenjährige Kind?“

„Mein Lieber, im Alter von Raoul iſt das Herz ſo voll, daß man es auf irgend etwas ausdehnen muß, ſei es Traum oder Wirklichkeit. Nun, ſeine Liebe gehört zur Hälfte zu dem einen, zur Hälfte zu dem andern.“

„Ihr ſcherzt! Dieſes kleine Mädchen . . .“

„Habt Ihr es nicht angeſchaut, es iſt das niedlichſte kleine Geſchöpf der Welt. Silberblonde Haare und blaue Augen, zugleich eigenſinnig und ſchmachtend.“

„Aber was ſagt Ihr zu dieſer Liebe?“

„Ich ſage nichts, ich lache und ſpotte über Raoul. Dieſe erſten Bedürfniſſe des Herzens ſind ſo gebieteriſch, dieſes Aufkeimen der verliebten Schwermuth iſt ſo ſüß und ſo bitter, daß es zuweilen alle Charaktere der Leidenſchaft zu haben ſcheint. Ich erinnere mich, daß ich mich

im Alter von Raoul in eine griechische Statue verliebte, welche der gute König Heinrich IV. meinem Vater geschenkt hatte, und daß ich vor Schmerz verrückt zu werden glaubte, als man mir sagte, die Geschichte von Pygmalion wäre nur eine Fabel."

„Das ist Folge des Müßiggangs. Ihr beschäftigt Raoul nicht genug, und er sucht sich seinerseits zu beschäftigen."

„Nichts Anderes. Auch gedenke ich ihn von hier zu entfernen."

„Und ihr thut wohl daran."

„Allerdings, aber es wird ihm das Herz brechen und er wird so viel leiden, wie bei einer wahren Liebe. Seit drei bis vier Jahren und gleichsam selbst noch ein Kind, hat er sich daran gewöhnt, das kleine Idol, das er eines Tages anbeten würde, wenn er hier bliebe, zu schmücken und zu bewundern. Diese Kinder träumen jeden Tag mit einander und plaudern über tausend ernsthafte Dinge, als ob es ein zwanzigjähriges Liebespaar wäre. Lange Zeit hat diese Geschichte die Aeltern der kleinen La Vallière lachen gemacht. Aber ich glaube, sie fangen an die Stirne zu runzeln."

„Kinderei, Raoul bedarf der Zerstreuung. Entfernt ihn rasch von hier, oder Ihr macht nie einen Mann aus ihm."

„Ich glaube," sprach Athos, „ich werde ihn nach Paris schicken."

„Ah!" rief d'Artagnan.

Und er dachte, der Augenblick zur Eröffnung der Feindseligkeiten wäre gekommen.

„Wenn Ihr wollt," sprach er, „so können wir diesem jungen Menschen ein Schicksal machen."

Ah!" rief Athos ebenfalls.

„Ich will Euch sogar über etwas um Rath fragen, was mir im Kopf umher geht."

„Thut es."

„Glaubt Ihr, die Zeit sei gekommen, um Dienst zu nehmen?"

„Aber Ihr seid ja noch im Dienste, d'Artagnan."

„Verstehen wir uns recht, thätigen Dienst. Hat das ehemalige Leben nichts mehr für Euch, was Euch reizen könnte, und wenn Euch wirklich Vortheile erwarteten, wäre es Euch nicht angenehm, in meiner Gesellschaft und in der unseres Freundes Porthos die Unternehmungen unserer Jugend wieder zu beginnen?"

„Macht Ihr mir einen Vorschlag," sagte Athos.

„Frei und offenherzig."

„Um wieder in das Feld zu ziehen?"

„Ja."

„Von wem und gegen wen?" fragte Athos plötzlich und heftete sein so klares und so wohlwollendes Auge auf den Gascogner.

„Ah, Teufel! Ihr seid dringend."

„Und besonders genau. Hört mich wohl, d'Artagnan. Es gibt nur eine Person, oder vielmehr eine Sache, der ein Mann wie ich nützlich sein kann: die Sache des Königs."

„Das ist es gerade," sprach der Musketier.

„Aber verständigen wir uns," versetzte Athos ernst.

„Wenn Ihr unter der Sache des Königs die Sache von Herrn von Mazarin versteht, so hören wir auf, uns zu begreifen."

„Ich sage das nicht gerade," antwortete der Gascogner verlegen.

„Hört, d'Artagnan," sprach Athos, „spielen wir nicht bis zu Ende. Euer Zögern, Eure Umwege sagen mir, von welcher Seite Ihr kommt. Diese Sache wagt man allerdings nicht laut zu gestehen, und wenn man für dieselbe wirbt, so thut man es mit gesenktem Ohre und mit verlegenem Tone."

„Ah, mein lieber Athos!" rief d'Artagnan.

„Ei, Ihr wißt wohl," versetzte Athos, daß ich nicht

von Euch spreche, der Ihr die Perle der braven, kühnen Männer seid. Ich spreche von dem schmutzigen, intriganten Italiener, von dem Pedanten, der eine Krone auf sein Haupt zu setzen versucht, die er unter einem Kopfkissen gestohlen hat, von dem Schurken, der seine Partei die Partei des Königs nennt und die Prinzen von Geblüt in das Gefängniß zu stecken trachtet, da er es nicht wagt, sie zu tödten, wie es unser Cardinal machte, der große Cardinal; ein Wucherer, der seine Goldthaler abwägt und die beschnittenen behält, aus Furcht, obgleich er betrügt, sie beim Spiele am nächsten Tage zu verlieren; ein Schuft, der die Königin mißhandelt, wie man versichert — übrigens desto schlimmer für sie! — und in drei Monaten einen Bürgerkrieg anfangen wird, um seine Pensionen zu behalten. Das ist der Herr, den Ihr mir vorschlagt, d'Artagnan? Großen Dank!

„Gott vergebe mir, Ihr seid lebhafter, als früher," sprach d'Artagnan, „und die Jahre haben Euer Blut erhitzt, statt es abzukühlen. Wer sagt Euch, daß dies mein Herr ist, und daß ich Euch denselben aufdringen will?"

„Teufel!" hatte der Gascogner zu sich gesagt, „einem so schlecht gestimmten Manne wollen wir unsere Geheimnisse nicht anvertrauen."

„Aber, mein lieber Freund," versetzte Athos, „worin bestehen dann Eure Vorschläge?"

„Ei, mein Gott, nichts ist einfacher. Ihr lebt auf Euern Gütern und seid, wie es scheint, glücklich auf Eurer goldenen Mittelstraße. Porthos hat vielleicht 50 bis 60,000 Livres Renten; Aramis hat immer noch fünfzehn Herzoginnen, die sich um den Prälaten streiten; wie sie sich um den Musketier stritten; er ist immer noch ein verdorbenes Kind des Schicksals. Aber ich, was thue ich in der Welt? Ich trage meinen Küraß und mein Büffelleder seid zwanzig Jahren an den ungenügenden Grad angeklammert, ohne vorzurücken, ohne zurückzuweichen, ohne zu leben. Ich bin todt mit einem Worte. Wenn es sich

für mich darum handelt, wieder ein wenig zu erwachen, so kommt Ihr alle und sagt mir: Es ist ein Schurke! es ist ein Schuft! es ist ein Wucherer! es ist ein schlechter Herr! Ei, bei Gott! ich bin auch Eurer Meinung, aber findet mir einen bessern oder macht mir Renten!"

Athos dachte drei Sekunden nach, und nach diesen drei Sekunden begriff er die List von d'Artagnan, der, weil er von Anfang zu weit gegangen war, nun abbrach, um sein Spiel zu verbergen. Er sah deutlich, daß die Vorschläge, die man ihm gemacht hatte, ernst gemeint waren, und sich in ihrer ganzen Entwicklung erklärt haben würden, wenn er ihnen etwas länger sein Ohr geliehen hätte.

„Gut," sagte er sich, „d'Artagnan ist Mazarin."

Von diesem Augenblick an beobachtete er ihn mit außerordentlicher Klugheit.

D'Artagnan seinerseits spielte verschlossener, als je.

„Aber Ihr habt einen Gedanken?" fuhr Athos fort.

„Allerdings, ich wollte von Euch Allen Rath einholen, um darauf bedacht zu sein, etwas zu thun, denn die Einen ohne die Andern sind wir immer unvollständig."

„Allerdings. Ihr spracht mir von Porthos; habt Ihr ihn bestimmt, Vermögen zu suchen. Aber er besitzt Vermögen?"

Ganz gewiß, er besitzt. Doch der Mensch ist einmal so, er wünscht immer etwas Anderes."

„Und was wünscht Porthos?"

„Baron zu sein."

„Ah, das ist wahr; ich hatte es vergessen," sprach Athos lachend.

„Es ist wahr?" dachte d'Artagnan, „und woher hat er es erfahren? Sollte er mit Aramis im Briefwechsel stehen? Ah! wenn ich das wüßte, so wüßte ich Alles."

Hier endigte die Unterredung, denn gerade in diesem Augenblick erschien Raoul. Athos wollte ihn ohne Bitterkeit zanken, aber der junge Mensch sah so betrübt aus,

Digitized by Google

schwor, er erkenne auf eine untrügliche Weise die kleine Handschrift von Aramis. Bei dem andern Briefe nahm er eine lange, schwankende Frauenhandschrift wahr.

„Kommt," sagte d'Artagnan zu Raoul, als er sah, daß Athos allein zu bleiben wünschte, entweder, um die Briefe zu beantworten oder um darüber nachzudenken; „kommt, wir wollen einen Gang in dem Fechtsaale machen, das wird Euch zerstreuen."

Der junge Mensch schaute Athos an, welcher seinen Blick mit einem Zeichen der Beistimmung beantwortete.

D'Artagnan und Raoul gingen in einen Saal, in welchem Rappiere, Handschuhe, Bruststücke und ähnliche zum Fechten gehörige Gegenstände aufgehängt waren.

„Nun?" fragte Athos, als er nach einer Viertelstunde im Saale erschien.

„Es ist bereits Euere Hand, mein lieber Athos," antwortete d'Artagnan, „und wenn es auch Euer kaltes Blut wird, so habe ich Euch nur mein Compliment zu machen."

Der junge Mensch war etwas beschämt. Für die paar Male, die er d'Artagnan am Arm oder am Schenkel berührt hatte, hatte ihn dieser zwanzigmal auf den vollen Leib getroffen.

In diesem Augenblick trat Charlot ein und überbrachte einen sehr eiligen Brief für d'Artagnan, den ein Bote so eben abgegeben hatte.

Nun war die Reihe an Athos, aus einem Winkel des Auges zu beobachten.

D'Artagnan las den Brief ohne eine scheinbare Bewegung und sagte, nachdem er ihn gelesen hatte, mit einem leichten Schütteln des Kopfes:

„Seht, mein lieber Freund, was der Dienst ist, und Ihr habt meiner Treue Recht, nicht wieder eintreten zu wollen: Herr von Treville ist krank geworden, die Com-

ch spreche,
seid. Ich
iener, von den
n setzen verfu
hat, von dem
nigs nennt
iß zu stecken
ie es unser
herer, der
n behält, aus
m nächsten
gin mißhandel
immer für
eg anfangen
der Herr, de
Dank!
tt vergebe
Artagnan,
es abzuküh
und daß ich
fel!" hatte
gestimmten
anvertrauen
, mein
n Eure
mein
n und
Mittelstra
es Rente
, die sich
Musketi
d des
Ich trage
Jahre
ohne
ch bin

schwor, er erkenne auf eine untrügliche Weise die kleine Handschrift von Aramis. Bei dem andern Briefe nahm er eine lange, schwankende Frauenhandschrift wahr.

„Kommt," sagte d'Artagnan zu Raoul, als er sah, daß Athos allein zu bleiben wünschte, entweder, um die Briefe zu beantworten oder um darüber nachzudenken; „kommt, wir wollen einen Gang in dem Fechtsaale machen, das wird Euch zerstreuen."

Der junge Mensch schaute Athos an, welcher seinen Blick mit einem Zeichen der Beistimmung beantwortete.

D'Artagnan und Raoul gingen in einen Saal, in welchem Rappiere, Handschuhe, Bruststücke und ähnliche zum Fechten gehörige Gegenstände aufgehängt waren.

„Nun?" fragte Athos, als er nach einer Viertelstunde im Saale erschien.

„Es ist bereits Euere Hand, mein lieber Athos," antwortete d'Artagnan, „und wenn es auch Euer kaltes Blut wird, so habe ich Euch nur mein Compliment zu machen."

Der junge Mensch war etwas beschämt. Für die paar Male, die er d'Artagnan am Arm oder am Schenkel berührt hatte, hatte ihn dieser zwanzigmal auf den vollen Leib getroffen.

In diesem Augenblick trat Charlot ein und überbrachte einen sehr eiligen Brief für d'Artagnan, den ein Bote so eben abgegeben hatte.

Nun war die Reihe an Athos, aus einem Winkel des Auges zu beobachten.

D'Artagnan las den Brief ohne eine scheinbare Bewegung und sagte, nachdem er ihn gelesen hatte, mit einem leichten Schütteln des Kopfes:

„Seht, mein lieber Freund, was der Dienst ist, und Ihr habt meiner Treue Recht, nicht wieder eintreten zu wollen: Herr von Treville ist krank geworden, die Com-

daß er nicht den Muth hatte und sich unterbrach, um ihn zu fragen, was ihm wäre.

„Sollte es bei unserer jungen Nachbarin schlimmer gehen?" sprach d'Artagnan.

„Ach! Herr," versetzte Raoul, beinahe unter dem Schmerze erstickend, „ihr Fall ist sehr ernst und der Arzt befürchtet, sie werde, wenn auch ohne scheinbare Mißstaltung, ihr ganzes Leben hinken."

„Ah, das wäre furchtbar!" sprach Athos.

D'Artagnan hatte einen Scherz auf den Lippen, als er aber sah, welchen Antheil Athos an dem Unglück nahm, hielt er ihn zurück.

„O, Herr, was mich am meisten hiebei in Verzweiflung bringt," versetzte Raoul, „ist der Umstand, daß ich die Ursache dieses Unglücks bin."

„Wie Du, Raoul?" fragte Athos."

„Allerdings: ist sie nicht, um zu mir zu laufen, von dem Holzstoße herabgesprungen?"

„Es bleibt Euch kein anderes Mittel, mein lieber Raoul, als sie zur Sühnung zu heirathen," sagte d'Artagnan.

„Mein Herr," entgegnete Raoul, „Ihr scherzt mit einem wahren Kummer: das ist schlimm!

Und Raoul, der der Einsamkeit bedurfte, um nach Belieben weinen zu können, ging in sein Zimmer, das er erst zur Frühstücksstunde wieder verließ.

Das gute Einverständniß der zwei Freunde hatte sich nicht im Mindesten durch das Scharmützel am Morgen verändert: sie frühstückten mit dem besten Appetit und schauten von Zeit zu Zeit den armen Raoul an, der, die Augen feucht, das Herz schwer, kaum die Speisen berührte.

Am Ende des Frühstücks kamen zwei Briefe, welche Athos mit der größten Aufmerksamkeit las, ohne sich wiederholt eines Bebens enthalten zu können. D'Artagnan, der ihn diese Briefe von der Seite des Tisches an der andern lesen sah und dessen Gesicht äußerst scharf war

ſchwor, er erkenne auf eine untrügliche Weiſe die kleine Handſchrift von Aramis. Bei dem andern Briefe nahm er eine lange, ſchwankende Frauenhandſchrift wahr.

„Kommt," ſagte d'Artagnan zu Raoul, als er ſah, daß Athos allein zu bleiben wünſchte, entweder, um die Briefe zu beantworten oder um darüber nachzudenken; „kommt, wir wollen einen Gang in dem Fechtſaale machen, das wird Euch zerſtreuen."

Der junge Menſch ſchaute Athos an, welcher ſeinen Blick mit einem Zeichen der Beiſtimmung beantwortete.

D'Artagnan und Raoul gingen in einen Saal, in welchem Rappiere, Handſchuhe, Bruſtſtücke und ähnliche zum Fechten gehörige Gegenſtände aufgehängt waren.

„Nun?" fragte Athos, als er nach einer Viertelſtunde im Saale erſchien.

„Es iſt bereits Euere Hand, mein lieber Athos," antwortete d'Artagnan, „und wenn es auch Euer kaltes Blut wird, ſo habe ich Euch nur mein Compliment zu machen."

Der junge Menſch war etwas beſchämt. Für die paar Male, die er d'Artagnan am Arm oder am Schenkel berührt hatte, hatte ihn dieſer zwanzigmal auf den vollen Leib getroffen.

In dieſem Augenblick trat Charlot ein und überbrachte einen ſehr eiligen Brief für d'Artagnan, den ein Bote ſo eben abgegeben hatte.

Nun war die Reihe an Athos, aus einem Winkel des Auges zu beobachten.

D'Artagnan las den Brief ohne eine ſcheinbare Bewegung und ſagte, nachdem er ihn geleſen hatte, mit einem leichten Schütteln des Kopfes:

„Seht, mein lieber Freund, was der Dienſt iſt, und Ihr habt meiner Treue Recht, nicht wieder eintreten zu wollen: Herr von Treville iſt krank geworden, die Com-

pagnie kann meiner nicht entbehren und mein Urlaub geht somit verloren."

„Ihr kehrt nach Paris zurück?" sprach Athos lebhaft.

„Ei, mein Gott! ja," erwiederte d'Artagnan; „aber kommt Ihr nicht auch selbst dahin?"

Athos erröthete ein wenig und antwortete:

„Wenn ich dahin käme, würde ich mich sehr glücklich schätzen, Euch zu sehen."

„Holla! Planchet!" rief d'Artagnan aus der Thüre, „wir reisen in zehn Minuten: gib den Pferden Haber."

Dann sich gegen Athos umwendend:

„Es ist mir, als fesselte mich etwas hier und es thut mir in der That unendlich leid, Euch verlassen zu müssen, ohne den guten Grimaud gesehen zu haben."

„Grimaud?" versetzte Athos. „Ach! es ist wahr, ich wunderte mich, daß Ihr Euch nicht nach ihm erkundigtet. Ich habe ihn einem von meinen Freunden geliehen."

„Der sein Zeichen versteht?" sagte d'Artagnan.

„Ich hoffe es."

Die zwei Freunde umarmten sich herzlich. D'Artagnan drückte Raoul die Hand, nahm Athos das Versprechen ab, ihn zu besuchen, wenn er nach Paris käme, und ihm zu schreiben, wenn er nicht käme. Planchet, pünktlich wie immer, saß bereits im Sattel.

„Kommt Ihr nicht mit mir?" sprach d'Artagnan lachend zu Raoul; „ich reite durch Blois."

Raoul wandte sich gegen Athos um, der ihn durch ein unmerkliches Zeichen zurückhielt.

„Mein Herr," antwortete der Jüngling, „ich bleibe bei dem Herrn Grafen."

„In diesem Falle lebt wohl, alle Beide," sprach d'Artagnan und drückte ihnen zum letzten Male die Hand, „und Gott beschütze Euch, wie wir sagten, so oft wir uns zur Zeit des seligen Cardinals trennten."

Athos machte ihm ein Zeichen mit der Hand, Raoul eine Verbeugung und d'Artagnan entfernte sich mit Planchet.

Der Graf folgte ihnen mit den Augen, die Hand auf die Schulter des jungen Menschen gestützt, dessen Höhe beinahe der seinigen gleichkam, aber sobald sie hinter der Mauer verschwunden waren, sagte Athos:

„Raoul, wir reisen diesen Abend nach Paris."

„Wie!" rief der Jüngling erbleichend.

„Du kannst Dein Lebewohl und das meinige Frau von Saint-Remy vermelden. Ich erwarte Dich hier um sieben Uhr."

Der Jüngling verbeugte sich mit einem von Schmerz und Dankbarkeit gemischten Ausdrucke und ging weg, um sein Pferd zu satteln.

D'Artagnan war kaum aus dem Blicke, als er den Brief aus der Tasche zog, um ihn noch einmal zu lesen:

„Kommt auf der Stelle nach Paris zurück.

J. M."

„Der Brief ist trocken," murmelte d'Artagnan, „und wenn nicht eine Nachschrift dabei wäre, hätte ich ihn vielleicht nicht verstanden, aber zum Glücke findet sich eine Nachschrift."

Und er las die herrliche Nachschrift, die ihn die Trockenheit des Briefes vergessen ließ.

N. S. Geht zu dem Schatzmeister des Königs in Blois, nennt ihm Euern Namen und zeigt ihm diesen Brief; Ihr werdet zweihundert Pistolen erhalten."

„Diese Prosa liebe ich," sprach d'Artagnan, „und der Cardinal schreibt besser, als ich glaubte. Vorwärts, Planchet, wir wollen dem Herrn Schatzmeister des Königs einen Besuch machen, und dann die Sporen eingesetzt!"

„Nach Paris, gnädiger Herr?"

„Nach Paris."

Und Beide ritten in ſtarkem Trabe die Straße entlang.

XVII.

Herr von Beaufort.

Man vernehme, was ſich ereignet hatte und was die Urſachen waren, welche die Rückkehr von d'Artagnan nach Paris nothwendig machten.

Als ſich eines Abends Mazarin, ſeiner Gewohnheit gemäß, zu einer Stunde, wo ſich alle Welt entfernt hatte, zu der Königin begab und an dem Saale der Wachen vorüber kam, deſſen eine Thüre nach dem Vorzimmer ging, hörte er laut in dieſem Saale ſprechen; er wollte wiſſen, worüber die Soldaten ſich unterhielten, näherte ſich, ebenfalls ſeiner Gewohnheit gemäß, mit Wolfstritten, ſtieß die Thüre etwas auf und ſteckte durch die Oeffnung den Kopf hinein.

Es war ein Streit unter den Wachen.

„Und ich erwiedere Euch," ſprach Einer von den Soldaten, „wenn Coyſel dies vorhergeſagt hat, ſo iſt die Sache ſo gewiß, als ob ſie bereits geſchehen wäre. Ich kenne ihn nicht, aber ich habe gehört, er wäre nicht nur ein Aſtrolog, ſondern auch ein Magier."

„Peſt! mein Lieber, wenn er zu Deinen Freunden gehört, ſo nimm Dich in Acht, Du leiſteſt ihm einen ſchlechten Dienſt."

„Warum dies?"

„Weil man ihm leicht den Prozeß machen könnte."

„Ah, bah! man verbrennt heut zu Tage die Zauberer nicht mehr."

„Nicht? Es ſcheint mir jedoch, es iſt noch nicht ſo lange her, daß der verſtorbene Cardinal Urbain Grandier

verbrennen ließ. Ich weiß etwas davon zu erzählen, ich war Wache bei dem Scheiterhaufen und sah ihn rösten."

„Mein Lieber, Urbain Grandier war kein Zauberer, sondern ein Gelehrter, das ist ganz etwas Anderes. Urbain Grandier weissagte nicht die Zukunft, sondern er kannte die Vergangenheit, was zuweilen noch viel schlimmer ist."

Mazarin schüttelte beipflichtend den Kopf. Da er aber wissen wollte, über welche Weissagung man stritt, so blieb er auf der Stelle.

„Ich sage Dir nicht," versetzte der Soldat, „Coysel sei kein Zauberer, sondern ich sage Dir, daß wenn er seine Weissagung zum Voraus bekannt macht, dies das Mittel ist, daß sie nicht in Erfüllung geht."

„Warum?"

„Ganz gewiß, wenn wir uns mit einander schlagen und ich sage Dir, ich will Dir eine Terze oder ich will Dir eine Sekunde beibringen, so parirst Du natürlich. Wenn nun Coysel so laut sagt, daß es der Cardinal hört, an dem und dem Tag wird sich der und der Gefangene flüchten, so wird der Cardinal offenbar seine Maßregeln so gut nehmen, daß sich der Gefangene nicht flüchten kann.

Ei, mein Gott," sprach ein Anderer, der, auf einer Bank gelagert, zu schlafen schien und trotz seines scheinbaren Schlafes kein Wort von dem Gespräche verlor, „glaubt Ihr, die Menschen können ihrem Geschicke entgehen? Wenn es da oben geschrieben steht, daß Herr von Beaufort sich flüchten soll, so wird er sich flüchten, und alle Vorsichtsmaßregeln des Cardinals können es nicht verhindern."

Mazarin bebte. Er war Italiener, das heißt, abergläubisch. Rasch trat er mitten unter die Wachen, welche, ihn gewahr werdend, ihr Gespräch unterbrachen.

„Was sagtet Ihr, meine Herren," sprach er mit seinem schmeichelnden Lächeln. „Ich glaubte, Herr von Beaufort wäre entwichen."

„Oh! nein, Monseigneur," sprach der ungläubige Soldat, für den Augenblick ist noch keine Gefahr. Man sagte nur, er sollte entweichen."

„Und wer sagt dies?"

„Wiederholt Eure Geschichte, Saint-Laurent," sagte der Garde, sich gegen den Erzähler umwendend.

„Monseigneur," sprach dieser, „ich erzählte ganz einfach diesen Herren, was ich von der Weissagung eines gewissen Coysel gehört habe, welcher behauptet, so gut auch Herr von Beaufort bewacht sei, so werde er doch vor Pfingsten entkommen."

„Und dieser Coysel ist ein Träumer? ein Narr?" versetzte der Cardinal, beständig lächelnd.

„Nein," antwortete der Garde, hartnäckig in seiner Gläubigkeit." Er weissagte viele Dinge, welche geschehen sind, z. B., die Königin würde einen Sohn gebären, Coligny in einem Duell mit dem Herzog von Guise getödtet, der Coadjutor zum Cardinal ernannt werden. Die Königin gebar nicht nur einen ersten Sohn, sondern auch zwei Jahre später einen zweiten und Herr von Coligny wurde getödtet."

„Ja," sagte Mazarin, „aber der Herr Coadjutor ist noch nicht Cardinal."

„Nein, Monseigneur," erwiederte der Garde, „aber er wird es werden."

Mazarin machte eine Grimasse, welche sagen wollte: er hat das Baret noch nicht. Dann fügte er bei:

„Es ist also Eure Meinung, mein Freund, Herr von Beaufort solle sich flüchten."

„Dieß ist so sehr meine Meinung, Monseigneur," sprach der Soldat, „daß ich, wenn Eure Eminenz mir zu dieser Stunde die Stelle von Herrn von Chavigny, das heißt, die des Gouverneurs im Schlosse Vincennes anböte, ich dieselbe nicht annehmen würde. Ja, am Tage nach Pfingsten wäre es etwas Anderes."

Es gibt nichts Ueberzeugenderes, als eine große Ueber-

zeugung. Sie übt ſogar ihren Einfluß auf Ungläubige aus, und weit entfernt, ungläubig zu ſein, war Mazarin, wie geſagt, vielmehr abergläubiſch. Er entfernte ſich alſo ganz in Gedanken verſunken.

„Der Knauſer!“ ſprach der Garde, welcher an der Wand lehnte. „Er ſtellte ſich, als glaubte er nicht an Euern Magier, Saint-Laurent, damit er Euch nichts zu geben brauchte. Aber ſobald er in ſeine Wohnung zurückgekehrt iſt, wird er Eure Weiſſagung benützen.

Statt ſeinen Weg nach dem Zimmer der Königin fortzuſetzen, kehrte Mazarin wirklich nach ſeinem Cabinet zurück, rief Bernouin und gab Befehl, man ſolle ihm am andern Morgen bei Tagesanbruch den Gefreiten holen, den er Herrn von Beaufort beigegeben habe, und ihn wecken, ſo bald er kommen würde.

Ohne es zu vermuthen, hatte der Garde die ſchmerzlichſte Wunde des Cardinals mit dem Finger berührt. Seit den fünf Jahren, die Herr von Beaufort im Gefängniſſe ſaß, verging kein Tag, an welchem Mazarin nicht dachte, Herr von Beaufort werde früher oder ſpäter entkommen. Man konnte einen Enkel von Heinrich IV. nicht ſein ganzes Leben lang gefangen halten, beſonders wenn dieſer Enkel von Heinrich IV. kaum dreißig Jahre alt war. Aber wie er den Kerker verlaſſen mochte, welchen Haß mußte er nicht in ſeiner Gefangenſchaft gegen denjenigen angehäuft haben, welchem er dieſelbe zu danken hatte, . . . der ihn, reich, tapfer, berühmt, von den Frauen geliebt, von den Männern gefürchtet, gefaßt hatte, um von ſeinem Leben die ſchönſten Jahre abzuſchneiden, denn im Gefängniß leben iſt kein Daſein. Mittlerweile verdoppelte Mazarin ſeine Wachſamkeit gegen Herrn von Beaufort, nur war er dem Geizigen in der Fabel ähnlich, der neben ſeinem Schatze nicht ſchlafen konnte. Oft erwachte er plötzlich in der Nacht bei dem Traume, man habe ihm Herrn von Beaufort geſtohlen. Dann erkundigte er ſich

daß er nicht den Muth hatte und sich unterbrach, um ihn zu fragen, was ihm wäre.

„Sollte es bei unserer jungen Nachbarin schlimmer gehen?" sprach d'Artagnan.

„Ach! Herr," versetzte Raoul, beinahe unter dem Schmerze erstickend, „ihr Fall ist sehr ernst und der Arzt befürchtet, sie werde, wenn auch ohne scheinbare Mißstaltung, ihr ganzes Leben hinken."

„Ah, das wäre furchtbar!" sprach Athos.

D'Artagnan hatte einen Scherz auf den Lippen, als er aber sah, welchen Antheil Athos an dem Unglück nahm, hielt er ihn zurück.

„O, Herr, was mich am meisten hiebei in Verzweiflung bringt," versetzte Raoul, „ist der Umstand, daß ich die Ursache dieses Unglücks bin."

„Wie Du, Raoul?" fragte Athos."

„Allerdings: ist sie nicht, um zu mir zu laufen, von dem Holzstoße herabgesprungen?"

„Es bleibt Euch kein anderes Mittel, mein lieber Raoul, als sie zur Sühnung zu heirathen," sagte d'Artagnan.

„Mein Herr," entgegnete Raoul, „Ihr scherzt mit einem wahren Kummer: das ist schlimm!

Und Raoul, der der Einsamkeit bedurfte, um nach Belieben weinen zu können, ging in sein Zimmer, das er erst zur Frühstücksstunde wieder verließ.

Das gute Einverständniß der zwei Freunde hatte sich nicht im Mindesten durch das Scharmützel am Morgen verändert: sie frühstückten mit dem besten Appetit und schauten von Zeit zu Zeit den armen Raoul an, der, die Augen feucht, das Herz schwer, kaum die Speisen berührte.

Am Ende des Frühstücks kamen zwei Briefe, welche Athos mit der größten Aufmerksamkeit las, ohne sich wiederholt eines Bebens enthalten zu können. D'Artagnan, der ihn diese Briefe von der Seite des Tisches an der andern lesen sah und dessen Gesicht äußerst scharf war

schwor, er erkenne auf eine untrügliche Weise die kleine Handschrift von Aramis. Bei dem andern Briefe nahm er eine lange, schwankende Frauenhandschrift wahr.

„Kommt," sagte d'Artagnan zu Raoul, als er sah, daß Athos allein zu bleiben wünschte, entweder, um die Briefe zu beantworten oder um darüber nachzudenken; „kommt, wir wollen einen Gang in dem Fechtsaale machen, das wird Euch zerstreuen."

Der junge Mensch schaute Athos an, welcher seinen Blick mit einem Zeichen der Beistimmung beantwortete.

D'Artagnan und Raoul gingen in einen Saal, in welchem Rappiere, Handschuhe, Bruststücke und ähnliche zum Fechten gehörige Gegenstände aufgehängt waren.

„Nun?" fragte Athos, als er nach einer Viertelstunde im Saale erschien.

„Es ist bereits Euere Hand, mein lieber Athos," antwortete d'Artagnan, „und wenn es auch Euer kaltes Blut wird, so habe ich Euch nur mein Compliment zu machen."

Der junge Mensch war etwas beschämt. Für die paar Male, die er d'Artagnan am Arm oder am Schenkel berührt hatte, hatte ihn dieser zwanzigmal auf den vollen Leib getroffen.

In diesem Augenblick trat Charlot ein und überbrachte einen sehr eiligen Brief für d'Artagnan, den ein Bote so eben abgegeben hatte.

Nun war die Reihe an Athos, aus einem Winkel des Auges zu beobachten.

D'Artagnan las den Brief ohne eine scheinbare Bewegung und sagte, nachdem er ihn gelesen hatte, mit einem leichten Schütteln des Kopfes:

„Seht, mein lieber Freund, was der Dienst ist, und Ihr habt meiner Treue Recht, nicht wieder eintreten zu wollen: Herr von Treville ist krank geworden, die Com-

pagnie kann meiner nicht entbehren und mein Urlaub geht somit verloren."

„Ihr kehrt nach Paris zurück?" sprach Athos lebhaft.

„Ei, mein Gott! ja," erwiederte d'Artagnan; „aber kommt Ihr nicht auch selbst dahin?"

Athos erröthete ein wenig und antwortete:

„Wenn ich dahin käme, würde ich mich sehr glücklich schätzen, Euch zu sehen."

„Holla! Planchet!" rief d'Artagnan aus der Thüre, „wir reisen in zehn Minuten: gib den Pferden Haber."

Dann sich gegen Athos umwendend:

„Es ist mir, als fesselte mich etwas hier und es thut mir in der That unendlich leid, Euch verlassen zu müssen, ohne den guten Grimaud gesehen zu haben."

„Grimaud?" versetzte Athos. „Ach! es ist wahr, ich wunderte mich, daß Ihr Euch nicht nach ihm erkundigtet. Ich habe ihn einem von meinen Freunden geliehen."

„Der sein Zeichen versteht?" sagte d'Artagnan.

„Ich hoffe es."

Die zwei Freunde umarmten sich herzlich. D'Artagnan drückte Raoul die Hand, nahm Athos das Versprechen ab, ihn zu besuchen, wenn er nach Paris käme, und ihm zu schreiben, wenn er nicht käme. Planchet, pünktlich wie immer, saß bereits im Sattel.

„Kommt Ihr nicht mit mir?" sprach d'Artagnan lachend zu Raoul; „ich reite durch Blois."

Raoul wandte sich gegen Athos um, der ihn durch ein unmerkliches Zeichen zurückhielt.

„Mein Herr," antwortete der Jüngling, „ich bleibe bei dem Herrn Grafen."

„In diesem Falle lebt wohl, alle Beide," sprach d'Artagnan und drückte ihnen zum letzten Male die Hand, „und Gott beschütze Euch, wie wir sagten, so oft wir uns zur Zeit des seligen Cardinals trennten."

Athos machte ihm ein Zeichen mit der Hand, Raoul eine Verbeugung und d'Artagnan entfernte sich mit Planchet.

Der Graf folgte ihnen mit den Augen, die Hand auf die Schulter des jungen Menschen gestützt, dessen Höhe beinahe der seinigen gleichkam, aber sobald sie hinter der Mauer verschwunden waren, sagte Athos:

„Raoul, wir reisen diesen Abend nach Paris."

„Wie!" rief der Jüngling erbleichend.

„Du kannst Dein Lebewohl und das meinige Frau von Saint-Remy vermelden. Ich erwarte Dich hier um sieben Uhr."

Der Jüngling verbeugte sich mit einem von Schmerz und Dankbarkeit gemischten Ausdrucke und ging weg, um sein Pferd zu satteln.

D'Artagnan war kaum aus dem Blicke, als er den Brief aus der Tasche zog, um ihn noch einmal zu lesen:

„Kommt auf der Stelle nach Paris zurück.

J. M."

„Der Brief ist trocken," murmelte d'Artagnan, „und wenn nicht eine Nachschrift dabei wäre, hätte ich ihn vielleicht nicht verstanden, aber zum Glücke findet sich eine Nachschrift."

Und er las die herrliche Nachschrift, die ihn die Trockenheit des Briefes vergessen ließ.

N. S. Geht zu dem Schatzmeister des Königs in Blois, nennt ihm Euern Namen und zeigt ihm diesen Brief; Ihr werdet zweihundert Pistolen erhalten."

„Diese Prosa liebe ich," sprach d'Artagnan, „und der Cardinal schreibt besser, als ich glaubte. Vorwärts, Planchet, wir wollen dem Herrn Schatzmeister des Königs einen Besuch machen, und dann die Sporen eingesetzt!"

„Nach Paris, gnädiger Herr?"

„Nach Paris."

Und Beide ritten in starkem Trabe die Straße entlang.

XVII.

Herr von Beaufort.

Man vernehme, was sich ereignet hatte und was die Ursachen waren, welche die Rückkehr von d'Artagnan nach Paris nothwendig machten.

Als sich eines Abends Mazarin, seiner Gewohnheit gemäß, zu einer Stunde, wo sich alle Welt entfernt hatte, zu der Königin begab und an dem Saale der Wachen vorüber kam, dessen eine Thüre nach dem Vorzimmer ging, hörte er laut in diesem Saale sprechen; er wollte wissen, worüber die Soldaten sich unterhielten, näherte sich, ebenfalls seiner Gewohnheit gemäß, mit Wolfsschritten, stieß die Thüre etwas auf und steckte durch die Oeffnung den Kopf hinein.

Es war ein Streit unter den Wachen.

„Und ich erwiedere Euch," sprach Einer von den Soldaten, „wenn Coyfel dies vorhergesagt hat, so ist die Sache so gewiß, als ob sie bereits geschehen wäre. Ich kenne ihn nicht, aber ich habe gehört, er wäre nicht nur ein Astrolog, sondern auch ein Magier."

„Pest! mein Lieber, wenn er zu Deinen Freunden gehört, so nimm Dich in Acht, Du leistest ihm einen schlechten Dienst."

„Warum dies?"

„Weil man ihm leicht den Prozeß machen könnte."

„Ah, bah! man verbrennt heut zu Tage die Zauberer nicht mehr."

„Nicht? Es scheint mir jedoch, es ist noch nicht so lange her, daß der verstorbene Cardinal Urbain Grandier

verbrennen ließ. Ich weiß etwas davon zu erzählen, ich war Wache bei dem Scheiterhaufen und sah ihn rösten."

„Mein Lieber, Urbain Grandier war kein Zauberer, sondern ein Gelehrter, das ist ganz etwas Anderes. Urbain Grandier weissagte nicht die Zukunft, sondern er kannte die Vergangenheit, was zuweilen noch viel schlimmer ist."

Mazarin schüttelte beipflichtend den Kopf. Da er aber wissen wollte, über welche Weissagung man stritt, so blieb er auf der Stelle.

„Ich sage Dir nicht," versetzte der Soldat, „Coysel sei kein Zauberer, sondern ich sage Dir, daß wenn er seine Weissagung zum Voraus bekannt macht, dies das Mittel ist, daß sie nicht in Erfüllung geht."

„Warum?"

„Ganz gewiß, wenn wir uns mit einander schlagen und ich sage Dir, ich will Dir eine Terze oder ich will Dir eine Sekunde beibringen, so parirst Du natürlich. Wenn nun Coysel so laut sagt, daß es der Cardinal hört, an dem und dem Tag wird sich der und der Gefangene flüchten, so wird der Cardinal offenbar seine Maßregeln so gut nehmen, daß sich der Gefangene nicht flüchten kann.

Ei, mein Gott," sprach ein Anderer, der, auf einer Bank gelagert, zu schlafen schien und trotz seines scheinbaren Schlafes kein Wort von dem Gespräche verlor, „glaubt Ihr, die Menschen können ihrem Geschicke entgehen? Wenn es da oben geschrieben steht, daß Herr von Beaufort sich flüchten soll, so wird er sich flüchten, und alle Vorsichtsmaßregeln des Cardinals können es nicht verhindern."

Mazarin bebte. Er war Italiener, das heißt, abergläubisch. Rasch trat er mitten unter die Wachen, welche, ihn gewahr werdend, ihr Gespräch unterbrachen.

„Was sagtet Ihr, meine Herren," sprach er mit seinem schmeichelnden Lächeln. „Ich glaubte, Herr von Beaufort wäre entwichen."

„Oh! nein, Monseigneur," sprach der ungläubige Soldat, für den Augenblick ist noch keine Gefahr. Man sagte nur, er sollte entweichen."

„Und wer sagt dies?"

„Wiederholt Eure Geschichte, Saint-Laurent," sagte der Garde, sich gegen den Erzähler umwendend.

„Monseigneur," sprach dieser, „ich erzählte ganz einfach diesen Herren, was ich von der Weissagung eines gewissen Coysel gehört habe, welcher behauptet, so gut auch Herr von Beaufort bewacht sei, so werde er doch vor Pfingsten entkommen."

„Und dieser Coysel ist ein Träumer? ein Narr?" versetzte der Cardinal, beständig lächelnd.

„Nein," antwortete der Garde, hartnäckig in seiner Gläubigkeit." Er weissagte viele Dinge, welche geschehen sind, z. B., die Königin würde einen Sohn gebären, Coligny in einem Duell mit dem Herzog von Guise getödtet, der Coadjutor zum Cardinal ernannt werden. Die Königin gebar nicht nur einen ersten Sohn, sondern auch zwei Jahre später einen zweiten und Herr von Coligny wurde getödtet."

„Ja," sagte Mazarin, „aber der Herr Coadjutor ist noch nicht Cardinal."

„Nein, Monseigneur," erwiederte der Garde, „aber er wird es werden."

Mazarin machte eine Grimasse, welche sagen wollte: er hat das Baret noch nicht. Dann fügte er bei:

„Es ist also Eure Meinung, mein Freund, Herr von Beaufort solle sich flüchten."

„Dieß ist so sehr meine Meinung, Monseigneur," sprach der Soldat, „daß ich, wenn Eure Eminenz mir zu dieser Stunde die Stelle von Herrn von Chavigny, das heißt, die des Gouverneurs im Schlosse Vincennes anböte, ich dieselbe nicht annehmen würde. Ja, am Tage nach Pfingsten wäre es etwas Anderes."

Es gibt nichts Ueberzeugenderes, als eine große Ueber-

zeugung. Sie übt sogar ihren Einfluß auf Ungläubige aus, und weit entfernt, ungläubig zu sein, war Mazarin, wie gesagt, vielmehr abergläubisch. Er entfernte sich also ganz in Gedanken versunken.

„Der Knauser!“ sprach der Garde, welcher an der Wand lehnte. „Er stellte sich, als glaubte er nicht an Euern Magier, Saint-Laurent, damit er Euch nichts zu geben brauchte. Aber sobald er in seine Wohnung zurückgekehrt ist, wird er Eure Weissagung benützen.

Statt seinen Weg nach dem Zimmer der Königin fortzusetzen, kehrte Mazarin wirklich nach seinem Cabinet zurück, rief Bernouin und gab Befehl, man solle ihm am andern Morgen bei Tagesanbruch den Gefreiten holen, den er Herrn von Beaufort beigegeben habe, und ihn wecken, so bald er kommen würde.

Ohne es zu vermuthen, hatte der Garde die schmerzlichste Wunde des Cardinals mit dem Finger berührt. Seit den fünf Jahren, die Herr von Beaufort im Gefängnisse saß, verging kein Tag, an welchem Mazarin nicht dachte, Herr von Beaufort werde früher oder später entkommen. Man konnte einen Enkel von Heinrich IV. nicht sein ganzes Leben lang gefangen halten, besonders wenn dieser Enkel von Heinrich IV. kaum dreißig Jahre alt war. Aber wie er den Kerker verlassen mochte, welchen Haß mußte er nicht in seiner Gefangenschaft gegen denjenigen angehäuft haben, welchem er dieselbe zu danken hatte, . . . der ihn, reich, tapfer, berühmt, von den Frauen geliebt, von den Männern gefürchtet, gefaßt hatte, um von seinem Leben die schönsten Jahre abzuschneiden, denn im Gefängniß leben ist kein Dasein. Mittlerweile verdoppelte Mazarin seine Wachsamkeit gegen Herrn von Beaufort, nur war er dem Geizigen in der Fabel ähnlich, der neben seinem Schatze nicht schlafen konnte. Oft erwachte er plötzlich in der Nacht bei dem Traume, man habe ihm Herrn von Beaufort gestohlen. Dann erkundigte er sich

nach ihm, und bei jeder Erkundigung, die er einzog, mußte er zu seinem Schmerze erfahren, der Gefangene spiele, trinke, singe und befinde sich ganz vortrefflich. Aber mitten im Spielen, Trinken und Singen unterbreche er sich immer wieder, um zu schwören, Mazarin soll ihm das Vergnügen, das er ihn in Vincennes zu genießen nöthige, theuer bezahlen.

Dieser Gedanke beschäftigte den Minister ganz gewaltig. Als Bernouin Morgens sieben Uhr in sein Zimmer trat, um ihn aufzuwecken, war auch sein erstes Wort:

„He, was gibt es? Ist Herr von Beaufort aus Vincennes entwichen?"

„Ich glaube nicht, Monseigneur," antwortete Bernouin, dessen officielle Ruhe sich nie verleugnete. „Aber in jedem Fall bekommt Ihr Nachricht von ihm, denn der Gefreite La Ramée, den man diesen Morgen in Vincennes geholt hat, ist da und erwartet die Befehle Eurer Eminenz."

„Oeffnet und laßt ihn eintreten," sprach Mazarin, und legte seine Kissen so zurecht, daß er ihn im Bette sitzend empfangen konnte.

Der Offizier*) trat ein. Es war ein großer, dicker, pausbäckiger Mann von gutem Aussehen. Er hatte eine gewisse ruhige Miene, welche Mazarin beunruhigte.

„Dieser Bursche sieht ganz aus, wie ein Dummkopf," murmelte er.

Der Gefreite blieb aufrecht und stillschweigend an der Thüre stehen.

„Nähert Euch, mein Herr," sagte Mazarin.

Der Gefreite gehorchte.

---

*) Gefreiter — Exempt — hatte in Frankreich einen viel weiteren Umfang. Der Gefreite bei den Garden zum Beispiel hatte Rittmeisters oder Hauptmanns Rang.

„Wißt Ihr, was man hier sagt?“ fuhr der Cardinal fort.

„Nein, Monseigneur.“

„Nun wohl, man sagt, Herr von Beaufort werde aus Vincennes entweichen, wenn er es nicht bereits gethan hat.“

Das Gesicht des Officiers drückte das tiefste Erstaunen aus. Er öffnete zugleich seine kleinen Augen und seinen großen Mund, um den Scherz besser zu kosten, den seine Eminenz an ihn zu richten ihm die Ehre erwies. Da er bei einer solchen Voraussetzung den Ernst nicht länger behaupten konnte, so brach er in ein so mächtiges Gelächter aus, daß seine dicken Glieder wie von einem heftigen Fieber bei dieser Heiterkeit geschüttelt wurden.

Mazarin war entzückt über diesen nicht sehr respektvollen Ausbruch; aber er behielt dessenungeachtet seine ernste Miene bei. Als La Ramée genug gelacht und sich die Augen abgetrocknet hatte, dachte er, es wäre Zeit, zu sprechen, um die Unschicklichkeit seines Lachens zu entschuldigen.

„Entweichen,“ sprach er, „entweichen? „Euere Eminenz weiß also nicht, wo Herr von Beaufort ist?“

„Allerdings, mein Herr, ich weiß, daß er im Kerker von Vincennes ist.“

„Ja, Monseigneur, in einem Zimmer, dessen Mauern sieben Fuß tief sind, mit Fenstern mit gekreuzten Gittern, an denen jede Stange so dick ist, wie ein Arm.“

„Mein Herr,“ sagte Mazarin, „mit Geduld dringt man durch alle Mauern, und mit einer Uhrfeile durchfügt man eine eiserne Stange.“

„Aber Monseigneur weiß nicht, daß er acht Wachen bei sich hat, vier in seinem Vorzimmer und vier in seinem Zimmer, und daß diese Wachen ihn nie verlassen.“

„Aber er verläßt sein Zimmer, treibt das Kolbenspiel oder das Ballspiel."

„Monseigneur, solche Unterhaltungen sind den Gefangenen gestattet; wenn jedoch Seine Eminenz will, so wird man ihm dieselbe entziehen."

„Nein, nein," sagte Mazarin, welcher befürchtete, wenn man ihm diese Vergnügungen entzöge und sein Gefangener jemals Vincennes verließe, so würde er es noch mehr gegen ihn aufgebracht verlassen. „Ich frage nur, mit wem er spielt?"

„Monseigneur, er spielt mit dem Officier von der Wache, oder mit mir, oder auch mit den andern Gefangenen."

„Aber nähert er sich beim Spiele nicht den Mauern?"

„Monseigneur, Euere Eminenz kennt die Mauern nicht? Die Mauern sind sechzig Fuß hoch, und ich zweifle, ob Herr von Beaufort so sehr des Lebens müde ist, daß er es wagen würde, von oben herabspringend den Hals zu brechen."

„Hm," sagte der Cardinal, der nun ruhiger zu werden anfing, „Ihr meint also, mein lieber La Ramée . . ."

„Wenn Herr von Beaufort nicht Mittel findet, sich in einen kleinen Vogel zu verwandeln, so stehe ich für ihn."

„Nehmt Euch in Acht, Ihr behauptet zu viel," versetzte Mazarin. „Herr von Beaufort sagte zu den Wachen, welche ihn nach Vincennes führten, er habe oft an den Fall, daß man ihn einkerkern würde, gedacht und habe für diesen Fall vierzigerlei Manieren gefunden, aus dem Gefängniß zu entkommen."

„Monseigneur, wenn unter den vierzig Manieren eine gute wäre," antwortete La Ramée, „glaubt mir, so wäre er längst heraus."

„Er ist nicht so dumm, als ich wähnte," murmelte Mazarin.

„Ueberdies vergißt Monseigneur, daß Herr von

Chavigny Gouverneur von Vincennes ist," fuhr La Ramée fort, und daß Herr von Chavigny nicht zu den Freunden von Herrn von Beaufort gehört."

„Aber Herr von Chavigny entfernt sich."

„Wenn er sich entfernt, bin ich da."

„Aber wenn Ihr Euch selbst entfernt."

„Oh, wenn ich mich selbst entferne, so ist an meiner Stelle ein kluger Bursche da, der Gefreiter Seiner Majestät zu werden trachtet und gute Wache hält, dafür stehe ich. Seit ich ihn vor drei Wochen in meinen Dienst genommen habe, kann ich ihm nur Eines zum Vorwurf machen, daß er zu hart gegen den Prinzen ist."

„Und wer ist dieser Cerberus?" fragte der Cardinal.

„Ein gewisser Herr Grimaud, Monseigneur."

Was machte er, ehe er zu Euch nach Vincennes kam?"

„Er war in der Provinz, wie mir derjenige sagte, welcher mir ihn empfohlen hat. Er hat sich dort wegen eines bösen Streites irgend eine schlimme Geschichte zugezogen und es wäre ihm vielleicht erwünscht, sich Straflosigkeit unter der Uniform des Königs zuzuziehen."

„Und wer hat ihn Euch empfohlen?"

„Der Intendant des Herrn Herzogs von Grammont."

„Man kann also Eurer Meinung nach auf ihn vertrauen?"

„Wie auf mich selbst, Monseigneur."

„Er ist kein Schwätzer?"

„Jesus Christus, Monseigneur, ich glaubte lange, er wäre stumm. Er spricht und antwortet nur durch Zeichen. Es scheint, sein früherer Herr hat ihn so abgerichtet."

„Nun wohl, sagt ihm, mein lieber Herr La Ramée," versetzte der Cardinal, „wenn er gut und getreulich Wache halte, so werde man die Augen über seinen Provinzstreichen schließen, ihm eine Uniform auf den Rücken legen, um ihm Achtung zu verschaffen, und in die Taschen dieser Uniform

einige Pistolen stecken, daß er auf die Gesundheit des Königs trinken könne."

Mazarin ging sehr weit in Versprechungen. Er war gerade das Gegentheil von dem von La Ramée gerühmten guten Herrn Grimaud, welcher wenig sprach und viel handelte.

Der Cardinal machte noch eine Menge Fragen an La Ramée über den Gefangenen, über seine Nahrungsmittel, seine Wohnung, sein Bett, und La Ramée beantwortete diese Fragen so genügend, daß er ihn beinahe beruhigt entließ.

Da es neun Uhr Morgens war, so stand er auf, parfümirte, kleidete sich und ging zu der Königin, um ihr die Ursachen mitzutheilen, die ihn in seiner Wohnung zurückgehalten hatten. Die Königin, welche Herrn von Beaufort kaum weniger fürchtete, als den Cardinal selbst, und beinahe eben so abergläubisch war, wie er, ließ ihn Wort für Wort alle Versprechungen von La Ramée und alle Lobeserhebungen wiederholen, die dieser seinem Gehülfen gespendet hatte. Sobald der Cardinal damit zu Ende war, sagte sie mit halber Stimme zu ihm:

„Ach! Herr, daß wir nicht einen Grimaud bei jedem Prinzen haben."

„Geduld," sprach Mazarin, mit seinem italienischen Lächeln; „das wird vielleicht eines Tags kommen, aber mittlerweile . . ."

„Nun mittlerweile?"

„Werde ich immerhin meine Vorsichtsmaßregeln nehmen."

Und hienach hatte er d'Artagnan geschrieben, er möge seine Rückkehr beschleunigen.

XVIII.

Woran sich der Herzog von Beaufort im Kerker ergötzte.

Der Gefangene, der dem Herrn Cardinal so bange machte, und dessen Entweichungsmittel die Ruhe des ganzen Hofes störten, hatte kaum eine Ahnung von der Angst, die man seinetwegen im Palais Royal empfand.

Er sah sich so bewunderungswürdig bewacht, daß er die Fruchtlosigkeit seiner Versuche erkannte; seine ganze Rache bestand darin, daß er zahllose Verwünschungen und Schmähworte gegen Mazarin ausstieß. Er versuchte es sogar, Verse zu machen, leistete aber sehr bald wieder darauf Verzicht. Herr von Beaufort hatte nicht nur von dem Himmel die Gabe der Dichtkunst nicht erhalten, sondern er drückte sich sogar oft in Prosa mit der größten Mühe aus.

Der Herzog von Beaufort war der Enkel von Heinrich IV. und Gabriele d'Estrées, eben so gut, eben so brav und besonders eben so Gascogner, wie sein Großvater, aber bedeutend weniger in den Wissenschaften bewandert. Nachdem er eine Zeit lang nach dem Tode von König Ludwig XIII. der Günstling, der Mann des Vertrauens, kurz der Erste am Hofe gewesen war, mußte er eines Tages seinen Platz Mazarin abtreten und wurde der Zweite. Und am Tage nachher, da er so wahnsinnig war, sich über diese Versetzung zu ärgern, und so unklug, es zu sagen, ließ ihn die Königin verhaften und durch denselben Guitaut nach Vincennes führen, den wir am Anfange dieser Geschichte gesehen haben, und wieder zu finden Gelegenheit haben werden. Wohl verstanden, wer sagt: die Königin, sagt: Mazarin. Man hatte sich seiner Person und seiner Ansprüche nicht nur entledigt, sondern man be-

rücksichtigte ihn auch gar nicht mehr, ein so populärer Prinz er auch war, und seit fünf Jahren bewohnte er ein sehr wenig königliches Zimmer in dem Thurme von Vincennes.

Dieser Zeitraum, welcher die Ideen jedes Andern, als des Herrn von Beaufort, gereift hätte, ging über seinem Haupte hin, ohne irgend eine Veränderung zu bewerkstelligen. Ein Anderer würde in der That bedacht haben, daß er, wenn er nicht seinen Stolz darein gesetzt hätte, dem Cardinal zu trotzen, die Prinzen zu verachten und allein zu gehen, ohne andere Parteigänger, als, wie der Cardinal von Retz sagt, einige schwermüthige Träumer, seit fünf Jahren seine Freiheit oder Vertheidiger haben müßte. Diese Betrachtungen entstanden wahrscheinlich nicht in dem Geiste des Herzogs, den seine lange Gefangenschaft nur noch mehr in seiner Starrköpfigkeit befestigte, und jeden Tag erhielt der Cardinal Nachrichten von ihm, die seiner Eminenz im höchsten Grade unangenehm waren.

Nachdem Herr von Beaufort in der Poesie gescheitert war, versuchte er es in der Malerei, und da seine ziemlich mittelmäßigen Talente in dieser Kunst es ihm nicht gestatteten, eine große Aehnlichkeit zu erreichen, so schrieb er, um keinen Zweifel über das Original des Porträts Raum zu geben, unter dasselbe, „**Ritratto dell' illustrissimo Facchino Mazarini.**“ Herr von Chavigny, hievon in Kenntniß gesetzt, machte dem Herzog einen Besuch und bat ihn, sich einen andern Zeitvertreib zu wählen oder wenigstens Porträte ohne Legenden zu machen. Am andern Tage war das Zimmer voll von Legenden und Porträten. Herr von Beaufort glich, wie übrigens alle Gefangene, den Kindern, welche nur hartnäckig auf Dingen bestehen, die man ihnen verbietet.

Herr von Chavigny wurde von diesem Zuwachs von Profilen unterrichtet. Seiner nicht hinreichend sicher, um den Kopf **de face** zu wagen, hatte Herr von Beaufort

aus seinem Zimmer einen wahren Ausstellungssaal gemacht. Diesmal sagte der Gouverneur nichts; als aber eines Tages Herr von Beaufort Ball spielte, ließ er mit dem Schwamm über alle diese Zeichnungen fahren und das Zimmer mit Wasserfarbe bemalen.

Herr von Beaufort dankte Herrn von Chavigny, theilte diesmal sein Zimmer in Felder und widmete jedes von diesen Feldern einem Zuge aus dem Leben des berühmten Cardinals von Mazarin.

Das erste Feld sollte den hochwürdigsten Schurken Mazarini darstellen, wie er eine Tracht Prügel von dem Cardinal Bentivoglio empfing, dessen Bedienter er gewesen war.

Das zweite den hochwürdigen Schurken Mazarini, die Rolle von Ignaz von Loyola in der Tragödie dieses Namens spielend.

Das dritte den hochwürdigsten Schurken Mazarini, das Portefeuille des ersten Ministers Herrn von Chavigny stehlend, der es bereits in den Händen zu haben glaubte.

Das vierte endlich den hochwürdigsten Schurken Mazarini, wie er La Porte, dem Kammerdiener von Ludwig XIV. Leintücher verweigert und behauptet, es sei für einen König von Frankreich hinreichend, alle Vierteljahre die Leintücher zu wechseln.

Es waren dies großartige Compositionen, welche offenbar den Umfang des Talentes des Gefangenen überstiegen, und so begnügte er sich, die Rahmen zu zeichnen und die Inschriften hinein zu setzten.

Aber diese Rahmen und die Inschriften genügten, um die Empfindlichkeit von Herrn von Chavigny zu erregen, welcher Herrn von Beaufort in Kenntniß setzen ließ, wenn er nicht auf die beabsichtigten Gemälde Verzicht leiste, so werde er ihm jedes Mittel zur Ausführung entziehen. Herr von Beaufort antwortete, da man ihn der Möglichkeit beraube, sich einen Ruf durch die Waffen zu erwerben, so wolle er sich einen solchen in der Malerei

machen; da er kein Bayard oder Trivulce werden könne, so wolle er ein Michel Angelo oder Raphael werden. Als Herr von Beaufort eines Tages im Gefängnißgarten spazieren ging, nahm man ihm sein Feuer, mit seinem Feuer seine Kohle, mit seiner Kohle seine Asche weg, so daß er nicht den geringsten Gegenstand mehr fand, woraus er einen Zeichenstift hätte machen können.

Herr von Beaufort schwor, tobte, heulte und sagte, man wolle ihn vor Kälte und Feuchtigkeit sterben lassen, wie Puylaurens, der Marschall Ornano und der Großprior von Vendome gestorben seien, worauf Herr von Chavigny antwortete, er habe nur sein Wort zu geben, er wolle auf das Zeichnen Verzicht leisten, oder zu versprechen, er wolle keine historischen Gemälde mehr machen, und man werde ihm Holz und Alles zurückschaffen, was er brauche, um es anzuzünden. Herr von Beaufort wollte sein Wort nicht geben und blieb die übrige Zeit des Winters ohne Feuer.

Mehr noch, während der Gefangene einst ausging, kratzte man die Inschriften ab, und das Zimmer war wieder weiß und kahl und ohne irgend eine Spur von einer Freske.

Herr von Beaufort kaufte nun einem von seinen Wächtern einen Hund, Namens Pistache, ab; da nichts entgegenstand, daß die Gefangenen einen Hund hatten, so gab Herr von Chavigny die Erlaubniß, daß das vierfüßige Thier seinen Herrn wechsle. Herr von Beaufort blieb oft Stunden lang mit seinem Hunde eingeschlossen. Man vermuthete wohl, daß sich der Gefangene während dieser Stunden mit der Erziehung von Pistache beschäftigte, aber man wußte nicht, in welcher Richtung er dies that. Als Pistache hinreichend abgerichtet war, lud Herr von Beaufort eines Tages Herrn von Chavigny und die Offiziere von Vincennes zu einer großen Vorstellung ein, die er in seinem Zimmer gab. Die Eingeladenen erschienen,

das Zimmer war mit so vielen Kerzen beleuchtet, als Herr von Beaufort sich hatte verschaffen können. Die Uebungen begannen.

Der Gefangene hatte mit einem von der Mauer abgelösten Stücke Gyps mitten durch das Zimmer eine lange Linie, einen Strick darstellend, gezogen. Pistache setzte sich auf den ersten Befehl seines Herrn auf diese Linie, stellte sich sodann auf seine Hinterpfoten und fing an, einen Kleiderausklopfstock zwischen seinen Vorderpfoten haltend, der Linie mit allen Windungen zu folgen, die ein Seiltänzer macht. Nachdem er die Länge der Linie zwei- oder dreimal vor- und rückwärts durchlaufen hatte, gab er den Stock Herrn von Beaufort zurück und machte dieselben Evolutionen ohne Balancirstange.

Das gescheite Thier wurde mit Beifallsbezeugungen überhäuft.

Das Schauspiel war in drei Abtheilungen getheilt. Sobald die erste beendigt war, ging man zu der zweiten über. Es handelte sich zuerst darum, anzugeben, wie viel Uhr es war.

Herr von Chavigny zeigte Pistache seine Uhr. Es war halb sieben Uhr.

Pistache hob und senkte die Pfote sechsmal und bei dem siebenten Male blieb dieselbe in der Luft. Man konnte unmöglich klarer sein. Eine Sonnenuhr hätte nicht besser geantwortet. Wie Jedermann weiß, hat die Sonnenuhr den Nachtheil, daß sie die Stunde nur angibt, wenn die Sonne scheint.

Dann handelte es sich darum, zu erkennen, wer der beste Kerkermeister aller Gefängnisse von Frankreich wäre.

Der Hund machte dreimal die Runde und legte sich auf die ehrfurchtsvollste Weise Herrn von Chavigny zu Füßen.

Herr von Chavigny stellte sich, als fände er den Scherz vortrefflich und lachte aus vollem Halse. Als er

genug gelacht hatte, biß er sich auf die Lippen und fing an die Stirne zu runzeln.

Endlich legte Herr von Beaufort Pistache die so schwer zu lösende Frage vor: wer der größte Dieb in der Welt wäre?

Pistache machte die Runde im Zimmer, hielt aber vor Niemand stille, sondern ging an die Thüre und fing an zu kratzen und zu winseln.

„Seht, meine Herren," sprach der Prinz, „da dieses interessante Thier hier nicht findet, was ich wissen will, so beabsichtigt es außen zu suchen. Aber seid unbesorgt, seine Antwort soll Euch deshalb nicht entzogen sein. Pistache, mein Freund," fuhr der Herzog fort, „komme hieher." Der Hund gehorchte. „Ist der größte Dieb der bekannten Welt," sprach der Prinz, „der Herr Secretär des Königs, Le Camus, der mit zwanzig Livres nach Paris gekommen ist und jetzt sechs Millionen besitzt?".

Der Hund schüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung.

„Ist es," fuhr der Prinz fort, „Herr d'Emery, der seinem Sohne, Herrn Thoré bei seiner Verheirathung 300,000 Livres Renten und ein Hotel gegeben hat, neben dem die Tuilerien eine Barake und der Louvre ein Rattennest sind?"

Der Hund schüttelte abermals den Kopf.

„Der ist es auch nicht," sprach der Prinz. „Nun, wir wollen suchen. Sollte es zufällig der hochwürdigste Facchino Mazarini di Piscina sein?"

Pistache machte die eifrigsten Zeichen der Bejahung, indem er den Kopf acht bis neun mal hob und senkte.

„Meine Herren, Ihr seht," sprach Herr von Beaufort zu den Anwesenden, die diesmal nicht zu lachen wagten, „der hochwürdigste Facchino Mazarini di Piscina ist der größte Dieb der bekannten Welt. Pistache behauptet es wenigstens."

„Gehen wir zu einer andern Uebung über."

„Meine Herren," fuhr Herr von Beaufort fort, ein großes Stillschweigen benützend und das Programm der dritten Abtheilung der Abendunterhaltung verkündigend, „Ihr wißt, daß der Herr Herzog von Guise alle Hunde von Paris für Fräulein de Pons, die er für die Schönste der Schönen erklärte, springen lehrte. Nun, meine Herren, das war nichts; denn diese Thiere gehorchten maschinenmäßig und wußten keinen Unterschied zwischen denjenigen zu machen, für welche sie nicht springen sollten. Pistache wird Euch, so wie dem Herrn Gouverneur zeigen, daß er hoch über seinen Genossen steht. Herr von Chavigny, habt die Güte, mir Euern Stock zu leihen."

Herr von Chavigny reichte Herrn von Beaufort seinen Stock.

Herr von Beaufort hielt ihn wagrecht einen Fuß hoch.

„Pistache, mein Freund," sagte er, „mache mir das Vergnügen und springe für Frau Montbazon."

Jedermann lachte. Man wußte, daß der Herzog von Beaufort im Augenblick seiner Verhaftung der erklärte Liebhaber von Frau von Montbazon gewesen war.

Pistache machte keine Schwierigkeit und sprang lustig über den Stock.

„Aber es scheint mir," sagte Herr von Chavigny, „Pistache thut gerade das, was seine Genossen thaten, wenn sie für Fräulein de Pons sprangen."

„Wartet," sagte der Prinz.

„Pistache, mein Freund," fuhr er fort, springe für die Königin," und er hob den Stock sechs Zoll höher.

Der Hund sprang ehrfurchtsvoll über den Stock.

„Pistache, mein Freund," sagte der Herzog und erhöhte den Stock abermals um sechs Zoll, „springe für den König."

Der Hund nahm einen Anlauf und sprang trotz der Höhe leicht hinüber.

„Und nun, aufgemerkt," sagte der Herzog und erniedrigte den Stock beinahe bis zum Niveau des Bodens. „Pistache, mein Freund, springe für den hochwürdigsten Farchino Mazarini di Piscina."

Der Hund wandte dem Stock den Rücken zu.

„Nun, was ist das?" sagte Herr von Beaufort, indem er einen Halbkreis von dem Schweife zum Kopfe des Thieres beschrieb, und ihm abermals den Stock darreichte. „Springe doch, Herr Pistache!"

Aber Pistache machte abermals eine halbe Wendung und bot dem Stock den Rücken.

Herr von Beaufort wiederholte seine Bewegung und seine Worte. Doch diesmal war die Geduld des Thieres zu Ende. Er warf sich wüthend auf den Stock, riß ihn dem Prinzen aus den Händen und zerbrach ihn zwischen seinen Zähnen.

Herr von Beaufort nahm ihm die zwei Stücke aus der Schnauze, überreichte sie Herrn von Chavigny unter tausend Entschuldigungen und sagte, die Abendunterhaltung wäre nun geschlossen; wenn er aber in drei Monaten einer zweiten Vorstellung beiwohnen wollte, so würde Pistache neue Stücke gelernt haben.

Drei Tage nachher war Pistache vergiftet.

Man suchte den Schuldigen, der Schuldige aber blieb, wie sich wohl denken läßt, unbekannt.

Herr von Beaufort ließ ihm ein Grabmahl mit folgender Inschrift errichten:

„Hier ruht Pistache, einer der gescheitesten Hunde, welche je gelebt haben."

Es war nichts gegen dieses Lob einzuwenden und Herr von Chavigny konnte es nicht verhindern.

Der Herzog sagte nun ganz laut, man habe an seinem Hunde den Versuch mit der Drogue gemacht, der man sich gegen ihn bedienen wolle, und eines Tags legte er sich nach dem Mittagsbrod zu Bette und schrie, er

habe Kolik und Herr von Mazarin habe ihn vergiften lassen.

Dieser neue Muthwille kam dem Cardinal zu Ohren und machte ihm große Angst. Der Kerker von Vincennes galt für sehr ungesund und Frau von Rambouillet sagte einst, das Zimmer, in welchem Puylaurens, der Marschall Ornano und der Großprior von Vendome gestorben, sei Arsenik werth, und dieses Witzwort machte Glück. Er befahl daher, daß der Gefangene nichts mehr genießen solle, ohne daß man zuvor den Wein und die Speisen versucht habe. Der Gefreite La Ramée wurde sofort unter dem Titel eines Vorkosters zu ihm gebracht.

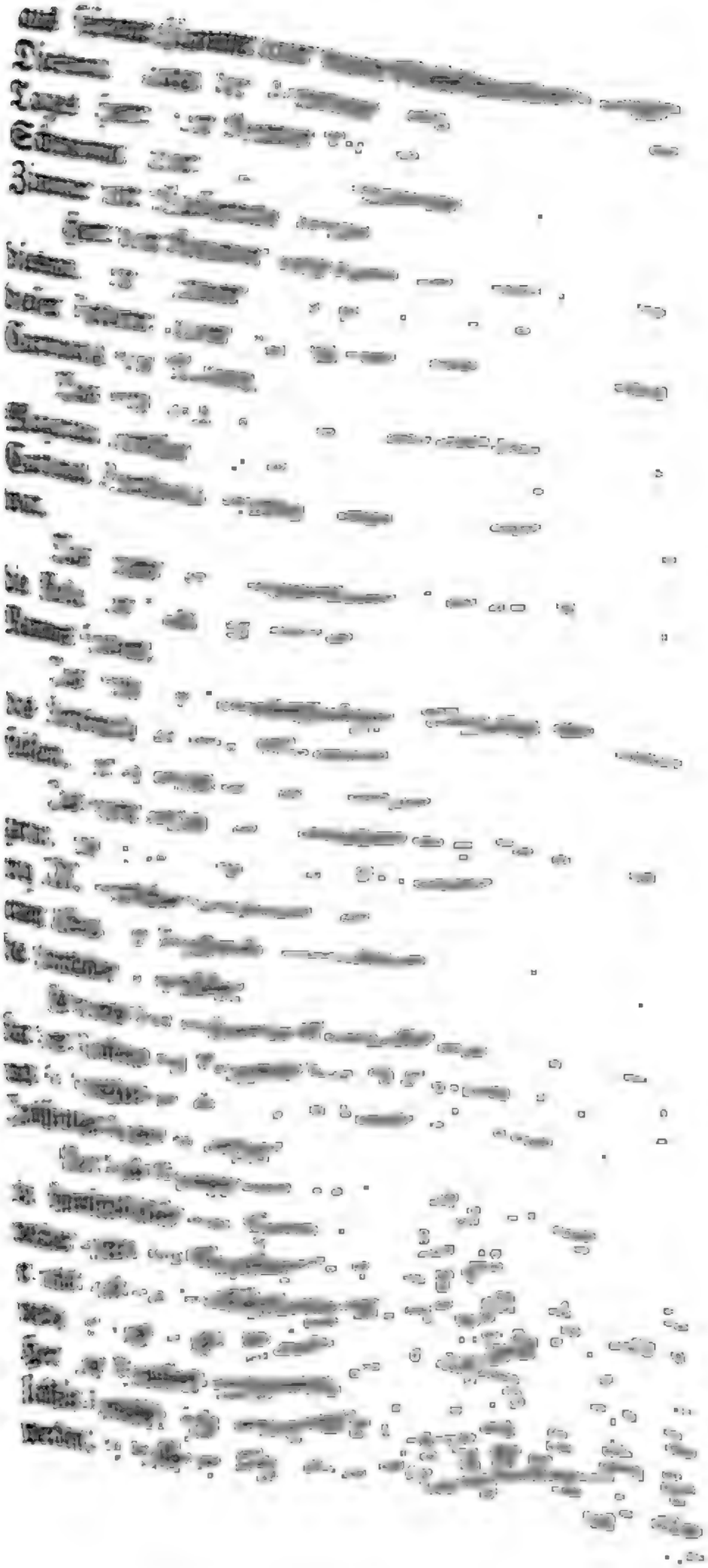
Herr von Chavigny hatte indessen die Beleidigungen, welche dem unschuldigen Pistache das Leben kosteten, dem Herzog nicht vergeben. Herr von Chavigny war eine Creatur des verstorbenen Cardinals. Man sagte sogar, er sei sein Sohn. Er mußte sich also einigermaßen auf Tyrannei verstehen. Herr von Chavigny fing an, Herrn von Beaufort seine Kränkungen zurückzugeben. Er nahm ihm, was man ihm bis dahin gelassen hatte, die eisernen Messer und die silbernen Gabeln, und ließ ihm dafür silberne Messer und hölzerne Gabeln geben. Herr von Beaufort beklagte sich, aber Herr von Chavigny ließ ihm antworten: er sei benachrichtigt worden, der Cardinal habe Frau von Vendome gesagt, ihr Sohn müsse sein ganzes Leben im Kerker von Vincennes bleiben, und er habe befürchtet, bei dieser unglücklichen Kunde könnte sein Gefangener sich zu einem Selbstmordsversuche verleiten lassen. Vierzehn Tage nachher fand Herr von Beaufort zwei Reihen Bäume, so dick wie ein kleiner Finger, an den Weg gepflanzt, der zum Ballspiele führte. Er fragte, was dies zu bedeuten hätte, und man antwortete ihm, es wäre, um ihm eines Tages Schatten zu geben. Eines Morgens endlich suchte ihn der Gärtner auf und meldete ihm unter dem Anschein, ihm gefallen zu wollen, man lege Spargelbeete für ihn an. Allgemein aber ist es bekannt, daß

rücksichtigte ihn auch gar nicht mehr, ein so populärer Prinz er auch war, und seit fünf Jahren bewohnte er ein sehr wenig königliches Zimmer in dem Thurme von Vincennes.

Dieser Zeitraum, welcher die Ideen jedes Andern, als des Herrn von Beaufort, gereift hätte, ging über seinem Haupte hin, ohne irgend eine Veränderung zu bewerkstelligen. Ein Anderer würde in der That bedacht haben, daß er, wenn er nicht seinen Stolz darein gesetzt hätte, dem Cardinal zu trotzen, die Prinzen zu verachten und allein zu gehen, ohne andere Parteigänger, als, wie der Cardinal von Retz sagt, einige schwermüthige Träumer, seit fünf Jahren seine Freiheit oder Vertheidiger haben müßte. Diese Betrachtungen entstanden wahrscheinlich nicht in dem Geiste des Herzogs, den seine lange Gefangenschaft nur noch mehr in seiner Starrköpfigkeit befestigte, und jeden Tag erhielt der Cardinal Nachrichten von ihm, die seiner Eminenz im höchsten Grade unangenehm waren.

Nachdem Herr von Beaufort in der Poesie gescheitert war, versuchte er es in der Malerei, und da seine ziemlich mittelmäßigen Talente in dieser Kunst es ihm nicht gestatteten, eine große Aehnlichkeit zu erreichen, so schrieb er, um keinen Zweifel über das Original des Porträts Raum zu geben, unter dasselbe, „**Ritratto dell' illustrissimo Facchino Mazarini.**“ Herr von Chavigny, hievon in Kenntniß gesetzt, machte dem Herzog einen Besuch und bat ihn, sich einen andern Zeitvertreib zu wählen oder wenigstens Porträte ohne Legenden zu machen. Am andern Tage war das Zimmer voll von Legenden und Porträten. Herr von Beaufort glich, wie übrigens alle Gefangene, den Kindern, welche nur hartnäckig auf Dingen bestehen, die man ihnen verbietet.

Herr von Chavigny wurde von diesem Zuwachs von Profilen unterrichtet. Seiner nicht hinreichend sicher, um den Kopf **de face** zu wagen, hatte Herr von Beaufort



beleuchtet, als
können. Die

der Mauer ab=
mmer eine lange
Kistache setzte sich
iese Linie, stellte
fing an, einen
pfoten haltend,
, die ein Seil=
Linie zwei= oder
tte, gab er den
machte dieselben

fallsbezeugungen

lungen getheilt.
zu der zweiten
geben, wie viel

seine Uhr. Es

chsmal und bei
r Luft. Man
uhr hätte nicht
. hat die Son=
e nur angibt,

nnen, wer der
rankreich wäre.
und legte sich
n Chavigny zu

fände er den
Halse. Als er

rücksichtigte ihn auch gar nicht mehr, ein so populärer Prinz er auch war, und seit fünf Jahren bewohnte er ein sehr wenig königliches Zimmer in dem Thurme von Vincennes.

Dieser Zeitraum, welcher die Ideen jedes Andern, als des Herrn von Beaufort, gereift hätte, ging über seinem Haupte hin, ohne irgend eine Veränderung zu bewerkstelligen. Ein Anderer würde in der That bedacht haben, daß er, wenn er nicht seinen Stolz darein gesetzt hätte, dem Cardinal zu trotzen, die Prinzen zu verachten und allein zu gehen, ohne andere Parteigänger, als, wie der Cardinal von Retz sagt, einige schwermüthige Träumer, seit fünf Jahren seine Freiheit oder Vertheidiger haben müßte. Diese Betrachtungen entstanden wahrscheinlich nicht in dem Geiste des Herzogs, den seine lange Gefangenschaft nur noch mehr in seiner Starrköpfigkeit befestigte, und jeden Tag erhielt der Cardinal Nachrichten von ihm, die seiner Eminenz im höchsten Grade unangenehm waren.

Nachdem Herr von Beaufort in der Poesie gescheitert war, versuchte er es in der Malerei, und da seine ziemlich mittelmäßigen Talente in dieser Kunst es ihm nicht gestatteten, eine große Aehnlichkeit zu erreichen, so schrieb er, um keinen Zweifel über das Original des Porträts Raum zu geben, unter dasselbe, „**Ritratto dell' illustrissimo Facchino Mazarini.**“ Herr von Chavigny, hievon in Kenntniß gesetzt, machte dem Herzog einen Besuch und bat ihn, sich einen andern Zeitvertreib zu wählen oder wenigstens Porträte ohne Legenden zu machen. Am andern Tage war das Zimmer voll von Legenden und Porträten. Herr von Beaufort glich, wie übrigens alle Gefangene, den Kindern, welche nur hartnäckig auf Dingen bestehen, die man ihnen verbietet.

Herr von Chavigny wurde von diesem Zuwachs von Profilen unterrichtet. Seiner nicht hinreichend sicher, um den Kopf **de face** zu wagen, hatte Herr von Beaufort

aus seinem Zimmer einen wahren Ausstellungssaal gemacht. Diesmal sagte der Gouverneur nichts; als aber eines Tages Herr von Beaufort Ball spielte, ließ er mit dem Schwamm über alle diese Zeichnungen fahren und das Zimmer mit Wasserfarbe bemalen.

Herr von Beaufort dankte Herrn von Chavigny, theilte diesmal sein Zimmer in Felder und widmete jedes von diesen Feldern einem Zuge aus dem Leben des berühmten Cardinals von Mazarin.

Das erste Feld sollte den hochwürdigsten Schurken Mazarini darstellen, wie er eine Tracht Prügel von dem Cardinal Bentivoglio empfing, dessen Bedienter er gewesen war.

Das zweite den hochwürdigen Schurken Mazarini, die Rolle von Ignaz von Loyola in der Tragödie dieses Namens spielend.

Das dritte den hochwürdigsten Schurken Mazarini, das Portefeuille des ersten Ministers Herrn von Chavigny stehlend, der es bereits in den Händen zu haben glaubte.

Das vierte endlich den hochwürdigsten Schurken Mazarini, wie er La Porte, dem Kammerdiener von Ludwig XIV. Leintücher verweigert und behauptet, es sei für einen König von Frankreich hinreichend, alle Vierteljahre die Leintücher zu wechseln.

Es waren dies großartige Compositionen, welche offenbar den Umfang des Talentes des Gefangenen überstiegen, und so begnügte er sich, die Rahmen zu zeichnen und die Inschriften hinein zu setzten.

Aber diese Rahmen und die Inschriften genügten, um die Empfindlichkeit von Herrn von Chavigny zu erregen, welcher Herrn von Beaufort in Kenntniß setzen ließ, wenn er nicht auf die beabsichtigten Gemälde Verzicht leiste, so werde er ihm jedes Mittel zur Ausführung entziehen. Herr von Beaufort antwortete, da man ihn der Möglichkeit beraube, sich einen Ruf durch die Waffen zu erwerben, so wolle er sich einen solchen in der Malerei

machen; da er kein Bayard oder Trivulce werden könne, so wolle er ein Michel Angelo oder Raphael werden. Als Herr von Beaufort eines Tages im Gefängnißgarten spazieren ging, nahm man ihm sein Feuer, mit seinem Feuer seine Kohle, mit seiner Kohle seine Asche weg, so daß er nicht den geringsten Gegenstand mehr fand, woraus er einen Zeichenstift hätte machen können.

Herr von Beaufort schwor, tobte, heulte und sagte, man wolle ihn vor Kälte und Feuchtigkeit sterben lassen, wie Puylaurens, der Marschall Ornano und der Großprior von Vendome gestorben seien, worauf Herr von Chavigny antwortete, er habe nur sein Wort zu geben, er wolle auf das Zeichnen Verzicht leisten, oder zu versprechen, er wolle keine historischen Gemälde mehr machen, und man werde ihm Holz und Alles zurückschaffen, was er brauche, um es anzuzünden. Herr von Beaufort wollte sein Wort nicht geben und blieb die übrige Zeit des Winters ohne Feuer.

Mehr noch, während der Gefangene einst ausging, kratzte man die Inschriften ab, und das Zimmer war wieder weiß und kahl und ohne irgend eine Spur von einer Freske.

Herr von Beaufort kaufte nun einem von seinen Wächtern einen Hund, Namens Pistache, ab; da nichts entgegenstand, daß die Gefangenen einen Hund hatten, so gab Herr von Chavigny die Erlaubniß, daß das vierfüßige Thier seinen Herrn wechsle. Herr von Beaufort blieb oft Stunden lang mit seinem Hunde eingeschlossen. Man vermuthete wohl, daß sich der Gefangene während dieser Stunden mit der Erziehung von Pistache beschäftigte, aber man wußte nicht, in welcher Richtung er dies that. Als Pistache hinreichend abgerichtet war, lud Herr von Beaufort eines Tages Herrn von Chavigny und die Offiziere von Vincennes zu einer großen Vorstellung ein, die er in seinem Zimmer gab. Die Eingeladenen erschienen,

das Zimmer war mit so vielen Kerzen beleuchtet, als Herr von Beaufort sich hatte verschaffen können. Die Uebungen begannen.

Der Gefangene hatte mit einem von der Mauer abgelösten Stücke Gyps mitten durch das Zimmer eine lange Linie, einen Strick darstellend, gezogen. Pistache setzte sich auf den ersten Befehl seines Herrn auf diese Linie, stellte sich sodann auf seine Hinterpfoten und fing an, einen Kleiderausklopfstock zwischen seinen Vorderpfoten haltend, der Linie mit allen Windungen zu folgen, die ein Seiltänzer macht. Nachdem er die Länge der Linie zwei- oder dreimal vor- und rückwärts durchlaufen hatte, gab er den Stock Herrn von Beaufort zurück und machte dieselben Evolutionen ohne Balancirstange.

Das gescheite Thier wurde mit Beifallsbezeugungen überhäuft.

Das Schauspiel war in drei Abtheilungen getheilt. Sobald die erste beendigt war, ging man zu der zweiten über. Es handelte sich zuerst darum, anzugeben, wie viel Uhr es war.

Herr von Chavigny zeigte Pistache seine Uhr. Es war halb sieben Uhr.

Pistache hob und senkte die Pfote sechsmal und bei dem siebenten Male blieb dieselbe in der Luft. Man konnte unmöglich klarer sein. Eine Sonnenuhr hätte nicht besser geantwortet. Wie Jedermann weiß, hat die Sonnenuhr den Nachtheil, daß sie die Stunde nur angibt, wenn die Sonne scheint.

Dann handelte es sich darum, zu erkennen, wer der beste Kerkermeister aller Gefängnisse von Frankreich wäre.

Der Hund machte dreimal die Runde und legte sich auf die ehrfurchtsvollste Weise Herrn von Chavigny zu Füßen.

Herr von Chavigny stellte sich, als fände er den Scherz vortrefflich und lachte aus vollem Halse. Als er

genug gelacht hatte, biß er sich auf die Lippen und fing an die Stirne zu runzeln.

Endlich legte Herr von Beaufort Pistache die so schwer zu lösende Frage vor: wer der größte Dieb in der Welt wäre?

Pistache machte die Runde im Zimmer, hielt aber vor Niemand stille, sondern ging an die Thüre und fing an zu kratzen und zu winseln.

„Seht, meine Herren," sprach der Prinz, „da dieses interessante Thier hier nicht findet, was ich wissen will, so beabsichtigt es außen zu suchen. Aber seid unbesorgt, seine Antwort soll Euch deshalb nicht entzogen sein. Pistache, mein Freund," fuhr der Herzog fort, „komme hieher." Der Hund gehorchte. „Ist der größte Dieb der bekannten Welt," sprach der Prinz, „der Herr Secretär des Königs, Le Camus, der mit zwanzig Livres nach Paris gekommen ist und jetzt sechs Millionen besitzt?"

Der Hund schüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung.

„Ist es," fuhr der Prinz fort, „Herr d'Emery, der seinem Sohne, Herrn Thoré bei seiner Verheirathung 300,000 Livres Renten und ein Hotel gegeben hat, neben dem die Tuilerien eine Barake und der Louvre ein Rattennest sind?"

Der Hund schüttelte abermals den Kopf.

„Der ist es auch nicht," sprach der Prinz. „Nun, wir wollen suchen. Sollte es zufällig der hochwürdigste Facchino Mazarini di Piscina sein?"

Pistache machte die eifrigsten Zeichen der Bejahung, indem er den Kopf acht bis neun mal hob und senkte.

„Meine Herren, Ihr seht," sprach Herr von Beaufort zu den Anwesenden, die diesmal nicht zu lachen wagten, „der hochwürdigste Facchino Mazarini di Piscina ist der größte Dieb der bekannten Welt. Pistache behauptet es wenigstens."

„Gehen wir zu einer andern Uebung über."

„Meine Herren," fuhr Herr von Beaufort fort, ein großes Stillschweigen benützend und das Programm der dritten Abtheilung der Abendunterhaltung verkündigend, „Ihr wißt, daß der Herr Herzog von Guise alle Hunde von Paris für Fräulein de Pons, die er für die Schönste der Schönen erklärte, springen lehrte. Nun, meine Herren, das war nichts; denn diese Thiere gehorchten maschinenmäßig und wußten keinen Unterschied zwischen denjenigen zu machen, für welche sie nicht springen sollten. Pistache wird Euch, so wie dem Herrn Gouverneur zeigen, daß er hoch über seinen Genossen steht. Herr von Chavigny, habt die Güte, mir Euern Stock zu leihen."

Herr von Chavigny reichte Herrn von Beaufort seinen Stock.

Herr von Beaufort hielt ihn wagrecht einen Fuß hoch.

„Pistache, mein Freund," sagte er, „mache mir das Vergnügen und springe für Frau Montbazon."

Jedermann lachte. Man wußte, daß der Herzog von Beaufort im Augenblick seiner Verhaftung der erklärte Liebhaber von Frau von Montbazon gewesen war.

Pistache machte keine Schwierigkeit und sprang lustig über den Stock.

„Aber es scheint mir," sagte Herr von Chavigny, „Pistache thut gerade das, was seine Genossen thaten, wenn sie für Fräulein de Pons sprangen."

„Wartet," sagte der Prinz.

„Pistache, mein Freund," fuhr er fort, springe für die Königin," und er hob den Stock sechs Zoll höher.

Der Hund sprang ehrfurchtsvoll über den Stock.

„Pistache, mein Freund," sagte der Herzog und erhöhte den Stock abermals um sechs Zoll, „springe für den König."

Der Hund nahm einen Ansatz und sprang trotz der Höhe leicht hinüber.

„Und nun, aufgemerkt," sagte der Herzog und erniedrigte den Stock beinahe bis zum Niveau des Bodens. „Pistache, mein Freund, springe für den hochwürdigsten Facchino Mazarini di Piscina."

Der Hund wandte dem Stock den Rücken zu.

„Nun, was ist das?" sagte Herr von Beaufort, indem er einen Halbkreis von dem Schweife zum Kopfe des Thieres beschrieb, und ihm abermals den Stock darreichte. „Springe doch, Herr Pistache!"

Aber Pistache machte abermals eine halbe Wendung und bot dem Stock den Rücken.

Herr von Beaufort wiederholte seine Bewegung und seine Worte. Doch diesmal war die Geduld des Thieres zu Ende. Er warf sich wüthend auf den Stock, riß ihn dem Prinzen aus den Händen und zerbrach ihn zwischen seinen Zähnen.

Herr von Beaufort nahm ihm die zwei Stücke aus der Schnauze, überreichte sie Herrn von Chavigny unter tausend Entschuldigungen und sagte, die Abendunterhaltung wäre nun geschlossen; wenn er aber in drei Monaten einer zweiten Vorstellung beiwohnen wollte, so würde Pistache neue Stücke gelernt haben.

Drei Tage nachher war Pistache vergiftet.

Man suchte den Schuldigen, der Schuldige aber blieb, wie sich wohl denken läßt, unbekannt.

Herr von Beaufort ließ ihm ein Grabmahl mit folgender Inschrift errichten:

„Hier ruht Pistache, einer der gescheitesten Hunde, welche je gelebt haben."

Es war nichts gegen dieses Lob einzuwenden und Herr von Chavigny konnte es nicht verhindern.

Der Herzog sagte nun ganz laut, man habe an seinem Hunde den Versuch mit der Drogue gemacht, der man sich gegen ihn bedienen wolle, und eines Tags legte er sich nach dem Mittagsbrod zu Bette und schrie, er

habe Kolik und Herr von Mazarin habe ihn vergiften lassen.

Dieser neue Muthwille kam dem Cardinal zu Ohren und machte ihm große Angst. Der Kerker von Vincennes galt für sehr ungesund und Frau von Rambouillet sagte einst, das Zimmer, in welchem Puylaurens, der Marschall Ornano und der Großprior von Vendome gestorben, sei Arsenik werth, und dieses Witzwort machte Glück. Er befahl daher, daß der Gefangene nichts mehr genießen solle, ohne daß man zuvor den Wein und die Speisen versucht habe. Der Gefreite La Ramée wurde sofort unter dem Titel eines Vorkosters zu ihm gebracht.

Herr von Chavigny hatte indessen die Beleidigungen, welche dem unschuldigen Pistache das Leben kosteten, dem Herzog nicht vergeben. Herr von Chavigny war eine Creatur des verstorbenen Cardinals. Man sagte sogar, er sei sein Sohn. Er mußte sich also einigermaßen auf Tyrannei verstehen. Herr von Chavigny fing an, Herrn von Beaufort seine Kränkungen zurückzugeben. Er nahm ihm, was man ihm bis dahin gelassen hatte, die eisernen Messer und die silbernen Gabeln, und ließ ihm dafür silberne Messer und hölzerne Gabeln geben. Herr von Beaufort beklagte sich, aber Herr von Chavigny ließ ihm antworten: er sei benachrichtigt worden, der Cardinal habe Frau von Vendome gesagt, ihr Sohn müsse sein ganzes Leben im Kerker von Vincennes bleiben, und er habe befürchtet, bei dieser unglücklichen Kunde könnte sein Gefangener sich zu einem Selbstmordsversuche verleiten lassen. Vierzehn Tage nachher fand Herr von Beaufort zwei Reihen Bäume, so dick wie ein kleiner Finger, an den Weg gepflanzt, der zum Ballspiele führte. Er fragte, was dies zu bedeuten hätte, und man antwortete ihm, es wäre, um ihm eines Tages Schatten zu geben. Eines Morgens endlich suchte ihn der Gärtner auf und meldete ihm unter dem Anschein, ihm gefallen zu wollen, man lege Spargelbeete für ihn an. Allgemein aber ist es bekannt, daß

dieſe Beete, um genießbare Pflanzen zu treiben, gegenwärtig vier Jahre brauchen, während ſie damals, wo die Gärtnerei minder vervollkommt war, fünf Jahre brauchten. Dieſe Höflichkeit ſetzte Herrn von Beaufort in Wuth.

Herr von Beaufort dachte nun zu einem von ſeinen vierzig Mitteln Zuflucht zu nehmen und verſuchte es zuerſt mit dem einfachſten, mit dem, La Ramée zu beſtechen. Aber La Ramée, der ſeine Gefreitenſtelle um 1500 Thaler gekauft hatte, hielt große Stücke auf ſein Amt. Statt in die Abſicht des Gefangenen einzugehen, eilte er ſtehenden Fußes zu Herrn von Chavigny und machte ihm Meldung. Sogleich ſtellte Herr von Chavigny acht Mann in das Zimmer des Prinzen, verdoppelte die Wachen und verdreifachte die Poſten. Von dieſem Augenblick an ging der Prinz nur noch wie ein Theaterkönig einher, nämlich mit vier Mann vor ſich und vier Mann hinter ſich, diejenigen nicht zu rechnen, welche in einem Hintergliede marſchirten.

Herr von Beaufort lachte Anfangs viel über dieſe Strenge, welche ihm eine Zerſtreuung bereitete. Er wiederholte ſo oft als möglich: „Das beluſtigt mich, das ergötzt mich!“ Dann fügte er bei: „Wenn ich mich übrigens Euern Ehrenbezeigungen entziehen wollte, ſo hätte ich noch neununddreißig andere Mittel.“

Aber dieſe Zerſtreuung wurde am Ende eine Langweile. Aus Prahlerei hielt es Herr von Beaufort ſechs Monate aus. Als er aber nach Ablauf von ſechs Monaten ſah, daß die acht Mann ſich ſetzten, wenn er ſich ſetzte, aufſtanden, wenn er aufſtand, ſtehen blieben, wenn er ſtehen blieb, ſo fing er an, die Stirne zu runzeln und die Tage zu zählen.

Dieſe neue Verfolgung führte eine Verdoppelung des Haſſes gegen Mazarin herbei. Der Prinz ſchwur vom Morgen bis zum Abend und ſprach nur von Zerhacken und Einmachen Mazariniſcher Ohren. Das war zum Schauern. Der Cardinal, welcher Alles erfuhr, was in

Vincennes vorging, drückte unwillkürlich sein Baret bis zum Halse hinab.

Eines Tages versammelte Herr von Beaufort die Wächter und hielt, trotz der sprüchwörtlichen Schwierigkeit, mit der er sich ausdrückte, folgende Rede, welche allerdings von ihm vorbereitet worden war:

„Meine Herren, werdet Ihr es dulden, daß ein Enkel des guten Heinrich **IV.** mit Beleidigungen und Schmach überhäuft wird. **Ventre-Saint-gris!** wie mein Großvater sagte, ich habe in Paris beinahe geherrscht, wißt Ihr! Ich habe ein ganzes Jahr lang den König und Monsieur zur Bewachung gehabt. Die Königin schmeichelte mir damals und nannte mich den rechtschaffensten Mann des Reiches. Meine Herren Bürger, bringt mich jetzt hinaus: ich gehe geraden Wegs nach Louvre. Ich drehe dem Mazarin den Hals um, Ihr werdet meine Leibwache, ich mache Euch alle zu Offizieren, und zwar mit guten Pensionen. **Ventre-Saint-gris!** vorwärts, marsch!"

Aber so pathetisch auch die Beredtsamkeit des Enkels von Heinrich **IV.** war, so rührte sie doch diese Steinherzen nicht; nicht Einer bewegte sich von der Stelle. Als Herr von Beaufort dies sah, sagte er ihnen, sie wären insgesammt Lumpenkerle, und machte sich dadurch grausame Feinde aus ihnen.

Wenn ihn zuweilen Herr von Chavigny besuchte, was er unfehlbar zwei bis drei mal in der Woche that, so benützte der Herzog diese Gelegenheit, ihn zu bedrohen.

„Was werdet Ihr thun, mein Herr," sprach er zu ihm, „wenn Ihr eines Tages ein Heer bis unter die Zähne bewaffneter Pariser erscheinen seht, welche kommen, um mich zu befreien?"

„Monseigneur," antwortete Herr von Chavigny, indem er sich tief vor dem Prinzen verbeugte, „ich habe auf meinen Wällen zwanzig Feldstücke und in meinen Casematten dreißigtausend Schüsse: ich werde sie nach Kräften mit meinen Kanonen bearbeiten."

„Ja, aber wenn Ihr Eure dreißigtausend Schüsse abgefeuert habt, so werden sie den Thurm nehmen, und wenn sie den Thurm genommen haben, so bin ich genöthigt, Euch von ihnen hängen zu lassen, was mir allerdings sehr leid thun wird."

Und der Prinz verbeugte sich ebenfalls mit der größten Höflichkeit vor Herrn von Chavigny.

„Ich aber, Monseigneur," versetzte Herr von Chavigny, „wäre, sobald der erste Schlucker die Schwelle meiner Schlupfpforten betreten oder den Fuß auf meinen Wall setzen würde, zu meinem größten Bedauern genöthigt, Euch mit eigener Hand zu tödten, insofern Ihr mir ganz besonders anvertraut seid, und ich Euch todt oder lebendig zurückgeben muß."

Und er verbeugte sich abermals vor seiner Hoheit.

„Ja," fuhr der Herzog fort; „da aber diese braven Leute sicherlich nicht hieher kommen würden, ohne vorher Herrn Giulio Mazarini gehenkt zu haben, so würdet Ihr Euch wohl hüten, Hand an mich zu legen, und ließet mich wohl leben, aus Furcht, auf Befehl der Pariser von vier Pferden zerrissen zu werden, was noch viel unangenehmer ist, als das Henken."

Diese süßsauren Scherze gingen so zehn Minuten, eine Viertelstunde, zwanzig Minuten höchstens fort und endigten stets auf folgende Weise.

Herr von Chavigny wandte sich nach der Thüre um und rief:

„Holla, La Ramée!"

La Ramée trat ein.

„La Ramée!" fuhr Herr von Chavigny fort, „ich empfehle Euch ganz besonders Herrn von Beaufort. Behandelt ihn mit aller seinem Range und seinem Namen schuldigen Rücksicht und verliert ihn zu diesem Behufe nicht einen Augenblick aus dem Gesichte."

Dann entfernte er sich, Herrn von Beaufort mit

einer ironischen Höflichkeit grüßend, die diesen so zornig machte, daß er blau wurde.

La Ramée war also der obligate Tischgenosse des Prinzen, sein ewiger Wächter, der Schatten seines Leibes geworden. Man muß aber dabei gestehen, die Gesellschaft von La Ramée, einem heiteren Lebemann, einem offenherzigen Gaste, einem anerkannten Trinker, einem großen Ballspieler, einem guten Teufel im Grunde seines Herzens, der für Herrn von Beaufort keinen andern Fehler hatte, als daß er sich nicht bestechen ließ, war für den Prinzen mehr eine Zerstreuung, als eine Pein.

Leider war nicht dasselbe der Fall bei Meister La Ramée, und obgleich er die Ehre mit einem Gefangenen von so hoher Bedeutung eingeschlossen zu sein, bis auf einen gewissen Grad zu schätzen wußte, so glich doch das Vergnügen, im vertraulichen Umgange mit dem Enkel Heinrich IV. zu leben, nicht das aus, welches er gehabt haben würde, wenn er von Zeit zu Zeit hätte seiner Familie einen Besuch machen dürfen. Man kann zugleich ein vortrefflicher Gefreiter des König und ein guter Gatte und Vater sein. Meister La Ramée aber betete seine Frau und seine Kinder an, welche er nur von der Höhe der Mauer herab sah, wenn sie, um ihm diesen natürlichen und ehelichen Trost zu geben, auf der andern Seite des Grabens spazieren gingen. Das war entschieden zu wenig für ihn, und La Ramée fühlte, daß seine heitere Laune, die er als die Ursache seiner guten Gesundheit betrachtet hatte, ohne zu berechnen, daß es im Gegentheil ohne Zweifel nur das Resultat davon war, nicht lange eine solche Ordnung der Dinge aushalten würde. Diese Ueberzeugung nahm in ihm nur zu, als die Verhältnisse von Herrn von Beaufort und Herrn von Chavigny sich allmählig dergestalt zur Bitterkeit steigerten, daß sie am Ende ganz und gar sich zu sehen aufhörten. La Ramée fühlte die Verantwortlichkeit stärker auf seinem Haupte lasten,

und da er gerade aus den von uns angegebenen Gründen Erleichterung suchte, so ergriff er mit allem Eifer das Anerbieten seines Freundes, des Intendanten des Herrn Marschall von Grammont, ihm einen Gehülfen zu verschaffen. Sogleich sprach er hierüber mit Herrn von Chavigny, welcher ihm erwiederte, daß er durchaus nichts dagegen einzuwenden habe, vorausgesetzt, das betreffende Subject sage ihm zu.

Wir halten es für durchaus überflüssig, unsern Lesern das physische und moralische Porträt von Grimaud zu entwerfen. Wenn sie, wie wir hoffen, den ersten Theil dieses Werkes nicht gänzlich vergessen haben, so muß ihnen in ihrem Gedächtniß ziemlich genau diese schätzenswerthe Person geblieben sein, bei der keine Veränderung vorgegangen war, als daß sie zwanzig Jahre mehr zählte; ein Zuwachs, der Grimaud nur stiller, schweigsamer gemacht hatte, obgleich ihm Athos seit der Umwandlung seiner eigenen Person volle Erlaubniß zu sprechen gegeben hatte.

Aber zu dieser Zeit schwieg Grimaud bereits zwölf bis fünfzehn Jahre und eine Gewohnheit von zwölf bis fünfzehn Jahren ist eine andere Natur geworden.

XIX.

Grimaud tritt in Function.

Grimaud fand sich also mit seinem günstigen Aeußern im Thurme von Vincennes ein. Herr von Chavigny bildete sich ein, ein unfehlbares Auge zu haben, was zu dem Glauben führen könnte, er wäre wirklich der Sohn des Cardinal von Richelieu gewesen, dessen ewige Anmaßung dies ebenfalls war. Er prüfte also aufmerksam den Bewerber und schloß aus der Anschauung, daß die nahe

zusammenlaufenden Augenbrauen, die dünnen Lippen, die hakenförmige Nase und die hervorstehenden Backenknochen vollkommen genügende Anzeigen wären.

Er richtete nur zwölf Worte an ihn, Grimaud antwortete vier.

„Das ist ein ausgezeichneter Bursche, und so habe ich ihn auch sogleich beurtheilt," sprach Herr von Chavigny. „Geht zu Herrn La Ramée und sagt ihm, Ihr entsprechet mir in jeder Beziehung."

Grimaud wandte sich auf dem Absatze um und unterwarf sich der viel strengeren Inspection von La Ramée. Was diese Sache schwieriger machte, war der Umstand, daß Herr von Chavigny wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte, und daß er sich wollte auf Grimaud verlassen können.

Grimaud besaß gerade die Eigenschaften, welche einen Gefreiten verführen können, der einen Untergefreiten zu haben wünscht. Nach tausend Fragen, von denen jede nur eine Viertelsantwort erhielt, rieb sich La Ramée, bezaubert durch diese Mäßigkeit in Worten, die Hände und nahm Grimaud an.

„Der Befehl?" fragte Grimaud.

„Folgendes: den Gefangenen nie allein lassen, ihm jedes stechende oder schneidende Instrument nehmen, ihn verhindern, den Leuten außen Zeichen zu machen oder zu lange mit seinen Wächtern zu sprechen."

„Dieß ist Alles?" fragte Grimaud.

„Alles für den Augenblick," antwortete La Ramée. „Neu eintretende Umstände führen neue Befehle herbei."

„Gut," antwortete Grimaud.

Und er trat bei dem Herzog von Beaufort ein. Der Herzog war eben im Zuge, seinen Bart zu kämmen, den er, so wie seine Haupthaare, wachsen ließ, um Mazarin mit der Schaustellung seines Elends und mit Paradirung seines schlechten Aussehens bange zu machen. Da er aber einige Tage vorher von der Höhe seines Thurmes herab

im Hintergrunde eines Wagens die schöne Frau von Montbazon, deren Andenken ihm immer noch theuer war, zu sehen geglaubt hatte, so wollte er für sie nicht das sein, was er für Mazarin war, und verlangte einen bleiernen Kamm, der ihm auch bewilligt wurde.

Herr von Beaufort verlangte einen bleiernen Kamm, weil er, wie alle Blonde, einen röthlichen Bart hatte; er färbte ihn, indem er ihn kämmte.

Grimaud sah bei seinem Eintritte den Kamm, den der Prinz so eben auf den Tisch gelegt hatte; er nahm denselben mit einer Verbeugung.

Der Herzog schaute diese seltsame Figur staunend an.

Die Figur steckte den Kamm in ihre Tasche.

„Holla, he! Was ist das!" rief der Herzog. „Wer ist dieser Bursche?"

Grimaud antwortete nicht, sondern verbeugte sich zum zweiten Male.

„Bist Du stumm?" rief der Herzog.

Grimaud machte ein verneinendes Zeichen.

„Was bist Du denn? Antwort! Ich befehle es Dir," sagte der Herzog.

„Wächter," antwortete Grimaud.

„Wächter!" rief der Herzog, „gut, es fehlte mir nur noch dieses Galgengesicht zu meiner Sammlung. Holla! La Ramée! Herbei!"

La Ramée erschien. Zum Unglück für den Prinzen war er, auf Grimaud bauend, im Begriffe, sich nach Paris zu begeben. Er befand sich bereits im Hofe und kam unzufrieden zurück.

„Was gibt es, mein Prinz?" fragte er.

„Wer ist dieser Halunke, der meinen Kamm nimmt und ihn in seine Tasche steckt?" fragte Herr von Beaufort.

„Einer von Euern Wächtern, Monseigneur, ein Bursche voll Verdienst, den Ihr, wie ich überzeugt bin, schätzen werdet, wie Herr von Chavigny und ich."

„Warum nimmt er mir meinen Kamm?"

„In der That," sagte La Ramée, „warum nehmt Ihr den Kamm von Monseigneur?"

Grimaud zog den Kamm aus seiner Tasche, strich mit dem Finger darüber, betrachtete und zeigte den dicken Zahn und sprach nur das einzige Wort:

„Stechend!"

„Das ist wahr," sagte La Ramée.

„Was spricht dieses Thier?" fragte der Herzog.

„Es sei jedes stechende Instrument Monseigneur von dem König verboten."

„Ei, seid Ihr verrückt, La Ramée? Ihr selbst habt mir diesen Kamm gegeben."

„Und ich hatte großes Unrecht, Monseigneur, denn ich setzte mich dadurch in Widerspruch mit dem Befehl."

Der Herzog schaute Grimaud, welcher den Kamm La Ramée übergeben hatte, wüthend an.

„Ich sehe vorher, daß mir dieser Bursche ungeheuer mißfallen wird," murmelte der Prinz.

In der That, im Gefängniß gibt es kein in der Mitte liegendes Gefühl; wie einem Alles, Menschen und Dinge, Freund oder Feind ist, so liebt oder haßt man zuweilen mit Vernunft, aber noch viel häufiger aus Instinkt. Aus dem einfachen Grunde aber, daß Grimaud bei dem ersten Blick Herrn von Chavigny und La Ramée gefallen hatte, mußte er, insofern die Eigenschaften, welche in den Augen des Gouverneurs und des Gefreiten gut erschienen, Mängel in den Augen des Gefangenen wurden, gleich von Anfang an Herrn von Beaufort mißfallen.

Grimaud aber wollte nicht schon am ersten Tage unmittelbar mit dem Gefangenen brechen. Er bedurfte keines improvisirten Widerstrebens, sondern eines schönen, guten, festhaltenden Hasses. Er entfernte sich also, um vier Wachen Platz zu machen, welche, vom Frühstücke zurückkommend, ihren Dienst wieder bei dem Prinzen versehen konnten.

Der Prinz hatte seinerseits einen neuen Spaß zu vollführen, auf den er große Stücke hielt. Er hatte für sein Frühstück am andern Tage Krebse verlangt und gedachte den laufenden Tag mit Verfertigung eines kleinen Galgens zuzubringen, an welchen er den schönsten mitten in seinem Zimmer hängen wollte. Die rothe Farbe, die ihm das Sieden geben müßte, würde keinen Zweifel über die Anspielung übrig lassen, und so hätte er das Vergnügen, den Cardinal in effigie zu hängen, in Erwartung der Zeit, wo er wirklich gehenkt würde, ohne daß man ihm zum Vorwurf machen könnte, er habe etwas Anderes gehenkt, als einen Krebs.

Der Tag wurde zu den Vorbereitungen zur Hinrichtung verwendet. Man wird sehr kindisch im Gefängniß, und Herr von Beaufort hatte den Charakter, um es mehr zu werden, als jeder Andere. Er ging wie gewöhnlich spazieren, brach einige kleine Zweige ab, welche dazu bestimmt waren, eine Rolle bei der Hinrichtung zu spielen, und er fand, nachdem er lange gesucht hatte, ein Stück zerbrochenes Glas, ein Fund, der ihm das größte Vergnügen machte. In sein Zimmer zurückgekehrt, faserte er sein Sacktuch aus.

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging dem beobachtenden Auge von Grimaud.

Am andern Morgen war der Galgen bereit; um ihn mitten in seinem Zimmer aufschlagen zu können, schabte Herr von Beaufort eines von seinen Enden mit seinem zerbrochenen Glase ab.

La Ramée schaute seinem Treiben mit der Neugierde eines Vaters zu, welcher glaubt, er werde vielleicht ein neues Spielzeug für seine Kinder entdecken. Die vier Wachen betrachteten die Sache mit der müßiggängerischen Miene, welche zu jener Zeit, wie heut zu Tage, der Hauptcharakter der Physiognomie des Soldaten bildete.

Grimaud trat ein, als der Prinz so eben sein Stück Glas niedergelegt hatte, obgleich das Zuspitzen des Galgen-

fußes noch nicht vollendet war; er hatte sich unterbrochen, um den Faden an das entgegengesetzte Ende des Galgens zu binden.

Er warf auf Grimaud einen Blick, in welchem sich ein Ueberrest der bösen Laune vom vorhergehenden Tage offenbarte. Da er aber zum Voraus mit dem Erfolge, der seiner neuen Erfindung nicht entgehen konnte, sehr zufrieden war, so schenkte er ihm keine weitere Aufmerksamkeit.

Erst als er einen Schifferknoten an ein Ende seines Fadens und einen laufenden Knoten an das andere gemacht, nachdem er einen Blick auf die Platte mit Krebsen geworfen und mit dem Auge den majestätischsten ausgesucht hatte, wandte er sich zurück, um sein Stück Glas zu suchen. Das Stück Glas war verschwunden.

„Wer hat mir mein Stück Glas genommen?" fragte der Prinz, die Stirne runzelnd.

Grimaud machte ein Zeichen, daß er es wäre.

„Wie? Du abermals! warum hast Du es mir genommen?"

„Ja," fragte La Ramée, „warum habt Ihr Seiner Hoheit das Stück Glas genommen?"

Grimaud, der das Glasbruchstück in der Hand hielt, fuhr mit dem Finger darüber und sagte:

„Schneidend."

„Das ist richtig, Monseigneur," sprach La Ramée. „Teufel, was für einen kostbaren Mann haben wir da bekommen."

„Herr Grimaud," rief der Prinz, „in Eurem eigenen Interesse beschwöre ich Euch, seid darauf bedacht, nie in das Bereich meiner Hand zu kommen."

Grimaud machte eine Verbeugung und zog sich an das Ende des Zimmers zurück.

„Stille, stille, Monseigneur," sagte La Ramée, „gebt mir Euren Galgen, ich will ihn mit meinem Messer zuspitzen."

„Ihr?" sagte der Herzog lachend.

„Ja, ich; war es nicht das, was Ihr wünschtet?“

„Allerdings.“

„Schön, das wird im Ganzen nur noch drolliger werden,“ sprach der Herzog. „Hier mein lieber La Ramée.“

La Ramée, welcher den Ausruf des Prinzen nicht verstanden hatte, spitzte den Fuß des Galgens auf das Niedlichste zu.

„Gut,“ sagte der Herzog; „macht mir nun ein kleines Loch in den Boden, während ich den armen Sünder hole.“

La Ramée kniete mit einem Fuße nieder und höhlte den Boden aus.

Während dieser Zeit hing der Prinz seinen Krebs an den Faden.

Dann pflanzte er den Galgen mitten im Zimmer auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

La Ramée lachte auch aus vollem Herzen, ohne recht zu wissen, warum er lachte, und die Wachen machten Chorus.

Grimaud allein lachte nicht. Er näherte sich La Ramée, deutete auf den Krebs, der sich am Ende des Fadens drehte und sagte:

„Cardinal.“

„Geschenkt von seiner Hoheit, dem Herzog von Beaufort,“ versetzte der Prinz immer stärker lachend, „und von Meister Jacques Chrysostome La Ramée, Gefreiten des Königs.“

La Ramée stieß einen Schrei des Schreckens aus und stürzte nach dem Galgen, den er aus der Erde riß und in einige kleine Stücke zerbrach, die er zum Fenster hinaus warf. Er war im Begriffe, dasselbe mit dem Krebs zu thun, dergestalt hatte er den Verstand verloren, als Grimaud ihm denselben aus den Händen nahm und sagte:

„Gut zum Essen.“

Und er steckte den Krebs in seine Tasche.

Diesmal hatte der Herzog so großes Vergnügen an dieser Scene gefunden, daß er Grimaud die Rolle, die er dabei spielte, beinahe verzieh. Als er jedoch im Verlaufe des Tages über die Absicht nachdachte, welche sein Wächter dabei gehabt hatte, und diese Absicht ihm im Grunde schlecht vorkam, so fühlte er eine merkliche Zunahme seines Hasses gegen ihn.

Aber die Geschichte von dem Krebse fand nichtsdestoweniger zur größten Verzweiflung von La Ramée einen ungeheuren Wiederhall im Innern des Thurmes und auch außerhalb desselben. Herr von Chavigny, der in der Tiefe seines Herzens den Cardinal verabscheute, war bemüht, die Anecdote einigen wohlgesinnten Freunden anzuvertrauen, die sie sogleich verbreiteten.

Mit dieser Geschichte brachte Herr von Beaufort zwei bis drei Tage zu.

Mittlerweile hatte der Herzog unter seinen Wachen einen Mann von ziemlich gutem Aussehen bemerkt, den er um so mehr liebkoste, als ihm Grimaud jeden Augenblick mehr mißfiel. Eines Morgens, als er diesen Mann bei Seite genommen hatte und mit ihm einige Zeit allein sprach, trat Grimaud ein, betrachtete, was vorging, näherte sich ehrfurchtsvoll der Wache und dem Prinzen und nahm die Wache beim Arme.

„Was wollt Ihr?" fragte der Prinz mit hartem Tone.

Grimaud führte die Wache einige Schritte weg, deutete auf die Thüre und sagte:

„Geht."

Die Wache gehorchte.

„Aber Ihr seid mir ganz unerträglich!" rief der Prinz.

Grimaud verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ich breche Euch die Knochen entzwei," schrie der Prinz in Verzweiflung.

Grimaud verbeugte sich zurückweichend.

„Ja, ich; war es nicht das, was Ihr wünschtet?"

„Allerdings."

„Schön, das wird im Ganzen nur noch drolliger werden," sprach der Herzog. „Hier mein lieber La Ramée."

La Ramée, welcher den Ausruf des Prinzen nicht verstanden hatte, spitzte den Fuß des Galgens auf das Niedlichste zu.

„Gut," sagte der Herzog; „macht mir nun ein kleines Loch in den Boden, während ich den armen Sünder hole."

La Ramée kniete mit einem Fuße nieder und höhlte den Boden aus.

Während dieser Zeit hing der Prinz seinen Krebs an den Faden.

Dann pflanzte er den Galgen mitten im Zimmer auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

La Ramée lachte auch aus vollem Herzen, ohne recht zu wissen, warum er lachte, und die Wachen machten Chorus.

Grimaud allein lachte nicht. Er näherte sich La Ramée, deutete auf den Krebs, der sich am Ende des Fadens drehte und sagte:

„Cardinal."

„Gehenkt von seiner Hoheit, dem Herzog von Beaufort," versetzte der Prinz immer stärker lachend, „und von Meister Jacques Chrysostome La Ramée, Gefreiten des Königs."

La Ramée stieß einen Schrei des Schreckens aus und stürzte nach dem Galgen, den er aus der Erde riß und in einige kleine Stücke zerbrach, die er zum Fenster hinaus warf. Er war im Begriffe, dasselbe mit dem Krebs zu thun, dergestalt hatte er den Verstand verloren, als Grimaud ihm denselben aus den Händen nahm und sagte:

„Gut zum Essen."

Und er steckte den Krebs in seine Tasche.

Diesmal hatte der Herzog so großes Vergnügen an dieser Scene gefunden, daß er Grimaud die Rolle, die er dabei spielte, beinahe verzieh. Als er jedoch im Verlaufe des Tages über die Absicht nachdachte, welche sein Wächter dabei gehabt hatte, und diese Absicht ihm im Grunde schlecht vorkam, so fühlte er eine merkliche Zunahme seines Hasses gegen ihn.

Aber die Geschichte von dem Krebse fand nichtsdestoweniger zur größten Verzweiflung von La Ramée einen ungeheuren Wiederhall im Innern des Thurmes und auch außerhalb desselben. Herr von Chavigny, der in der Tiefe seines Herzens den Cardinal verabscheute, war bemüht, die Anecdote einigen wohlgesinnten Freunden anzuvertrauen, die sie sogleich verbreiteten.

Mit dieser Geschichte brachte Herr von Beaufort zwei bis drei Tage zu.

Mittlerweile hatte der Herzog unter seinen Wachen einen Mann von ziemlich gutem Aussehen bemerkt, den er um so mehr liebkoste, als ihm Grimaud jeden Augenblick mehr mißfiel. Eines Morgens, als er diesen Mann bei Seite genommen hatte und mit ihm einige Zeit allein sprach, trat Grimaud ein, betrachtete, was vorging, näherte sich ehrfurchtsvoll der Wache und dem Prinzen und nahm die Wache beim Arme.

„Was wollt Ihr?" fragte der Prinz mit hartem Tone.

Grimaud führte die Wache einige Schritte weg, deutete auf die Thüre und sagte:

„Geht."

Die Wache gehorchte.

„Aber Ihr seid mir ganz unerträglich!" rief der Prinz.

Grimaud verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ich breche Euch die Knochen entzwei," schrie der Prinz in Verzweiflung.

Grimaud verbeugte sich zurückweichend.

„Herr Spion," fuhr der Herzog fort, „ich erdroßle Euch mit meinen Händen."

Grimaud verbeugte sich abermals und immer mehr zurückweichend.

„Und zwar," versetzte der Prinz, welcher dachte, es wäre das Beste, sogleich ein Ende zu machen, „nicht später, als in diesem Augenblick."

Und er streckte seine krampfhaft zusammengezogenen Hände gegen Grimaud aus, der nun die Wache hinausstieß und die Thüre hinter ihr schloß. In diesem Augenblick fühlte er, wie die Hände des Prinzen sich auf seine eisernen Schultern herabsenkten. Aber statt zu rufen oder sich zu vertheidigen, beschränkte er sich darauf, langsam seinen Zeigefinger in die Höhe seiner Lippen zu führen und, sein Gesicht mit seinem reizendsten Lächeln färbend, das Wort: „Stille!" mit halber Stimme zu sprechen.

Ein Lächeln, eine Geberde und ein Wort von Grimaud war etwas so Seltenes, daß Seine Hoheit plötzlich voll Staunen inne hielt.

Grimaud benützte diesen Augenblick, um aus dem Futter seines Wammses ein reizendes kleines Billet mit aristokratischem Siegel hervorzuziehen, dem sein langer Aufenthalt in den Kleidern von Grimaud seinen ersten Wohlgeruch nicht hatte benehmen können, und reichte es dem Herzog, ohne ein Wort zu sprechen.

Immer mehr erstaunt, ließ der Herzog Grimaud los, nahm das Billet und rief, die Handschrift erkennend:

„Von Frau von Montbazon!"

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

Der Herzog zerriß rasch den Umschlag, fuhr mit der Hand über die Augen und las, wie folgt:

„Mein lieber Herzog!

„Ihr könnt Euch vollkommen dem braven Burschen anvertrauen, der Euch dieses Billet zustellt, denn er ist der Bediente eines Edelmanns, welcher uns gehört und für ihn als einen durch zwanzigjährige Treue erprobten

Mann bürgt. Er hat eingewilligt, in den Dienſt Eures Gefreiten zu treten und ſich mit Euch in Vincennes einzuſchließen, um Eure Flucht, mit der wir uns beſchäftigen, vorzubereiten und zu unterſtützen.

„Der Augenblick der Befreiung iſt nahe; faßt Geduld und Muth und bedenkt, daß trotz Zeit und Abweſenheit alle Eure Freunde die Gefühle bewahrt haben, welche ſie für Euch hegten.

„Euere ſtets und immer wohlgeneigte

„Marie von Montbazon."

„N. S. Ich unterzeichne alle Briefe, weil es zu große Eitelkeit wäre, zu denken, Ihr würdet nach fünf Jahren meine Anfangsbuchſtaben wieder erkennen."

Der Herzog blieb einen Augenblick wie betäubt. Was er ſeit fünf Jahren ſuchte, ohne es zu finden, einen Diener, einen Beiſtand, einen Freund, das fiel ihm plötzlich vom Himmel zu, und zwar in einem Augenblick, wo er es am wenigſten erwartete. Er ſchaute Grimaud erſtaunt an, kehrte zu ſeinem Briefe zurück und las ihn noch einmal von Anfang bis zu Ende.

„Oh! theure Marie," murmelte er, als er geendigt hatte, „ſie iſt es alſo geweſen, die ich im Hintergrunde ihres Wagens wahrgenommen habe. Wie, ſie denkt noch an mich nach einer Trennung von fünf Jahren! Bei Gott, das iſt eine Beſtändigkeit, wie man ſie nur in der Aſträa ſieht."

Dann ſich gegen Grimaud umwendend, fügte er bei:

„Und Du, mein braver Junge, Du willſt uns alſo helfen?"

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen.

„Du biſt nur deshalb hieher gekommen?"

Grimaud wiederholte ſein Zeichen.

„Und ich wollte Dich erdroſſeln!" rief der Herzog.

Grimaud lächelte.

„Doch halt," ſprach der Herzog.

Und er ſuchte in ſeinen Taſchen.

„Warte," fuhr der Herzog seinen fruchtlosen Versuch erneuernd fort, „man soll nicht sagen, eine solche Aufopferung für einen Enkel Heinrichs IV. bleibe unbelohnt."

Die Bewegung des Herzogs von Beaufort deutete die beste Absicht der Welt an. Aber es war eine der Vorsichtsmaßregeln in Vincennes, den Gefangenen kein Geld zu lassen.

Als Grimaud die Enttäuschung und den Aerger des Herzogs bemerkte, zog er aus seiner Tasche eine Börse voll Gold, überreichte sie ihm und sagte:

„Das ist es, was Ihr sucht."

Der Herzog öffnete die Börse und wollte sie in die Hände von Grimaud leeren, Grimaud aber schüttelte den Kopf und sprach zurückweichend:

„Ich danke, Monseigneur, ich bin bezahlt."

Der Herzog fiel aus einem Erstaunen in das andere.

Der Herzog reichte ihm die Hand; Grimaud näherte sich und küßte sie ehrfurchtsvoll. Die vornehmen Manieren von Athos waren eine Schule für Grimaud gewesen.

„Und nun," fragte der Herzog, „was werden wir thun?"

„Es ist eilf Uhr," versetzte Grimaud. „Um zwei Uhr verlange Monseigneur eine Partie Ball mit La Ramée zu spielen und schleudere zwei bis drei Bälle über den Wall."

„Wohl, hernach?"

„Hernach.... wird sich Monseigneur der Mauer nähern und einem Manne, der im Graben arbeitet, zurufen, er solle sie ihm zurückwerfen."

„Ich begreife," sagte der Herzog.

Das Antlitz von Grimaud schien eine lebhafte Befriedigung auszudrücken; bei dem geringen Gebrauch, den er von der Gewohnheit der Sprache machte, wurde ihm das Reden schwer.

Er schickte sich an, abzugehen.

„Du willst also nichts annehmen?“ sprach der Herzog.

„Ich wünschte, Monseigneur würde mir eines versprechen.“

„Was? sprich.“

„Daß ich, wenn wir fliehen, immer zuerst hinausgehen darf; denn wenn man Monseigneur wieder erwischt, so läuft er höchstens Gefahr, in das Gefängniß gebracht zu werden, während ich, wenn man mich erwischt, wenigstens gehenkt werde.“

„Das ist nur zu richtig,“ erwiederte der Herzog, „auf Edelmannswort, es soll geschehen, wie Du verlangst.“

„Nun habe ich mir von Monseigneur nur noch zu erbitten, daß er mir fortwährend die Ehre erweise, mich zu verabscheuen, wie bisher.“

„Ich werde mich bemühen,“ sprach der Herzog.

Man klopfte an die Thüre.

Der Herzog steckte sein Billet und seine Börse in die Tasche und warf sich auf sein Bett. Man wußte, daß dieß seine Zuflucht in seinen großen Augenblicken des Aergers und der Langweile war. Grimaud öffnete; es war La Ramée, welcher vom Cardinal zurückkehrte, wo die von uns erzählte Scene vorgefallen war.

La Ramée warf einen forschenden Blick um sich her, und als er immer noch dieselben Symptome des Widerwillens zwischen dem Gefangenen und seinem Wächter wahrnahm, lächelte er voll innerer Zufriedenheit.

Dann wandte er sich nach Grimaud um und sagte:

„Gut, mein Freund, gut; man hat geeigneten Ortes von Euch gesprochen, und ich hoffe, Ihr sollt bald eine Neuigkeit erfahren, die Euch nicht unangenehm sein wird.“

Grimaud grüßte mit einer Miene, die er freundlich zu machen suchte, und entfernte sich, was seine Gewohnheit war, wenn sein Vorgesetzter eintrat.

„Nun, Monseigneur,“ sprach La Ramée mit seinem

plumpen Lachen, „Ihr ſchmollt immer noch mit dieſem armen Burſchen?

„Ah! Ihr ſeid es, La Ramée," ſagte der Herzog, „meiner Treu', es war Zeit, daß Ihr kamet. Ich hatte mich auf mein Bett geworfen und die Naſe der Wand zugedreht, um der Verſuchung nicht nachzugeben, mein Wort zu halten und dieſen Schurken Grimaud zu erdroſſeln.

„Ich zweifle," erwiederte La Ramée mit einer geiſtreichen Anſpielung auf die Stummheit ſeines Untergeordneten, „daß er Euerer Hoheit etwas Unangenehmes geſagt hat."

„Bei Gott, ich glaube wohl; ein Stummer aus dem Orient. Ich ſchwöre es Euch, es war Zeit, daß Ihr zurückkamet, La Ramée, und es drängte mich, Euch wieder zu ſehen."

„Monſeigneur iſt zu gut," verſetzte La Ramée, von dem Complimente geſchmeichelt.

„Ja," fuhr der Herzog fort, „in der That, ich fühle mich heute von einer Ungeſchicklichkeit, die Euch Vergnügen gewähren wird.

„Wir machen alſo eine Partie Ball?" ſagte La Ramée maſchinenmäßig.

„Wenn Ihr wollt."

„Ich bin Monſeigneur zu Befehl."

„Das heißt, mein lieber Ramée," ſprach der Herzog, „Ihr ſeid ein ſehr artiger Mann, und ich möchte gern ewig in Vincennes bleiben, um das Vergnügen zu haben, mit Euch mein Leben zuzubringen."

„Monſeigneur," erwiederte La Ramée, „ich glaube, es hängt nicht von dem Cardinal ab, wenn Eure Wünſche nicht erfüllt werden."

„Wie ſo? habt Ihr ihn ſeit Kurzem geſehen?"

„Er hat mich dieſen Morgen holen laſſen."

„Wirklich! um Euch über mich zu ſprechen."

„Worüber soll er mit mir sprechen? In der That, Monseigneur, Ihr seid sein Alp.“

Der Herzog lächelte bitter.

„Ach! wenn Ihr mein Anerbieten annehmen wolltet, La Ramée...“

„Stille, Monseigneur, warum abermals von diesen Dingen sprechen; Ihr seht wohl, daß Ihr nicht vernünftig seid.“

„La Ramée, ich habe Euch gesagt und wiederhole Euch, ich würde Euer Glück machen.“

„Womit? Ihr werdet nicht sobald aus dem Gefängniß sein, als man Eure Güter confisciren wird.“

„Ich werde nicht sobald aus dem Gefängniß entkommen, als ich Herr von Paris sein werde.“

„Stille, stille doch! Kann ich denn solche Dinge anhören? Das ist eine schöne Sprache gegen einen Offizier des Königs! Ich sehe wohl, Monseigneur, ich muß einen zweiten Grimaud suchen.“

„Gut, sprechen wir nicht mehr davon. Es war also zwischen Dir und dem Cardinal die Rede von mir? La Ramée, Du solltest eines Tages, wenn Du bei ihm erscheinen mußt, mich Deine Kleider anlegen lassen. Ich ginge an Deiner Stelle, würde ihn erdrosseln und stellte mich, wenn es Bedingung wäre, auf Edelmannswort selbst wieder im Gefängniß.“

„Monseigneur, ich sehe wohl, ich muß Grimaud rufen.“

„Ich habe Unrecht. Und was hat er Dir gesagt, der Philister?“

„Ich lasse Euch das Wort gelten, Monseigneur,“ sprach La Ramée mit seiner Miene, „weil es sich reimt auf Minister. Was er mir gesagt hat? Er hat mir gesagt: ich solle Euch überwachen.“

„Und warum mich überwachen?“ fragte der Herzog unruhig.

„Weil ein Astrolog prophezeit hat, Ihr würdet entkommen.“

„Ach! ein Aſtrolog hat dies prophezeiht," ſagte der Herzog unwillkührlich bebend.

„Oh, mein Gott, ja ſie wiſſen nicht, was ſie erſinnen ſollen, dieſe Dummköpfe von Magiern, um ehrwürdige Leute zu plagen."

„Und was haſt Du der hochwürdigſten Eminenz geantwortet.

„Wenn der fragliche Aſtrolog Almanache mache, ſo rathe ich ihr nicht, ſolche zu kaufen."

„Warum?"

„Weil Ihr, um zu entfliehen, Fink oder Zaunkönig werden müßtet."

„Du haſt leider ſehr Recht. Doch wir wollen eine Partie Ball ſpielen, La Ramée."

„Monſeigneur, ich bitte Eure Hoheit um Vergebung, aber ich bedarf der Friſt von einer halben Stunde.

„Und warum dies?"

„Weil Monſeigneur Mazarin, obgleich nicht von ſo guter Geburt, doch viel ſtolzer iſt, als Ihr, und mich zum Frühſtück einzuladen vergeſſen hat."

„Nun wohl, ſo will ich Dir Frühſtück hieher bringen laſſen."

„Nein, Monſeigneur, ich muß Euch ſagen, daß der Paſtetenbäcker, welcher dem Schloſſe gegenüber wohnte und den man den Vater Marteau nannte..."

„Nun?"

„Vor acht Tagen ſein Beſitzthum an einen Paſtetenbäcker von Paris verkauft hat, dem die Aerzte, wie es ſcheint, die Landluft anriethen."

„Was geht das mich an?"

„Wartet doch, Monſeignenr. Dieſer verdammte Paſtetenbäcker hat vor ſeiner Bude eine Maſſe von Dingen, die einem den Mund wäſſern machen."

„Leckermaul!"

„Ei, mein Gott, Monſeigneur," verſetzte La Ramée, „man iſt nicht Leckermaul, wenn man gerne gut

ißt. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er die Vollkommenheit in Pasteten, wie in allen andern Dingen sucht. Dieser Spitzbube von einem Pastetenbäcker, Monseignenr, kam nun, als er mich vor seiner Auslage stille stehen sah, mit einem dummdreisten Wesen auf mich zu, und sagte mir: „„Herr La Ramée, ich muß die Kundschaft der Gefangenen des Thurmes bekommen. Ich habe dieses Etablissement von meinem Vorgänger gekauft, weil er mir die Versicherung gab, er liefere für das Schloß, und auf meine Ehre, Herr von Chavigny hat seit den acht Tagen, die ich hier bin, noch kein Törtchen bei mir holen lassen.““

„Dies ist ohne Zweifel der Fall," antwortete ich ihm, „weil Herr von Chavigny befürchtet, Euer Gebäcke sei nicht gut."

„Nicht gut, mein Gebäcke!" nun wohl, Herr La Ramée, Ihr sollt selbst Richter sein und zwar auf der Stelle!"

„Ich kann nicht," antwortete ich, „denn ich muß sogleich in's Schloß zurückkehren."

„„Nun wohl,““ sagte er, „„so macht Eure Geschäfte ab, da Ihr Eile zu haben scheint, und kommt in einer halben Stunde wieder.““

„In einer halben Stunde?"

„„Ja. Habt Ihr gefrühstückt?““

„Meiner Treue, nein!"

„„Seht, hier ist eine Pastete, die Euch mit einer Flasche Burgunder erwartet."

„Und Ihr begreift, Monseigneur, da ich noch ganz nüchtern bin, so möchte ich mit Erlaubniß Euerer Hoheit . . ."

Und La Ramée verbeugte sich.

„Geh also, Thier," sprach der Herzog, „aber merke Dir wohl, ich gebe Dir nur eine halbe Stunde."

„Darf ich dem Nachfolger von Vater Marteau Eure Kundschaft versprechen?"

„Ja, vorausgesetzt, er thut mir keine Schwämme

in seine Pasteten. Du weißt," fügte der Prinz bei, „daß die Schwämme aus dem Walde von Vincennes meiner Familie tödtlich sind."

La Ramée entfernte sich, ohne die Anspielung zu erwiedern, und fünf Minuten nach seinem Abgang trat der Offizier von der Wache ein, unter dem Vorwande, sich die Ehre zu geben, dem Prinzen Gesellschaft zu leisten, in Wirklichkeit aber, um die Befehle des Cardinals zu erfüllen, welcher, wie wir gesagt haben, einschärfte, den Gefangenen nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Aber während der fünf Minuten, die der Herzog allein geblieben war, hatte er Zeit gehabt, noch einmal das Billet von Frau von Montbazon zu lesen, welches dem Gefangenen bewies, daß ihn seine Freunde nicht vergessen hatten, und daß sie sich mit seiner Befreiung beschäftigten; auf welche Weise, das wußte er nicht; aber er gelobte sich, Grimaud, wie stumm er auch sein mochte, endlich zum Sprechen zu bringen. Er setzte um so größeres Vertrauen in diesen Mann, als er sich jetzt sein Benehmen klar machte und nun begriff, daß er alle die kleinen Verfolgungen, mit denen er den Herzog heimsuchte, nur erfunden hatte, um seinen Wächtern jeden Gedanken zu benehmen, er könnte sich mit ihm verständigen.

Diese List gab dem Herzog einen hohen Begriff von dem Verstande von Grimaud, welchem er sich gänzlich anzuvertrauen beschloß.

XX.

Was die Pasteten des Nachfolgers vom Vater Marteau enthielten.

Eine halbe Stunde nachher kehrte La Ramée munter und vergnügt zurück, wie ein Mensch, der gut gegessen

und besonders gut getrunken hat. Er hatte vortreffliche Pasteten und köstlichen Wein gefunden.

Das Wetter war schön und gestattete die beabsichtigte Partie. Das Ballspiel von Vincennes war ein Langballspiel, das heißt in freier Luft. Nichts war also für den Herzog leichter, als das zu thun, was ihm Grimaud empfohlen hatte, daß heißt, die Bälle in den Graben zu schleudern.

So lange es indessen nicht zwei Uhr geschlagen hatte, war der Herzog nicht zu ungeschickt, denn zwei Uhr war die bestimmte Stunde. Er verlor jedoch die bis dahin eingegangenen Partien, was ihm zornig zu werden und das zu thun gestattete, was man in solchen Fällen thut, nämlich Fehler auf Fehler zu machen.

Als es zwei Uhr schlug, fingen die Bälle an, den Weg nach dem Graben zu nehmen und zwar zur großen Freude von La Ramée, welcher bei jedem Hinaus, das der Prinz machte, fünfzehn markirte.

Die Hinaus nahmen so zu, daß es bald an Bällen fehlte. La Ramée schlug nun vor, Jemand hinab zu schicken, um sie aus dem Graben zu holen. Aber der Herzog bemerkte vernünftiger Weise, das wäre verlorene Zeit, näherte sich dem Walle, der an dieser Stelle, wie der Gefreite gesagt hatte, wenigstens fünfzig Fuß hoch war, und erblickte einen Mann, der in einem von den tausend Gärtchen arbeitete, welche die Bauern auf der andern Seite des Grabens anlegten.

„He, Freund!“ rief der Herzog.

Der Mann schaute empor, und der Prinz war im Begriff, einen Schrei des Erstaunens auszustoßen. Dieser Mann, dieser Bauer, dieser Gärtner war Rochefort, den der Prinz in der Bastille glaubte.

„Nun, was gibt es da oben?“ fragte der Mann.

„Habt die Gefälligkeit, unsere Bälle zurückzuwerfen,“ rief der Herzog.

Der Gärtner machte ein Zeichen mit dem Kopfe und

fing an, die Bälle zurückzuwerfen, welche La Ramée und die Wachen aufhoben. Einer derselben fiel vor die Füße des Herzog und da dieser offenbar für ihn bestimmt war, so steckte er ihn in seine Tasche.

Dann machte er dem Gärtner ein Zeichen des Dankes und kehrte zu seiner Partie zurück.

Der Herzog hatte aber offenbar seinen schlimmen Tag. Die Bälle flogen fortwährend in's Weite, statt sich in den Gränzen des Spieles zu halten. Zwei oder drei kehrten in den Graben zurück, da aber der Gärtner nicht mehr da war, um sie wieder hinauf zu schleudern, so gingen sie verloren. Dann erklärte der Herzog, er schäme sich so großer Ungeschicklichkeit und wolle nicht weiter spielen.

La Ramée war entzückt, einen Prinzen von Geblüt völlig geschlagen zu haben.

Der Prinz kehrte in sein Zimmer zurück und legte sich nieder. Das that er beinahe den ganzen Tag, seitdem man ihm seine Bücher genommen hatte.

La Ramée nahm die Kleider des Prinzen, unter dem Vorwande, sie wären mit Staub bedeckt und er müßte sie ausbürsten lassen, in Wirklichkeit aber, um sicher zu sein, daß sich der Prinz nicht von der Stelle bewegte. Es war ein vorsichtiger Mann, dieser La Ramée.

Glücklicher Weise hatte der Prinz Zeit gehabt, den Ball unter seinem Kopfpfühl zu verbergen.

Sobald die Thüre geschlossen war, zerriß der Herzog den Ueberzug des Balles mit seinen Zähnen, denn man ließ ihm kein schneidendes Instrument; zum Essen hatte er nur Messer mit silbernen Klingen, welche nicht schnitten.

Unter dem Ueberzug war ein Brief, welcher folgende Zeilen enthielt:

„Monseigneur, Eure Freunde wachen und die Stunde Euer Befreiung naht. Verlangt übermorgen eine Pastete zu essen, gemacht von dem neuen Pastetenbäcker, welcher den Laden des früheren gekauft hat, und niemand

Anderes ist, als Noirmont, Euer Haushofmeister. Oeffnet die Pastete erst, wenn Ihr allein seid. Ich hoffe, Ihr werdet mit dem, was sie enthält, zufrieden sein.

Der stets ergebene Diener Eurer Hoheit,
in der Bastille wie anderswo,
Graf von Rochefort.

„N. S. Eure Hoheit kann Grimaud in jeder Beziehung trauen. Es ist ein sehr gescheiter und uns ergebener Bursche."

Der Herzog von Beaufort, dem man sein Feuer zurückgegeben hatte, seitdem er auf die Malerei Verzicht geleistet, verbrannte den Brief, wie er dies zu seinem großen Bedauern mit dem von Frau von Montbazon gethan hatte, und er war im Begriff, dasselbe mit dem Balle zu thun, als es ihm einfiel, er könnte ihm nützlich sein, um seine Antwort zu Rochefort gelangen zu lassen.

Er war wohl bewacht, denn in dem Augenblick, wo er es gethan hatte, trat La Ramée ein.

„Bedarf Monseigneur etwas?" sagte er.

„Ich hatte kalt," antwortete der Herzog, „und schürte das Feuer an, damit es mehr Wärme gebe. Ihr wißt, mein Lieber, die Zimmer des Thurmes von Vincennes sind berühmt wegen ihrer Frische. Man könnte Eis darin aufbewahren und sammelt Salpeter in denselben. Diejenigen, in welchem Puylaurens, Marschall von Ornano und der Großprior, mein Oheim, starben, waren Arsenik werth, wie Frau von Rambouillet sagte."

Und der Herzog legte sich, seinen Ball unter den Kopfpfühl steckend, wieder nieder. La Ramée lächelte. Es war im Grunde ein braver Mann, der eine große Vorliebe für seinen erhabenen Gefangenen gefaßt hatte und in Verzweiflung gerathen wäre, wenn er ihm hätte ein Unglück begegnen sehen müssen. Die Unglücksfälle aber, welche hinter einander die drei genannten Personen betroffen hatten, waren unbestreitbar.

in seine Pasteten. Du weißt," fügte der Prinz bei, „daß die Schwämme aus dem Walde von Vincennes meiner Familie tödtlich sind."

La Ramée entfernte sich, ohne die Anspielung zu erwiedern, und fünf Minuten nach seinem Abgang trat der Offizier von der Wache ein, unter dem Vorwande, sich die Ehre zu geben, dem Prinzen Gesellschaft zu leisten, in Wirklichkeit aber, um die Befehle des Cardinals zu erfüllen, welcher, wie wir gesagt haben, einschärfte, den Gefangenen nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Aber während der fünf Minuten, die der Herzog allein geblieben war, hatte er Zeit gehabt, noch einmal das Billet von Frau von Montbazon zu lesen, welches dem Gefangenen bewies, daß ihn seine Freunde nicht vergessen hatten, und daß sie sich mit seiner Befreiung beschäftigten; auf welche Weise, das wußte er nicht; aber er gelobte sich, Grimaud, wie stumm er auch sein mochte, endlich zum Sprechen zu bringen. Er setzte um so größeres Vertrauen in diesen Mann, als er sich jetzt sein Benehmen klar machte und nun begriff, daß er alle die kleinen Verfolgungen, mit denen er den Herzog heimsuchte, nur erfunden hatte, um seinen Wächtern jeden Gedanken zu benehmen, er könnte sich mit ihm verständigen.

Diese List gab dem Herzog einen hohen Begriff von dem Verstande von Grimaud, welchem er sich gänzlich anzuvertrauen beschloß.

XX.

Was die Pasteten des Nachfolgers vom Vater Marteau enthielten.

Eine halbe Stunde nachher kehrte La Ramée munter und vergnügt zurück, wie ein Mensch, der gut gegessen

und besonders gut getrunken hat. Er hatte vortreffliche Pasteten und köstlichen Wein gefunden.

Das Wetter war schön und gestattete die beabsichtigte Partie. Das Ballspiel von Vincennes war ein Langballspiel, das heißt in freier Luft. Nichts war also für den Herzog leichter, als das zu thun, was ihm Grimaud empfohlen hatte, daß heißt, die Bälle in den Graben zu schleudern.

So lange es indessen nicht zwei Uhr geschlagen hatte, war der Herzog nicht zu ungeschickt, denn zwei Uhr war die bestimmte Stunde. Er verlor jedoch die bis dahin eingegangenen Partien, was ihm zornig zu werden und das zu thun gestattete, was man in solchen Fällen thut, nämlich Fehler auf Fehler zu machen.

Als es zwei Uhr schlug, fingen die Bälle an, den Weg nach dem Graben zu nehmen und zwar zur großen Freude von La Ramée, welcher bei jedem Hinaus, das der Prinz machte, fünfzehn markirte.

Die Hinaus nahmen so zu, daß es bald an Bällen fehlte. La Ramée schlug nun vor, Jemand hinab zu schicken, um sie aus dem Graben zu holen. Aber der Herzog bemerkte vernünftiger Weise, das wäre verlorene Zeit, näherte sich dem Walle, der an dieser Stelle, wie der Gefreite gesagt hatte, wenigstens fünfzig Fuß hoch war, und erblickte einen Mann, der in einem von den tausend Gärtchen arbeitete, welche die Bauern auf der andern Seite des Grabens anlegten.

„He, Freund!“ rief der Herzog.

Der Mann schaute empor, und der Prinz war im Begriff, einen Schrei des Erstaunens auszustoßen. Dieser Mann, dieser Bauer, dieser Gärtner war Rochefort, den der Prinz in der Bastille glaubte.

„Nun, was gibt es da oben?“ fragte der Mann.

„Habt die Gefälligkeit, unsere Bälle zurückzuwerfen,“ rief der Herzog.

Der Gärtner machte ein Zeichen mit dem Kopfe und

fing an, die Bälle zurückzuwerfen, welche La Ramée und die Wachen aufhoben. Einer derselben fiel vor die Füße des Herzog und da dieser offenbar für ihn bestimmt war, so steckte er ihn in seine Tasche.

Dann machte er dem Gärtner ein Zeichen des Dankes und kehrte zu seiner Partie zurück.

Der Herzog hatte aber offenbar seinen schlimmen Tag. Die Bälle flogen fortwährend in's Weite, statt sich in den Gränzen des Spieles zu halten. Zwei oder drei kehrten in den Graben zurück, da aber der Gärtner nicht mehr da war, um sie wieder hinauf zu schleudern, so gingen sie verloren. Dann erklärte der Herzog, er schäme sich so großer Ungeschicklichkeit und wolle nicht weiter spielen.

La Ramée war entzückt, einen Prinzen von Geblüt völlig geschlagen zu haben.

Der Prinz kehrte in sein Zimmer zurück und legte sich nieder. Das that er beinahe den ganzen Tag, seitdem man ihm seine Bücher genommen hatte.

La Ramée nahm die Kleider des Prinzen, unter dem Vorwande, sie wären mit Staub bedeckt und er müßte sie ausbürsten lassen, in Wirklichkeit aber, um sicher zu sein, daß sich der Prinz nicht von der Stelle bewegte. Es war ein vorsichtiger Mann, dieser La Ramée.

Glücklicher Weise hatte der Prinz Zeit gehabt, den Ball unter seinem Kopfpfühl zu verbergen.

Sobald die Thüre geschlossen war, zerriß der Herzog den Ueberzug des Balles mit seinen Zähnen, denn man ließ ihm kein schneidendes Instrument: zum Essen hatte er nur Messer mit silbernen Klingen, welche nicht schnitten.

Unter dem Ueberzug war ein Brief, welcher folgende Zeilen enthielt:

„Monseigneur, Eure Freunde wachen und die Stunde Eurer Befreiung naht. Verlangt übermorgen eine Pastete zu essen, gemacht von dem neuen Pastetenbäcker, welcher den Laden des früheren gekauft hat, und niemand

Anderes ist, als Noirmont, Euer Haushofmeister. Oeffnet die Pastete erst, wenn Ihr allein seid. Ich hoffe, Ihr werdet mit dem, was sie enthält, zufrieden sein.

Der stets ergebene Diener Eurer Hoheit,
in der Bastille wie anderswo,
Graf von Rochefort.

„N. S. Eure Hoheit kann Grimaud in jeder Beziehung trauen. Es ist ein sehr gescheiter und uns ergebener Bursche."

Der Herzog von Beaufort, dem man sein Feuer zurückgegeben hatte, seitdem er auf die Malerei Verzicht geleistet, verbrannte den Brief, wie er dies zu seinem großen Bedauern mit dem von Frau von Montbazon gethan hatte, und er war im Begriff, dasselbe mit dem Balle zu thun, als es ihm einfiel, er könnte ihm nützlich sein, um seine Antwort zu Rochefort gelangen zu lassen.

Er war wohl bewacht, denn in dem Augenblick, wo er es gethan hatte, trat La Ramée ein.

„Bedarf Monseigneur etwas?" sagte er.

„Ich hatte kalt," antwortete der Herzog, „und schürte das Feuer an, damit es mehr Wärme gebe. Ihr wißt, mein Lieber, die Zimmer des Thurmes von Vincennes sind berühmt wegen ihrer Frische. Man könnte Eis darin aufbewahren und sammelt Salpeter in denselben. Diejenigen, in welchem Puylaurens, Marschall von Ornano und der Großprior, mein Oheim, starben, waren Arsenik werth, wie Frau von Rambouillet sagte."

Und der Herzog legte sich, seinen Ball unter den Kopfpfühl steckend, wieder nieder. La Ramée lächelte. Es war im Grunde ein braver Mann, der eine große Vorliebe für seinen erhabenen Gefangenen gefaßt hatte und in Verzweiflung gerathen wäre, wenn er ihm hätte ein Unglück begegnen sehen müssen. Die Unglücksfälle aber, welche hinter einander die drei genannten Personen betroffen hatten, waren unbestreitbar.

„Monseigneur," sagte er, „man muß sich nicht solchen Gedanken hingeben. Solche Gedanken sind es, welche tödten, und nicht der Salpeter."

„Ei, mein Lieber," sprach der Herzog, „Ihr seid entzückend. Wenn ich, wie Ihr, zu dem Nachfolger von Vater Marteau gehen und Pasteten essen und Burgunderwein trinken könnte, das würde mich zerstreuen."

„Es ist wahr, Monseigneur," versetzte La Ramée, seine Pasteten sind ausgezeichnet und sein Wein ist vortrefflich."

„Jeden Falls," versetzte der Herzog, brauchen sich sein Keller und seine Küche nicht anzustrengen, um mehr werth zu sein, als Keller und Küche von Herrn von Chavigny."

„Nun wohl, Monseigneur," sagte La Ramée in die Falle gehend, „wer hindert Euch, davon zu kosten? Ueberdies habe ich ihm Eure Kundschaft versprochen."

„Du hast Recht," sprach der Herzog, „wenn ich lebenslänglich hier bleiben soll, wie Monsignore Mazarini zu verstehen zu geben die Güte gehabt hat, so muß ich mir für meine alten Tage eine Zerstreuung schaffen; ich muß mich zum Gourmand machen."

„Monseigneur," versetzte La Ramée, „hört auf einen guten Rath, wartet zu diesem Behufe nicht, bis Ihr alt geworden seid."

„Gut," sagte der Herzog von Beaufort zu sich selbst, „um seine Seele oder seinen Leib zu verlieren, muß jeder Mensch von der himmlischen Großmuth eine von den sieben Todsünden empfangen haben, wer nicht gar zwei empfangen hat. Es scheint, daß die des Meister La Ramée Leckerhaftigkeit ist. Es sei, wir werden Nutzen daraus ziehen."

„Wohl, mein lieber La Ramée," fügte er laut bei, übermorgen ist Festtag."

„Ja, Monseigneur, es ist das Pfingstfest."

„Wollt Ihr mir übermorgen eine Lection geben?"

„Worin?"

„In der Leckerhaftigkeit.“

„Sehr gerne, Monseigneur.“

„Aber eine Lection unter vier Augen. Wir schicken die Wachen in das Speisezimmer von Herrn von Chavigny und machen hier ein Abendbrod, dessen Leitung ich Euch überlasse.

„Hm,“ sagte La Ramée.

Das Anerbieten war verführerisch, aber La Ramée, was auch der Herr Cardinal, als er ihn sah, Unvortheilhaftes von ihm gedacht haben mag, war ein alter Ausgelernter, der alle Fallen kannte, welche ein Gefangener zu stellen vermag. Herr von Beaufort hatte, wie er sagte, vierzig Mittel vorbereitet, um aus dem Gefängniß zu entfliehen. Verbarg dieses Abendbrod nicht eine List?

Er dachte einen Augenblick nach. Aber das Resultat seiner Betrachtungen war, daß er die Speisen und den Wein befehlen würde und daß folglich kein Pulver auf die Speisen gestreut und kein Trank in den Wein gemischt werden könnte. Was das ihn betrunken machen betrifft, so konnte der Herzog nicht wohl eine solche Absicht haben, und er lachte bei diesem Gedanken. Dann kam ihm eine Idee, welche Alles ausglich.

Der Herzog war den inneren Selbstgesprächen von La Ramée mit ziemlich unruhigem Auge gefolgt. Endlich aber erleuchtete sich das Antlitz des Gefreiten.

„Nun,“ fragte der Herzog, „geht es?“

„Ja, Monseigneur, unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Daß uns Grimaud bei Tafel servirt.“

Nichts konnte den Prinzen angenehmer sein. Er hatte jedoch die Gewalt über sich, sein Gesicht eine sehr stark hervortretende Färbung von übler Laune annehmen zu lassen.

„Zum Teufel, mit Eurem Grimaud!“ rief er, „er wird mir den ganzen Schmaus verderben.“

„Ich befehle ihm, sich hinter Eurer Hoheit zu

plumpen Lachen, „Ihr schmollt immer noch mit diesem armen Burschen?

„Ah! Ihr seid es, La Ramée," sagte der Herzog, „meiner Treu', es war Zeit, daß Ihr kamet. Ich hatte mich auf mein Bett geworfen und die Nase der Wand zugedreht, um der Versuchung nicht nachzugeben, mein Wort zu halten und diesen Schurken Grimaud zu erdrosseln.

„Ich zweifle," erwiederte La Ramée mit einer geistreichen Anspielung auf die Stummheit seines Untergeordneten, „daß er Euerer Hoheit etwas Unangenehmes gesagt hat."

„Bei Gott, ich glaube wohl; ein Stummer aus dem Orient. Ich schwöre es Euch, es war Zeit, daß Ihr zurückkamet, La Ramée, und es drängte mich, Euch wieder zu sehen."

„Monseigneur ist zu gut," versetzte La Ramée, von dem Complimente geschmeichelt.

„Ja," fuhr der Herzog fort, „in der That, ich fühle mich heute von einer Ungeschicklichkeit, die Euch Vergnügen gewähren wird.

„Wir machen also eine Partie Ball?" sagte La Ramée maschinenmäßig.

„Wenn Ihr wollt."

„Ich bin Monseigneur zu Befehl."

„Das heißt, mein lieber Ramée," sprach der Herzog, „Ihr seid ein sehr artiger Mann, und ich möchte gern ewig in Vincennes bleiben, um das Vergnügen zu haben, mit Euch mein Leben zuzubringen."

„Monseigneur," erwiederte La Ramée, „ich glaube, es hängt nicht von dem Cardinal ab, wenn Eure Wünsche nicht erfüllt werden."

„Wie so? habt Ihr ihn seit Kurzem gesehen?"

„Er hat mich diesen Morgen holen lassen."

„Wirklich! um Euch über mich zu sprechen."

„Worüber soll er mit mir sprechen? In der That, Monseigneur, Ihr seid sein Alp.“

Der Herzog lächelte bitter.

„Ach! wenn Ihr mein Anerbieten annehmen wolltet, La Ramée . . .“

„Stille, Monseigneur, warum abermals von diesen Dingen sprechen; Ihr seht wohl, daß Ihr nicht vernünftig seid.“

„La Ramée, ich habe Euch gesagt und wiederhole Euch, ich würde Euer Glück machen.“

„Womit? Ihr werdet nicht sobald aus dem Gefängniß sein, als man Eure Güter confisciren wird.“

„Ich werde nicht sobald aus dem Gefängniß entkommen, als ich Herr von Paris sein werde.“

„Stille, stille doch! Kann ich denn solche Dinge anhören? Das ist eine schöne Sprache gegen einen Offizier des Königs! Ich sehe wohl, Monseigneur, ich muß einen zweiten Grimaud suchen.“

„Gut, sprechen wir nicht mehr davon. Es war also zwischen Dir und dem Cardinal die Rede von mir? La Ramée, Du solltest eines Tages, wenn Du bei ihm erscheinen mußt, mich Deine Kleider anlegen lassen. Ich ginge an Deiner Stelle, würde ihn erdrosseln und stellte mich, wenn es Bedingung wäre, auf Edelmannswort selbst wieder im Gefängniß.“

„Monseigneur, ich sehe wohl, ich muß Grimaud rufen.“

„Ich habe Unrecht. Und was hat er Dir gesagt, der Philister?“

„Ich lasse Euch das Wort gelten, Monseigneur,“ sprach La Ramée mit seiner Miene, „weil es sich reimt auf Minister. Was er mir gesagt hat? Er hat mir gesagt: ich solle Euch überwachen.“

„Und warum mich überwachen?“ fragte der Herzog unruhig.

„Weil ein Astrolog prophezeit hat, Ihr würdet entkommen.“

„Ach! ein Aſtrolog hat dies prophezeiht," ſagte der Herzog unwillkührlich bebend.

„Oh, mein Gott, ja ſie wiſſen nicht, was ſie erſinnen ſollen, dieſe Dummköpfe von Magiern, um ehrwürdige Leute zu plagen."

„Und was haſt Du der hochwürdigſten Eminenz geantwortet.

„Wenn der fragliche Aſtrolog Almanache mache, ſo rathe ich ihr nicht, ſolche zu kaufen."

„Warum?"

„Weil Ihr, um zu entfliehen, Fink oder Zaunkönig werden müßtet."

„Du haſt leider ſehr Recht. Doch wir wollen eine Partie Ball ſpielen, La Ramée."

„Monſeigneur, ich bitte Eure Hoheit um Vergebung, aber ich bedarf der Friſt von einer halben Stunde.

„Und warum dies?"

„Weil Monſeigneur Mazarin, obgleich nicht von ſo guter Geburt, doch viel ſtolzer iſt, als Ihr, und mich zum Frühſtück einzuladen vergeſſen hat."

„Nun wohl, ſo will ich Dir Frühſtück hieher bringen laſſen."

„Nein, Monſeigneur, ich muß Euch ſagen, daß der Paſtetenbäcker, welcher dem Schloſſe gegenüber wohnte und den man den Vater Marteau nannte..."

„Nun?"

„Vor acht Tagen ſein Beſitzthum an einen Paſtetenbäcker von Paris verkauft hat, dem die Aerzte, wie es ſcheint, die Landluft anriethen."

„Was geht das mich an?"

„Wartet doch, Monſeignenr. Dieſer verdammte Paſtetenbäcker hat vor ſeiner Bude eine Maſſe von Dingen, die einem den Mund wäſſern machen."

„Leckermaul!"

„Ei, mein Gott, Monſeigneur," verſetzte La Ramée, „man iſt nicht Leckermaul, wenn man gerne gut

ißt. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er die Vollkommenheit in Pasteten, wie in allen andern Dingen sucht. Dieser Spitzbube von einem Pastetenbäcker, Monseignenr, kam nun, als er mich vor seiner Auslage stille stehen sah, mit einem dummdreisten Wesen auf mich zu, und sagte mir: „„Herr La Ramée, ich muß die Kundschaft der Gefangenen des Thurmes bekommen. Ich habe dieses Etablissement von meinem Vorgänger gekauft, weil er mir die Versicherung gab, er liefere für das Schloß, und auf meine Ehre, Herr von Chavigny hat seit den acht Tagen, die ich hier bin, noch kein Törtchen bei mir holen lassen.““

„Dies ist ohne Zweifel der Fall," antwortete ich ihm, „weil Herr von Chavigny befürchtet, Euer Gebäcke sei nicht gut."

„Nicht gut, mein Gebäcke!" nun wohl, Herr La Ramée, Ihr sollt selbst Richter sein und zwar auf der Stelle!"

„Ich kann nicht," antwortete ich, „denn ich muß sogleich in's Schloß zurückkehren."

„„Nun wohl,““ sagte er, „„so macht Eure Geschäfte ab, da Ihr Eile zu haben scheint, und kommt in einer halben Stunde wieder.““

„In einer halben Stunde?"

„„Ja. Habt Ihr gefrühstückt?““

„Meiner Treue, nein!"

„„Seht, hier ist eine Pastete, die Euch mit einer Flasche Burgunder erwartet."

„Und Ihr begreift, Monseigneur, da ich noch ganz nüchtern bin, so möchte ich mit Erlaubniß Euerer Hoheit . . ."

Und La Ramée verbeugte sich.

„Geh also, Thier," sprach der Herzog, „aber merke Dir wohl, ich gebe Dir nur eine halbe Stunde."

„Darf ich dem Nachfolger von Vater Marteau Eure Kundschaft versprechen?"

„Ja, vorausgesetzt, er thut mir keine Schwämme

in seine Pasteten. Du weißt," fügte der Prinz bei, „daß die Schwämme aus dem Walde von Vincennes meiner Familie tödtlich sind."

La Ramée entfernte sich, ohne die Anspielung zu erwiedern, und fünf Minuten nach seinem Abgang trat der Offizier von der Wache ein, unter dem Vorwande, sich die Ehre zu geben, dem Prinzen Gesellschaft zu leisten, in Wirklichkeit aber, um die Befehle des Cardinals zu erfüllen, welcher, wie wir gesagt haben, einschärfte, den Gefangenen nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Aber während der fünf Minuten, die der Herzog allein geblieben war, hatte er Zeit gehabt, noch einmal das Billet von Frau von Montbazon zu lesen, welches dem Gefangenen bewies, daß ihn seine Freunde nicht vergessen hatten, und daß sie sich mit seiner Befreiung beschäftigten; auf welche Weise, das wußte er nicht; aber er gelobte sich, Grimaud, wie stumm er auch sein mochte, endlich zum Sprechen zu bringen. Er setzte um so größeres Vertrauen in diesen Mann, als er sich jetzt sein Benehmen klar machte und nun begriff, daß er alle die kleinen Verfolgungen, mit denen er den Herzog heimsuchte, nur erfunden hatte, um seinen Wächtern jeden Gedanken zu benehmen, er könnte sich mit ihm verständigen.

Diese List gab dem Herzog einen hohen Begriff von dem Verstande von Grimaud, welchem er sich gänzlich anzuvertrauen beschloß.

XX.

Was die Pasteten des Nachfolgers vom Vater Marteau enthielten.

Eine halbe Stunde nachher kehrte La Ramée munter und vergnügt zurück, wie ein Mensch, der gut gegessen

und besonders gut getrunken hat. Er hatte vortreffliche Pasteten und köstlichen Wein gefunden.

Das Wetter war schön und gestattete die beabsichtigte Partie. Das Ballspiel von Vincennes war ein Langballspiel, das heißt in freier Luft. Nichts war also für den Herzog leichter, als das zu thun, was ihm Grimaud empfohlen hatte, daß heißt, die Bälle in den Graben zu schleudern.

So lange es indessen nicht zwei Uhr geschlagen hatte, war der Herzog nicht zu ungeschickt, denn zwei Uhr war die bestimmte Stunde. Er verlor jedoch die bis dahin eingegangenen Partien, was ihm zornig zu werden und das zu thun gestattete, was man in solchen Fällen thut, nämlich Fehler auf Fehler zu machen.

Als es zwei Uhr schlug, fingen die Bälle an, den Weg nach dem Graben zu nehmen und zwar zur großen Freude von La Ramée, welcher bei jedem Hinaus, das der Prinz machte, fünfzehn markirte.

Die Hinaus nahmen so zu, daß es bald an Bällen fehlte. La Ramée schlug nun vor, Jemand hinab zu schicken, um sie aus dem Graben zu holen. Aber der Herzog bemerkte vernünftiger Weise, das wäre verlorene Zeit, näherte sich dem Walle, der an dieser Stelle, wie der Gefreite gesagt hatte, wenigstens fünfzig Fuß hoch war, und erblickte einen Mann, der in einem von den tausend Gärtchen arbeitete, welche die Bauern auf der andern Seite des Grabens anlegten.

„He, Freund!“ rief der Herzog.

Der Mann schaute empor, und der Prinz war im Begriff, einen Schrei des Erstaunens auszustoßen. Dieser Mann, dieser Bauer, dieser Gärtner war Rochefort, den der Prinz in der Bastille glaubte.

„Nun, was gibt es da oben?“ fragte der Mann.

„Habt die Gefälligkeit, unsere Bälle zurückzuwerfen,“ rief der Herzog.

Der Gärtner machte ein Zeichen mit dem Kopfe und

fing an, die Bälle zurückzuwerfen, welche La Ramée und die Wachen aufhoben. Einer derselben fiel vor die Füße des Herzog und da dieser offenbar für ihn bestimmt war, so steckte er ihn in seine Tasche.

Dann machte er dem Gärtner ein Zeichen des Dankes und kehrte zu seiner Partie zurück.

Der Herzog hatte aber offenbar seinen schlimmen Tag. Die Bälle flogen fortwährend in's Weite, statt sich in den Gränzen des Spieles zu halten. Zwei oder drei kehrten in den Graben zurück, da aber der Gärtner nicht mehr da war, um sie wieder hinauf zu schleudern, so gingen sie verloren. Dann erklärte der Herzog, er schäme sich so großer Ungeschicklichkeit und wolle nicht weiter spielen.

La Ramée war entzückt, einen Prinzen von Geblüt völlig geschlagen zu haben.

Der Prinz kehrte in sein Zimmer zurück und legte sich nieder. Das that er beinahe den ganzen Tag, seitdem man ihm seine Bücher genommen hatte.

La Ramée nahm die Kleider des Prinzen, unter dem Vorwande, sie wären mit Staub bedeckt und er müßte sie ausbürsten lassen, in Wirklichkeit aber, um sicher zu sein, daß sich der Prinz nicht von der Stelle bewegte. Es war ein vorsichtiger Mann, dieser La Ramée.

Glücklicher Weise hatte der Prinz Zeit gehabt, den Ball unter seinem Kopfpfühl zu verbergen.

Sobald die Thüre geschlossen war, zerriß der Herzog den Ueberzug des Balles mit seinen Zähnen, denn man ließ ihm kein schneidendes Instrument: zum Essen hatte er nur Messer mit silbernen Klingen, welche nicht schnitten.

Unter dem Ueberzug war ein Brief, welcher folgende Zeilen enthielt:

„Monseigneur, Eure Freunde wachen und die Stunde Eurer Befreiung naht. Verlangt übermorgen eine Pastete zu essen, gemacht von dem neuen Pastetenbäcker, welcher den Laden des früheren gekauft hat, und niemand

Anderes ist, als Noirmont, Euer Haushofmeister. Oeffnet die Pastete erst, wenn Ihr allein seid. Ich hoffe, Ihr werdet mit dem, was sie enthält, zufrieden sein.

Der stets ergebene Diener Eurer Hoheit,
in der Bastille wie anderswo,
Graf von Rochefort.

„N. S. Eure Hoheit kann Grimaud in jeder Beziehung trauen. Es ist ein sehr gescheiter und uns ergebener Bursche."

Der Herzog von Beaufort, dem man sein Feuer zurückgegeben hatte, seitdem er auf die Malerei Verzicht geleistet, verbrannte den Brief, wie er dies zu seinem großen Bedauern mit dem von Frau von Montbazon gethan hatte, und er war im Begriff, dasselbe mit dem Balle zu thun, als es ihm einfiel, er könnte ihm nützlich sein, um seine Antwort zu Rochefort gelangen zu lassen.

Er war wohl bewacht, denn in dem Augenblick, wo er es gethan hatte, trat La Ramée ein.

„Bedarf Monseigneur etwas?" sagte er.

„Ich hatte kalt," antwortete der Herzog, „und schürte das Feuer an, damit es mehr Wärme gebe. Ihr wißt, mein Lieber, die Zimmer des Thurmes von Vincennes sind berühmt wegen ihrer Frische. Man könnte Eis darin aufbewahren und sammelt Salpeter in denselben. Diejenigen, in welchem Puylaurens, Marschall von Ornano und der Großprior, mein Oheim, starben, waren Arsenik werth, wie Frau von Rambouillet sagte."

Und der Herzog legte sich, seinen Ball unter den Kopfpfühl steckend, wieder nieder. La Ramée lächelte. Es war im Grunde ein braver Mann, der eine große Vorliebe für seinen erhabenen Gefangenen gefaßt hatte und in Verzweiflung gerathen wäre, wenn er ihm hätte ein Unglück begegnen sehen müssen. Die Unglücksfälle aber, welche hinter einander die drei genannten Personen betroffen hatten, waren unbestreitbar.

„Monseigneur," sagte er, „man muß sich nicht solchen Gedanken hingeben. Solche Gedanken sind es, welche tödten, und nicht der Salpeter."

„Ei, mein Lieber," sprach der Herzog, „Ihr seid entzückend. Wenn ich, wie Ihr, zu dem Nachfolger von Vater Marteau gehen und Pasteten essen und Burgunderwein trinken könnte, das würde mich zerstreuen."

„Es ist wahr, Monseigneur," versetzte La Ramée, seine Pasteten sind ausgezeichnet und sein Wein ist vortrefflich."

„Jeden Falls," versetzte der Herzog, brauchen sich sein Keller und seine Küche nicht anzustrengen, um mehr werth zu sein, als Keller und Küche von Herrn von Chavigny."

„Nun wohl, Monseigneur," sagte La Ramée in die Falle gehend, „wer hindert Euch, davon zu kosten? Ueberdies habe ich ihm Eure Kundschaft versprochen."

„Du hast Recht," sprach der Herzog, „wenn ich lebenslänglich hier bleiben soll, wie Monsignore Mazarini zu verstehen zu geben die Güte gehabt hat, so muß ich mir für meine alten Tage eine Zerstreuung schaffen; ich muß mich zum Gourmand machen."

„Monseigneur," versetzte La Ramée, „hört auf einen guten Rath, wartet zu diesem Behufe nicht, bis Ihr alt geworden seid."

„Gut," sagte der Herzog von Beaufort zu sich selbst, „um seine Seele oder seinen Leib zu verlieren, muß jeder Mensch von der himmlischen Großmuth eine von den sieben Todsünden empfangen haben, wer nicht gar zwei empfangen hat. Es scheint, daß die des Meister La Ramée Leckerhaftigkeit ist. Es sei, wir werden Nutzen daraus ziehen."

„Wohl, mein lieber La Ramée," fügte er laut bei, übermorgen ist Festtag."

„Ja, Monseigneur, es ist das Pfingstfest."

„Wollt Ihr mir übermorgen eine Lection geben?"

„Worin?"

„In der Leckerhaftigkeit.“

„Sehr gerne, Monseigneur.“

„Aber eine Lection unter vier Augen. Wir schicken die Wachen in das Speisezimmer von Herrn von Chavigny und machen hier ein Abendbrod, dessen Leitung ich Euch überlasse.

„Hm,“ sagte La Ramée.

Das Anerbieten war verführerisch, aber La Ramée, was auch der Herr Cardinal, als er ihn sah, Unvortheilhaftes von ihm gedacht haben mag, war ein alter Ausgelernter, der alle Fallen kannte, welche ein Gefangener zu stellen vermag. Herr von Beaufort hatte, wie er sagte, vierzig Mittel vorbereitet, um aus dem Gefängniß zu entfliehen. Verbarg dieses Abendbrod nicht eine List?

Er dachte einen Augenblick nach. Aber das Resultat seiner Betrachtungen war, daß er die Speisen und den Wein befehlen würde und daß folglich kein Pulver auf die Speisen gestreut und kein Trank in den Wein gemischt werden könnte. Was das ihn betrunken machen betrifft, so konnte der Herzog nicht wohl eine solche Absicht haben, und er lachte bei diesem Gedanken. Dann kam ihm eine Idee, welche Alles ausglich.

Der Herzog war den inneren Selbstgesprächen von La Ramée mit ziemlich unruhigem Auge gefolgt. Endlich aber erleuchtete sich das Antlitz des Gefreiten.

„Nun,“ fragte der Herzog, „geht es?“

„Ja, Monseigneur, unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Daß uns Grimaud bei Tafel servirt.“

Nichts konnte den Prinzen angenehmer sein. Er hatte jedoch die Gewalt über sich, sein Gesicht eine sehr stark hervortretende Färbung von übler Laune annehmen zu lassen.

„Zum Teufel, mit Eurem Grimaud!“ rief er, „er wird mir den ganzen Schmaus verderben.“

„Ich befehle ihm, sich hinter Eurer Hoheit zu

halten, und da er kein Wort ſpricht, ſo wird ihn Eure Hoheit weder ſehen noch hören und mit etwas gutem Willen ſich einbilden, er ſei hundert Meilen entfernt."

„Mein Lieber," entgegnete der Herzog, „wißt Ihr, was ich am klarſten in Allem dem ſehe? Daß Ihr mir mißtraut."

„Monſeigneur, es iſt übermorgen Pfingſten.

„Was geht mich Pfingſten an? Habt Ihr bange, der heilige Geiſt könnte in der Geſtalt einer feurigen Zunge herabſteigen, um mir die Thüre meines Kerkers zu öffnen?"

„Nein, Monſeigneur, aber Ihr wißt, was der Magier prophezeiht hat."

„Und was hat er prophezeit?"

„Der Pfingſttag werde nicht vorübergehen, ohne daß Eure Hoheit ſich außerhalb Vincennes befände."

„Du glaubſt alſo an Magier, Dummkopf?"

„Ich?" ſagte La Ramée, „ich kümmere mich nicht ſo viel darum," und er ließ ſeine Finger ſchnalzen, „aber Monſignor Giulio kümmert ſich darum: als Italiener iſt er abergläubiſch."

Der Herzog zuckte die Achſeln.

„Nun wohl, es ſei," ſagte er mit vortrefflich gegeſpielter Gutmüthigkeit, „ich nehme Grimaud an, denn ohne dieſes würde die Sache nie zu Ende kommen; aber ich will Niemand außer Grimaud. Ihr beſorgt Alles und beſtellt ein Abendbrod, wie Ihr es für gut findet; das einzige Gericht, welches ich bezeichne iſt eine von den Paſteten, von denen Ihr geſprochen habt. Ihr beſtellt ſie für mich, damit der Nachfolger von Vater Marteau ſich ſelbſt übertrifft, und Ihr verſprecht ihm meine Kundſchaft, nicht nur für die ganze Zeit, die ich im Kerker bleibe, ſondern auch für den Augenblick, wo ich denſelben verlaſſen haben werde."

„Ihr glaubt also immer noch, Ihr werdet hinauskommen?“ versetzte La Ramée.

„Bei Gott,“ rief der Prinz, „und wäre es erst bei dem Tode des Mazarin; ich bin fünfzehn Jahre jünger als er. Allerdings,“ fügte er bei, „allerdings lebt man in Vincennes rascher.“

„Monseigneur,“ sprach La Ramée, „Monseigneur!...“

„Oder man stirbt früher,“ fügte der Herzog von Beaufort bei, „was auf dasselbe hinauslauft.“

„Monseigneur,“ sagte La Ramée, „ich will das Abendbrod bestellen.“

„Und Ihr glaubt, Ihr werdet etwas aus Eurem Zögling machen können?“

„Ich hoffe es,“ antwortete La Ramée.

„Ich lasse Euch Zeit dazu,“ murmelte der Herzog.

„Was sagt Monseigneur?“ fragte La Ramée.

„Monseigneur sagt, Ihr sollt die Börse des Herrn Cardinals nicht schonen, der meine Pension zu übernehmen die Güte gehabt hat.“

La Ramée blieb an der Thüre stehen.

„Wen befiehlt Monseigneur hieher zu schicken?“

„Wen Ihr wollt, nur Grimaud nicht.“

„Den Offizier der Wache also. Mit seinem Schachspiel?“

„Ja.“

La Ramée entfernte sich.

Fünf Minuten nachher trat der Offizier der Wache ein und der Herzog schien ganz vertieft in die seltsamen Combinationen des Schachspiels.

Es ist ein seltsames Ding um den Geist, und, welche Revolutionen bringen ein Zeichen, ein Wort, eine Hoffnung darin hervor. Der Herzog war seit fünf Jahren im Gefängniß, und ein Blick rückwärts geworfen, ließ ihm diese fünf Jahre, welche jedoch sehr langsam abgelaufen waren, minder lang erscheinen, als die acht und vierzig

Stunden, die ihn noch von der zu seiner Entweichung bestimmten Stunde trennten.

Dann war ein Umstand, der ihn furchtbar beschäftigte; auf welche Weise sollte sich diese Flucht bewerkstelligen? Man hatte ihn auf ein günstiges Resultat hoffen lassen, aber dabei verborgen, was im Einzelnen die geheimnißvolle Pastete enthalten sollte. Welche Freunde harrten seiner? Er hatte also noch Freunde nach fünfjähriger Gefangenschaft? In diesem Fall war er ein bevorzugter Prinz.

Er vergaß auch nicht, daß außer seinen Freunden, was etwas sehr Seltenes ist, eine Frau sich seiner erinnert hatte; vielleicht war sie ihm nicht sehr gewissenhaft treu gewesen, aber sie hatte ihn wenigstens nicht vergessen, und das war viel.

Das war mehr, als es bedurfte, um den Herzog in Anspruch zu nehmen, es ging auch beim Schach, wie beim langen Ball. Herr von Beaufort machte Fehler über Fehler und der Offizier schlug ihn am Abend, wie ihn La Ramée am Morgen geschlagen hatte.

Aber seine fortwährenden Niederlagen hatten einen Vortheil; es waren drei Stunden gewonnen, dann sollte die Nacht kommen und mit der Nacht der Schlaf.

So dachte der Herzog wenigstens; aber der Schlaf ist eine sehr launenhafte Gottheit, und gerade, wenn man sie ruft, läßt sie auf sich warten; der Herzog erwartete den Schlaf bis Mitternacht, drehte sich wieder und immer wieder auf seiner Matratze um, wie der heilige Lorenz auf seinem Roste. Endlich entschlummerte er. Aber bei Tagesanbruch erwachte er wieder; er hatte phantastische Träume gehabt; es waren ihm Flügel gewachsen; er wollte ganz natürlich entfliehen, und Anfangs unterstützten ihn seine Flügel vollkommen; als er aber eine gewisse Höhe erreicht hatte, fehlte ihm plötzlich diese seltsame Stütze, seine Flügel waren gebrochen und es kam ihm vor, als stürze er in bodenlose Abgründe, und er erwachte,

Schweiß auf der Stirne und gerädert, als ob er wirklich einen Sturz durch die Luft gemacht hätte.

Dann entschlummerte er abermals, um auf's Neue in einem Irrsale von Träumen umherzuschweifen, von denen der eine immer unsinniger war, als der andere. Kaum waren seine Augen geschlossen, als sein Geist, nach einem Ziele hingezogen, nach seiner Flucht, diese Flucht wieder zu versuchen anfing. Dann gestaltete sich etwas Anderes: man hatte einen unterirdischen Gang gefunden, der aus Vincennes hinausführen sollte; er drang in diesen Gang ein und Grimaud marschirte, eine Laterne in der Hand, vor ihm her, aber allmälig verengte sich der Gang und dennoch setzte der Herzog seinen Weg fort. Endlich wurde das unterirdische Gewölbe so eng, daß der Flüchtling vergebens weiter zu gehen suchte; die Wände schlossen sich an einander an und preßten sich, er machte unerhörte Anstrengungen, um vorzurücken, es war unmöglich; dabei sah er jedoch in der Ferne, seine Laterne in der Hand, Grimaud vor sich, der immer vorwärts marschirte; er wollte ihm rufen, daß er ihm aus diesem Engpaß, der ihn erstickte, sich hervorarbeiten helfe, aber er war nicht im Stande, ein Wort auszusprechen. Dann vernahm er am andern Ende, an dem, wo er hereingekommen war, die Tritte derjenigen, welche ihn verfolgten; diese Tritte kamen immer näher, er war entdeckt, er hatte keine Hoffnung, zu entfliehen. Die Mauer schien mit seinen Feinden einverstanden zu sein; sie preßte ihn um so mehr, je mehr er der Flucht bedurfte; endlich hörte er die Stimme von La Ramée; er hörte ihn, er sah ihn. La Ramée streckte die Hand aus und legte ihm, in ein schallendes Gelächter ausbrechend, die Hand auf die Schulter; er war wieder gefangen und wurde in das niedere gewölbte Zimmer geführt, in welchem der Marschall Ornano, Puylaurens und sein Oheim gestorben waren; ihre drei Gräber ragten über den Boden empor, ein viertes Grab war geöffnet und schien nur einen Leichnam zu erwarten.

Als der Herzog abermals erwachte, gab er sich eben so viel Mühe, wach zu bleiben, als er sich gegeben hatte, um einzuschlafen, und als La Ramée eintrat, fand er ihn so bleich und abgemattet, daß er ihn fragte, ob er krank wäre.

„In der That," sprach eine von den Wachen, welche im Zimmer gelegen war und wegen eines Zahnwehs in Folge der Feuchtigkeit nicht hatte schlafen können, „Monseigneur hat eine sehr unruhige Nacht gehabt und zwei oder drei mal im Traume um Hülfe gerufen."

„Was fehlt denn, Monseigneur?" fragte La Ramée.

„Du bist es, Dummkopf," sagte der Herzog, „der Du mit Deinem albernen Entweichungs-Geschwätz mir gestern den Kopf verwirrt hast; Du bist die Ursache, daß ich träumte, ich fliehe und breche mir auf der Flucht den Hals."

La Ramée brach in ein Gelächter aus.

„Ihr seht Monseigneur," sprach La Ramée, „das ist eine Verkündigung des Himmels; ich hoffe auch, Monseigneur wird nie Unklugheiten begehen, wie man sie träumt."

„Und Ihr habt Recht, mein lieber La Ramée, erwiederte der Herzog den Schweiß abtrocknend, der noch über seine Stirne lief, obgleich er völlig wach war, „ich will nur noch an Essen und Trinken denken."

„St!" flüsterte La Ramée.

Und er entfernte die Wachen eine nach der andern unter irgend einem Vorwand.

„Nun?" fragte der Herzog, als sie allein waren.

„Euer Mahl ist bestellt," antwortete La Ramée.

„Und worin wird es bestehen? laßt hören, mein Herr Oberstthofmeister."

„Monseigneur hat versprochen, sich auf mich zu verlassen."

Es wird eine Pastete dabei sein?"

„Ich glaube wohl, so dick, wie ein Thurm."

„Gemacht von dem Nachfolger des Vaters Marteau?"

„Befohlen.“

„Und Du haſt geſagt, es ſei für mich?“

„Ich habe es ihm geſagt.“

„Und was antwortete er?“

„Er würde thun, was in ſeinen Kräften läge, um Eure Hoheit zufrieden zu ſtellen.

„Vortrefflich!“ rief der Herzog ſich die Hände reibend.

„Teufel! Monſeigneur,“ ſprach La Ramée, „wie Ihr Euch plötzlich auf ein leckeres Mahl freut; ſeit fünf Jahren habe ich Euch nie ſo vergnügt geſehen, wie in dieſem Augenblick.“

Der Herzog ſah, daß er ſich nicht genug bemeiſtert hatte; aber in dieſem Momente, als hätte er gehorcht und begriffen, es wäre dringend, La Ramée von ſeinen Gedanken abzubringen, trat Grimaud ein und bedeutete La Ramée durch ein Zeichen, er hätte ihm etwas zu ſagen.

La Ramée näherte ſich Grimaud, der ganz leiſe mit ihm ſprach.

Der Herzog gewann mittlerweile wieder ſeine Ruhe und ſagte:

„Ich habe dieſem Menſchen bereits verboten, ſich hier ohne meine Erlaubniß zu zeigen.“

„Monſeigneur,“ erwiederte La Ramée, „man muß ihm vergeben, denn ich habe ihn beſtellt.“

„Warum habt Ihr ihn beſtellt? . . . . weil Ihr wißt, daß er mir mißfällt?“

„Monſeigneur erinnert ſich, was verabredet worden iſt,“ erwiederte La Ramée, „und daß er uns bei dem bekannten Abendbrod bedienen muß. Monſeigneur hat das Abendbrod vergeſſen.“

„Nein. Aber ich hatte Herrn Grimaud vergeſſen.“

„Monſeigneur weiß, daß es ohne ihn kein Abendbrod gibt.“

„Nun, ſo macht es, wie Ihr wollt.“

„Tretet näher, mein Lieber,“ ſprach La Ramée, „und hört, was ich Euch ſage.

Grimaud näherte sich mit seinem grießgrämigsten Gesichte.

La Ramée fuhr fort:

„Monseigneur erweist mir die Ehre, mich auf morgen zum Abendbrod unter vier Augen einzuladen."

Grimaud machte ein Zeichen, durch das er sagen wollte, er wisse nicht, in welcher Beziehung dies ihn angehe.

„Doch, doch," erwiederte La Ramée, die Sache geht Euch allerdings an, denn Ihr sollt die Ehre haben, uns zu serviren, abgesehen davon, daß, so guten Appetit und so großen Durst wir auch haben werden, immer noch etwas im Grunde der Platten und auf dem Boden der Flaschen zurückbleiben wird, und dieses Etwas ist für Euch."

Grimaud verbeugte sich zum Danke.

„Und nun, Monseigneur," sprach La Ramée, „bitte ich Eure Hoheit um Entschuldigung, es scheint, Herr von Chavigny entfernt sich auf einige Tage, und er läßt mir sagen, er habe vor seiner Abreise noch einige Befehle zu geben."

Der Herzog versuchte es, mit Grimaud einen Blick zu wechseln, aber Grimaud's Auge war ohne Blick.

„Geht," sagte der Herzog zu La Ramée, „und kommt bald zurück."

„Will Monseigneur Revanche für die Ballpartie von gestern haben?"

Grimaud machte ein unmerkliches Zeichen von oben nach unten.

„Ja," sagte der Herzog, aber nehmt Euch in Acht, mein lieber La Ramée, die Tage folgen sich, aber gleichen sich nicht; heute bin ich entschlossen, Euch gehörig zu schlagen."

La Ramée entfernte sich, Grimaud folgte ihm mit den Augen, ohne daß sein übriger Körper nur um eine Linie von seiner Richtung abging; als er die Thüre wieder

geschlossen sah, zog er rasch aus seiner Tasche einen Bleistift und ein Blatt Papier und sagte:

„Schreibt, Monseigneur."

„Und was soll ich schreiben?"

Grimaud machte ein Zeichen mit dem Finger und dictirte:

„Alles ist für morgen Abend bereit; habt Acht von sieben Uhr bis neun Uhr, bringet zwei Reitpferde mit Euch, wir steigen durch das erste Fenster der Gallerie hinab."

„Weiter," sprach der Herzog.

„Weiter, Monseigneur?" erwiederte Grimaud erstaunt. „Weiter? unterzeichnet."

„Und das ist Alles?"

„Was wollt Ihr mehr, Monseigneur," sprach Grimaud, der sehr für die Kürze eingenommen war.

Der Herzog unterzeichnete.

„Hat Monseigneur den Ball verloren?" fragte Grimaud.

„Welchen Ball?"

„Denjenigen, welcher den Brief enthielt."

„Nein, ich dachte, er könnte uns nützlich sein. Hier ist er."

Und der Herzog zog den Ball unter dem Kopfpfühl hervor und reichte ihn Grimaud.

Grimaud lächelte so angenehm, als es ihm nur immer möglich war.

„Nun?" fragte der Herzog.

„Ich nähe das Papier in den Ball, und wenn Ihr spielt, werft Ihr denselben in den Graben."

„Aber vielleicht geht er verloren?"

„Seid unbesorgt, es ist Einer da, der ihn aufhebt."

„Ein Gärtner?"

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen.

„Derselbe wie gestern?"

Grimaud wiederholte sein Zeichen.

„Der Graf von Rochefort also?"

Grimaud machte zum dritten Male ein bejahendes Zeichen.

„Aber sage mir doch etwas über die Art und Weise, wie wir fliehen sollen," sprach der Herzog.

„Es ist mir vor dem Augenblick der Ausführung verboten."

„Wer sind diejenigen, welche mich auf der andern Seite des Grabens erwarten werden?"

„Ich weiß es nicht, Monseigneur."

„Aber theile mir doch wenigstens mit, was die Pastete enthalten wird, wenn Du nicht willst, daß ich verrückt werden soll?"

„Monseigneur, sie wird zwei Dolche, einen Strick mit Knoten und eine Maulbirne*) enthalten."

„Gut, ich begreife."

„Monseigneur sieht, daß für Alles gesorgt ist."

„Wir nehmen für uns die Dolche und den Strick," sagte der Herzog.

„Und lassen La Ramée die Birne essen," versetzte Grimaud.

„Mein lieber Grimaud," sprach der Herzog, „Du sprichst nicht oft, aber man muß Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Du sprichst, sprichst Du goldene Worte."

---

*) Die Maulbirne war ein vervollkommneter Knebel; er hatte die Form einer Birne, wurde in den Mund geschoben und mittelst einer Feder so sehr erweitert, daß er den Mund und die Kinnbacken so weit als möglich auseinanderzog.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutſch

von

Auguſt Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1845.

Zwanzig Jahre nachher.

Fortſetzung

der

Drei Musketiere.

Von

Alexandre Dumas.

Nach dem Franzöſiſchen

von

August Zoller.

Viertes bis Sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

I.

Ein Abenteuer von Marie Michon.

Ungefähr um dieselbe Stunde, wo die Entweichungspläne zwischen dem Herzog von Beaufort und Grimaud entworfen und angesponnen wurden, ritten zwei Männer, gefolgt von einem Bedienten, durch die Rue du Faubourg-Saint-Marcel in Paris ein. Diese zwei Männer waren der Graf de La Fère und der Vicomte von Bragelonne.

Der junge Mann kam zum ersten Male nach Paris und Athos hatte keine große Eitelkeit darein gesetzt, indem er ihm die Hauptstadt, seine alte Freundin, von dieser Seite zeigte. In der That, das letzte Dorf der Tourraine war lieblicher anzuschauen, als Paris von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, unter dem der Jüngling Blois anschaute. Zur Schande von Paris muß man auch gestehen, daß es nur einen mittelmäßigen Eindruck auf den jungen Menschen hervorbrachte.

Athos hatte stets seine heitere, sorglose Miene.

In Saint-Medard angelangt, schlug Athos, der in diesem großen Labyrinth seinem Reisegefährten als Führer diente, zuerst den Weg in die Rue des Postes, dann in die de l'Estrapade, dann in die des Fossés-Saint-Michel, dann in die Rue des Vaugirards ein. Zur

Rue Ferou gelangt, ritten die Reisenden durch diese. Ungefähr in der Mitte derselben hob Athos lächelnd die Augen empor, deutete auf ein Haus von bürgerlichem Aussehen und sagte zu dem Jüngling:

„Sieh, Raoul, hier ist ein Haus, wo ich die sieben süßesten und sieben grausamsten Jahre meines Lebens zugebracht habe."

Der junge Mann lächelte ebenfalls und begrüßte das Haus, Die fromme Achtung, die er für seinen Beschützer hegte, gab sich in allen Verhältnissen seines Lebens kund.

Die Reisenden hielten in der Rue du Vieux-Colombier vor dem Gasthofe zum grünen Fuchse an. Athos kannte die Taverne seit geraumer Zeit. Hundertmal war er mit seinen Freunden dahin gekommen; aber seit zwanzig Jahren waren, bei den Wirthsleuten anzufangen, vielfache Veränderungen in diesem Hotel vorgegangen.

Die Reisenden überließen ihre Pferde den Händen der Knechte, und da es Thiere von edler Race waren, so befahlen sie, sehr für dieselben besorgt zu sein, ihnen nur Stroh und Haber zu geben und die Brust und die Beine mit warmem Weine zu waschen. Sie hatten zwanzig Meilen in einem Tage zurückgelegt. Nachdem sie sich, wie dies wahre Cavaliere thun müssen, zuerst mit ihren Pferden beschäftigt hatten, verlangten sie zwei Zimmer für sich.

„Ihr werdet Toilette machen, Raoul;" sprach Athos, „ich stelle Euch Jemand vor."

„Heute, Herr?" fragte der Jüngling.

„In einer halben Stunde."

Der Jüngling verbeugte sich.

Minder unermüdlich, als Athos, welcher von Eisen zu sein schien, würde er vielleicht ein Bad in dem Seineflusse vorgezogen haben, von dem er so viel hatte sprechen hören, und den er geringer als die Loire zu finden sich gelobte. Dann wäre ihm wohl ein Bett

willkommener gewesen, aber der Graf de la Fère hatte gesprochen, und er dachte nur daran, ihm zu gehorchen.

„Kleidet Euch sorgfältig, Raoul," sagte Athos, „man soll Euch schön finden."

„Ich hoffe, Herr," erwiederte der Jüngling lächelnd, „es handelt sich nicht um eine Heirath. Ihr kennt meine Verbindung mit Louise."

Athos lächelte ebenfalls.

„Nein, seid ruhig," sprach er, „obgleich ich Euch einer Frau vorstellen werde."

„Einer Frau?" sagte Raoul.

„Ja, ich wünsche sogar, daß Ihr sie liebtet."

Der junge Mensch schaute den Grafen mit einer gewissen Unruhe an; aber das Lächeln von Athos beruhigte ihn bald wieder.

„Und wie alt ist sie?" fragte der Vicomte von Bragelonne.

Mein lieber Raoul, lernt ein für allemal," sagte Athos, daß dies eine Frage ist, welche man nie macht. Wenn Ihr auf dem Antlitz einer Frau ihr Alter lesen könnt, so ist es unnütz, sie zu fragen, könnt Ihr es nicht, so ist es indiscret."

„Ist sie schön?"

„Vor sechszehn Jahren galt sie nicht nur für die schönste, sondern auch für die anmuthigste Frau von Frankreich."

Diese Antwort beruhigte den Vicomte völlig. Athos konnte keinen Plan mit ihm und mit einer Frau haben, welche ein Jahr früher, als er auf die Welt kam, für die hübscheste und anmuthigste von Frankreich galt.

Er zog sich also in sein Zimmer zurück und bemühte sich, mit der Coquetterie, welche der Jugend so gut steht, dem Auftrage von Athos Folge zu leisten, das heißt, sich so schön als möglich zu machen. Bei dem aber, was die Natur für ihn gethan hatte, war dies ein Leichtes.

Als er wieder erschien, empfing ihn Athos mit dem väterlichen Lächeln, mit welchem er einst d'Artagnan empfangen hatte, worin sich aber eine noch tiefere Zärtlichkeit für Raoul abspiegelte.

Athos warf einen Blick auf seine Füße, auf seine Hände und auf seine Haare, diese drei Race-Zeichen. Seine schwarzen Haare waren gleichmäßig abgetheilt, wie man sie in jener Zeit trug, und fielen, sein Gesicht umrahmend, auf die Schultern herab. Handschuhe von gräulichem Damhirschleder, welche mit seinem Hute im Einklange standen, hoben eine feine, elegante Hand hervor, während seine Stiefeln von derselben Farbe, wie seine Handschuhe und sein Hut, einen Fuß umspannten, welcher der eines zehnjährigen Kindes zu sein schien.

„Gut," murmelte er; „wenn sie nicht stolz auf ihn ist, so muß sie sehr häkelig sein."

Es war drei Uhr Nachmittags, das heißt, die schickliche Stunde zu Besuchen. Die zwei Reisenden gingen nach der Rue de Grenelle zu, schlugen den Weg nach der Rue Rousseiers ein, traten in die Rue Saint-Dominique und hielten vor einem prachtvollen Hotel an, das den Jacobinern gegenüber lag und von dem Wappen von Luynes überragt war.

„Hier ist es," sprach Athos.

Er trat in das Hotel mit dem festen, sichern Schritte, der dem Portier andeutet, daß der Eintretende das Recht hat, so zu handeln. Er stieg die Treppe hinauf, wandte sich an einen Bedienten, welcher in großer Livrée wartete, und fragte, ob die Frau Herzogin von Chevreuse sichtbar wäre und den Herrn Grafen de la Fère empfangen könnte.

Einen Augenblick nachher kam der Lakei zurück und sagte:

Obgleich die Frau Herzogin von Chevreuse nicht die Ehre hätte, den Herrn Grafen de la Fère zu kennen, so bäte sie ihn doch, eintreten zu wollen.

Athos folgte dem Bedienten, der ihn eine lange

Reihe von Zimmern durchwandern ließ, und blieb endlich vor einer geschlossenen Thüre stehen. Man befand sich in einem Salon. Athos machte dem Vicomte von Bragelonne ein Zeichen, da zu verweilen, wo er war.

Der Lackei öffnete und meldete den Herrn Grafen de la Fère.

Frau von Chevreuse, von der wir so oft in unserer Geschichte von den drei Musketieren sprachen, ohne je die Gelegenheit gehabt zu haben, sie in die Scene zu bringen, galt immer noch für eine sehr schöne Frau. Obgleich sie zu dieser Zeit 44 bis 45 Jahre alt war, so schien sie doch kaum 38 bis 39 zu sein. Sie besaß immer noch ihre schönen blonden Haare, ihre großen, lebhaften, verständigen Augen, welche die Intrigue so oft geöffnet und die Liebe so oft geschlossen hatte, und ihren Nymphenwuchs, welcher bewirkte, daß sie, wenn man sie von hinten sah, immer noch das junge Mädchen zu sein schien, das mit Anna von Oesterreich in dem Graben der Tuilerien umhersprang, wodurch 1623 die Krone von Frankreich eines Erben beraubt wurde.

Es war übrigens immer noch das tolle Geschöpf, das seinen Liebschaften ein solches Gepräge von Originalität verliehen hatte, daß dieselben beinahe zur Verherrlichung ihrer Familie dienten.

Die Herzogin befand sich in einem kleinen Boudoir, dessen Fenster auf den Garten ging. Dieses Boudoir war nach einer Mode, welche Frau von Rambouillet herbeigeführt hatte, als sie ihr Haus baute, mit einer Art von blauem Damast mit Rosablumen und goldenem Laubwerk austapeziert. Es war eine große Coquetterie für eine Frau von dem Alter der Herzogin von Chevreuse, in einem solchen Boudoir zu verweilen, und besonders so, wie sie es war, auf ein Sofa gelagert und den Kopf an die Wand gelehnt.

Sie hielt in der Hand ein halb geöffnetes Buch

und hatte ein Kissen, um den Arm zu stützen, der das Buch hielt.

Bei der Ankündigung des Bedienten erhob sie sich ein wenig und reckte neugierig den Kopf vor.

Athos erschien.

Er war in veilchenblauen Sammet mit ähnlichen Possamenten gekleidet. Die Nesteln waren von mattem Silber, sein Mantel hatte nur eine goldene Stickerei und eine einzige veilchenblaue Feder schwankte an seinem schwarzen Hut.

Er trug Stiefeln von schwarzem Leder und an seinem gefirnißten Gürtel hing der Degen mit dem prachtvollen Griffe, den Porthos so oft in der Rue Férou bewundert hatte, und welchen ihm Athos nie hatte leihen wollen. Herrliche Spitzen bildeten den zurückgeschlagenen Kragen seines Hemdes, Spitzen fielen auch an seinen Stiefeln herab.

In der ganzen Person desjenigen, welchen man unter einem, Frau von Chevreuse völlig unbekannten, Namen gemeldet hatte, trat ein so vollständig edelmännischer Ausdruck hervor, daß sie sich halb erhob und ihm mit einem anmuthigen Zeichen bedeutete, er möge sich in ihrer Nähe niedersetzen.

Athos grüßte und gehorchte. Der Lackei war im Begriff, sich zurückzuziehen, als ihn Athos durch ein Zeichen bleiben hieß.

„Madame," sprach er zu der Herzogin, „ich habe die Kühnheit gehabt, mich in Eurem Hotel einzufinden, ohne Euch bekannt zu sein. Diese Kühnheit ist mir gelungen, denn Ihr hattet die Gnade, mich zu empfangen; nun wage ich es noch, Euch um eine Unterredung von einer halben Stunde zu bitten."

„Ich bewillige Euch dieselbe, mein Herr," antwortete Frau von Chevreuse mit ihrem reizendsten Lächeln.

„Doch das ist noch nicht Alles, Madame; oh! ich bin ein gewaltig ehrgeiziger Mensch, ich weiß es wohl.

Die Unterredung, die ich mir von Euch erbitte, ist eine Unterredung unter vier Augen, in der ich nicht unterbrochen zu werden wünschen muß."

„Ich bin für Niemand zu Hause," sagte die Herzogin von Chevreuse zu dem Bedienten; „geht!"

Der Lackei entfernte sich.

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, während dessen diese zwei Personen, welche bei dem ersten Blicke gegenseitig so gut ihren hohen Ursprung erkannten, sich ohne eine Verlegenheit von der einen oder der andern Seite prüfend betrachteten.

Die Herzogin von Chevreuse unterbrach zuerst das Stillschweigen.

„Nun, mein Herr," sagte sie lächelnd, „seht Ihr nicht, daß ich mit Ungeduld warte?"

„Und ich, Madame," erwiederte Athos, „schaue mit Bewunderung."

„Mein Herr," sprach Frau von Chevreuse," entschuldigt mich, aber ich wünschte sogleich zu wissen, mit wem ich spreche. Ihr seid ein Mann vom Hofe, das ist unbestreitbar, und dennoch habe ich Euch nie bei Hofe gesehen. Kommt Ihr vielleicht zufällig aus der Bastille?"

„Nein, Madame," antwortete Athos lächelnd, „aber vielleicht bin ich auf dem Wege, der dahin führt."

„Ah, dann sagt mir geschwinde, wer Ihr seid, und geht," erwiederte die Herzogin mit dem lustigen Tone, der bei ihr einen so großen Zauber ausübte; „denn ich bin in dieser Beziehung bereits hinreichend compromittirt und kann mich nicht noch mehr compromittiren."

„Wer ich bin, Madame? Man hat Euch meinen Namen gesagt: der Graf de la Fère. Diesen Namen habt Ihr nie gekannt; ich führte einst einen andern, den Ihr vielleicht gewußt, aber sicherlich vergessen habt."

„Nennt ihn immerhin, mein Herr."

„Früher," versetzte der Graf de la Fère, „nannte ich mich Athos."

Frau von Chevreuse machte große, verwunderte Augen. Offenbar hatte sich dieser Name in ihrem Gedächtnisse nicht ganz verwischt, obgleich er mit vielen alten Erinnerungen vermengt war.

„Athos?“ sagte sie, „wartet doch ein wenig...“

Und sie legte ihre zwei Hände an ihre Stirne, als wollte sie die tausend flüchtigen Gedanken, welche dieselbe enthielt, nöthigen, einen Augenblick stehen zu bleiben, um sie klar in dem buntscheckigen, glänzenden Haufen schauen zu lassen.

„Soll ich Euch helfen, Madame?“ sagte Athos lächelnd.

„Ja doch,“ erwiederte die Herzogin, des Suchens bereits müde; „Ihr thut mir einen Gefallen damit.“

„Dieser Athos stand in Verbindung mit drei jungen Musketieren, und diese drei Musketiere hießen d'Artagnan, Porthos und...“

Athos hielt inne.

„Und Aramis,“ sprach die Herzogin lebhaft.

„Und Aramis, so ist es,“ versetzte Athos. „Ihr habt also diesen Namen nicht gänzlich vergessen?“

„Nein,“ sprach sie, „nein! Armer Aramis! er war ein reizender Cavalier, zierlich, verschwiegen, und machte artige Verse. Ich glaube, es hat eine schlimme Wendung mit ihm genommen.“

„Aeußerst schlimm: er ist Abbé geworden.“

„Ah, welch' ein Unglück!“ rief Frau von Chevreuse, nachlässig mit ihrem Fächer spielend. „In der That, mein Herr, ich danke Euch.“

„Wofür, Madame?“

„Daß Ihr diese Erinnerung in mir zurückgerufen habt, denn sie gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend.“

„Dann erlaubt Ihr mir also, eine zweite in Euch zurückzurufen?“

„Welche mit dieser in Verbindung steht?“

„Ja oder nein.“

„Meiner Treue," versetzte Frau von Chevreuse, „sprecht immerhin. Bei einem Manne, wie Ihr seid, wage ich Alles."

Athos verbeugte sich.

„Aramis," fuhr er fort, „stand in Verbindung mit einer Nähterin in Tours."

„Mit einer Nähterin in Tours?" fragte Frau von Chevreuse.

„Ja, einer Verwandtin von ihm, welche Marie Michon hieß."

„Ah, ich kenne sie!" rief Frau von Chevreuse; „es ist diejenige, an welche er von der Belagerung von La Rochelle schrieb, um sie von einem Complott in Kenntniß zu setzen, das man gegen den armen Buckingham angesponnen hatte."

„Ganz richtig; wollt Ihr mir erlauben, von ihr zu sprechen?"

Frau von Chevreuse schaute Athos an und sagte nach kurzem Stillschweigen:

„Ja, vorausgesetzt, daß Ihr mir nicht zu viel Schlimmes von ihr sagt."

„Ich wäre ein Undankbarer," erwiederte Athos, „und ich betrachte den Undank nicht als einen Mangel oder als ein Verbrechen, sondern als ein Laster, was noch schlimmer ist."

„Ihr, undankbar gegen Marie Michon!" rief Frau von Chevreuse, und suchte in den Augen von Athos zu lesen. „Wie könnte dies sein? Ihr habt sie nie persönlich gekannt."

„Ei, Madame, wer weiß!" versetzte Athos. „Ein Volkssprüchwort sagt: nur die Berge kommen nicht zusammen, und die Volkssprüchwörter sind zuweilen unglaublich wahr."

„Oh! fahrt fort, mein Herr, fahrt fort," sagte Frau von Chevreuse lebhaft. „Ihr könnt nicht glauben, wie sehr mich diese Unterhaltung belustigt."

„Ihr ermuthigt mich, und ich fahre fort. Diese

Base von Aramis, diese Marie Michon, diese junge Nähterin hatte trotz ihres niedrigen Standes die höchsten Bekanntschaften. Sie nannte die vornehmsten Damen des Hofes ihre Freundinnen, und die Königin, so stolz sie auch in ihrer doppelten Eigenschaft als Oesterreicherin und Spanierin war, nannte sie ihre Freundin."

„Oh!" sprach Frau von Chevreuse mit einem leichten Seufzer und einer kleinen Bewegung der Augenbrauen, die nur ihr eigenthümlich war, „die Dinge haben sich seit jener Zeit gewaltig verändert."

„Und die Königin hatte Recht," fuhr Athos fort, „denn sie war ihr sehr ergeben, ergeben bis zu einem Grade, daß sie ihr als Vermittlerin mit ihrem Bruder, dem Könige von Spanien, diente."

„Was ihr jetzt als ein großes Verbrechen angerechnet ward," versetzte die Herzogin.

„So," fuhr Athos fort, „so, daß der Cardinal, der wahre Cardinal, der andere, an einem schönen Morgen beschloß, die arme Marie Michon verhaften und nach dem Schlosse Loges führen zu lassen. Glücklicher Weise ließ sich die Sache nicht so geheim ausführen, daß der Plan nicht ruchbar geworden wäre. Man hatte für den Fall vorhergesehen: wenn Marie Michon von irgend einer Gefahr bedroht wäre, sollte ihr die Königin ein in grünen Sammet gebundenes Gebetbuch zuschicken."

„So ist es, mein Herr, Ihr seid gut unterrichtet."

„Eines Morgens kam das Buch, überbracht von dem Prinzen von Marsillac. Es war keine Zeit zu verlieren. Glücklicher Weise wußten Marie Michon und eine Dienerin, die sie hatte, Namens Ketty, sich auf eine bewunderungswürdige Weise in Männerkleidern zu bewegen. Der Prinz verschaffte ihnen solche, Marie Michon eine Cavalierstracht und Ketty einen Lackeienanzug, und übergab ihnen zwei Pferde. Die Flüchtigen verließen rasch Tours und erreichten Spanien, zitternd bei dem geringsten Geräusche, Fußpfaden im Walde folgend, weil sie es nicht wagten, auf der

Landstraße zu reisen, und Gastfreundschaft ansprechend, wenn sie keine Herberge fanden."

„In der That, es ist durchaus so," rief Frau von Chevreuse in die Hände klatschend; „es wäre wirklich seltsam..." sie hielt inne.

„Wenn ich den zwei Flüchtlingen bis an das Ende ihrer Reise folgte?" sprach Athos. „Nein, Madame, ich werde Ihre Augenblicke nicht so sehr mißbrauchen, und wir begleiten sie nur bis in ein kleines Dorf im Limousin zwischen Tulle und Angoulême, in ein kleines Dorf, das man Roche-l'Abeille nennt."

Frau von Chevreuse stieß einen Schrei des Erstaunens aus und betrachtete Athos mit einem Ausdrucke von Verwunderung, der den ehemaligen Musketier lächeln machte.

„Geduld, Madame," fuhr Athos fort; „denn was ich Euch noch zu sagen habe, ist viel seltsamer, als das bereits Gesagte."

„Mein Herr," sprach Frau von Chevreuse, „ich halte Euch für einen Zauberer und bin auf Alles gefaßt. Aber gleichviel, fahrt nur fort."

„Diesmal war die Tagreise lang und ermüdend gewesen. Es herrschte bereits eine lästige Kälte, es war am 11. Oktober. Dieses Dorf bot weder ein Schloß noch eine Herberge. Die Bauernhöfe sahen armselig und schmutzig aus. Marie Michon war eine sehr aristokratische Person und, wie die Königin, ihre Schwester, an gute Gerüche und feine Wäsche gewöhnt. Sie beschloß also, sich Gastfreundschaft im Pfarrhause zu erbitten."

Athos machte eine Pause.

„Oh, fahrt fort," sprach die Herzogin, „ich sagte Euch bereits, ich wäre auf Alles gefaßt."

„Die zwei Reisenden klopften an die Thüre. Es war spät, der Priester hatte sich bereits zu Bette gelegt, er rief ihnen zu, sie mögen eintreten. Sie traten ein, denn die Thüre war nicht geschlossen; das

Vertrauen in den Dörfern ist groß. Es brannte eine Lampe in dem Zimmer, in welchem sich der Priester befand; Marie Michon spielte den reizendsten Cavalier der Welt, stieß die Thüre auf, steckte den Kopf hinein und verlangte Gastfreundschaft."

„„Sehr gerne, mein junger Cavalier,"" sprach der Priester, „„wenn Ihr Euch mit den Ueberresten von meinem Abendbrod und der Hälfte meines Zimmers begnügen wollt.""

„Die zwei Reisenden beriethen sich einen Augenblick. Der Priester hörte, wie sie in ein Gelächter ausbrachen; dann erwiederte der Herr oder vielmehr die Herrin:

„„Ich danke, Herr Pfarrer, und nehme es an.""

„„Dann speist und macht so wenig als möglich Geräusch,"" versetzte der Priester, denn ich bin auch den ganzen Tag umhergelaufen und es wäre mir nicht unangenehm, diese Nacht schlafen zu können.""

Frau von Chevreuse ging offenbar von Verwunderung zu Erstaunen und von Erstaunen zu Verwunderung über. Ihr Antlitz nahm, während sie Athos anschaute, einen Ausdruck an, der sich nicht wohl beschreiben läßt. Man sah, daß sie gerne gesprochen hätte, und dennoch schwieg sie aus Furcht, eines von seinen Worten zu verlieren.

„Hernach?" fragte sie.

„Hernach," sagte Athos, „ah! das ist gerade das Schwierige."

„Sprecht, sprecht, sprecht! man kann mir Alles sagen. Ueberdies geht es nicht mich an; es ist die Geschichte von Mademoiselle Marie Michon."

„Ah, das ist richtig," versetzte Athos... „Nun also, Marie Michon verzehrte die Ueberreste des Abendbrodes mit ihrer Dienerin und kehrte, nachdem sie gegessen hatte, der ihr gegebenen Erlaubniß zu Folge in das Zimmer zurück, wo ihr Wirth ruhte, während deß sich Ketty in einem Lehnstuhle in dem ersten Zimmer,

das heißt in demjenigen, wo man gespeist hatte, bequem machte."

„In der That, mein Herr," sprach Frau von Chevreuse, „wenn Ihr nicht der Teufel in Person seid, so weiß ich nicht, wie Ihr alle diese einzelnen Umstände zu kennen vermöget."

„Es war eine reizende Frau, diese Marie Michon," fuhr Athos fort, „eines von den tollen Geschöpfen, denen unablässig die seltsamsten Gedanken in den Kopf kommen, eines von den Wesen, welche geboren sind, uns Allen die Verdammniß zu bringen. Während sie nun bedachte, daß ihr Wirth ein Priester war, kam es der Coquette in den Kopf, es möchte mitten unter so vielen lustigen Erinnerungen, die sie hatte, eine sehr lustige Erinnerung für ihr Alter sein, einen Abbé in die Verdammniß gebracht zu haben."

„Graf!" rief die Herzogin, „auf mein Ehrenwort, Ihr erschreckt mich!"

„Ach," versetzte Athos, „der arme Abbé war kein heiliger Ambrosius, und ich wiederhole, Marie Michon war ein anbetungswürdiges Geschöpf."

„Mein Herr," sprach die Herzogin und ergriff Athos bei den Händen, „sagt mir sogleich, woher Ihr alle diese Umstände wißt, oder ich lasse einen Mönch aus dem Augustinerkloster kommen und Euch beschwören."

Athos brach in ein Gelächter aus.

„Nichts leichter, Madame. Ein Cavalier, der mit einer wichtigen Sendung beauftragt war, kam eine Stunde vor Marie Michon in das Pfarrhaus und erbat sich Gastfreundschaft, und zwar in dem Augenblicke, wo der Pfarrer, zu einem Sterbenden gerufen, nicht nur sein Haus, sondern das Dorf für die ganze Nacht verließ. Voll Vertrauen zu seinem Gaste, der übrigens ein Edelmann war, hatte der Geistliche diesem sein Haus, sein Abendbrod und sein Zimmer überlassen. Es war also der Gast des guten Abbé und nicht der

Abbé selbst, von dem Marie Michon Gastfreundschaft forderte."

„Und dieser Cavalier, dieser Gast, dieser Edelmann, der vor ihr ankam?"

„War ich, der Graf de la Fère," sprach Athos aufstehend und sich ehrfurchtsvoll vor der Herzogin von Chevreuse verbeugend.

Die Herzogin blieb einen Augenblick ganz verblüfft; dann fing sie plötzlich an, laut zu lachen.

„Ah! meiner Treue," sagte sie, „das ist drollig. Und diese tolle Marie Michon fand es besser, als sie erwartet hatte. Setzt Euch, lieber Graf, und fahrt in Eurer Erzählung fort."

„Nun bleibt mir nur noch übrig, mich anzuklagen, Madame. Ich sagte Euch vorhin, daß ich selbst in einer dringenden Sendung reiste. Schon bei Tagesanbruch ging ich geräuschlos aus dem Zimmer und ließ meinen reizenden Lagergefährten schlafen.

„In dem ersten Zimmer schlief ebenfalls, den Kopf auf einen Lehnstuhl zurückgelegt, die Kammerfrau, in Allem ihrer Gebieterin würdig. Ihr hübsches Gesicht fiel mir auf, ich näherte mich ihr und erkannte die kleine Ketty, welche unser Freund Aramis bei ihr untergebracht hatte. So erfuhr ich, die schöne Reisende wäre..."

„Marie Michon," fiel Frau von Chevreuse lebhaft ein.

„Marie Michon," versetzte Athos. „Ich verließ nun das Haus, ging in den Stall, fand mein Pferd gesattelt und meinen Bedienten bereit; wir reisten ab."

„Und Ihr seid nie mehr durch dieses Dorf gekommen?" fragte Frau von Chevreuse.

„Ein Jahr nachher, Madame."

„Nun?"

„Nun, ich wollte den guten Pfarrer wieder besuchen. Er war sehr bekümmert wegen eines Ereignisses, das er nicht begreifen konnte. Er hatte acht

Tage vorher in einer kleinen Wiege einen reizenden Knaben von drei Monaten mit einer Börse voll Geld und einem Billet erhalten, in welchem nur die einfachen Worte standen: 11. Oktober 1633."

„Das war das Ende des seltsamen Abenteuers," versetzte Frau von Chevreuse.

„Ja, aber er begriff nichts davon, als daß er diese Nacht bei einem Sterbenden zugebracht hatte; denn Marie Michon verließ selbst das Pfarrhaus vor seiner Rückkehr."

„Ihr wißt, mein Herr, daß Marie Michon, als sie im Jahr 1643 wieder nach Frankreich kam, sogleich Kunde über dieses Kind einziehen ließ. Als Flüchtling konnte sie es nicht behalten; aber nach Paris zurückgekehrt, wollte sie es bei sich erziehen lassen."

„Und was sagte ihr der Abbé?" fragte Athos.

„Ein vornehmer Herr, den er nicht kenne, habe das Kind, sich für seine Zukunft verbürgend, übernehmen wollen und mit sich fortgeführt."

„Es war die Wahrheit."

„Ah, dann begreife ich. Dieser Herr waret Ihr, es war sein Vater."

„Stille, sprecht nicht so laut, Madame. Er ist da!"

„Er ist da!" rief Frau von Chevreuse rasch aufstehend, „er ist da, mein Sohn, der Sohn von Marie Michon ist da! Aber ich will ihn sogleich sehen."

„Gebt wohl Acht, Madame, er kennt weder seinen Vater, noch seine Mutter."

„Ihr habt das Geheimniß bewahrt und bringt ihn mir hieher, weil Ihr denkt, Ihr machet mich sehr glücklich. Oh! ich danke, ich danke, mein Herr," rief Frau von Chevreuse, faßte seine Hand und suchte sie an ihre Lippen zu führen, „ich danke, Ihr seid ein edles Herz."

„Ich bringe ihn Euch," sagte Athos, seine Hand zurückziehend, „damit Ihr ebenfalls etwas für ihn thun möget. Bis jetzt sorgte ich allein für seine Erziehung

und ich habe, glaube ich, einen vollendeten Edelmann aus ihm gemacht; aber der Augenblick ist gekommen, in welchem ich mich abermals genöthigt sehe, das umherirrende, gefährliche Leben eines Partergängers zu ergreifen. Schon morgen werfe ich mich in eine gefährliche Angelegenheit; dann hat er Niemand mehr als Euch, um in der Welt vorwärts gebracht zu werden, in welcher er eine Stelle einzunehmen berufen ist."

„Oh! seid ruhig," rief die Herzogin: „leider habe ich nicht mehr viel Ansehen, aber was mir davon übrig geblieben ist, gehört ihm. Was sein Vermögen und seinen Titel betrifft..."

„Darüber beunruhigt Euch nicht, Madame. Ich habe ihn zum Nacherben von Bragelonne eingesetzt, wodurch er den Titel Vicomte und 10,000 Livres Renten bekommt."

„Bei meiner Seele, mein Herr," sprach die Herzogin, „Ihr seid ein wahrhafter Edelmann. Aber es drängt mich, unsern jungen Vicomte zu sehen; wo ist er denn?"

„Dort in dem Salon; ich will ihn holen, wenn Ihr wollt."

Athos machte eine Bewegung nach der Thüre. Frau von Chevreuse hielt ihn zurück.

„Ist er hübsch?" fragte sie.

Athos lächelte und erwiederte:

„Er gleicht seiner Mutter."

Hienach machte er dem jungen Menschen ein Zeichen und dieser erschien auf der Schwelle.

Frau von Chevreuse konnte sich eines Freudenschreis nicht enthalten, als sie einen so reizenden Cavalier erblickte, der ihre stolzesten Hoffnungen übertraf.

„Vicomte, nähert Euch," sagte Athos; „Frau von Chevreuse erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen."

Der Jüngling näherte sich mit seinem reizenden Lächeln und mit entblößtem Kopfe, setzte ein Knie auf die Erde und küßte die Hand von Frau von Chevreuse.

„Nun, Herr Graf," sprach er, sich gegen Athos umwendend, „habt Ihr mir nicht, um meine Schüchternheit zu schonen, gesagt, Madame wäre die Herzogin von Chevreuse, und ist es nicht vielmehr die Königin?"

„Nein, Vicomte," erwiederte Frau von Chevreuse, nahm ihn ebenfalls bei der Hand, hieß ihn zu sich sitzen und schaute ihn mit Augen an, welche vor Vergnügen glänzten. „Nein, leider bin ich nicht die Königin, denn wenn ich es wäre, so würde ich sogleich Alles für Euch thun, was Ihr verdient. Aber sagt mir, so wie ich bin," fügte sie bei, indem sie sich kaum enthalten konnte, ihre Lippen auf seine so reine Stirne zu drücken, „sagt mir, welche Laufbahn wünscht Ihr einzuschlagen?"

Athos schaute, dabei stehend, Beide mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Glückes an.

„Madame," sagte der Jüngling mit seiner zugleich weichen und sonoren Stimme, „es scheint mir, es gibt für einen Edelmann nur eine Laufbahn, die der Waffen. Der Herr Graf hat mich, wie ich glaube, in der Absicht erzogen, einen Soldaten aus mir zu machen, und er gab mir die Hoffnung, in Paris mich irgend Einem vorzustellen, der mich vielleicht dem Herrn Prinzen empfehlen könnte."

„Ja, ich begreife, es steht einem jungen Soldaten, wie Ihr seid, gut an, unter einem jungen General zu dienen, wie er ist. Doch Geduld . . . persönlich bin ich durchaus nicht mit ihm befreundet, wegen der Streitigkeiten von Frau von Montbazon, meiner Schwiegermutter, mit Frau von Longueville. Aber durch den Prinzen von Marsillac... Ei, wahrhaftig, Graf, das ist es. Der Herr Prinz von Marsillac ist ein alter Freund von mir, er wird unsern jungen Freund an Frau von Longueville empfehlen, die ihm einen Brief an ihren Bruder, den Herrn Prinzen, gibt, welcher sie

und ich habe, glaube ich, einen vollendeten Edelmann aus ihm gemacht; aber der Augenblick ist gekommen, in welchem ich mich abermals genöthigt sehe, das umherirrende, gefährliche Leben eines Parteigängers zu ergreifen. Schon morgen werfe ich mich in eine gefährliche Angelegenheit; dann hat er Niemand mehr als Euch, um in der Welt vorwärts gebracht zu werden, in welcher er eine Stelle einzunehmen berufen ist."

„Oh! seid ruhig," rief die Herzogin; „leider habe ich nicht mehr viel Ansehen, aber was mir davon übrig geblieben ist, gehört ihm. Was sein Vermögen und seinen Titel betrifft..."

„Darüber beunruhigt Euch nicht, Madame. Ich habe ihn zum Nacherben von Bragelonne eingesetzt, wodurch er den Titel Vicomte und 10,000 Livres Renten bekommt."

„Bei meiner Seele, mein Herr," sprach die Herzogin, „Ihr seid ein wahrhafter Edelmann. Aber es drängt mich, unsern jungen Vicomte zu sehen; wo ist er denn?"

„Dort in dem Salon; ich will ihn holen, wenn Ihr wollt."

Athos machte eine Bewegung nach der Thüre. Frau von Chevreuse hielt ihn zurück.

„Ist er hübsch?" fragte sie.

Athos lächelte und erwiederte:

„Er gleicht seiner Mutter."

Hienach machte er dem jungen Menschen ein Zeichen und dieser erschien auf der Schwelle.

Frau von Chevreuse konnte sich eines Freudenschreis nicht enthalten, als sie einen so reizenden Cavalier erblickte, der ihre stolzesten Hoffnungen übertraf.

„Vicomte, nähert Euch," sagte Athos; „Frau von Chevreuse erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen."

Der Jüngling näherte sich mit seinem reizenden Lächeln und mit entblößtem Kopfe, setzte ein Knie auf die Erde und küßte die Hand von Frau von Chevreuse.

„Nun, Herr Graf,“ ſprach er, ſich gegen Athos umwendend, „habt Ihr mir nicht, um meine Schüchternheit zu ſchonen, geſagt, Madame wäre die Herzogin von Chevreuſe, und iſt es nicht vielmehr die Königin?“

„Nein, Vicomte,“ erwiederte Frau von Chevreuſe, nahm ihn ebenfalls bei der Hand, hieß ihn zu ſich ſitzen und ſchaute ihn mit Augen an, welche vor Vergnügen glänzten. „Nein, leider bin ich nicht die Königin, denn wenn ich es wäre, ſo würde ich ſogleich Alles für Euch thun, was Ihr verdient. Aber ſagt mir, ſo wie ich bin,“ fügte ſie bei, indem ſie ſich kaum enthalten konnte, ihre Lippen auf ſeine ſo reine Stirne zu drücken, „ſagt mir, welche Laufbahn wünſcht Ihr einzuſchlagen?“

Athos ſchaute, dabei ſtehend, Beide mit einem Ausdrucke unausſprechlichen Glückes an.

„Madame,“ ſagte der Jüngling mit ſeiner zugleich weichen und ſonoren Stimme, „es ſcheint mir, es gibt für einen Edelmann nur eine Laufbahn, die der Waffen. Der Herr Graf hat mich, wie ich glaube, in der Abſicht erzogen, einen Soldaten aus mir zu machen, und er gab mir die Hoffnung, in Paris mich irgend Einem vorzuſtellen, der mich vielleicht dem Herrn Prinzen empfehlen könnte.“

„Ja, ich begreife, es ſteht einem jungen Soldaten, wie Ihr ſeid, gut an, unter einem jungen General zu dienen, wie er iſt. Doch Geduld . . . perſönlich bin ich durchaus nicht mit ihm befreundet, wegen der Streitigkeiten von Frau von Montbazon, meiner Schwiegermutter, mit Frau von Longueville. Aber durch den Prinzen von Marſillac... Ei, wahrhaftig, Graf, das iſt es. Der Herr Prinz von Marſillac iſt ein alter Freund von mir, er wird unſern jungen Freund an Frau von Longueville empfehlen, die ihm einen Brief an ihren Bruder, den Herrn Prinzen, gibt, welchen ſie

und ich habe, glaube ich, einen vollendeten Edelmann aus ihm gemacht; aber der Augenblick ist gekommen, in welchem ich mich abermals genöthigt sehe, das umherirrende, gefährliche Leben eines Parteigängers zu ergreifen. Schon morgen werfe ich mich in eine gefährliche Angelegenheit; dann hat er Niemand mehr als Euch, um in der Welt vorwärts gebracht zu werden, in welcher er eine Stelle einzunehmen berufen ist."

„Oh! seid ruhig," rief die Herzogin; „leider habe ich nicht mehr viel Ansehen, aber was mir davon übrig geblieben ist, gehört ihm. Was sein Vermögen und seinen Titel betrifft..."

„Darüber beunruhigt Euch nicht, Madame. Ich habe ihn zum Nacherben von Bragelonne eingesetzt, wodurch er den Titel Vicomte und 10,000 Livres Renten bekommt."

„Bei meiner Seele, mein Herr," sprach die Herzogin, „Ihr seid ein wahrhafter Edelmann. Aber es drängt mich, unsern jungen Vicomte zu sehen; wo ist er denn?"

„Dort in dem Salon; ich will ihn holen, wenn Ihr wollt."

Athos machte eine Bewegung nach der Thüre. Frau von Chevreuse hielt ihn zurück.

„Ist er hübsch?" fragte sie.

Athos lächelte und erwiederte:

„Er gleicht seiner Mutter."

Hienach machte er dem jungen Menschen ein Zeichen und dieser erschien auf der Schwelle.

Frau von Chevreuse konnte sich eines Freudenschreis nicht enthalten, als sie einen so reizenden Cavalier erblickte, der ihre stolzesten Hoffnungen übertraf.

„Vicomte, nähert Euch," sagte Athos; „Frau von Chevreuse erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen."

Der Jüngling näherte sich mit seinem reizenden Lächeln und mit entblößtem Kopfe, setzte ein Knie auf die Erde und küßte die Hand von Frau von Chevreuse.

„Nun, Herr Graf," sprach er, sich gegen Athos umwendend, „habt Ihr mir nicht, um meine Schüchternheit zu schonen, gesagt, Madame wäre die Herzogin von Chevreuse, und ist es nicht vielmehr die Königin?"

„Nein, Vicomte," erwiederte Frau von Chevreuse, nahm ihn ebenfalls bei der Hand, hieß ihn zu sich sitzen und schaute ihn mit Augen an, welche vor Vergnügen glänzten. „Nein, leider bin ich nicht die Königin, denn wenn ich es wäre, so würde ich sogleich Alles für Euch thun, was Ihr verdient. Aber sagt mir, so wie ich bin," fügte sie bei, indem sie sich kaum enthalten konnte, ihre Lippen auf seine so reine Stirne zu drücken, „sagt mir, welche Laufbahn wünscht Ihr einzuschlagen?"

Athos schaute, dabei stehend, Beide mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Glückes an.

„Madame," sagte der Jüngling mit seiner zugleich weichen und sonoren Stimme, „es scheint mir, es gibt für einen Edelmann nur eine Laufbahn, die der Waffen. Der Herr Graf hat mich, wie ich glaube, in der Absicht erzogen, einen Soldaten aus mir zu machen, und er gab mir die Hoffnung, in Paris mich irgend Einem vorzustellen, der mich vielleicht dem Herrn Prinzen empfehlen könnte."

„Ja, ich begreife, es steht einem jungen Soldaten, wie Ihr seid, gut an, unter einem jungen General zu dienen, wie er ist. Doch Geduld . . . persönlich bin ich durchaus nicht mit ihm befreundet, wegen der Streitigkeiten von Frau von Montbazon, meiner Schwiegermutter, mit Frau von Longueville. Aber durch den Prinzen von Marsillac... Ei, wahrhaftig, Graf, das ist es. Der Herr Prinz von Marsillac ist ein alter Freund von mir, er wird unsern jungen Freund an Frau von Longueville empfehlen, die ihm einen Brief an ihren Bruder, den Herrn Prinzen, gibt, welcher sie

zu zärtlich liebt, um nicht sogleich für sie Alles zu thun, was sie von ihm verlangen wird."

„Nun wohl, das geht vortrefflich," sprach der Graf; „nur nehme ich mir die Freiheit, Euch den größten Eifer anzuempfehlen. Ich habe Gründe, zu wünschen, daß der Vicomte morgen Abend nicht mehr in Paris sei."

„Soll man wissen, daß Ihr Euch für ihn interessirt, Herr Graf?"

„Es wäre vielleicht besser für seine Zukunft, wenn man gar nicht wüßte, daß er mich je gekannt hat."

„Oh! Herr," rief der Jüngling.

„Ihr wißt, Bragelonne," sprach der Graf, „daß ich nie etwas ohne Grund thue."

„Ja," antwortete der Jüngling, „ich weiß, daß die höchste Weisheit in Euch herrscht, und werde Euch gehorchen, wie ich dies gewohnt bin."

„Nun wohl, Graf, überlaßt ihn mir," sagte die Herzogin; „ich will Befehl geben, daß man den Prinzen von Marsillac aufsucht, der glücklicher Weise in diesem Augenblick in Paris ist, und ich gehe nicht eher von ihm, als bis die Angelegenheit zu Ende gebracht ist."

„Schön so, Frau Herzogin, tausend Dank. Ich habe selbst heute mehrere Gänge zu machen, und bei meiner Rückkehr, das heißt, gegen sechs Uhr Abends, erwarte ich ihn im Hotel.

„Was macht Ihr diesen Abend?"

„Wir gehen zu dem Abbé Scarron, an welchen ich einen Brief habe, und bei welchem ich einen von meinen Freunden finden soll."

„Das ist gut," sagte die Herzogin von Chevreuse, „ich werde selbst einen Augenblick dahin kommen; verlaßt also seinen Salon nicht eher, als bis Ihr mich gesehen habt."

Athos verbeugte sich vor Frau von Chevreuse und schickte sich an, wegzugehen.

„Wie, Herr Graf," sagte die Herzogin lachend,

„verläßt man seine alten Freunde auf eine so ceremoniöse Weise?“

„Ah,“ murmelte Athos, ihr die Hand küssend, „wenn ich früher gewußt hätte, Marie Michon wäre ein so reizendes Geschöpf...“

Und er entfernte sich seufzend.

II.

Der Abbé Scarron.

Es gab in der Rue des Tournelles eine Wohnung, welche alle Sänftenträger und alle Lackeien von Paris kannten, und dennoch war diese Wohnung weder die eines vornehmen Herrn, noch die eines Finanzmannes. Man speiste daselbst nicht, man spielte nicht, und man tanzte wohl auch nicht.

Dennoch war es der Sammelplatz der schönen Welt, und ganz Paris begab sich dahin.

Diese Wohnung war die des kleinen Scarron.

Man lachte so viel bei diesem witzigen Scarron, man gab so viele Neuigkeiten zum Besten, diese Neuigkeiten waren so schnell commentirt, zerrissen und in Mährchen oder Epigramme verwandelt, daß Jedermann eine Stunde bei dem kleinen Scarron zubringen, was er sagte, hören, und was er gesagt hatte, anderswohin verbreiten wollte. Viele brannten vor Begierde, ihren Witz dort anzubringen; war er gut, so konnten sie sich auf eine freundliche Aufnahme gefaßt machen.

Der kleine Abbé Scarron, welcher übrigens nicht Abbé war, weil er eine geistliche Pfründe besaß, und

zu zärtlich liebt, um nicht sogleich für sie Alles zu thun, was sie von ihm verlangen wird."

„Nun wohl, das geht vortrefflich," sprach der Graf; „nur nehme ich mir die Freiheit, Euch den größten Eifer anzuempfehlen. Ich habe Gründe, zu wünschen, daß der Vicomte morgen Abend nicht mehr in Paris sei."

„Soll man wissen, daß Ihr Euch für ihn interessirt, Herr Graf?"

„Es wäre vielleicht besser für seine Zukunft, wenn man gar nicht wüßte, daß er mich je gekannt hat."

„Oh! Herr," rief der Jüngling.

„Ihr wißt, Bragelonne," sprach der Graf, „daß ich nie etwas ohne Grund thue."

„Ja," antwortete der Jüngling, „ich weiß, daß die höchste Weisheit in Euch herrscht, und werde Euch gehorchen, wie ich dies gewohnt bin."

„Nun wohl, Graf, überlaßt ihn mir," sagte die Herzogin; „ich will Befehl geben, daß man den Prinzen von Marsillac aufsucht, der glücklicher Weise in diesem Augenblick in Paris ist, und ich gehe nicht eher von ihm, als bis die Angelegenheit zu Ende gebracht ist."

„Schön so, Frau Herzogin, tausend Dank. Ich habe selbst heute mehrere Gänge zu machen, und bei meiner Rückkehr, das heißt, gegen sechs Uhr Abends, erwarte ich ihn im Hotel.

„Was macht Ihr diesen Abend?"

„Wir gehen zu dem Abbé Scarron, an welchen ich einen Brief habe, und bei welchem ich einen von meinen Freunden finden soll."

„Das ist gut," sagte die Herzogin von Chevreuse, „ich werde selbst einen Augenblick dahin kommen; verlaßt also seinen Salon nicht eher, als bis Ihr mich gesehen habt."

Athos verbeugte sich vor Frau von Chevreuse und schickte sich an, wegzugehen.

„Wie, Herr Graf," sagte die Herzogin lachend,

„verläßt man ſeine alten Freunde auf eine ſo ceremoniöſe Weiſe?“

„Ah,“ murmelte Athos, ihr die Hand küſſend, „wenn ich früher gewußt hätte, Marie Michon wäre ein ſo reizendes Geſchöpf...“

Und er entfernte ſich ſeufzend.

II.

Der Abbé Scarron.

Es gab in der Rue des Tournelles eine Wohnung, welche alle Sänftenträger und alle Lackeien von Paris kannten, und dennoch war dieſe Wohnung weder die eines vornehmen Herrn, noch die eines Finanzmannes. Man ſpeiſte daſelbſt nicht, man ſpielte nicht, und man tanzte wohl auch nicht.

Dennoch war es der Sammelplatz der ſchönen Welt, und ganz Paris begab ſich dahin.

Dieſe Wohnung war die des kleinen Scarron.

Man lachte ſo viel bei dieſem witzigen Scarron, man gab ſo viele Neuigkeiten zum Beſten, dieſe Neuigkeiten waren ſo ſchnell commentirt, zerriſſen und in Mährchen oder Epigramme verwandelt, daß Jedermann eine Stunde bei dem kleinen Scarron zubringen, was er ſagte, hören, und was er geſagt hatte, anderswohin verbreiten wollte. Viele brannten vor Begierde, ihren Witz dort anzubringen; war er gut, ſo konnten ſie ſich auf eine freundliche Aufnahme gefaßt machen.

Der kleine Abbé Scarron, welcher übrigens nicht Abbé war, weil er eine geiſtliche Pfründe beſaß, und

ebensowenig, weil er zu einem geistlichen Orden gehörte, war einst einer der zierlichsten Präbendare der Stadt Mans gewesen, wo er wohnte. An einem Carnevalstage aber wollte er über die Maßen diese gute Stadt genießen, deren Seele er war. Er ließ sich daher von seinem Bedienten mit Honig überstreichen, öffnete sodann ein Federbett, in welchem er sich umwälzte, und wurde so der groteskeste Vogel, den man sehen konnte. Er fing damit an, daß er Besuche bei seinen Freunden und Freundinnen in diesem seltsamen Costüme abstattete. Anfangs folgte man ihm mit Verwunderung, dann mit Gezische, dann beleidigten ihn die Arbeiter auf den Straßen, dann warfen die Kinder Steine nach ihm, und endlich war er genöthigt, die Flucht zu ergreifen, um den Wurfgeschossen zu entgehen. Von dem Augenblicke an, wo er floh, wurde er von allen Seiten verfolgt, gedrängt, beworfen. Scarron fand kein anderes Mittel, seinem Geleite zu entkommen, als sich in den Fluß zu werfen. Er schwamm wie ein Fisch, aber das Wasser war eisig. Scarron trof von Schweiß. Die Kälte ergriff ihn, und als er das andere Ufer errichte, war er gliederlahm.

Man versuchte es durch alle mögliche bekannte Mittel, ihm den Gebrauch seiner Glieder wieder zu geben; er hatte durch die Behandlung so viel auszustehen, daß er alle Aerzte fortschickte, mit der Erklärung, er wolle lieber krank sein und krank bleiben. Dann kam er nach Paris, wo sein Ruf als Mann von Geist bereits gegründet war. Hier ließ er sich einen Stuhl von seiner eigenen Erfindung verfertigen, und als er eines Tages in diesem Stuhle der Königin Anna von Oesterreich einen Besuch machte, fragte ihn diese, entzückt über seinen Witz, ob er nicht irgend einen Titel wünsche?

„Ja, Euere Majestät, es gibt einen, nach welchem ich von ganzer Seele trachte," antwortete Scarron.

„Und welcher ist dies?“ fragte Anna von Oesterreich.

„Der Eures Kranken,“ erwiederte der Abbé.

Und Scarron wurde zum Kranken der Königin mit einer Pension von 1500 Livres ernannt.

Von diesem Augenblicke an führte Scarron, dem seine Zukunft keine Sorgen mehr machte, ein lustiges Leben und verspeiste Kapital und Zins.

Eines Tags jedoch gab ihm ein Emissär des Cardinals zu verstehen, er hätte Unrecht, den Herrn Coadjutor zu empfangen.

„Und warum dies?“ fragte Scarron, „ist es nicht ein Mann von Geburt?“

„Allerdings.“

„Liebenswürdig?“

„Unbestreitbar.“

„Witzig?“

„Er hat leider nur zu viel Witz.“

„Nun wohl,“ versetzte Scarron, „warum soll ich einen solchen Mann nicht ferner sehen?“

„Weil er schlecht denkt.“

„Wirklich? und von wem?“

„Vom Cardinal.“

„Wie!“ rief Scarron; „ich sehe fortwährend Herrn Giles Depréaux, und Ihr wollt', ich solle aufhören, den Herrn Coadjutor zu sehen, weil er schlecht von einem Andern denkt? Unmöglich!“

Hiemit endigte das Gespräch, und Scarron sah aus Widerspruchsgeist Herrn von Contimur noch öfter.

An dem Morgen aber, zu welchem wir gelangt sind, war der Verfalltag seiner vierteljährigen Pension. Scarron schickte seiner Gewohnheit gemäß durch seinen Bedienten den Empfangsschein ab, um das betreffende Geld bei der Pensionskasse einziehen zu lassen; aber man antwortete ihm:

„Der Staat hätte kein Geld für den Herrn Abbé Scarron.“

Als der Lackei diese Antwort Scarron brachte,

war gerade der Herzog von Longueville bei ihm, der ihm eine Pension doppelt so groß anbot, als die von Mazarin entzogene gewesen war; aber der schlaue Gliederlahme hütete sich wohl, sie anzunehmen. Er machte seine Sache so gut, daß um vier Uhr Nachmittags die ganze Stadt die Weigerung des Cardinals kannte. Es war gerade Donnerstag, Empfangstag bei dem Abbé. Man kam in Masse zu ihm und schmähte wüthend in der ganzen Stadt.

Athos traf in der Rue Saint-Honoré zwei Edelleute, die er nicht kannte, zu Pferde, wie er, gefolgt von einem Lackei, wie er, und denselben Weg machend, wie er. Der Eine von ihnen nahm den Hut in die Hand und sagte zu ihm:

„Solltet Ihr wohl glauben, mein Herr, daß der Knauser Mazarin dem armen Scarron die Pension entzogen hat?"

„Das ist abscheulich," sprach Athos, die zwei Cavaliere ebenfalls begrüßend.

„Man sieht, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid, Herr," erwiederte derjenige, welcher bereits das Wort an Athos gerichtet hatte; „dieser Mazarin ist eine wahre Geißel."

„Ach! mein Herr," sprach Athos, „wem sagt Ihr dies?"

Und sie trennten sich unter vielen Höflichkeitsbezeigungen.

„Es kommt gerade recht, daß wir diesen Abend dahin gehen sollen," sprach Athos zu dem Vicomte; „wir machen dem armen Mann unser Kompliment."

„Aber wer ist denn dieser Herr Scarron, der ganz Paris in Aufruhr bringt?" fragte Raoul. „Irgend ein in Ungnade gefallener Minister?"

„Nein, o mein Gott, nein, Vicomte, es ist ganz einfach ein kleiner Edelmann von großem Geist, welcher bei dem Cardinal in Ungnade gefallen sein wird,

weil er wahrscheinlich irgend eine gereimte Strophe gegen ihn geschrieben hat."

„Schreiben denn Edelleute Verse?" fragte Raoul naiv; „ich glaubte, es wäre wider ihre Standesgesetze."

„Ja, mein lieber Vicomte," versetzte Athos lachend, „wenn man sie schlecht macht; aber wenn man sie gut macht, so adelt es noch mehr. Schaut nur Herrn von Rotrou an. Doch," fuhr Athos in dem Tone fort, mit welchem man einen heilsamen Rath gibt, „ich glaube, es ist besser, keine zu machen."

„Dieser Herr Scarron ist also Dichter?" sagte Raoul.

„Ja, Ihr wißt es nun, Vicomte. Gebt wohl Achtung in diesem Hause. Sprecht nicht durch Geberden, sondern hört vielmehr."

„Ja, Herr," antwortete Raoul.

„Ihr werdet mich viel mit einem mir befreundeten Edelmann plaudern sehen: das ist der Abbé d'Herblay, von dem ich oft mit Euch sprach."

„Ich erinnere mich."

„Nähert Euch zuweilen, als ob Ihr mit uns sprechen wolltet, sprecht aber nicht, hört auch nicht. Dieses Spiel soll dazu dienen, daß nicht Ungelegene uns stören."

„Sehr gut, ich werde Euch Punkt für Punkt gehorchen."

Athos machte noch zwei Besuche in Paris. Um sieben Uhr wandten sie sich gegen die Rue des Tournelles. Die Straße war beinahe versperrt durch Sänftenträger, Pferde und Bedienten. Athos bahnte sich einen Weg und trat, gefolgt von dem jungen Menschen, ein. Die erste Person, welche er beim Eintritte erblickte, war Aramis, der sich neben einem weiten, mit einem Tapetenhimmel bedeckten, Rollstuhle aufhielt, unter welchem sich, in eine Brocatdecke gehüllt, ein ziemlich junges, ziemlich lachendes Gesicht bewegte, das jedoch zuweilen erbleichte, ohne daß seine Augen

ein lebhaftes, witziges oder anmuthiges Gefühl auszudrücken aufhörten. Das war der Abbé Scarron, beständig lachend, spottend, komplimentirend, leidend und sich mit einem kleinen Stäbchen kratzend.

Um dieses Rollzelt drängte sich eine Menge von Herren und Damen. Das Zimmer war sehr reinlich und anständig ausgestattet. Große seidene, mit Blumen gestickte, Vorhänge, welche einst lebhafte Farben gehabt hatten, nun aber etwas verschossen waren, fielen an beiden Fenstern herab; die Tapezierung war bescheiden, zeugte aber von gutem Geschmack. Zwei sehr artige, zu guten Manieren abgerichtete, Bediente versahen den Dienst im Salon.

Sobald Aramis Athos erblickte, ging er auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn Herrn Scarron vor, welcher dem neuen Gast eben so viel Freude als Achtung bezeigte und ihm ein sehr geistreiches Kompliment über den Vicomte machte. Raoul blieb verblüfft, denn er hatte sich nicht auf die Majestät des schönen Geistes vorbereitet; er verbeugte sich jedoch mit viel Anmuth. Athos empfing sodann die Komplimente von mehreren adeligen Herren, welchen Aramis ihn vorstellte. Bald aber verwischte sich das kleine Geräusche bei seinem Eintritt wieder und das Gespräch wurde allgemein.

Nach vier oder fünf Minuten, welche Raoul dazu anwandte, Ruhe zu gewinnen und topographische Kenntnisse von der Versammlung zu erlangen, öffnete sich die Thüre wieder und ein Lackei kündigte Fräulein Paulet an.

Athos berührte mit der Hand die Schulter des Vicomte.

„Schau' diese Frau an, Raoul," sagte er; „es ist eine historische Person. Zu ihr begab sich König Heinrich IV., als er ermordet wurde."

Raoul bebte. Seit einigen Tagen hob sich vor ihm jeden Augenblick irgend ein Vorhang, der ihm

einen heroiſchen Anblick enthüllte. Die noch junge und hübſche Frau, welche eben eintrat, hatte Heinrich IV. gekannt und mit ihm geſprochen!

Jedermann drängte ſich um die Ankommende, denn ſie war immer noch ſehr in der Mode; es war eine große Perſon von feiner, wellenförmiger Taille, mit einem Walde goldener Haare, wie ſie Raphael liebte und Titian allen ſeinen Magdalenen gab. Dieſe gelbliche Farbe oder vielleicht auch die Königswürde, die ſie den andern Frauen gegenüber erlangt hatte, brachte ihr den Beinamen: die Löwin.

Unſere ſchönen Damen von heute, welche nach dieſem faſhionablen Titel trachten, wiſſen nun, daß er ihnen nicht von England zukommt, ſondern von dem ſchönen und geiſtreichen Fräulein Paulet.

Mademoiſelle Paulet ging mitten unter dem Gemurmel, das ſich von allen Seiten bei ihrer Ankunft erhob, gerade auf Scarron zu.

„Nun, mein lieber Abbé," ſprach ſie mit ihrem ruhigen Tone, „Ihr ſeid alſo arm? Wir haben es heute Nachmittag bei Frau von Rambouillet erfahren; Herr von Graſſe erzählte es uns."

„Ja, aber der Staat iſt jetzt reich," erwiederte Scarron; „man muß ſich dem Vaterlande zu opfern wiſſen."

„Der Herr Cardinal wird ſich um 1500 Livres mehr Pommaden und Parfums jährlich kaufen," ſprach ein Frondeur, in welchem Athos den Edelmann erkannte, den er in der Rue Saint-Honoré getroffen hatte.

„Aber die Muſe, was wird die Muſe ſagen?" verſetzte Aramis mit ſeiner Honigſtimme; „die Muſe, welche der goldenen Mittelſtraße bedarf? Denn im Ganzen:

Si Virgilio puer aut tolerabile desit,
Hospitium caderent omnes a crinibus hydri."

„Gut," ſprach Scarron und reichte Fräulein Paulet

die Hand. „Aber wenn ich meine Schlange nicht mehr habe, so bleibt mir wenigstens meine Löwin.“

Alle Worte von Scarron, alle seine Witze erschienen diesen Abend vortrefflich; das ist das Vorrecht der Verfolgung. Herr Menage machte Sprünge vor Begeisterung.

Fräulein Paulet nahm ihren gewöhnlichen Platz wieder ein; ehe sie sich aber setzte, ließ sie von ihrer Höhe herab einen Blick über die ganze Versammlung spazieren und ihre Augen hefteten sich auf Raoul.

Athos lächelte und sagte zu Raoul:

„Ihr seid von Fräulein Paulet bemerkt worden, Vicomte, geht hin und begrüßt sie. Gebt Euch als das, was Ihr seid, als ein offenherziger Provinzmensch; aber hütet Euch wohl, von Heinrich IV. mit ihr zu sprechen.“

Der Vicomte näherte sich erröthend der Löwin und vermischte sich bald mit den Herren, welche ihren Stuhl umgaben.

Dies bildete bereits zwei sehr ausgezeichnete Gruppen, diejenige, welche Herrn Menage umgab, und die, welche sich um Fräulein Paulet aufgestellt hatte. Scarron lief von der einen zu der andern, indem er seinen Rollstuhl mitten durch die Gesellschaft mit so viel Geschicklichkeit manövrirte, wie dies ein erfahrener Lootse mit einer Barke durch ein mit Klippen durchstreutes Meer machen würde.

„Wann sprechen wir mit einander?“ sagte Athos zu Aramis.

„Sogleich,“ antwortete dieser; „es sind noch nicht Leute genug vorhanden und man würde uns bemerken.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei kündigte den Herrn Coadjutor an.

Bei diesem Namen wandte sich Jedermann um, denn es war ein Name, welcher sehr berühmt zu werden anfing.

Athos machte es wie die Andern. Er kannte den Abbé von Conti nur dem Namen nach.

Er sah einen kleinen, schwarzen, schlecht gewachsenen Mann eintreten, dessen Hände zu Allem ungeschickt waren, außer um damit den Degen zu ziehen oder Pistolen zu schießen. Der Ankömmling ging Anfangs gerade auf einen Tisch zu, welchen er beinahe umgeworfen hätte; bei all' dieser Ungeschicklichkeit aber besaß er etwas Erhabenes, Stolzes in seinem Gesichte.

Scarron wandte sich nach ihm um und kam ihm in seinem Stuhle entgegen. Fräulein Paulet begrüßte ihn von ihrem Platze aus mit der Hand.

„Nun," sprach der Coadjutor, welcher Scarron erst erblickte, als er ganz vor ihm stand, „Ihr seid also in Ungnade, Abbé?"

Dies war eine Phrase, welche man an diesem Abend wohl hundertmal ausgesprochen hatte, und Scarron war bereits an seinem hundertsten Bonmot über denselben Gegenstand. Beinahe wäre ihm auch nichts mehr eingefallen, aber eine verzweifelte Anstrengung rettete ihn.

„Der Herr Cardinal hat die Güte gehabt, an mich zu denken," sagte er.

„Vortrefflich!" rief Menage.

„Aber wie wollt Ihr uns noch fernerhin empfangen?" fuhr der Coadjutor fort. „Wenn Eure Renten sinken, so werde ich genöthigt sein, Euch zum Canonicus von Notre-Dame zu ernennen."

„Oh! nein," versetzte Scarron, „ich würde Euch zu sehr compromittiren."

„Dann habt Ihr Quellen, die wir nicht kennen."

„Ich entlehne von der Königin."

„Aber Ihre Majestät hat selbst nichts," sprach Aramis. „Lebt sie nicht unter der Verwaltung der Gemeinheit?"

Der Coadjutor wandte sich um und lächelte Aramis

zu, indem er ihm zugleich mit der Fingerspitze ein Freundschaftszeichen machte.

„Verzeiht, mein lieber Abbé," sagte er zu ihm, „Ihr seid im Rückstand und ich muß Euch ein Geschenk machen."

„Womit?" fragte Aramis.

„Mit einer Hutschnur."

Jedermann wandte sich nach dem Coadjutor um, der aus seiner Tasche eine seidene Schnur von sonderbarer Form zog.

„Das ist eine Schleuder," *) sagte Scarron.

„Ganz richtig," erwiederte der Coadjutor, „man macht gegenwärtig Alles à la fronde. Fräulein Paulet, ich habe für Euch einen Fächer à la fronde. Ich gebe Euch meinen Handschuhhändler, d'Herblay, er macht Handschuhe à la fronde; und Euch, Scarron, meinen Bäcker mit einem unbeschränkten Credit, er macht vortreffliche Brode à la fronde."

Aramis nahm das Band und knüpfte es um seinen Hut.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei rief mit lauter Stimme:

„Die Frau Herzogin von Chevreuse."

Bei dem Namen von Frau von Chevreuse erhoben sich alle Anwesende. Scarron wandte rasch seinen Stuhl der Thüre zu. Athos machte Aramis ein Zeichen, und dieser stellte sich in eine Fenstervertiefung.

Mitten unter diesen achtungsvollen Begrüßungen, welche man der Herzogin zollte, suchte sie irgend Jemand oder irgend Etwas. Endlich bemerkte sie Raoul und ihre Augen funkelten; sie erblickte Athos und wurde träumerisch; sie sah Aramis in seiner Fenstervertiefung und machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung des Erstaunens hinter ihrem Fächer.

„Ei, sagt doch," sprach sie, als wollte sie die Ge-

---

*) Une fronde.

danken vertreiben, die sich ihrer unwillkürlich bemeisterten, „wie geht es dem armen Voiture? wißt Ihr es vielleicht, Scarron?“

„Wie, Herr Voiture ist krank?“ fragte der Herr, der mit Athos in der Rue Saint-Honoré gesprochen hatte; „wie ist das gekommen?“

„Er spielte, ohne so vorsichtig zu sein, von seinem Bedienten Hemden zum Wechseln mitnehmen zu lassen,“ erwiederte der Coadjutor; „so hat er sich erkältet und liegt auf den Tod krank.“

„Wo dies?“

„Ei, mein Gott, bei mir. Denkt Euch, der arme Voiture hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht mehr zu spielen. Nach drei Tagen kann er es nicht mehr aushalten und begibt sich nach dem erzbischöflichen Palast, um sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen. Zum Unglück war ich in diesem Augenblick in sehr wichtigen Angelegenheiten mit dem guten Rath Broussel im Innersten meiner Wohnung beschäftigt, als Voiture den Marquis von Luynes, an einem Tische einen Spieler erwartend, erblickte. Der Marquis ruft ihn und ladet ihn ein, sich an den Tisch zu setzen; Voiture antwortet, er könne nicht eher spielen, als bis ich ihn seines Gelübdes entbunden habe. Luynes macht sich in meinem Namen hiezu anheischig und nimmt die Sünde vorläufig auf sich; Voiture setzt sich an den Tisch und verliert vierhundert Thaler, erkältet sich bei seinem Abgang und legt sich nieder, um nie mehr aufzustehen.“

„Steht es so schlimm mit dem lieben Voiture?“ fragte Aramis, halb hinter seinem Fenstervorhang verborgen.

„Ach!“ antwortete Herr Menage, „es steht sehr schlimm, der große Mann wird uns wahrscheinlich verlassen, deseret orbem.“

„Gut!“ sprach Fräulein Paulet mit einer gewissen Bitterkeit; „er sterben? das hat keine Noth! er ist um-

geben von Sultaninnen, wie ein Türke. Frau von Saintot ist herbeigelaufen und gibt ihm Fleischbrühe, die Renaudot wärmt ihm seine Tücher, und alle Welt, unsere Freundin, die Marquise von Rambouillet, nicht ausgenommen, schickt ihm Tisanen."

„Ihr liebt ihn nicht, meine liebe Parthenie," sagte Scarron lachend.

„O! welche Ungerechtigkeit, mein lieber Kranker, ich hasse ihn so wenig, daß ich mit Vergnügen Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen würde."

„Nicht umsonst nennt man Euch die Löwin, meine Liebe," sagte Frau von Chevreuse, „Ihr beißt scharf."

„Ihr mißhandelt einen großen Dichter, wie es mir scheint," wagte Raoul zu bemerken.

„Ein großer Dichter, er? . . . geht; man sieht wohl, Vicomte, daß Ihr aus der Provinz kommt, wie Ihr mir vorhin sagtet, und daß Ihr ihn nie gesehen habt. Er! ein großer Dichter? er mißt kaum fünf Fuß."

„Bravo! bravo!" rief ein langer, vertrockneter, schwarzer Mann mit einem stolzen Schnurrbart und einem ungeheuren Raufdegen. „Bravo, schöne Paulet; es ist endlich Zeit, diesen kleinen Voiture auf seinen Platz zu verweisen. Ich erkläre unumwunden, daß ich mich auf die Poesie zu verstehen glaube und daß ich die seinige immer abscheulich gefunden habe."

„Wer ist denn dieser Großsprecher?" fragte Raoul Athos.

„Herr von Scudery."

„Der Verfasser der Clélin und des Grand Cyrus."

„Werke, die er auf halbe Rechnung mit seiner Schwester gemacht hat, welche in diesem Augenblick mit der hübschen Person da unten neben Herrn Scarron plaudert."

Raoul wandte sich lebhaft um und sah wirklich zwei neue Erscheinungen, die er zuvor nicht bemerkt hatte; die eine war reizend, aber schwächlich und traurig,

von hübschen schwarzen Haaren umrahmt, mit blauen sammetartigen Augen, den schönen [illegible] ähnlich, unter denen ein goldener Reich [illegible] andere Frau schien [illegible] kalt, vertrocknet und [illegible] oder Andächtlerinnen-Gesicht.

Raoul gelobte sich, den Salon nicht zu verlassen, ohne mit dem hübschen jungen Mädchen mit den Sammetaugen gesprochen zu haben, das ihn durch ein seltsames Gedankenspiel, obgleich es ihr nicht ähnlich war, an seine arme kleine Louise erinnerte, die er [illegible] im Schlosse la Vallière zurückgelassen und mitten unter dieser Welt einen Augenblick vergessen hatte.

Während dieser Szene näherte sich Aramis dem Coadjutor, der ihm mit lachender Miene ein paar Worte in das Ohr sagte. Aramis konnte sich trotz seiner Selbstbeherrschung einer leichten Bewegung nicht enthalten.

„Lacht doch," sagte Herr von Rez, „man beobachtet uns." Und er verließ ihn, um mit Frau von Chevreuse zu plaudern, welche einen großen Kreis um sich versammelt hatte.

Aramis stellte sich, als lachte er, um die Aufmerksamkeit einiger neugierigen Zuhörer abzulenken, und da er bemerkte, daß Athos sich in die Vertiefung des Fensters zurückgezogen hatte, an welchem er einige Zeit geblieben war, so schlenderte er ein paar Worte rechts und links und ging dann wieder zu ihm, mit einem Wesen, als ob dies ohne irgend ein[illegible] geschähe.

Sobald sie wieder beisammen [illegible] ergriffen sie ein von diesen Geberden begleit[illegible].

Raoul näherte sich ihnen, [illegible] aufgetragen hatte.

„Der Herr Abbé gibt [illegible] von Voiture zum Besten," sag[illegible] Mimme, „und ich finde es ganz [illegible]

Raoul blieb einige [illegible]

Digitized by Google

geben von Sultaninnen, wie ein Türke. Frau von Saintot ist herbeigelaufen und gibt ihm Fleischbrühe, die Renaudot wärmt ihm seine Tücher, und alle Welt, unsere Freundin, die Marquise von Rambouillet, nicht ausgenommen, schickt ihm Tisanen."

„Ihr liebt ihn nicht, meine liebe Parthenie," sagte Scarron lachend.

„O! welche Ungerechtigkeit, mein lieber Kranker, ich hasse ihn so wenig, daß ich mit Vergnügen Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen würde."

„Nicht umsonst nennt man Euch die Löwin, meine Liebe," sagte Frau von Chevreuse, „Ihr beißt scharf."

„Ihr mißhandelt einen großen Dichter, wie es mir scheint," wagte Raoul zu bemerken.

„Ein großer Dichter, er? . . . geht; man sieht wohl, Vicomte, daß Ihr aus der Provinz kommt, wie Ihr mir vorhin sagtet, und daß Ihr ihn nie gesehen habt. Er! ein großer Dichter? er mißt kaum fünf Fuß."

„Bravo! bravo!" rief ein langer, vertrockneter, schwarzer Mann mit einem stolzen Schnurrbart und einem ungeheuren Raufdegen. „Bravo, schöne Paulet; es ist endlich Zeit, diesen kleinen Voiture auf seinen Platz zu verweisen. Ich erkläre unumwunden, daß ich mich auf die Poesie zu verstehen glaube und daß ich die seinige immer abscheulich gefunden habe."

„Wer ist denn dieser Großsprecher?" fragte Raoul Athos.

„Herr von Scudery."

„Der Verfasser der Clélin und des Grand Cyrus."

„Werke, die er auf halbe Rechnung mit seiner Schwester gemacht hat, welche in diesem Augenblick mit der hübschen Person da unten neben Herrn Scarron plaudert."

Raoul wandte sich lebhaft um und sah wirklich zwei neue Erscheinungen, die er zuvor nicht bemerkt hatte; die eine war reizend, aber schwächlich und traurig,

von hübschen schwarzen Haaren umrahmt, mit blauen, sammetartigen Augen, den schönen Dreifaltigkeitsblumen ähnlich, unter denen ein goldener Kelch glänzt; die andere Frau schien diese gleichsam zu bevormunden, sah kalt, vertrocknet und gelb aus, ein wahres Duennen- oder Andächtlerinnen-Gesicht.

Raoul gelobte sich, den Salon nicht zu verlassen, ohne mit dem hübschen jungen Mädchen mit den Sammetaugen gesprochen zu haben, das ihn durch ein seltsames Gedankenspiel, obgleich es ihr nicht ähnlich war, an seine arme kleine Louise erinnerte, die er leidend im Schlosse la Vallière zurückgelassen und mitten unter dieser Welt einen Augenblick vergessen hatte.

Während dieser Scene näherte sich Aramis dem Coadjutor, der ihm mit lachender Miene ein paar Worte in das Ohr sagte. Aramis konnte sich trotz seiner Selbstbeherrschung einer leichten Bewegung nicht enthalten.

„Lacht doch," sagte Herr von Retz, „man beobachtet uns." Und er verließ ihn, um mit Frau von Chevreuse zu plaudern, welche einen großen Kreis um sich versammelt hatte.

Aramis stellte sich, als lachte er, um die Aufmerksamkeit einiger neugierigen Zuhörer abzulenken, und da er bemerkte, daß Athos sich in die Vertiefung des Fensters zurückgezogen hatte, an welchem er einige Zeit geblieben war, so schleuderte er ein paar Worte rechts und links und ging dann wieder zu ihm, mit einem Wesen, als ob dies ohne irgend eine Absicht geschähe.

Sobald sie wieder beisammen waren, knüpften sie ein von vielen Geberden begleitetes Gespräch an.

Raoul näherte sich ihnen, wie ihm Athos aufgetragen hatte.

„Der Herr Abbé gibt mir ein Ringelgedicht von Voiture zum Besten," sagte Athos mit lauter Stimme, „und ich finde es ganz unvergleichlich."

Raoul blieb einige Augenblicke in ihrer Nähe und

vermischte sich dann mit der Gruppe von Frau von Chevreuse, zu der Fräulein Paulet von der einen Seite und Fräulein von Scudery von der andern getreten waren.

„Ich, meines Theils," sagte der Coadjutor, „ich würde mir die Freiheit nehmen, nicht ganz der Meinung von Herrn von Scudery zu sein; ich finde im Gegentheil, daß Herr von Voiture ein Dichter ist, aber ein reiner Dichter. Die politischen Gedanken fehlen ihm ganz und gar."

„Also?" fragte Athos.

„Morgen," erwiederte Aramis hastig.

„Um wie viel Uhr?"

„Um sechs Uhr."

„Wo?"

„In Saint-Mandé."

„Wer hat es Euch gesagt?"

„Der Graf von Rochefort."

Es näherte sich Jemand.

„Und die philosophischen Ideen? sie fehlten diesem armen Voiture ebenfalls. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Coadjutor an: ein reiner Dichter.

„Ja, gewiß, in der Poesie war er vortrefflich," sprach Menage, „und doch wird ihm die Nachwelt, während sie ihn bewundert, Eines zum Vorwurf machen: daß er in das Versedichten zu große Freiheit brachte; er hat die Freiheit getödtet, ohne es zu wissen."

„Getödtet? das ist das richtige Wort," sagte Scudery.

„Doch welche Meisterwerke sind seine Briefe?" sprach Frau von Chevreuse.

„Oh! in dieser Beziehung," versetzte Fräulein von Scudery, „ist er eine wahre Erhabenheit."

„Allerdings," sprach Fräulein Paulet, „aber nur so lange er scherzt; denn im ernsten Briefe ist er in der That höchst kläglich, und wenn er die Dinge nicht auf

eine rauhe, grobe Weise sagen darf, so müßt Ihr zugestehen, daß er sie sehr schlecht sagt."

„Aber Ihr müßt auch wenigstens bekennen, daß er im Scherze unnachahmlich ist."

„Ja, gewiß," rief Scudery, seinen Schnurrbart drehend; „aber ich finde nur seine Komik gezwungen und seinen Scherz zu vertraulich. Man sehe seinen Brief des Karpfen am Spieße."

„Abgesehen davon," versetzte Menage, „daß seine besten Eingebungen ihm vom Hotel Rambouillet zukamen. Lest nur Zelide und Alcidolée."

„Was mich betrifft," sprach Aramis, indem er sich dem Kreise näherte und sich ehrfurchtsvoll vor Frau von Chevreuse verbeugte, welche seinen Gruß mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln erwiederte; „was mich betrifft, so klage ich ihn noch an, daß er sich zu frei gegen die Großen benommen hat. Er verfehlte sich oft gegen die Frau Prinzessin, gegen den Herrn Marschall d'Albret, gegen Herrn von Schomberg und sogar gegen die Königin."

„Wie, gegen die Königin?" fragte Scudery, das rechte Bein ausstreckend, als wollte er in einem Zweikampfe ausfallen. „Mord und Tod! das wußte ich nicht! Und wie hat er sich gegen die Königin verfehlt?"

„Kennt Ihr nicht sein Gedicht: Je pensais?"

„Nein," sagte Frau von Chevreuse.

„Nein," sagte Fräulein von Scudery.

„Nein," sagte Fränlein Paulet.

„In der That, ich glaube, die Königin hat es nur wenigen Personen mitgetheilt; aber ich habe es aus sichern Händen."

„Und Ihr wißt es auswendig?"

„Ich werde mich, glaube ich, erinnern."

„Laßt hören, laßt hören!" riefen alle Stimmen.

„Man vernehme, bei welcher Gelegenheit es gemacht wurde," sagte Aramis. „Herr von Voiture befand sich im Wagen der Königin, welche unter vier

Augen mit ihm im Walde von Fontainebleau spazieren fuhr. Er stellte sich, als dächte er, damit ihn die Königin frage, woran er dächte, was auch nicht ausblieb.

„„Woran denkt Ihr, Herr Voiture?““ sagte Ihre Majestät.

Voiture lächelte, gab sich den Anschein, als überlegte er fünf Secunden, damit man glauben möchte, er improvisire und erwiederte:

Je pensais que la destinée,
Après tant d'injustes malheurs,
Vous a justement couronnée
De gloire, d'éclat et d'honneurs;
Mais que vous étiez plus hereuse
Lorsque vous étiez autrefois,
Je ne dirai pas amoureuse...
La reine le veut toutefois. *)

Scudery, Menage und Fräulein Paulet zuckten die Achseln.

„Geduld, Geduld," sprach Aramis, „es hat drei Strophen."

„Oh, sagt lieber drei Couplets," versetzte Fräulein von Scudery, „es ist höchstens ein Lied."

Je pensais que ce pauvre Amour,
Qui toujours vous prêta ses armes,
Est banni loin de votre cour,
Sans ses traits, son arc et ses charmes;

---

*) Ich dachte, schöne Königin,
Daß nach so vielen Schicksals-Dunkeln
Nun endlich Glanz und Ruhm und Ehr'
Um Eure würd'ge Krone funkeln.
Doch schöner waren Eure Tage,
Dem Herzen süßeren Gewinn
Bot Dir — ich will nicht Liebe sagen,
Doch selber will's die Königin.

Et de quoi je puis profiter
En passant près de vous, Marie,
Si vous pouvez si maltraiter
Ceux qui vous ont si bien servie. *)

„Oh, was den letzten Zug betrifft," sprach Frau von Chevreuse, „so weiß ich zwar nicht, ob er den Regeln der Poesie entspricht, aber ich bitte dafür um Gnade, weil es eine Wahrheit ist. Und Frau von Hautefort und Frau von Senecey werden sich mit mir, abgesehen von Herrn von Beaufort, nöthigen Falls verbinden."

„Geht, geht," sprach Scarron, „das kümmert mich nicht. Seit diesem Morgen bin ich nicht mehr ihr Kranker."

„Und das letzte Couplet?" sagte Fräulein von Scudery; „laßt das letzte Couplet hören."

„Sogleich," erwiederte Aramis; „es hat dieses den Vortheil, daß es sich der Eigennamen bedient, weßhalb man sich nicht täuschen kann."

Je pensais — nous autres poètes,
Nous pensons extravagammant, —
Ce que dans l'humeur où vous êtes
Vous feriez si dans ce moment

---

*) Ich dachte, ach, der arme Amor
Ist weit verbannt von Euch gezogen,
Einst wohl der treuste Waffenknecht
Irrt er jetzt ohne Pfeil und Bogen;
Und was als Waffe mir soll dienen,
Wenn ich Euch nahe, Königin,
Da Ihr der treusten Diener Herzen
So oft gequält mit stolzem Sinn.

zu, indem er ihm zugleich mit der Fingerspitze ein Freundschaftszeichen machte.

„Verzeiht, mein lieber Abbé," sagte er zu ihm, „Ihr seid im Rückstand und ich muß Euch ein Geschenk machen."

„Womit?" fragte Aramis.

„Mit einer Hutschnur."

Jedermann wandte sich nach dem Coadjutor um, der aus seiner Tasche eine seidene Schnur von sonderbarer Form zog.

„Das ist eine Schleuder," *) sagte Scarron.

„Ganz richtig," erwiederte der Coadjutor, „man macht gegenwärtig Alles à la fronde. Fräulein Paulet, ich habe für Euch einen Fächer à la fronde. Ich gebe Euch meinen Handschuhhändler, d'Herblay, er macht Handschuhe à la fronde; und Euch, Scarron, meinen Bäcker mit einem unbeschränkten Credit, er macht vortreffliche Brode à la fronde."

Aramis nahm das Band und knüpfte es um seinen Hut.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei rief mit lauter Stimme:

„Die Frau Herzogin von Chevreuse."

Bei dem Namen von Frau von Chevreuse erhoben sich alle Anwesende. Scarron wandte rasch seinen Stuhl der Thüre zu. Athos machte Aramis ein Zeichen, und dieser stellte sich in eine Fenstervertiefung.

Mitten unter diesen achtungsvollen Begrüßungen, welche man der Herzogin zollte, suchte sie irgend Jemand oder irgend Etwas. Endlich bemerkte sie Raoul und ihre Augen funkelten; sie erblickte Athos und wurde träumerisch; sie sah Aramis in seiner Fenstervertiefung und machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung des Erstaunens hinter ihrem Fächer.

„Ei, sagt doch," sprach sie, als wollte sie die Ge-

*) Une fronde.

danken vertreiben, die sich ihrer unwillkürlich bemeisterten, „wie geht es dem armen Voiture? wißt Ihr es vielleicht, Scarron?“

„Wie, Herr Voiture ist krank?“ fragte der Herr, der mit Athos in der Rue Saint-Honoré gesprochen hatte; „wie ist das gekommen?“

„Er spielte, ohne so vorsichtig zu sein, von seinem Bedienten Hemden zum Wechseln mitnehmen zu lassen,“ erwiederte der Coadjutor; „so hat er sich erkältet und liegt auf den Tod krank.“

„Wo dies?“

„Ei, mein Gott, bei mir. Denkt Euch, der arme Voiture hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht mehr zu spielen. Nach drei Tagen kann er es nicht mehr aushalten und begibt sich nach dem erzbischöflichen Palast, um sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen. Zum Unglück war ich in diesem Augenblick in sehr wichtigen Angelegenheiten mit dem guten Rath Broussel im Innersten meiner Wohnung beschäftigt, als Voiture den Marquis von Luynes, an einem Tische einen Spieler erwartend, erblickte. Der Marquis ruft ihn und ladet ihn ein, sich an den Tisch zu setzen; Voiture antwortet, er könne nicht eher spielen, als bis ich ihn seines Gelübdes entbunden habe. Luynes macht sich in meinem Namen hiezu anheischig und nimmt die Sünde vorläufig auf sich; Voiture setzt sich an den Tisch und verliert vierhundert Thaler, erkältet sich bei seinem Abgang und legt sich nieder, um nie mehr aufzustehen.“

„Steht es so schlimm mit dem lieben Voiture?“ fragte Aramis, halb hinter seinem Fenstervorhang verborgen.

„Ach!“ antwortete Herr Menage, „es steht sehr schlimm, der große Mann wird uns wahrscheinlich verlassen, deseret orbem.“

„Gut!“ sprach Fräulein Paulet mit einer gewissen Bitterkeit; „er sterben? das hat keine Noth! er ist um-

geben von Sultaninnen, wie ein Türke. Frau von Saintot ist herbeigelaufen und gibt ihm Fleischbrühe, die Renaudot wärmt ihm seine Tücher, und alle Welt, unsere Freundin, die Marquise von Rambouillet, nicht ausgenommen, schickt ihm Tisanen."

„Ihr liebt ihn nicht, meine liebe Parthenie," sagte Scarron lachend.

„O! welche Ungerechtigkeit, mein lieber Kranker, ich hasse ihn so wenig, daß ich mit Vergnügen Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen würde."

„Nicht umsonst nennt man Euch die Löwin, meine Liebe," sagte Frau von Chevreuse, „Ihr beißt scharf."

„Ihr mißhandelt einen großen Dichter, wie es mir scheint," wagte Raoul zu bemerken.

„Ein großer Dichter, er? . . . geht; man sieht wohl, Vicomte, daß Ihr aus der Provinz kommt, wie Ihr mir vorhin sagtet, und daß Ihr ihn nie gesehen habt. Er! ein großer Dichter? er mißt kaum fünf Fuß."

„Bravo! bravo!" rief ein langer, vertrockneter, schwarzer Mann mit einem stolzen Schnurrbart und einem ungeheuren Raufdegen. „Bravo, schöne Paulet; es ist endlich Zeit, diesen kleinen Voiture auf seinen Platz zu verweisen. Ich erkläre unumwunden, daß ich mich auf die Poesie zu verstehen glaube und daß ich die seinige immer abscheulich gefunden habe."

„Wer ist denn dieser Großsprecher?" fragte Raoul Athos.

„Herr von Scudery."

„Der Verfasser der Clélin und des Grand Cyrus."

„Werke, die er auf halbe Rechnung mit seiner Schwester gemacht hat, welche in diesem Augenblick mit der hübschen Person da unten neben Herrn Scarron plaudert."

Raoul wandte sich lebhaft um und sah wirklich zwei neue Erscheinungen, die er zuvor nicht bemerkt hatte; die eine war reizend, aber schwächlich und traurig,

von hübschen schwarzen Haaren umrahmt, mit blauen sammetartigen Augen, den schönen Dreifaltigkeitsblumen ähnlich, unter denen ein goldener Kelch glänzt. Die andere Frau schien diese gleichsam zu bevormunden, sah kalt, vertrocknet und gelb aus, ein wahres [illegible] oder Andächtlerinnen-Gesicht.

Raoul gelobte sich, den Salon nicht zu [illegible] ohne mit dem hübschen jungen Mädchen [illegible] metaugen gesprochen zu haben, [illegible] sames Gedankenspiel, [illegible] an seine arme [illegible] im Schlosse la Vallière [illegible] dieser Welt einen [illegible]

Während dieser Scene [illegible] Coadjutor, der ihm mit [illegible] Worte in das Ohr [illegible] ner Selbstbeherrschung [illegible] enthalten.

„Lacht doch," [illegible] uns." Und er [illegible] zu plaudern, welche [illegible] sammelt hatte.

Aramis [illegible] samkeit einiger [illegible] er bemerkte, daß [illegible] sters zurückgezogen [illegible] welchem er einige Zeit geblieben war [illegible] ein paar Worte rechts und links und [illegible] wieder zu ihm, mit einem Wesen, als ob [illegible] ohne irgend eine Absicht geschähe.

Sobald sie wieder beisammen waren, knüpften sie ein von [illegible] begleitetes Gespräch an.

Raoul näherte sich [illegible] Athos aufgetragen hatte.

„Der [illegible] gedicht von Voiture zum [illegible] Stimme, „und ich [illegible] und

Raoul blieb [illegible]

vermischte sich dann mit der Gruppe von Frau von Chevreuse, zu der Fräulein Paulet von der einen Seite und Fräulein von Scudery von der andern getreten waren.

„Ich, meines Theils," sagte der Coadjutor, „ich würde mir die Freiheit nehmen, nicht ganz der Meinung von Herrn von Scudery zu sein; ich finde im Gegentheil, daß Herr von Voiture ein Dichter ist, aber ein reiner Dichter. Die politischen Gedanken fehlen ihm ganz und gar."

„Also?" fragte Athos.

„Morgen," erwiederte Aramis hastig.

„Um wie viel Uhr?"

„Um sechs Uhr."

„Wo?"

„In Saint-Mandé."

„Wer hat es Euch gesagt?"

„Der Graf von Rochefort."

Es näherte sich Jemand.

„Und die philosophischen Ideen? sie fehlten diesem armen Voiture ebenfalls. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Coadjutor an: ein reiner Dichter.

„Ja, gewiß, in der Poesie war er vortrefflich," sprach Menage, „und doch wird ihm die Nachwelt, während sie ihn bewundert, Eines zum Vorwurf machen: daß er in das Versedichten zu große Freiheit brachte; er hat die Freiheit getödtet, ohne es zu wissen."

„Getödtet? das ist das richtige Wort," sagte Scudery.

„Doch welche Meisterwerke sind seine Briefe?" sprach Frau von Chevreuse.

„Oh! in dieser Beziehung," versetzte Fräulein von Scudery, „ist er eine wahre Erhabenheit."

„Allerdings," sprach Fräulein Paulet, „aber nur so lange er scherzt; denn im ernsten Briefe ist er in der That höchst kläglich, und wenn er die Dinge nicht auf

eine rauhe, grobe Weiſe ſagen darf, ſo müßt Ihr zugeſtehen, daß er ſie ſehr ſchlecht ſagt."

„Aber Ihr müßt auch wenigſtens bekennen, daß er im Scherze unnachahmlich iſt."

„Ja, gewiß," rief Scudery, ſeinen Schnurrbart drehend; „aber ich finde nur ſeine Komik gezwungen und ſeinen Scherz zu vertraulich. Man ſehe ſeinen Brief des Karpfen am Spieße."

„Abgeſehen davon," verſetzte Menage, „daß ſeine beſten Eingebungen ihm vom Hotel Rambouillet zukamen. Leſt nur Zelide und Alcidolée."

„Was mich betrifft," ſprach Aramis, indem er ſich dem Kreiſe näherte und ſich ehrfurchtsvoll vor Frau von Chevreuſe verbeugte, welche ſeinen Gruß mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln erwiederte; „was mich betrifft, ſo klage ich ihn noch an, daß er ſich zu frei gegen die Großen benommen hat. Er verfehlte ſich oft gegen die Frau Prinzeſſin, gegen den Herrn Marſchall d'Albret, gegen Herrn von Schomberg und ſogar gegen die Königin."

„Wie, gegen die Königin?" fragte Scudery, das rechte Bein ausſtreckend, als wollte er in einem Zweikampfe ausfallen. „Mord und Tod! das wußte ich nicht! Und wie hat er ſich gegen die Königin verfehlt?"

„Kennt Ihr nicht ſein Gedicht: Je pensais?"

„Nein," ſagte Frau von Chevreuſe.

„Nein," ſagte Fräulein von Scudery.

„Nein," ſagte Fränlein Paulet.

„In der That, ich glaube, die Königin hat es nur wenigen Perſonen mitgetheilt; aber ich habe es aus ſichern Händen."

„Und Ihr wißt es auswendig?"

„Ich werde mich, glaube ich, erinnern."

„Laßt hören, laßt hören!" riefen alle Stimmen.

„Man vernehme, bei welcher Gelegenheit es gemacht wurde," ſagte Aramis. „Herr von Voiture befand ſich im Wagen der Königin, welche unter vier

[illegible] mit ihm im Walde von Fontainebleau spazieren [illegible]. [illegible] stellte sich, als dachte er, damit ihn die Königin [illegible], woran er dachte, was auch nicht ausblieb.

„Woran denkt Ihr, Herr Voiture?“ sagte Ihre Majestät.

Voiture lächelte, [illegible] den Anschein, als überlegte er [illegible] Secunden, damit man glauben möchte, er improvisire und erwiederte:

> Je pensais que la destinée,
> Après tant d'injustes malheurs,
> Vous a justement couronnée
> De gloire, d'éclat et d'honneurs;
> Mais que vous étiez plus heureuse
> Lorsque vous étiez autrefois,
> Je ne dirai pas amoureuse...
> La reine le veut toutefois.*)

Scudery, Menage und Fräulein Paulet zuckten die Achseln.

„Geduld, Geduld!“ sprach Aramis, „es hat drei Strophen.“

„Oh! sagt lieber drei Couplets!“ versetzte Fräulein von Scudery, „es ist höchstens ein Lied.“

> Je pensais que ce pauvre Amour,
> Qui toujours vous prêta ses armes,
> Est banni loin de votre cour,
> Sans ses traits, son arc et ses charmes;

---

*) Ich dachte, schöne Königin,
Daß nach so vielen Schicksals-Dunkeln
Nun endlich Glanz und Ruhm und Ehr'
Um Eure würd'ge Krone funkeln.
Doch schöner waren Eure Tage,
Dem Herzen süßeren Gewinn
Bot Dir — ich will nicht Liebe sagen,
Doch selber will's die Königin.

Digitized by Google

Et de quoi je puis profiter
En passant près de vous, Marie,
Si vous pouvez si maltraiter
Ceux qui vous ont si bien servie. *)

„Oh, was den letzten Zug betrifft," sprach Frau von Chevreuse, „so weiß ich zwar nicht, ob er den Regeln der Poesie entspricht, aber ich bitte dafür um Gnade, weil es eine Wahrheit ist. Und Frau von Hautefort und Frau von Senecey werden sich mit mir, abgesehen von Herrn von Beaufort, nöthigen Falls verbinden."

„Geht, geht," sprach Scarron, „das kümmert mich nicht. Seit diesem Morgen bin ich nicht mehr ihr Kranker."

„Und das letzte Couplet?" sagte Fräulein von Scudery; „laßt das letzte Couplet hören."

„Sogleich," erwiederte Aramis; „es hat dieses den Vortheil, daß es sich der Eigennamen bedient, weßhalb man sich nicht täuschen kann."

Je pensais — nous autres poètes,
Nous pensons extravagammant, —
Ce que dans l'humeur où vous êtes
Vous feriez si dans ce moment

---

*) Ich dachte, ach, der arme Amor
Ist weit verbannt von Euch gezogen,
Einst wohl der treuste Waffenknecht
Irrt er jetzt ohne Pfeil und Bogen;
Und was als Waffe mir soll dienen,
Wenn ich Euch nahe, Königin,
Da Ihr der treusten Diener Herzen
So oft gequält mit stolzem Sinn.

zu, indem er ihm zugleich mit der Fingerspitze ein Freundschaftszeichen machte.

„Verzeiht, mein lieber Abbé," sagte er zu ihm, „Ihr seid im Rückstand und ich muß Euch ein Geschenk machen."

„Womit?" fragte Aramis.

„Mit einer Hutschnur."

Jedermann wandte sich nach dem Coadjutor um, der aus seiner Tasche eine seidene Schnur von sonderbarer Form zog.

„Das ist eine Schleuder," *) sagte Scarron.

„Ganz richtig," erwiederte der Coadjutor, „man macht gegenwärtig Alles à la fronde. Fräulein Paulet, ich habe für Euch einen Fächer à la fronde. Ich gebe Euch meinen Handschuhhändler, d'Herblay, er macht Handschuhe à la fronde; und Euch, Scarron, meinen Bäcker mit einem unbeschränkten Credit, er macht vortreffliche Brode à la fronde."

Aramis nahm das Band und knüpfte es um seinen Hut.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei rief mit lauter Stimme:

„Die Frau Herzogin von Chevreuse."

Bei dem Namen von Frau von Chevreuse erhoben sich alle Anwesende. Scarron wandte rasch seinen Stuhl der Thüre zu. Athos machte Aramis ein Zeichen, und dieser stellte sich in eine Fenstervertiefung.

Mitten unter diesen achtungsvollen Begrüßungen, welche man der Herzogin zollte, suchte sie irgend Jemand oder irgend Etwas. Endlich bemerkte sie Raoul und ihre Augen funkelten; sie erblickte Athos und wurde träumerisch; sie sah Aramis in seiner Fenstervertiefung und machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung des Erstaunens hinter ihrem Fächer.

„Ei, sagt doch," sprach sie, als wollte sie die Ge-

*) Une fronde.

danken vertreiben, die sich ihrer unwillkürlich bemeisterten, „wie geht es dem armen Voiture? wißt Ihr es vielleicht, Scarron?“

„Wie, Herr Voiture ist krank?“ fragte der Herr, der mit Athos in der Rue Saint-Honoré gesprochen hatte; „wie ist das gekommen?“

„Er spielte, ohne so vorsichtig zu sein, von seinem Bedienten Hemden zum Wechseln mitnehmen zu lassen,“ erwiederte der Coadjutor; „so hat er sich erkältet und liegt auf den Tod krank.“

„Wo dies?“

„Ei, mein Gott, bei mir. Denkt Euch, der arme Voiture hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht mehr zu spielen. Nach drei Tagen kann er es nicht mehr aushalten und begibt sich nach dem erzbischöflichen Palast, um sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen. Zum Unglück war ich in diesem Augenblick in sehr wichtigen Angelegenheiten mit dem guten Rath Broussel im Innersten meiner Wohnung beschäftigt, als Voiture den Marquis von Luynes, an einem Tische einen Spieler erwartend, erblickte. Der Marquis ruft ihn und ladet ihn ein, sich an den Tisch zu setzen; Voiture antwortet, er könne nicht eher spielen, als bis ich ihn seines Gelübdes entbunden habe. Luynes macht sich in meinem Namen hiezu anheischig und nimmt die Sünde vorläufig auf sich; Voiture setzt sich an den Tisch und verliert vierhundert Thaler, erkältet sich bei seinem Abgang und legt sich nieder, um nie mehr aufzustehen.“

„Steht es so schlimm mit dem lieben Voiture?“ fragte Aramis, halb hinter seinem Fenstervorhang verborgen.

„Ach!“ antwortete Herr Menage, „es steht sehr schlimm, der große Mann wird uns wahrscheinlich verlassen, deseret orbem.“

„Gut!“ sprach Fräulein Paulet mit einer gewissen Bitterkeit; „er sterben? das hat keine Noth! er ist um-

zu, indem er ihm zugleich mit der Fingerspitze ein Freundschaftszeichen machte.

„Verzeiht, mein lieber Abbé," sagte er zu ihm, „Ihr seid im Rückstand und ich muß Euch ein Geschenk machen."

„Womit?" fragte Aramis.

„Mit einer Hutschnur."

Jedermann wandte sich nach dem Coadjutor um, der aus seiner Tasche eine seidene Schnur von sonderbarer Form zog.

„Das ist eine Schleuder," *) sagte Scarron.

„Ganz richtig," erwiederte der Coadjutor, „man macht gegenwärtig Alles à la fronde. Fräulein Paulet, ich habe für Euch einen Fächer à la fronde. Ich gebe Euch meinen Handschuhhändler, d'Herblay, er macht Handschuhe à la fronde; und Euch, Scarron, meinen Bäcker mit einem unbeschränkten Credit, er macht vortreffliche Brode à la fronde."

Aramis nahm das Band und knüpfte es um seinen Hut.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei rief mit lauter Stimme:

„Die Frau Herzogin von Chevreuse."

Bei dem Namen von Frau von Chevreuse erhoben sich alle Anwesende. Scarron wandte rasch seinen Stuhl der Thüre zu. Athos machte Aramis ein Zeichen, und dieser stellte sich in eine Fenstervertiefung.

Mitten unter diesen achtungsvollen Begrüßungen, welche man der Herzogin zollte, suchte sie irgend Jemand oder irgend Etwas. Endlich bemerkte sie Raoul und ihre Augen funkelten; sie erblickte Athos und wurde träumerisch; sie sah Aramis in seiner Fenstervertiefung und machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung des Erstaunens hinter ihrem Fächer.

„Ei, sagt doch," sprach sie, als wollte sie die Ge-

*) Une fronde.

danken vertreiben, die sich ihrer unwillkürlich bemeisterten, „wie geht es dem armen Voiture? wißt Ihr es vielleicht, Scarron?“

„Wie, Herr Voiture ist krank?“ fragte der Herr, der mit Athos in der Rue Saint-Honoré gesprochen hatte; „wie ist das gekommen?“

„Er spielte, ohne so vorsichtig zu sein, von seinem Bedienten Hemden zum Wechseln mitnehmen zu lassen,“ erwiederte der Coadjutor; „so hat er sich erkältet und liegt auf den Tod krank.“

„Wo dies?“

„Ei, mein Gott, bei mir. Denkt Euch, der arme Voiture hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht mehr zu spielen. Nach drei Tagen kann er es nicht mehr aushalten und begibt sich nach dem erzbischöflichen Palast, um sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen. Zum Unglück war ich in diesem Augenblick in sehr wichtigen Angelegenheiten mit dem guten Rath Broussel im Innersten meiner Wohnung beschäftigt, als Voiture den Marquis von Luynes, an einem Tische einen Spieler erwartend, erblickte. Der Marquis ruft ihn und ladet ihn ein, sich an den Tisch zu setzen; Voiture antwortet, er könne nicht eher spielen, als bis ich ihn seines Gelübdes entbunden habe. Luynes macht sich in meinem Namen hiezu anheischig und nimmt die Sünde vorläufig auf sich; Voiture setzt sich an den Tisch und verliert vierhundert Thaler, erkältet sich bei seinem Abgang und legt sich nieder, um nie mehr aufzustehen.“

„Steht es so schlimm mit dem lieben Voiture?“ fragte Aramis, halb hinter seinem Fenstervorhang verborgen.

„Ach!“ antwortete Herr Menage, „es steht sehr schlimm, der große Mann wird uns wahrscheinlich verlassen, deseret orbem.“

„Gut!“ sprach Fräulein Paulet mit einer gewissen Bitterkeit; „er sterben? das hat keine Noth! er ist um-

geben von Sultaninnen, wie ein Türke. Frau von Saintot ist herbeigelaufen und gibt ihm Fleischbrühe, die Renaudot wärmt ihm seine Tücher, und alle Welt, unsere Freundin, die Marquise von Rambouillet, nicht ausgenommen, schickt ihm Tisanen."

„Ihr liebt ihn nicht, meine liebe Parthenie," sagte Scarron lachend.

„O! welche Ungerechtigkeit, mein lieber Kranker, ich hasse ihn so wenig, daß ich mit Vergnügen Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen würde."

„Nicht umsonst nennt man Euch die Löwin, meine Liebe," sagte Frau von Chevreuse, „Ihr beißt scharf."

„Ihr mißhandelt einen großen Dichter, wie es mir scheint," wagte Raoul zu bemerken.

„Ein großer Dichter, er? . . . geht; man sieht wohl, Vicomte, daß Ihr aus der Provinz kommt, wie Ihr mir vorhin sagtet, und daß Ihr ihn nie gesehen habt. Er! ein großer Dichter? er mißt kaum fünf Fuß."

„Bravo! bravo!" rief ein langer, vertrockneter, schwarzer Mann mit einem stolzen Schnurrbart und einem ungeheuren Raufdegen. „Bravo, schöne Paulet; es ist endlich Zeit, diesen kleinen Voiture auf seinen Platz zu verweisen. Ich erkläre unumwunden, daß ich mich auf die Poesie zu verstehen glaube und daß ich die seinige immer abscheulich gefunden habe."

„Wer ist denn dieser Großsprecher?" fragte Raoul Athos.

„Herr von Scudery."

„Der Verfasser der Clélin und des Grand Cyrus."

„Werke, die er auf halbe Rechnung mit seiner Schwester gemacht hat, welche in diesem Augenblick mit der hübschen Person da unten neben Herrn Scarron plaudert."

Raoul wandte sich lebhaft um und sah wirklich zwei neue Erscheinungen, die er zuvor nicht bemerkt hatte; die eine war reizend, aber schwächlich und traurig,

von hübschen schwarzen Haaren umrahmt, mit blauen, sammetartigen Augen, den schönen Dreifaltigkeitsblumen ähnlich, unter denen ein goldener Kelch glänzt; die andere Frau schien diese gleichsam zu bevormunden, sah kalt, vertrocknet und gelb aus, ein wahres Duennen- oder Andächtlerinnen-Gesicht.

Raoul gelobte sich, den Salon nicht zu verlassen, ohne mit dem hübschen jungen Mädchen mit den Sammetaugen gesprochen zu haben, das ihn durch ein seltsames Gedankenspiel, obgleich es ihr nicht ähnlich war, an seine arme kleine Louise erinnerte, die er leidend im Schlosse la Vallière zurückgelassen und mitten unter dieser Welt einen Augenblick vergessen hatte.

Während dieser Scene näherte sich Aramis dem Coadjutor, der ihm mit lachender Miene ein paar Worte in das Ohr sagte. Aramis konnte sich trotz seiner Selbstbeherrschung einer leichten Bewegung nicht enthalten.

„Lacht doch," sagte Herr von Retz, „man beobachtet uns." Und er verließ ihn, um mit Frau von Chevreuse zu plaudern, welche einen großen Kreis um sich versammelt hatte.

Aramis stellte sich, als lachte er, um die Aufmerksamkeit einiger neugierigen Zuhörer abzulenken, und da er bemerkte, daß Athos sich in die Vertiefung des Fensters zurückgezogen hatte, an welchem er einige Zeit geblieben war, so schleuderte er ein paar Worte rechts und links und ging dann wieder zu ihm, mit einem Wesen, als ob dies ohne irgend eine Absicht geschähe.

Sobald sie wieder beisammen waren, knüpften sie ein von vielen Geberden begleitetes Gespräch an.

Raoul näherte sich ihnen, wie ihm Athos aufgetragen hatte.

„Der Herr Abbé gibt mir ein Ringelgedicht von Voiture zum Besten," sagte Athos mit lauter Stimme, „und ich finde es ganz unvergleichlich."

Raoul blieb einige Augenblicke in ihrer Nähe und

vermischte sich dann mit der Gruppe von Frau von Chevreuse, zu der Fräulein Paulet von der einen Seite und Fräulein von Scudery von der andern getreten waren.

„Ich, meines Theils," sagte der Coadjutor, „ich würde mir die Freiheit nehmen, nicht ganz der Meinung von Herrn von Scudery zu sein; ich finde im Gegentheil, daß Herr von Voiture ein Dichter ist, aber ein reiner Dichter. Die politischen Gedanken fehlen ihm ganz und gar."

„Also?" fragte Athos.

„Morgen," erwiederte Aramis hastig.

„Um wie viel Uhr?"

„Um sechs Uhr."

„Wo?"

„In Saint-Mandé."

„Wer hat es Euch gesagt?"

„Der Graf von Rochefort."

Es näherte sich Jemand.

„Und die philosophischen Ideen? sie fehlten diesem armen Voiture ebenfalls. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Coadjutor an: ein reiner Dichter.

„Ja, gewiß, in der Poesie war er vortrefflich," sprach Menage, „und doch wird ihm die Nachwelt, während sie ihn bewundert, Eines zum Vorwurf machen: daß er in das Versedichten zu große Freiheit brachte; er hat die Freiheit getödtet, ohne es zu wissen."

„Getödtet? das ist das richtige Wort," sagte Scudery.

„Doch welche Meisterwerke sind seine Briefe?" sprach Frau von Chevreuse.

„Oh! in dieser Beziehung," versetzte Fräulein von Scudery, „ist er eine wahre Erhabenheit."

„Allerdings," sprach Fräulein Paulet, „aber nur so lange er scherzt; denn im ernsten Briefe ist er in der That höchst kläglich, und wenn er die Dinge nicht auf

eine rauhe, grobe Weise sagen darf, so müßt Ihr zugestehen, daß er sie sehr schlecht sagt."

„Aber Ihr müßt auch wenigstens bekennen, daß er im Scherze unnachahmlich ist."

„Ja, gewiß," rief Scudery, seinen Schnurrbart drehend; „aber ich finde nur seine Komik gezwungen und seinen Scherz zu vertraulich. Man sehe seinen Brief des Karpfen am Spieße."

„Abgesehen davon," versetzte Menage, „daß seine besten Eingebungen ihm vom Hotel Rambouillet zukamen. Lest nur Zelide und Alcidolée."

„Was mich betrifft," sprach Aramis, indem er sich dem Kreise näherte und sich ehrfurchtsvoll vor Frau von Chevreuse verbeugte, welche seinen Gruß mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln erwiederte; „was mich betrifft, so klage ich ihn noch an, daß er sich zu frei gegen die Großen benommen hat. Er verfehlte sich oft gegen die Frau Prinzessin, gegen den Herrn Marschall d'Albret, gegen Herrn von Schomberg und sogar gegen die Königin."

„Wie, gegen die Königin?" fragte Scudery, das rechte Bein ausstreckend, als wollte er in einem Zweikampfe ausfallen. „Mord und Tod! das wußte ich nicht! Und wie hat er sich gegen die Königin verfehlt?"

„Kennt Ihr nicht sein Gedicht: Je pensais?"

„Nein," sagte Frau von Chevreuse.

„Nein," sagte Fräulein von Scudery.

„Nein," sagte Fränlein Paulet.

„In der That, ich glaube, die Königin hat es nur wenigen Personen mitgetheilt; aber ich habe es aus sichern Händen."

„Und Ihr wißt es auswendig?"

„Ich werde mich, glaube ich, erinnern."

„Laßt hören, laßt hören!" riefen alle Stimmen.

„Man vernehme, bei welcher Gelegenheit es gemacht wurde," sagte Aramis. „Herr von Voiture befand sich im Wagen der Königin, welche unter vier

Augen mit ihm im Walde von Fontainebleau spazieren fuhr. Er stellte sich, als dächte er, damit ihn die Königin frage, woran er dächte, was auch nicht ausblieb.

„„Woran denkt Ihr, Herr Voiture?““ sagte Ihre Majestät.

Voiture lächelte, gab sich den Anschein, als überlegte er fünf Secunden, damit man glauben möchte, er improvisire und erwiederte:

Je pensais que la destinée,
Après tant d'injustes malheurs,
Vous a justement couronnée
De gloire, d'éclat et d'honneurs;
Mais que vous étiez plus hereuse
Lorsque vous étiez autrefois,
Je ne dirai pas amoureuse...
La reine le veut toutefois. *)

Scudery, Menage und Fräulein Paulet zuckten die Achseln.

„Geduld, Geduld," sprach Aramis, „es hat drei Strophen."

„Oh, sagt lieber drei Couplets," versetzte Fräulein von Scudery, „es ist höchstens ein Lied."

Je pensais que ce pauvre Amour,
Qui toujours vous prêta ses armes,
Est banni loin de votre cour,
Sans ses traits, son arc et ses charmes;

---

*) Ich dachte, schöne Königin,
Daß nach so vielen Schicksals-Dunkeln
Nun endlich Glanz und Ruhm und Ehr'
Um Eure würd'ge Krone funkeln.
Doch schöner waren Eure Tage,
Dem Herzen süßeren Gewinn
Bot Dir — ich will nicht Liebe sagen,
Doch selber will's die Königin.

Et de quoi je puis profiter
En passant près de vous, Marie,
Si vous pouvez si maltraiter
Ceux qui vous ont si bien servie. *)

„Oh, was den letzten Zug betrifft," sprach Frau von Chevreuse, „so weiß ich zwar nicht, ob er den Regeln der Poesie entspricht, aber ich bitte dafür um Gnade, weil es eine Wahrheit ist. Und Frau von Hautefort und Frau von Senecey werden sich mit mir, abgesehen von Herrn von Beaufort, nöthigen Falls verbinden."

„Geht, geht," sprach Scarron, „das kümmert mich nicht. Seit diesem Morgen bin ich nicht mehr ihr Kranker."

„Und das letzte Couplet?" sagte Fräulein von Scudery; „laßt das letzte Couplet hören."

„Sogleich," erwiederte Aramis; „es hat dieses den Vortheil, daß es sich der Eigennamen bedient, weßhalb man sich nicht täuschen kann."

Je pensais — nous autres poètes,
Nous pensons extravagammant, —
Ce que dans l'humeur où vous êtes
Vous feriez si dans ce moment

---

*) Ich dachte, ach, der arme Amor
Ist weit verbannt von Euch gezogen,
Einst wohl der treuste Waffenknecht
Irrt er jetzt ohne Pfeil und Bogen;
Und was als Waffe mir soll dienen,
Wenn ich Euch nahe, Königin,
Da Ihr der treusten Diener Herzen
So oft gequält mit stolzem Sinn.

Vous avisiez en cette place
Venir le duc de Buckingham,
Et lequel serait en disgrâce
Du duc ou du père Vincent. *)

Bei dieser letzten Strophe erscholl nur ein Schrei über die Unverschämtheit von Voiture.

„Ich habe das Unglück, diese Verse reizend zu finden," sprach das junge Mädchen mit den Sammetaugen.

Das war auch die Meinung von Raoul, der sich Scarron näherte und erröthend zu ihm sprach:

„Herr Scarron, erweist mir die Ehre und sagt mir gefälligst, wer die junge Dame ist, die allein ihre Meinung gegen diese ganze erhabene Versammlung ausspricht."

„Ah, ah, mein junger Vicomte," erwiederte Scarron, „ich glaube, Ihr habt Lust, ihr eine Vertheidigungs- und Angriffs-Allianz anzubieten."

Raoul erröthete abermals und sagte: „Ich gestehe, ich finde diese Verse sehr hübsch."

„Sie sind es auch," versetzte Scarron, „aber stille; unter Dichtern spricht man solche Dinge nicht aus."

„Aber ich bin kein Dichter," entgegnete Raoul, „und ich fragte Euch..."

„Es ist wahr, wer die junge Dame wäre; nicht so? Es ist die schöne Indianerin."

---

*) Ich dachte, — wir Poeten folgen
Der wilden Phantasieen Spiel, —
Was in der Laune heitrem Treiben
Euch wohl zu wählen jetzt gefiel:
Wenn plötzlich Buckingham hier stünde,
Wer mehr verpönt an diesem Ort,
An dem zu weilen mir vergönnt,
Ob Pater Vincent, 1) ob der Lord.

1) Der Beichtvater der Königin.

„Wollt mich entschuldigen, mein Herr," sagte Raoul erröthend, „aber ich weiß nicht mehr als zuvor. Ach, ich bin ein Provinzbewohner."

„Womit Ihr sagen wollt, Ihr verstehet nicht viel von dem Bombast, der hier von allen Lippen fließt. Desto besser, junger Mann, desto besser! Sucht es nicht zu verstehen, Ihr verliert dabei nur Eure Zeit, und wenn Ihr es einmal versteht, wird man hoffentlich nicht mehr so sprechen."

„Ihr verzeiht mir also, Herr," versetzte Raoul, „und habt die Güte, mir zu sagen, wer die Person ist, die Ihr die schöne Indianerin nennt."

„Ja, gewiß, es ist eines von den reizendsten Geschöpfen, die da leben: Fräulein Françoise d'Aubigné."

„Gehört sie zu der Familie des bekannten Agrippa, des Freundes von König Heinrich IV.?"

„Sie ist seine Enkelin und kommt von Martinique, weßhalb ich sie die schöne Indianerin nenne."

Raoul öffnete weit seine großen Augen und sie begegneten denen der jungen Dame, welche lächelte.

Man sprach immer noch von Voiture.

„Mein Herr," sagte Fräulein d'Aubigné, sich ebenfalls an Scarron wendend, als wollte sie in das Gespräch eintreten, das er mit dem jungen Vicomte führte, „bewundert Ihr nicht die Freunde des armen Voiture? Aber hört doch, wie sie ihm die Federn ausrupfen, während sie ihn loben! Der Eine nimmt ihm den gesunden Menschenverstand, der Andere die Poesie, der Dritte die Originalität, ein Anderer die Komik, und wieder ein Anderer die Unabhängigkeit u. s. f. Ei, mein Gott, was werden sie dieser vollkommenen Erhabenheit, wie ihn Fräulein von Scudery nannte, noch lassen?"

Scarron lachte und Raoul ebenfalls. Erstaunt über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, schlug

die schöne Indianerin die Augen nieder und nahm wieder ihre naive Miene an.

„Das ist eine geistreiche Person," sagte Raoul.

Immer noch in der Fenstervertiefung schweifte Athos, ein verächtliches Lächeln auf den Lippen, mit den Augen über diese Scene hin.

„Ruft doch den Herrn Grafen de la Fère," sagte Frau von Chevreuse zu dem Coadjutor, „ich muß ihn sprechen."

„Und ich, erwiederte der Coadjutor, „muß glauben machen, ich spreche nicht mit ihm. Ich liebe und bewundere ihn, denn ich kenne seine früheren Abenteuer, wenigstens einige davon; aber ich kann ihn nicht wohl vor übermorgen begrüßen."

„Und warum übermorgen?" fragte Frau von Chevreuse."

„Ihr sollt es morgen Abend erfahren," antwortete der Coadjutor lachend.

„In der That, mein lieber Conti," sagte die Herzogin, „Ihr sprecht wie die Apokalypse! Herr d'Herblay," fügte sie, sich nach Aramis umwendend, bei: „wollt Ihr wohl diesen Abend noch einmal mein Diener sein?..."

„Wie, Herzogin," sagte Aramis, „diesen Abend? morgen, immer, befehlt!"

„Wohl, so holt mir den Grafen de la Fère, ich will mit ihm sprechen."

Aramis näherte sich Athos und kehrte mit ihm zurück.

„Mein Herr Graf," sagte die Herzogin, Athos einen Brief zustellend, „hier ist das, was ich Euch versprochen habe. Unser Schützling wird eine vortreffliche Aufnahme finden."

„Madame," sprach Athos, „er ist sehr glücklich, daß er Euch etwas zu verdanken hat."

„Ihr habt ihn in dieser Beziehung nicht zu beneiden; denn ich verdanke Euch seine Bekanntschaft," ver-

ſetzte die boshafte Frau mit einem Lächeln, das Athos und Aramis an Marie Michon erinnerte.

Und bei dieſen Worten ſtand ſie auf und befahl ihren Wagen. Fräulein Paulet war bereits weggegangen, Fräulein von Scudery ging eben weg.

„Vicomte," ſagte Athos, ſich an Raoul wendend, „folgt der Frau Herzogin von Chevreuſe, bittet ſie um die Gnade, beim Hinabſteigen Eure Hand zu nehmen und bedankt Euch bei ihr."

Die ſchöne Indianerin näherte ſich Scarron, um ſich von ihm zu verabſchieden.

„Ihr geht ſchon?" ſagte er.

„Ich bin eine von den Letzten, wie Ihr ſeht. Wenn Ihr Nachricht von Herrn Voiture bekommt und dieſelbe erfreulich iſt, ſo habt die Güte, mir ſie morgen zukommen zu laſſen."

„Oh, nun kann er ſterben!" rief Scarron.

„Wie ſo?" ſagte das Mädchen mit den Sammetaugen.

„Ganz gewiß; ſeine Lobrede iſt gemacht."

Und man trennte ſich lachend. Das junge Mädchen wandte ſich, um den armen Lahmen theilnehmend anzuſchauen. Der arme Lahme folgte ihr voll Liebe mit den Augen.

Allmälig lichteten ſich die Gruppen. Scarron ſtellte ſich, als bemerkte er nicht, daß einige von ſeinen Gäſten geheimnißvoll mit einander geſprochen hatten, daß Briefe für mehrere gekommen waren und daß ſeine Abendgeſellſchaft überhaupt einen geheimen Zweck gehabt zu haben ſchien, der ſich weit von der Literatur entfernte, über die indeſſen ſo viel Lärmen gemacht worden war. Aber was lag Scarron daran, man konnte jetzt in ſeinem Hauſe nach Gefallen ſchmähen und intriguiren: ſeit dieſem Morgen war er, wie er geſagt hatte, nicht mehr der Kranke der Königin.

Raoul begleitete wirklich die Herzogin bis zu ihrem Wagen, wo ſie Platz nahm, indem ſie ihm ihre Hand

zu küssen gab. Dann aber ergriff sie ihn in einer von den tollen Launen, die sie so anbetungswürdig und besonders so gefährlich machten, plötzlich beim Kopfe, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

„Vicomte, möchten Euch meine Wünsche und dieser Kuß Glück bringen."

Hienach stieß sie ihn wieder zurück und befahl ihrem Kutscher, nach dem Hotel Luynes zu fahren. Der Wagen entfernte sich. Frau von Chevreuse machte dem jungen Manne ein letztes Zeichen durch den Schlag, und Raoul stieg ganz verblüfft wieder die Treppe hinauf.

Athos begriff, was vorgegangen war.

„Kommt, Vicomte," sagte er, „es ist Zeit zum Rückzuge. Ihr reist morgen zu der Armee des Herrn Prinzen ab; schlaft Eure letzte bürgerliche Nacht gut."

„Ich werde also Soldat," sagte der Jüngling. „Oh! Herr, Dank, aus vollem Herzen Dank!"

„Adieu, Graf," sprach der Abbé d'Herblay; „ich kehre in mein Kloster zurück."

„Adieu, Abbé," sagte der Coadjutor; „ich predige morgen und habe mich diesen Abend noch über zwanzig Texte zu besinnen."

„Adieu, meine Herren," rief der Graf, „ich werde vier und zwanzig Stunden hinter einander schlafen, denn ich sinke vor Müdigkeit beinahe um."

Die drei Männer begrüßten sich und gingen weg, nachdem sie einen letzten Blick gewechselt hatten.

Scarron folgte ihnen aus einem Winkel seines Auges durch die Thürvorhänge seines Salons.

„Keiner von ihnen thut, was er sagte," murmelte er mit seinem affenartigen Lächeln; „aber sie mögen es so halten, die braven Leute! Wer weiß, ob sie nicht arbeiten, daß ich meine Pension zurückbekomme? Sie können die Arme bewegen, das ist viel! Ach! ich habe nur die Zunge, aber ich werde zu beweisen suchen, daß dies auch etwas ist. Holla! Champvois, es hat

eilf Uhr geschlagen, rolle mich nach meinem Bette. In der That, das Frauenzimmer d'Aubigné ist sehr erzürnt."

Hierauf verschwand der arme Lahme in seinem Schlafzimmer, dessen Thür sich hinter ihm schloß, und die Lichter erloschen eines nach dem andern in den Salon der Rue des Tournelles.

III.

Saint-Denis.

Der Tag graute, als Kitzos aufstand und sich ankleiden ließ, an seiner außergewöhnlichen Blässe und an den Spuren, welche die Ruhelosigkeit auf seinem Antlitz zurückgelassen hatte, ließ sich leicht erkennen, daß er beinahe die ganze Nacht ohne zu schlafen zugebracht haben mußte. Gegen die Gewohnheit dieses so festen und entschiedenen Mannes lag an diesem Morgen etwas Langsames, Unentschlossenes in seinem ganzen Wesen.

Es war so, weil er sich mit den Vorbereitungen zu der Abreise von Raoul beschäftigte und Zeit zu gewinnen suchte. Zuerst putzte er selbst ein Schwert, das er aus einem Etui von parfumirtem Leder nahm, untersuchte, ob der Griff gehörig läge und ob die Klinge gut am Griffe befestigt wäre.

Dann warf er in ein für den jungen Mann bestimmtes Felleisen ein Säckchen voll Louisd'or, rief Olivain — so hieß der Lacker, der ihm von Blois gefolgt war — und ließ ihn den Mantelsack in seiner Gegenwart packen, wobei er genau darüber wachte, daß alle für einen in das Feld ziehenden jungen Menschen erforderliche Gegenstände hineingelegt wurden.

Nachdem er beinahe eine Stunde vor alle diese

Dinge verwendet hatte, öffnete er die Thüre, welche in das Zimmer des Vicomte führte, und trat sachte ein.

Die bereits strahlende Sonne drang in das Zimmer durch die breiten Fensterflügel, deren Vorhänge zu schließen Raoul, spät zurückgekehrt, vergessen hatte. Den Kopf anmuthig auf den Arm gelehnt, schlief er noch. Seine langen, schwarzen Haare bedeckten halb seine reizende Stirne, welche feucht war von dem Dunste, der in Perlen an den Wangen des müden Kindes herabrollte.

Athos näherte sich und schaute, den Körper vorgebeugt in einer Haltung voll zarter Schwermuth, lange den Jüngling mit dem lächelnden Munde, mit den halb geschlossenen Augenlidern an, dessen Traum süß, dessen Schlaf leicht sein mußte, so viel Liebe und Sorgfalt verwandte sein Schutzengel auf seine stumme Bewachung. Allmälig ließ sich Athos zu dem Zauber seiner Träumerei in Gegenwart dieser so reichen, so reinen Jugend hinziehen. Seine Jugend tauchte wieder in seinem Innern auf, mit allen ihren süßen Erinnerungen, welche mehr Wohlgerüche sind, als Gedanken. Zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart lag eine Kluft. Aber die Einbildungskraft hat den Flug des Engels und des Blitzes; sie überspringt die Meere, wo wir beinahe Schiffbruch gelitten hätten, durchdringt die Finsterniß, in der sich unsere Illusionen verloren haben, fliegt über die Abgründe, in die unser Glück gestürzt ist. Er dachte daran, daß der ganze erste Theil seines Lebens von einer Frau zertrümmert worden war, und er überlegte sich mit Schrecken, welchen Einfluß die Liebe auf eine zugleich so zarte und so kräftige Organisation haben könnte.

Während er sich dessen erinnerte, was er gelitten hatte, sah er im Geiste das voraus, was Raoul leiden konnte, und der Ausdruck zärtlichen, tiefen Mitleids, welches sein Herz erfüllte, verbreitete sich in dem feuchten Blicke, mit dem er den Jüngling anschaute.

In diesem Augenblick erwachte Raoul, mit jenem Erwachen ohne Wolken, ohne Finsterniß und ohne Müdigkeit, das gewisse Organisationen so zart wie die des Vogels charakterisirt. Seine Augen hefteten sich auf die von Athos, und er begriff ohne Zweifel Alles, was in dem Herzen dieses Mannes vorging, der sein Erwachen erwartete, wie ein Liebender auf das Erwachen der Geliebten harrt, denn sein Blick nahm nun ebenfalls den Ausdruck unendlicher Liebe an.

„Ihr waret hier?“ sprach er ehrfurchtsvoll.

„Ja, Raoul, ich war hier,“ erwiederte der Graf.

„Und Ihr wecktet mich nicht?“

„Ich wollte Euch noch einige Augenblicke diesem guten Schlafe überlassen, mein Freund. Ihr müßt müde sein von dem gestrigen Tage her, der sich bis in die Nacht hinein verlängert hat.“

„O Herr, wie gut seid Ihr!“ rief Raoul.

Athos lächelte und sagte:

„Wie befindet Ihr Euch?“

„Vollkommen wohl, Herr, und völlig ausgeruht und heiter.“

„Ihr wachst noch,“ fuhr Athos mit der väterlichen Theilnahme des reifen Mannes für den Jüngling fort, „und die Anstrengungen wirken doppelt in Eurem Alter.“

„Ah! Herr, ich bitte um Vergebung,“ sprach Raoul, beschämt durch so große Zuvorkommenheit, „aber ich werde in einem Augenblick angekleidet sein.“

Athos rief Olivain, und nach Verlauf von zehn Minuten war der Jüngling mit der Pünktlichkeit, welche Athos im Militärdienste erlernt und auf seinen Mündel übertragen hatte, zum Aufbruche bereit.

„Nun besorge mein Gepäcke,“ sagte Raoul zu dem Lackeien.

„Euer Gepäcke erwartet Euch, Raoul,“ sprach Athos; „ich habe Euer Felleisen unter meinen Augen packen lassen, und es wird Euch nichts fehlen. Es muß bereits, so wie der Mantelsack des Lackeien, auf den

Pferden sein, wenn man die Befehle, die ich gegeben, befolgt hat."

„Alles ist nach dem Willen des Herrn Grafen geschehen," sagte Olivain, „und die Pferde harren unten."

„Und ich schlief!" rief Raoul, „während Ihr, Herr, die Güte hattet, Euch mit allen diesen einzelnen Dingen zu beschäftigen. Oh, in der That, Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten!"

„Ihr liebt mich also ein wenig, wie ich hoffe?" versetzte Athos mit beinahe gerührtem Tone.

„O Herr!" rief Raoul, welcher, um die innere Erschütterung nicht durch einen Ausstrom von Zärtlichkeit kundzugeben, sich bis zum Ersticken zusammenhielt. „Oh, Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch liebe und verehre!"

„Seht, ob nichts vergessen ist," sprach Athos und gab sich den Anschein, als suchte er umher, um seine Rührung zu verbergen.

„Nein, Herr," sprach Raoul.

Der Lackei näherte sich Athos mit einem gewissen Zögern und sagte leise zu ihm:

„Der Herr Vicomte hat keinen Degen, denn der Herr Graf hieß mich gestern den, welchen er ablegte, wegnehmen."

„Schon gut," antwortete Athos, „das ist meine Sache."

Raoul schien diesen Zwiesprach nicht zu bemerken. Er stieg hinab und schaute dabei jeden Augenblick den Grafen an, um zu sehen, ob der Augenblick des Scheidens gekommen wäre. Aber das Gesicht von Athos veränderte sich nicht im Geringsten.

Als Raoul die Freitreppe erreichte, erblickte er drei Pferde.

„O Herr!" rief er ganz strahlend, „Ihr begleitet mich also?"

„Ich will Euch ein wenig führen," antwortete Athos.

Die Freude glänzte in den Augen von Raoul, und er ſchwang ſich leicht auf ſein Pferd.

Athos beſtieg langſam das ſeinige, nachdem er zuvor leiſe ein Wort zu dem Lackeien geſagt hatte, der, ſtatt unmittelbar zu folgen, ſich wieder in die Wohnung zurückbegab. Entzückt, in der Geſellſchaft des Grafen zu ſein, bemerkte Raoul nichts oder ſtellte ſich wenigſtens, als bemerkte er nichts.

Die zwei Edelleute ſchlugen den Weg nach dem Pont neuf ein, folgten dann den Quais, oder vielmehr dem, was man damals die Pepintränke nannte, und ritten an den Mauern des Grand Chatelet hin. Sie gelangten eben an die Rue Saint-Denis, als der Lackei ſie wieder einholte.

Der Weg wurde ſtillſchweigend zurückgelegt. Raoul fühlte wohl, daß der Augenblick der Trennung herannahte. Der Graf hatte am Abend vorher verſchiedene Befehle in Beziehung auf Dinge gegeben, welche den Verlauf des Tages betrafen. Ueberdies verdoppelten ſeine Blicke das Maß ihrer Zärtlichkeit. Von Zeit zu Zeit entſchlüpften ihm eine Betrachtung oder ein Rath, und ſeine Worte waren voll wohlwollender Fürſorge.

Nachdem ſie den Pont Saint-Denis hinter ſich hatten und auf die Höhe des Recollecten-Kloſters gelangt waren, warf Athos einen Blick auf das Pferd des Vicomte und ſagte: „Nehmt Euch wohl in Acht, Raoul, Ihr habt eine ſchwere Hand, ich hab' es Euch oft geſagt, Ihr müßt das nicht vergeſſen, denn das iſt ein großer Fehler für einen Reiter. Seht, Euer Pferd iſt bereits müde, es ſchäumt, während das meinige gerade aus dem Stalle zu kommen ſcheint. Ihr macht ihm ein hartes Maul, wenn Ihr das Gebiß ſo ſtark anzieht, und könnt es dann nicht mit der erforderlichen Behendigkeit manövriren laſſen. Das Glück eines Reiters hängt zuweilen von dem raſchen Gehorſam ſeines Pferdes ab. Bedenkt wohl, in acht Tagen manövrirt

Ihr nicht mehr in einer Reitschule, sondern auf einem Schlachtfelde.

Dann fügte er plötzlich bei, um dieser Bemerkung kein zu trauriges Gewicht zu geben:

„Seht, Raoul, was für ein schönes Feld für die Hühnerjagd!“

Der Jüngling benützte die Lection und bewunderte besonders die Zartheit, mit der sie gegeben wurde.

„Ich habe eines Tags noch etwas Anderes bemerkt,“ sprach Athos. „Ihr haltet beim Pistolenschießen den Arm zu gestreckt; durch diese Spannung verliert der Schuß die Pünktlichkeit. Unter zwölf Mal verfehltet Ihr auch dreimal das Ziel.“

„Das Ihr zwölfmal trafet,“ erwiederte lächelnd Raoul.

„Weil ich den Arm etwas beug und so die Hand auf meinem Ellenbogen ruhen ließ. Begreift Ihr wohl, was ich damit sagen will?“

„Ja, Herr, ich habe seitdem, Euern Rath beachtend, allein geschossen, und meine Bemühungen waren vom günstigsten Erfolge begleitet.“

„Seht,“ versetzte Athos, „das ist gerade wie beim Fechten; „Ihr greift Euern Gegner zu sehr an. Ich weiß wohl, das ist ein Fehler Eures Alters, aber die Bewegung des Körpers beim Angreifen bringt stets den Degen von der Linie ab, und wenn Ihr es mit einem Manne von kaltem Blute zu thun hättet, so würde er Euch bei Eurem ersten Schritte durch einfaches Losmachen Eurer Klinge überwinden.“

„Ja, Herr, wie Ihr es oft gethan habt. Aber nicht Jedermann besitzt Eure Geschicklichkeit und Euren Muth.“

„Welch' ein frischer Wind!“ sprach Athos, „das ist eine Erinnerung an den Winter. Doch hört, wenn Ihr in das Feuer geht, und das wird so kommen, denn Ihr seid einem jungen General empfohlen, der das Pulver ungemein liebt, so erinnert Euch wohl: in

einem Einzelkampfe, wie dies so oft besonders uns Cavalieren begegnet, schießt nie zuerst; wer zuerst schießt, trifft selten seinen Mann, denn er schießt in der Furcht einem bewaffneten Feinde gegenüber entwaffnet zu bleiben. Dann wenn Euer Gegner schießt, laßt Euer Pferd sich bäumen; dieses Manöver hat mir zwei oder drei mal das Leben gerettet."

„Ich werde es anwenden, und wäre es nur aus Dankbarkeit."

„Ei, sind das nicht Wildschützen, die man da unten festnimmt?" Ja, wahrhaftig! Dann noch etwas Wichtiges, Raoul: wenn Ihr bei einem Angriffe verwundet werdet, wenn Ihr vom Pferde fallt, und es bleibt Euch noch etwas Kraft, so schleppt Euch von der Linie ab, die Euer Regiment verfolgt hat; denn es kann zurückgeführt werden, und die Pferde zertreten Euch mit den Hufen. Jedenfalls schreibt mir sogleich oder laßt mir schreiben, wenn Ihr verwundet seid; wir verstehen uns auf Wunden," fügte Athos bei.

„Ich danke Euch, Herr," antwortete der junge Mensch ganz bewegt.

„Ah, wir sind in Saint-Denis," murmelte Athos.

Sie gelangten wirklich zu dem Thore dieser Stadt, an dem zwei Soldaten Wache standen. Der eine sagte zu dem andern:

Das ist ein junger Edelmann, welcher aussieht, als wollte er sich zum Heere begeben."

Athos wandte sich um. Alles, was sich, selbst auf eine nur mittelbare Weise, mit Raoul beschäftigte, gewann sogleich ein Interesse in seinen Augen.

„Woran seht Ihr dies?" fragte er.

„An seiner Miene, Herr," antwortete die Schildwache. „Ueberdies hat er das Alter, das ist der Zweite heute."

„Es ist diesen Morgen schon ein junger Mensch wie ich hier durchgekommen?" sagte Raoul.

„Ja, meiner Treue, von vornehmem Aussehen

Ihr nicht mehr in einer Reitschule, sondern auf einem Schlachtfelde.

Dann fügte er plötzlich bei, um dieser Bemerkung kein zu trauriges Gewicht zu geben:

„Seht, Raoul, was für ein schönes Feld für die Hühnerjagd!“

Der Jüngling benützte die Lection und bewunderte besonders die Zartheit, mit der sie gegeben wurde.

„Ich habe eines Tags noch etwas Anderes bemerkt,“ sprach Athos. „Ihr haltet beim Pistolenschießen den Arm zu gestreckt; durch diese Spannung verliert der Schuß die Pünktlichkeit. Unter zwölf Mal verfehltet Ihr auch dreimal das Ziel.“

„Das Ihr zwölfmal trafet,“ erwiederte lächelnd Raoul.

„Weil ich den Arm etwas bog und so die Hand auf meinem Ellenbogen ruhen ließ. Begreift Ihr wohl, was ich damit sagen will?“

„Ja, Herr, ich habe seitdem, Euern Rath beachtend, allein geschossen, und meine Bemühungen waren vom günstigsten Erfolge begleitet.“

„Seht,“ versetzte Athos, „das ist gerade wie beim Fechten; „Ihr greift Euern Gegner zu sehr an. Ich weiß wohl, das ist ein Fehler Eures Alters, aber die Bewegung des Körpers beim Angreifen bringt stets den Degen von der Linie ab, und wenn Ihr es mit einem Manne von kaltem Blute zu thun hättet, so würde er Euch bei Eurem ersten Schritte durch einfaches Losmachen Eurer Klinge überwinden.“

„Ja, Herr, wie Ihr es oft gethan habt. Aber nicht Jedermann besitzt Eure Geschicklichkeit und Euren Muth.“

„Welch' ein frischer Wind!“ sprach Athos, „das ist eine Erinnerung an den Winter. Doch hört, wenn Ihr in das Feuer geht, und das wird so kommen, denn Ihr seid einem jungen General empfohlen, der das Pulver ungemein liebt, so erinnert Euch wohl: in

einem Einzelkampfe, wie dies so oft besonders uns Cavalieren begegnet, schießt nie zuerst; wer zuerst schießt, trifft selten seinen Mann, denn er schießt in der Furcht einem bewaffneten Feinde gegenüber entwaffnet zu bleiben. Dann wenn Euer Gegner schießt, laßt Euer Pferd sich bäumen; dieses Manöver hat mir zwei oder drei mal das Leben gerettet."

„Ich werde es anwenden, und wäre es nur aus Dankbarkeit."

„Ei, sind das nicht Wildschützen, die man da unten festnimmt?" Ja, wahrhaftig! Dann noch etwas Wichtiges, Raoul: wenn Ihr bei einem Angriffe verwundet werdet, wenn Ihr vom Pferde fallt, und es bleibt Euch noch etwas Kraft, so schleppt Euch von der Linie ab, die Euer Regiment verfolgt hat; denn es kann zurückgeführt werden, und die Pferde zertreten Euch mit den Hufen. Jedenfalls schreibt mir sogleich oder laßt mir schreiben, wenn Ihr verwundet seid; wir verstehen uns auf Wunden," fügte Athos bei.

„Ich danke Euch, Herr," antwortete der junge Mensch ganz bewegt.

„Ah, wir sind in Saint-Denis," murmelte Athos.

Sie gelangten wirklich zu dem Thore dieser Stadt, an dem zwei Soldaten Wache standen. Der eine sagte zu dem andern:

Das ist ein junger Edelmann, welcher aussieht, als wollte er sich zum Heere begeben."

Athos wandte sich um. Alles, was sich, selbst auf eine nur mittelbare Weise, mit Raoul beschäftigte, gewann sogleich ein Interesse in seinen Augen.

„Woran seht Ihr dies?" fragte er.

„An seiner Miene, Herr," antwortete die Schildwache. „Ueberdies hat er das Alter, das ist der Zweite heute."

„Es ist diesen Morgen schon ein junger Mensch wie ich hier durchgekommen?" sagte Raoul.

„Ja, meiner Treue, von vornehmem Aussehen

zu küssen gab. Dann aber ergriff sie ihn in einer von den tollen Launen, die sie so anbetungswürdig und besonders so gefährlich machten, plötzlich beim Kopfe, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

„Vicomte, möchten Euch meine Wünsche und dieser Kuß Glück bringen."

Hienach stieß sie ihn wieder zurück und befahl ihrem Kutscher, nach dem Hotel Luynes zu fahren. Der Wagen entfernte sich. Frau von Chevreuse machte dem jungen Manne ein letztes Zeichen durch den Schlag, und Raoul stieg ganz verblüfft wieder die Treppe hinauf.

Athos begriff, was vorgegangen war.

„Kommt, Vicomte," sagte er, „es ist Zeit zum Rückzuge. Ihr reist morgen zu der Armee des Herrn Prinzen ab; schlaft Eure letzte bürgerliche Nacht gut."

„Ich werde also Soldat," sagte der Jüngling. „Oh! Herr, Dank, aus vollem Herzen Dank!"

„Adieu, Graf," sprach der Abbé d'Herblay; „ich kehre in mein Kloster zurück."

„Adieu, Abbé," sagte der Coadjutor; „ich predige morgen und habe mich diesen Abend noch über zwanzig Texte zu besinnen."

„Adieu, meine Herren," rief der Graf, „ich werde vier und zwanzig Stunden hinter einander schlafen, denn ich sinke vor Müdigkeit beinahe um."

Die drei Männer begrüßten sich und gingen weg, nachdem sie einen letzten Blick gewechselt hatten.

Scarron folgte ihnen aus einem Winkel seines Auges durch die Thürvorhänge seines Salons.

„Keiner von ihnen thut, was er sagte," murmelte er mit seinem affenartigen Lächeln; „aber sie mögen es so halten, die braven Leute! Wer weiß, ob sie nicht arbeiten, daß ich meine Pension zurückbekomme? Sie können die Arme bewegen, das ist viel! Ach! ich habe nur die Zunge, aber ich werde zu beweisen suchen, daß dies auch etwas ist. Holla! Champnois, es hat

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dann warf er [illegible] für den jungen Mann bestimmtes [illegible] ein Säckchen voll Louisd'or, rief Ottwain — so hieß der Lacker, der ihm von Blois gefolgt war — und ließ ihn den Mantelsack in [illegible] Gegenwart packen, wobei er genau darüber wa[illegible] alle für einen in das Feld ziehenden jungen [illegible] erforderliche Gegenstände hineingelegt wurden.

Nachdem er beinahe eine Stunde auf [illegible]

Digitized by Google

Dinge verwendet hatte, öffnete er die Thüre, welche in das Zimmer des Vicomte führte, und trat sachte ein.

Die bereits strahlende Sonne drang in das Zimmer durch die breiten Fensterflügel, deren Vorhänge zu schließen Raoul, spät zurückgekehrt, vergessen hatte. Den Kopf anmuthig auf den Arm gelehnt, schlief er noch. Seine langen, schwarzen Haare bedeckten halb seine reizende Stirne, welche feucht war von dem Dunste, der in Perlen an den Wangen des müden Kindes herabrollte.

Athos näherte sich und schaute, den Körper vorgebeugt in einer Haltung voll zarter Schwermuth, lange den Jüngling mit dem lächelnden Munde, mit den halb geschlossenen Augenlidern an, dessen Traum süß, dessen Schlaf leicht sein mußte, so viel Liebe und Sorgfalt verwandte sein Schutzengel auf seine stumme Bewachung. Allmälig ließ sich Athos zu dem Zauber seiner Träumerei in Gegenwart dieser so reichen, so reinen Jugend hinziehen. Seine Jugend tauchte wieder in seinem Innern auf, mit allen ihren süßen Erinnerungen, welche mehr Wohlgerüche sind, als Gedanken. Zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart lag eine Kluft. Aber die Einbildungskraft hat den Flug des Engels und des Blitzes; sie überspringt die Meere, wo wir beinahe Schiffbruch gelitten hätten, durchdringt die Finsterniß, in der sich unsere Illusionen verloren haben, fliegt über die Abgründe, in die unser Glück gestürzt ist. Er dachte daran, daß der ganze erste Theil seines Lebens von einer Frau zertrümmert worden war, und er überlegte sich mit Schrecken, welchen Einfluß die Liebe auf eine zugleich so zarte und so kräftige Organisation haben könnte.

Während er sich dessen erinnerte, was er gelitten hatte, sah er im Geiste das voraus, was Raoul leiden konnte, und der Ausdruck zärtlichen, tiefen Mitleids, welches sein Herz erfüllte, verbreitete sich in dem feuchten Blicke, mit dem er den Jüngling anschaute.

In dieſem Augenblick erwachte Raoul, mit jenem Erwachen ohne Wolken, ohne Finſterniß und ohne Müdigkeit, das gewiſſe Organiſationen ſo zart wie die des Vogels charakteriſirt. Seine Augen hefteten ſich auf die von Athos, und er begriff ohne Zweifel Alles, was in dem Herzen dieſes Mannes vorging, der ſein Erwachen erwartete, wie ein Liebender auf das Erwachen der Geliebten harrt, denn ſein Blick nahm nun ebenfalls den Ausdruck unendlicher Liebe an.

„Ihr waret hier?“ ſprach er ehrfurchtsvoll.

„Ja, Raoul, ich war hier,“ erwiederte der Graf.

„Und Ihr wecktet mich nicht?“

„Ich wollte Euch noch einige Augenblicke dieſem guten Schlafe überlaſſen, mein Freund. Ihr müßt müde ſein von dem geſtrigen Tage her, der ſich bis in die Nacht hinein verlängert hat.“

„O Herr, wie gut ſeid Ihr!“ rief Raoul.

Athos lächelte und ſagte:

„Wie befindet Ihr Euch?“

„Vollkommen wohl, Herr, und völlig ausgeruht und heiter.“

„Ihr wachst noch,“ fuhr Athos mit der väterlichen Theilnahme des reifen Mannes für den Jüngling fort, „und die Anſtrengungen wirken doppelt in Eurem Alter.“

„Ah! Herr, ich bitte um Vergebung,“ ſprach Raoul, beſchämt durch ſo große Zuvorkommenheit, „aber ich werde in einem Augenblick angekleidet ſein.“

Athos rief Olivain, und nach Verlauf von zehn Minuten war der Jüngling mit der Pünktlichkeit, welche Athos im Militärdienſte erlernt und auf ſeinen Mündel übertragen hatte, zum Aufbruche bereit.

„Nun beſorge mein Gepäcke,“ ſagte Raoul zu dem Lackeien.

„Euer Gepäcke erwartet Euch, Raoul,“ ſprach Athos; „ich habe Euer Felleiſen unter meinen Augen packen laſſen, und es wird Euch nichts fehlen. Es muß bereits, ſo wie der Mantelſack des Lackeien, auf den

Pferden sein, wenn man die Befehle, die ich gegeben, befolgt hat."

„Alles ist nach dem Willen des Herrn Grafen geschehen," sagte Olivain, „und die Pferde harren unten."

„Und ich schlief!" rief Raoul, „während Ihr, Herr, die Güte hattet, Euch mit allen diesen einzelnen Dingen zu beschäftigen. Oh, in der That, Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten!"

„Ihr liebt mich also ein wenig, wie ich hoffe?" versetzte Athos mit beinahe gerührtem Tone.

„O Herr!" rief Raoul, welcher, um die innere Erschütterung nicht durch einen Ausstrom von Zärtlichkeit kundzugeben, sich bis zum Ersticken zusammenhielt. „Oh, Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch liebe und verehre!"

„Seht, ob nichts vergessen ist," sprach Athos und gab sich den Anschein, als suchte er umher, um seine Rührung zu verbergen.

„Nein, Herr," sprach Raoul.

Der Lackei näherte sich Athos mit einem gewissen Zögern und sagte leise zu ihm:

„Der Herr Vicomte hat keinen Degen, denn der Herr Graf hieß mich gestern den, welchen er ablegte, wegnehmen."

„Schon gut," antwortete Athos, „das ist meine Sache."

Raoul schien diesen Zwiesprach nicht zu bemerken. Er stieg hinab und schaute dabei jeden Augenblick den Grafen an, um zu sehen, ob der Augenblick des Scheidens gekommen wäre. Aber das Gesicht von Athos veränderte sich nicht im Geringsten.

Als Raoul die Freitreppe erreichte, erblickte er drei Pferde.

„O Herr!" rief er ganz strahlend, „Ihr begleitet mich also?"

„Ich will Euch ein wenig führen," antwortete Athos.

Die Freude glänzte in den Augen von Raoul, und er schwang sich leicht auf sein Pferd.

Athos bestieg langsam das seinige, nachdem er zuvor leise ein Wort zu dem Lackeien gesagt hatte, der, statt unmittelbar zu folgen, sich wieder in die Wohnung zurückbegab. Entzückt, in der Gesellschaft des Grafen zu sein, bemerkte Raoul nichts oder stellte sich wenigstens, als bemerkte er nichts.

Die zwei Edelleute schlugen den Weg nach dem Pont neuf ein, folgten dann den Quais, oder vielmehr dem, was man damals die Pepintränke nannte, und ritten an den Mauern des Grand Chatelet hin. Sie gelangten eben an die Rue Saint-Denis, als der Lackei sie wieder einholte.

Der Weg wurde stillschweigend zurückgelegt. Raoul fühlte wohl, daß der Augenblick der Trennung herannahte. Der Graf hatte am Abend vorher verschiedene Befehle in Beziehung auf Dinge gegeben, welche den Verlauf des Tages betrafen. Ueberdies verdoppelten seine Blicke das Maß ihrer Zärtlichkeit. Von Zeit zu Zeit entschlüpften ihm eine Betrachtung oder ein Rath, und seine Worte waren voll wohlwollender Fürsorge.

Nachdem sie den Pont Saint-Denis hinter sich hatten und auf die Höhe des Recollecten-Klosters gelangt waren, warf Athos einen Blick auf das Pferd des Vicomte und sagte: „Nehmt Euch wohl in Acht, Raoul, Ihr habt eine schwere Hand, ich hab' es Euch oft gesagt, Ihr müßt das nicht vergessen, denn das ist ein großer Fehler für einen Reiter. Seht, Euer Pferd ist bereits müde, es schäumt, während das meinige gerade aus dem Stalle zu kommen scheint. Ihr macht ihm ein hartes Maul, wenn Ihr das Gebiß so stark anzieht, und könnt es dann nicht mit der erforderlichen Behendigkeit manövriren lassen. Das Glück eines Reiters hängt zuweilen von dem raschen Gehorsam seines Pferdes ab. Bedenkt wohl, in acht Tagen manövrirt

Ihr nicht mehr in einer Reitschule, sondern auf einem Schlachtfelde.

Dann fügte er plötzlich bei, um dieser Bemerkung kein zu trauriges Gewicht zu geben:

„Seht, Raoul, was für ein schönes Feld für die Hühnerjagd!“

Der Jüngling benützte die Lection und bewunderte besonders die Zartheit, mit der sie gegeben wurde.

„Ich habe eines Tags noch etwas Anderes bemerkt,“ sprach Athos. „Ihr haltet beim Pistolenschießen den Arm zu gestreckt; durch diese Spannung verliert der Schuß die Pünktlichkeit. Unter zwölf Mal verfehltet Ihr auch dreimal das Ziel.“

„Das Ihr zwölfmal trafet,“ erwiederte lächelnd Raoul.

„Weil ich den Arm etwas bog und so die Hand auf meinem Ellenbogen ruhen ließ. Begreift Ihr wohl, was ich damit sagen will?“

„Ja, Herr, ich habe seitdem, Euern Rath beachtend, allein geschossen, und meine Bemühungen waren vom günstigsten Erfolge begleitet.“

„Seht,“ versetzte Athos, „das ist gerade wie beim Fechten; „Ihr greift Euern Gegner zu sehr an. Ich weiß wohl, das ist ein Fehler Eures Alters, aber die Bewegung des Körpers beim Angreifen bringt stets den Degen von der Linie ab, und wenn Ihr es mit einem Manne von kaltem Blute zu thun hättet, so würde er Euch bei Eurem ersten Schritte durch einfaches Losmachen Eurer Klinge überwinden.“

„Ja, Herr, wie Ihr es oft gethan habt. Aber nicht Jedermann besitzt Eure Geschicklichkeit und Euren Muth.“

„Welch' ein frischer Wind!“ sprach Athos, „das ist eine Erinnerung an den Winter. Doch hört, wenn Ihr in das Feuer geht, und das wird so kommen, denn Ihr seid einem jungen General empfohlen, der das Pulver ungemein liebt, so erinnert Euch wohl: in

einem Einzelkampfe, wie dies so oft besonders uns Cavalieren begegnet, schießt nie zuerst; wer zuerst schießt, trifft selten seinen Mann, denn er schießt in der Furcht einem bewaffneten Feinde gegenüber entwaffnet zu bleiben. Dann wenn Euer Gegner schießt, laßt Euer Pferd sich bäumen; dieses Manöver hat mir zwei oder drei mal das Leben gerettet."

„Ich werde es anwenden, und wäre es nur aus Dankbarkeit."

„Ei, sind das nicht Wildschützen, die man da unten festnimmt?" Ja, wahrhaftig! Dann noch etwas Wichtiges, Raoul: wenn Ihr bei einem Angriffe verwundet werdet, wenn Ihr vom Pferde fallt, und es bleibt Euch noch etwas Kraft, so schleppt Euch von der Linie ab, die Euer Regiment verfolgt hat; denn es kann zurückgeführt werden, und die Pferde zertreten Euch mit den Hufen. Jedenfalls schreibt mir sogleich oder laßt mir schreiben, wenn Ihr verwundet seid; wir verstehen uns auf Wunden," fügte Athos bei.

„Ich danke Euch, Herr," antwortete der junge Mensch ganz bewegt.

„Ah, wir sind in Saint-Denis," murmelte Athos.

Sie gelangten wirklich zu dem Thore dieser Stadt, an dem zwei Soldaten Wache standen. Der eine sagte zu dem andern:

Das ist ein junger Edelmann, welcher aussieht, als wollte er sich zum Heere begeben."

Athos wandte sich um. Alles, was sich, selbst auf eine nur mittelbare Weise, mit Raoul beschäftigte, gewann sogleich ein Interesse in seinen Augen.

„Woran seht Ihr dies?" fragte er.

„An seiner Miene, Herr," antwortete die Schildwache. „Ueberdies hat er das Alter, das ist der Zweite heute."

„Es ist diesen Morgen schon ein junger Mensch wie ich hier durchgekommen?" sagte Raoul.

„Ja, meiner Treue, von vornehmem Aussehen

und glänzender Rüstung. Er hatte ganz das Wesen eines Sohnes von gutem Hause."

„Das wird ein Reisegefährte für mich sein," versetzte Raoul weiter reitend. „Aber ach! er wird mich denjenigen, welchen ich verliere, nicht vergessen machen."

Ich glaube nicht, daß Ihr ihn einholt, Raoul; denn ich habe mit Euch zu sprechen, und das, was ich Euch sagen muß, dauert vielleicht so lange, daß dieser Edelmann einen großen Vorsprung vor Euch gewinnt."

„Wie es Euch gefällig ist, Herr."

So plaudernd zog man durch die Straßen, welche des Festtags wegen voll Menschen waren, und man gelangte vor die alte Basilika, in der eine erste Messe gelesen wurde.

„Steigt ab, Raoul," sprach Athos. „Du, Olivain, bewache unsere Pferde und gib mir den Degen."

Athos nahm den Degen in die Hand, den ihm der Lackei reichte, und die beiden Edelleute traten in die Kirche.

Athos bot Raoul Weihwasser. In gewissen Herzen liegt etwas von der zuvorkommenden Zärtlichkeit, die der Liebende für seine Geliebte hat.

Der Jüngling berührte die Hand von Athos und bekreuzte sich.

Athos sagte ein Wort zu einem von den Wächtern; dieser verbeugte sich und schritt der Gruft zu.

„Kommt, Raoul," sagte Athos, „wir wollen diesem Manne folgen."

Der Wächter öffnete das Gitter der königlichen Gräber und blieb auf der obersten Stufe stehen, während Athos und Raoul hinabstiegen. Die Grufttreppe war in der Tiefe von einer silbernen Lampe beleuchtet, welche auf der untersten Stufe brannte, und gerade über dieser Lampe ruhte, in einen weiten, mit goldenen Lilien bestreuten, Mantel von veilchenblauem Sammet gehüllt, ein von eichenen Gestellen getragener Katafalk.

Auf diese Lage durch den Zustand seines eigenen

Herzens voll Traurigkeit, durch die Majestät der Kirche, welche er durchwandelt hatte, vorbereitet, war der Jüngling mit langsamem, feierlichem Schritte hinabgestiegen und stand mit entblößtem Haupte vor dieser sterblichen Hülle des letzten Königs, der sich erst mit seinen Ahnen vereinigen sollte, wenn sein Nachfolger sich mit ihm vereinigen würde, und der hier zu weilen schien, um dem so leicht auf dem Throne zu erregenden Stolze zu sagen: „Irdischer Staub, ich harre Dein!“

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen.

Dann hob Athos die Hand auf und deutete mit dem Finger auf den Sarg.

„Dieses unsichere Grab,“ sprach er, „ist das eines schwachen, aller Größe ermangelnden Menschen, der jedoch eine Regierung voll ungeheurer Ereignisse hatte; denn über diesem König wachte der Geist eines andern Mannes, wie die Lampe hier über diesem Sarge wacht und ihn beleuchtet. Dieser war der wahre König, Raoul; der Andere war nur ein Phantom, in das er seine Seele legte. Und dennoch ist die monarchische Majestät so mächtig bei uns, daß dieser Mann nicht einmal die Ehre eines Grabes zu den Füßen desjenigen genießt, für welchen er sein ganzes Leben aufgebraucht hat. Denn erinnert Euch dieses Umstandes wohl, Raoul, wenn dieser Mann den König klein gemacht hat, so hat er das Königthum groß gemacht, und es gibt zwei Dinge, welche im Palaste des Louvre eingeschlossen sind: der König, welcher stirbt, und das Königthum, welches nicht stirbt. Diese Regierung ist vorüber, Raoul. Der von seinem Herrn so gefürchtete, so gehaßte Minister ist in das Grab gestiegen, den König nach sich ziehend, den er nicht allein leben lassen wollte, ohne Zweifel aus Angst, er könnte sein Werk zerstören; denn ein König baut nur, wenn er entweder Gott selbst oder den Geist Gottes in seiner Nähe hat. Alle Welt betrachtete den Tod des Cardinals als eine Befreiung, und ich selbst, so blind sind die Zeitge-

noſſen, durchkreuzte oft die Pläne des Mannes, welcher Frankreich in ſeinen Händen hielt, und der, je nachdem er ſie zuſammenpreßte oder öffnete, das Reich erſtickte oder ihm nach Belieben friſche Luft gab. Wenn er mich nicht zermalmte, mich und meine Freunde, wenn er uns in ſeinem furchtbaren Zorne nicht zermalmte, ſo geſchah es ohne Zweifel nur, damit ich Euch heute ſagen könnte: Raoul, verſteht ſtets den König von dem Königthum zu unterſcheiden; der König iſt nur ein Menſch, das Königthum iſt der Geiſt Gottes. Wenn Ihr im Zweifel darüber ſeid, wem Ihr dienen ſollt, ſo verlaßt den materiellen Schein des ſichtbaren Principes, denn das unſichtbare Princip iſt Alles. Gott wollte dieſes Princip fühlbar machen, indem er daſſelbe die menſchliche Natur annehmen ließ. Raoul, es iſt mir, als erblickte ich Eure Zukunft wie durch eine Wolke; ſie iſt, glaube ich, beſſer, als die unſere. Ganz im Gegentheil von uns, die wir einen Miniſter ohne König hatten, werdet Ihr einen König ohne Miniſter haben. Ihr könnt alſo dem König dienen, ihn lieben und achten. Iſt dieſer König ein Tyrann, denn die Allmacht hat ihren Schwindel, der ſie zur Tyrannei antreibt, ſo dient dem Königthum, das heißt, der unfehlbaren Sache, dem Geiſte Gottes auf Erden, dieſem himmliſchen Funken, der den Staub ſo groß und ſo heilig macht, daß wir Edelleute, wenn auch von hoher Geburt, doch ſo wenig vor dieſem auf der oberſten Stufe dieſer Leiter ausgebreiteten Körper ſind, als dieſer Körper ſelbſt vor dem Throne Gottes."

„Ich werde Gott anbeten, Herr," ſprach Raoul; „ich werde das Königthum ehren, dem König dienen und danach trachten, daß ich, wenn ich ſterbe, für den König, für das Königthum oder für Gott ſterbe. Habe ich Euch wohl begriffen?"

Athos lächelte und ſprach:

„Ihr ſeid eine edle Natur, hier iſt Euer Degen."

Raoul ſetzte ein Knie auf die Erde.

„Er wurde getragen von meinem Vater, einem wackern Edelmanne; ich habe ihn ebenfalls getragen und ihm zuweilen Ehre gemacht, wenn sein Griff in meiner Hand lag und seine Scheide an meiner Seite hing. Ist Eure Hand noch zu schwach, um diesen Degen zu führen, Raoul, desto besser, Ihr werdet Zeit haben, um ihn nur ziehen zu lernen, wenn er den Tag sehen soll."

„Herr," sprach Raoul, den Degen aus der Hand des Grafen empfangend, „ich habe Euch Alles zu verdanken, doch dieses Schwert ist das kostbarste Geschenk, das Ihr mir gemacht habt. Ich schwöre Euch, ich werde ihn als ein Dankbarer tragen."

Und er näherte seine Lippen dem Griffe, den er ehrfurchtsvoll küßte.

„Gut," sprach Athos. „Steht auf, Vicomte, und umarmen wir uns."

Raoul stand auf und warf sich mit dem vollen Ausstrome seiner Gefühle in die Arme von Athos.

„Gott befohlen," murmelte der Graf, der sein Herz zerschmelzen fühlte, „Gott befohlen und denkt an mich."

„Oh! ewig! ewig!" rief der Jüngling. „Oh! ich schwöre Euch, Herr, wenn mir Unglück widerfährt, ist Euer Name der letzte Name, den ich ausspreche, die Erinnerung an Euch mein letzter Gedanke."

Athos stieg rasch wieder die Treppe hinauf, um die heftige Bewegung seines Gemüthes zu verbergen, gab dem Wächter der Gräber ein Goldstück, verbeugte sich vor dem Altar und erreichte mit großen Schritten die Kirchenpforte, vor der Olivain mit den zwei andern Pferden wartete.

„Olivain," sagte er, auf das Wehrgehänge von Raoul deutend, „ziehe die Schnalle von diesem Degen an, er fällt ein wenig zu tief. Gut. Nun begleitest Du den Herrn Vicomte, bis Grimaud Euch eingeholt

hat; ist er gekommen, so verlässest du den Herrn Vicomte. Ihr versteht, Raoul, Grimaud ist ein alter Diener voll Muth und Klugheit; Grimaud wird Euch folgen."

„Ja, Herr," sprach Raoul.

„Auf, zu Pferde, daß ich Euch wegreiten sehe."

Raoul gehorchte.

„Gott befohlen, Raoul, Gott befohlen, mein liebes Kind!"

„Gott befohlen, Herr!" rief Raoul, „Gott befohlen, mein vielgeliebter Beschützer!"

Athos machte ein Zeichen mit der Hand, denn er wagte es nicht mehr zu sprechen, und Raoul entfernte sich mit entblößtem Haupte.

Athos blieb unbeweglich und schaute bis zu dem Augenblick nach, wo er an der Biegung der Straße verschwand.

Dann warf der Graf die Zügel seines Pferdes einem Bauern zu, stieg langsam wieder die Stufen hinauf, kehrte in die Kirche zurück, kniete in dem dunkelsten Winkel nieder und betete.

IV.

Eines von den vierzig Entweichungsmitteln von Herrn von Beaufort.

Die Zeit verlief indessen für den Gefangenen, wie für diejenigen, welche sich mit seiner Flucht beschäftigten: nur verlief sie viel langsamer. Ganz und gar nicht wie andere Menschen, welche mit allem Feuer

einen gefahrvollen Entschluß fassen und immer mehr erkalten, je näher der Augenblick der Ausführung kommt, schien der Herzog von Beaufort, dessen sprudelnder Muth sprüchwörtlich geworden war, die Zeit vorwärts zu treiben, und rief mit den heißesten Wünschen die Stunde der Thätigkeit herbei. Es lagen in seiner Entweichung selbst, abgesehen von den Plänen, die er für die Zukunft nährte, allerdings noch ziemlich unbestimmte, ungewisse, Entwürfe, es lag darin ein Anfang der Rache, die ihm das Herz ausdehnte. Einmal war seine Flucht ein böses Ereigniß für Herrn von Chavigny, den er haßte wegen der kleinlichen Verfolgungen, welchen er ihn unterworfen hatte; dann ein noch viel schlimmeres Ereigniß für Mazarin, den er verabscheute wegen der schweren Vorwürfe, die er ihm zu machen hatte. Man sieht, daß das richtige Verhältniß bei den Gefühlen des Gefangenen gegen den Gouverneur und den Minister, den Untergebenen und den Herrn, beobachtet war.

Dann brachte Herr von Beaufort, der, mit dem Innern des Palais Royal vertraut, die Verbindung des Cardinals und der Königin kannte, in die Scene seines Gefängnisses die ganze dramatische Bewegung, welche erfolgen müßte, wenn von dem Cabinet des Ministers in das Zimmer der Königin das Gerücht erschallen würde: „Herr von Beaufort ist entflohen!“ Indem Herr von Beaufort sich dieß sagte, lächelte er sanft; er glaubte schon die Luft von Wald und Flur zu athmen und, ein kräftiges Roß zwischen den Beinen, mit lauter Stimme zu rufen: „Ich bin frei!“

Wieder zu sich kommend fand er sich allerdings zwischen seinen vier Wänden, sah er allerdings zehn Schritte von sich La Ramée, der seine Daumen um einander drehte, und im Vorzimmer seine acht Wachen, welche lachten oder tranken.

Das Einzige, was seinen Blick von diesem häß-

lichen Gemälde ausruhen ließ, so groß ist die Unbeständigkeit des menschlichen Geistes, war das gerunzelte Gesicht von Grimaud, das ihn Anfangs mit Haß erfüllt hatte und jetzt seine einzige Hoffnung war. Grimaud kam ihm wie ein Antinous vor.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß Alles dieß ein Spiel der fieberhaften Einbildungskraft des Gefangenen war. Grimaud blieb immer derselbe; er hatte sich auch das volle Vertrauen seines Vorgesetzten La Ramée erhalten, der sich jetzt mehr auf ihn, als auf sich selbst verließ, denn La Ramée fühlte sich, wie gesagt, im Grunde seines Herzens etwas schwach gegen Herrn von Beaufort.

Dieser gute La Ramée freute sich auch ungemein auf das kleine Abendbrod mit dem Gefangenen. La Ramée hatte nur einen Fehler, er war Gourmand; er hatte die Pasteten gut, die Weine vortrefflich gefunden. Der Nachfolger von Vater Marteau hatte ihm nun eine Fasanenpastete statt einer Hühnerpastete, Chambertin statt Macon-Wein versprochen. Alles dieß, erhöht durch die Anwesenheit des vortrefflichen Prinzen, der im Ganzen so gut war, der so drollige Streiche gegen Herrn von Chavigny und so vortreffliche Späße gegen Mazarin erfand, machte für La Ramée aus dem Pfingsttage, welcher kommen sollte, eines von den vier großen Festen des Jahres.

La Ramée erwartete die sechste Abendstunde mit eben so viel Ungeduld als der Prinz. Schon am Morgen beschäftigte er sich mit allen Einzelnheiten, und da er sich in dieser Beziehung nur auf sich selbst verließ, so machte er dem Nachfolger des Vater Marteau in Person einen Besuch. Dieser hatte sich selbst übertroffen, er zeigte ihm eine wahre Ungeheuerpastete, auf dem Deckel verziert mit dem Wappen des Herrn von Beaufort. Die Pastete war noch leer, aber neben ihr lagen ein Fasan und zwei Feldhühner, so niedlich gespickt, daß sie aussahen, wie ein Nadelkissen. Das Wasser lief La Ramée

im Munde zusammen und er kehrte, sich die Hände reibend, in das Zimmer des Herzogs zurück.

Um das Maß des Glückes voll zu machen, hatte Herr von Chavigny, wie wir erzählt haben, auf La Ramée bauend, eine kleine Reise unternommen und sich auch bereits an demselben Morgen entfernt, wodurch La Ramée Untergouverneur des Schlosses geworden war.

Grimaud sah verdrießlicher als je aus.

Herr von Beaufort hatte am Morgen mit La Ramée eine Partie Ball gespielt, und Grimaud hatte ihm hiebei durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, er möge auf Alles Achtung geben.

Vorwärts marschirend bezeichnete Grimaud den Weg, welchen man am Abend verfolgen sollte. Das Ballspiel war an dem Orte, den man den Bezirk des innern Hofes vom Schlosse nannte. Es war eine ziemlich verlassene Stelle, welche nur in dem Augenblick mit Wachen besetzt wurde, wo Herr von Beaufort seine Partie machte. Bei der Höhe der Mauer schien sogar diese Vorsichtsmaßregel überflüssig.

Man hatte drei Thüren zu öffnen, ehe man zu diesem Bezirke gelangte. Jede von diesen Thüren wurde mit einem andern Schlüssel geöffnet. La Ramée trug diese drei Schlüssel bei sich.

Als Grimaud in den Bezirk kam, setzte er sich maschinenmäßig in eine Schießscharte und ließ die Beine außen an der Mauer hinabhängen. Offenbar sollte hier die Strickleiter befestigt werden.

Dieses ganze, für den Herzog von Beaufort wohlbegreifliche Manöver war, wie man leicht einsehen wird, für La Ramée nicht verständlich.

Die Partie begann. Dießmal war Herr von Beaufort im Zuge, und man hätte glauben sollen, er lege mit der Hand die Bälle dahin, wohin sie nach seinem Willen fallen sollten. La Ramée wurde völlig geschlagen.

Vier von den Wachen waren Herrn von Beaufort gefolgt und hoben die Bälle auf. Als das Spiel vorüber war, bot Herr von Beaufort La Ramée, ihn wegen seiner Ungeschicklichkeit verspottend, für die Wachen zwei Louisd'or an, um mit ihren vier andern Kameraden auf seine Gesundheit zu trinken.

Die Wachen baten um Erlaubniß hiezu bei La Ramée, der sie ihnen auch ertheilte, aber nur für den Abend. Bis dahin mußte sich La Ramée mit wichtigen Dingen beschäftigen. Da er Gänge zu machen hatte, so wünschte er, daß man während seiner Abwesenheit den Gefangenen nicht aus dem Gesichte verliere.

Hätte Herr Beaufort die Sachen selbst angeordnet, er würde sie ohne Zweifel weniger zu seiner Zufriedenheit abgemacht haben, als dieß sein Wächter that.

Endlich schlug es sechs Uhr; obgleich man sich erst um sieben Uhr zu Tische setzen sollte, so war das Abendbrod doch schon bereit und aufgetragen. Auf einem Schenktische stand die colossale Pastete mit dem Wappen des Herzogs und, wie es schien, gahr gebacken, wenn man nach der goldenen Farbe der Kruste urtheilen durfte. Das Uebrige des Abendbrods war ganz im Verhältniß zu der Pastete.

Alle Welt war ungeduldig: die Wachen, trinken zu gehen, La Ramée, sich zu Tische zu setzen, und Herr von Beaufort, zu entweichen.

Grimaud allein war gleich geduldig. Man hätte glauben sollen, Athos habe ihn in der Voraussicht dieses großen Ereignisses erzogen.

Es gab Augenblicke, wo der Herzog von Beaufort, wenn er ihn anschaute, sich fragte, ob er nicht träumte, und ob dieses Marmorgesicht wirklich ihm zu Dienste sei und sich im gegebenen Momente beleben würde.

La Ramée entließ die Wachen, indem er ihnen noch empfahl, auf die Gesundheit des Prinzen zu trinken. Sobald sie weggegangen waren, schloß er die

Thüren, steckte die Schlüssel in seine Tasche, deutete, gegen den Prinzen gewendet, mit einer Miene auf den Tisch, welche sagen wollte:

„Wenn es Monseigneur gefällig wäre?"

Der Prinz schaute Grimaud an. Grimaud schaute die Uhr an. Es war erst ein Viertel auf sieben Uhr, die Flucht war auf sieben Uhr bestimmt. Man hatte also noch drei Viertelstunden zu warten.

Um eine Viertelstunde Zeit zu gewinnen, schützte der Prinz eine Lectüre vor, die ihn sehr anspräche, und bat, das Capitel vollenden zu dürfen. La Ramée näherte sich, schaute ihm über die Schulter, um zu sehen, was für ein Buch einen so großen Einfluß auf den Prinzen ausübte, daß es ihn abhielt, sich zu Tische zu setzen, während das Abendbrod aufgetragen war.

Es waren die Commentare von Cäsar, welche er selbst gegen die Befehle von Chavigny, dem Prinzen vor drei Tagen verschafft hatte.

La Ramée gelobte sich, nie mehr der Gefängnißordnung zuwider zu handeln.

Mittlerweile öffnete er die Flaschen und roch an der Pastete.

Um halb sieben Uhr erhob sich der Prinz und sagte mit großem Ernste:

„Cäsar war entschieden der größte Mann des Alterthums."

„Ihr findet dies, Monseigneur?" sprach La Ramée.

„Ja."

„Nun wohl, und ich," versetzte La Ramée, „ich ziehe Hannibal vor."

„Und warum dies, Meister La Ramée?" fragte der Herzog.

„Weil er keine Commentare hinterlassen hat," erwiederte La Ramée mit einem schweren Seufzer.

Der Herzog begriff die Anspielung, setzte sich zu

Tische und bedeutete La Ramée, er möge ihm gegenüber Platz nehmen.

Der Gefreite ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Es gibt kein so ausdrucksvolles Gesicht, wie das eines Gourmand, der sich vor einer guten Tafel befindet. Als La Ramée aus den Händen von Grimaud seinen Suppenteller empfing, stellte sein Gesicht das Gefühl vollkommener Glückseligkeit dar.

Der Herzog schaute ihn lächelnd an.

„Ventre-Saint-Gris! La Ramée!" rief er; „wißt Ihr, daß ich, wenn man mir sagte, es gäbe in diesem Frankreich einen glücklicheren Menschen als Ihr, es nicht glauben würde."

„Und meiner Treu'! Ihr hättet Recht, Monseigneur," sprach La Ramée; „ich gestehe, daß ich Hunger habe. Ich kenne keinen lieblicheren Anblick, als eine wohlbestellte Tafel, und wenn Ihr beifügt," fuhr La Ramée fort, „daß derjenige, welcher die Honneurs dieser Tafel macht, der Enkel von Heinrich dem Großen ist, so werdet Ihr begreifen, Monseigneur, daß die Ehre, welche Einem zu Theil wird, das Vergnügen, das man genießt, verdoppelt."

Der Prinz verbeugte sich, und ein unmerkliches Lächeln erschien auf dem Antlitz von Grimaud, der hinter La Ramée stand.

„Mein lieber La Ramée," sprach der Herzog, „in der That, nur Ihr versteht es, ein Compliment zu drehen."

„Nein, Monseigneur," erwiederte La Ramée in dem Ergusse seiner Seele, nein, in Wahrheit, ich spreche aus, was ich denke. Es liegt kein Compliment in dem, was ich Euch hier sage."

„Also seid Ihr mir zugethan?" fragte der Prinz.

„Das heißt," erwiederte la Ramée, „ich wäre untröstlich, wenn Eure Hoheit Vincennes verließe."

„Eine sonderbare Manier, Eure Zuneigung kundzugeben."

„Aber, Monseigneur," entgegnete La Ramée, „was würdet Ihr außen machen? Irgend eine Tollheit, durch die Ihr Euch mit dem Hofe überwerfen würdet, brächte Euch in die Bastille, statt nach Vincennes. Herr von Chavigny, ich gebe es zu, ist nicht liebenswürdig," fuhr La Ramée, ein Glas Madeira schlürfend, fort; „Herr du Tremblay ist noch viel schlimmer."

„In der That?" sprach der Herzog, der sich über die Wendung belustigte, welche das Gespräch nahm, und von Zeit zu Zeit auf die Pendeluhr schaute, deren Zeiger mit verzweiflungsvoller Langsamkeit vorrückte.

„Was wollt Ihr von dem Bruder eines in der Schule des Cardinal von Richelieu gefütterten Capuziners mehr erwarten? Ah! Monseigneur, es ist ein großes Glück, daß die Königin, die Euch stets wohlwollte, wie ich wenigstens sagen hörte, die Idee hatte, Euch hierher zu schicken, wo es einen schönen Spaziergang, Ballspiel, gute Tafel, gute Luft gibt."

„In der That," sprach der Herzog, „wenn man Euch hört, La Ramée, bin ich sehr undankbar, daß ich einen Augenblick den Gedanken gehabt habe, mich von hier zu entfernen."

„Oh! Monseigneur, das ist der höchste Grad von Undankbarkeit," versetzte La Ramée; „aber Eure Hoheit hat wohl nie im Ernste daran gedacht."

„Allerdings," sprach der Herzog, „und ich muß Euch gestehen, es ist vielleicht eine Thorheit, ich leugne es nicht, aber ich denke von Zeit zu Zeit noch daran."

„Immer durch eines von Euren vierzig Mitteln, Monseigneur?"

„Gewiß, versetzte der Herzog.

„Monseigneur," sagte La Ramée, „da wir unsere Herzen gerade so erschließen, so nennt mir doch eines von den vierzig Mitteln, welche Eure Hoheit ersonnen hat."

„Gerne." sprach der Herzog. „Grimaud, gebt mir die Pastete."

Tische und bedeutete La Ramée,
über Platz nehmen.

Der Gefreite ließ sich dies

Es gibt kein so ausdrucksvo
eines Gourmand, der sich vor
findet. Als La Ramée aus den
seinen Suppenteller empfing, st
Gefühl vollkommener Glückseligke

Der Herzog schaute ihn lächl

„Ventre-Saint-Gris! La Ra
Ihr, daß ich, wenn man mir sag
Frankreich einen glücklicheren M
nicht glauben würde."

„Und meiner Treu'! Ihr
seigneur," sprach La Ramée;
Hunger habe. Ich kenne keinen
als eine wohlbestellte Tafel, und
fuhr La Ramée fort, „daß derjen
neurs dieser Tafel macht, der En
Großen ist, so werdet Ihr begreife
die Ehre, welche Einem zu Theil
das man genießt, verdoppelt."

Der Prinz verbeugte sich, u
Lächeln erschien auf dem Antlitz
hinter La Ramée stand.

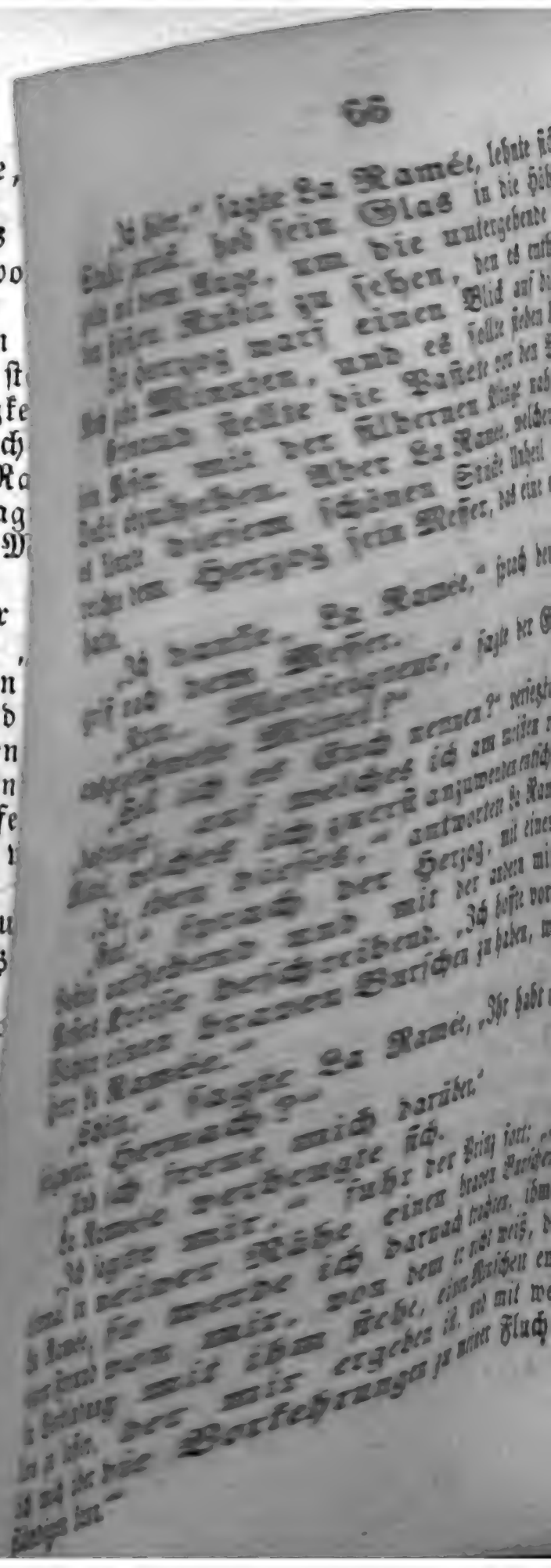
„Mein lieber La Ramée," sp
er That, nur Ihr versteht es,
rehen."

„Nein, Monseigneur," erwi
em Erguſſe seiner Seele, nein, in
us, was ich denke. Es liegt kei
as ich Euch hier sage."

„Also seid Ihr mir zugthar

„Das heißt," erwiederte l
ntröstlich, wenn Eure Hoheit N

„Eine sonderbare Manier,
geben."



sagte „La Ramée, gar nicht übel er-

?“ versetzte der Prinz, „zum Beispiel
d eines braven Edelmannes, eines
arin, wie jeder Edelmann sein muß.“
eigneur, sprechen wir nicht über Po-

iesen Menschen bei mir,“ fuhr der
er ist geschickt und weiß meinem
einzuflößen, so wird dieser sich auf
ich erhalte Nachricht von außen.“
wie dies, Nachricht von außen?“

eichter,“ antwortete der Herzog von
ier Ballpartie zum Beispiel.“
iele!“ rief La Ramée, der mit der
mkeit dem Herzog zuzuhören anfing.
ich schleudere einen Ball in den Gra-
nsch da, der ihn aufhebt. Der Ball
ef. Statt den Ball zurückzuwerfen,
beten habe, wirft er mir einen an-
ser Ball enthält auch einen Brief.
schen wir unsere Gedanken aus, und
as davon gesehen.“
fel!“ sagte La Ramée, sich hinter den
„Ihr thut wohl daran, es mir zu
die Ballaufheber überwachen.“
lächelte.
anzen,“ fuhr La Ramée fort, „ist die-
el, zu correspondiren.“
t, das ist schon viel.“
nicht genug.“
n Vergebung. Zum Beispiel, ich schreibe
n: findet Euch an dem und dem Tag,
Stunde mit zwei Reitpferden jenseits
n.“
hernach?“ sagte La Ramée mit einer

Tische und bedeutete La Ramée, er möge ihm gegenüber Platz nehmen.

Der Gefreite ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Es gibt kein so ausdrucksvolles Gesicht, wie das eines Gourmand, der sich vor einer guten Tafel befindet. Als La Ramée aus den Händen von Grimaud seinen Suppenteller empfing, stellte sein Gesicht das Gefühl vollkommener Glückseligkeit dar.

Der Herzog schaute ihn lächelnd an.

„Ventre-Saint-Gris! La Ramée!“ rief er; „wißt Ihr, daß ich, wenn man mir sagte, es gäbe in diesem Frankreich einen glücklicheren Menschen als Ihr, es nicht glauben würde.“

„Und meiner Treu'! Ihr hättet Recht, Monseigneur,“ sprach La Ramée; „ich gestehe, daß ich Hunger habe. Ich kenne keinen lieblicheren Anblick, als eine wohlbestellte Tafel, und wenn Ihr beifügt,“ fuhr La Ramée fort, „daß derjenige, welcher die Honneurs dieser Tafel macht, der Enkel von Heinrich dem Großen ist, so werdet Ihr begreifen, Monseigneur, daß die Ehre, welche Einem zu Theil wird, das Vergnügen, das man genießt, verdoppelt.“

Der Prinz verbeugte sich, und ein unmerkliches Lächeln erschien auf dem Antlitz von Grimaud, der hinter La Ramée stand.

„Mein lieber La Ramée,“ sprach der Herzog, „in der That, nur Ihr versteht es, ein Compliment zu drehen.“

„Nein, Monseigneur,“ erwiederte La Ramée in dem Erguſſe seiner Seele, nein, in Wahrheit, ich spreche aus, was ich denke. Es liegt kein Compliment in dem, was ich Euch hier sage.“

„Also seid Ihr mir zugethan?“ fragte der Prinz.

„Das heißt,“ erwiederte la Ramée, „ich wäre untröstlich, wenn Eure Hoheit Vincennes verließe.“

„Eine sonderbare Manier, Eure Zuneigung kundzugeben.“

„Aber, Monseigneur," entgegnete La Ramée, „was würdet Ihr außen machen? Irgend eine Tollheit, durch die Ihr Euch mit dem Hofe überwerfen würdet, brächte Euch in die Bastille, statt nach Vincennes. Herr von Chavigny, ich gebe es zu, ist nicht liebenswürdig," fuhr La Ramée, ein Glas Madeira schlürfend, fort; „Herr du Tremblay ist noch viel schlimmer."

„In der That?" sprach der Herzog, der sich über die Wendung belustigte, welche das Gespräch nahm, und von Zeit zu Zeit auf die Pendeluhr schaute, deren Zeiger mit verzweiflungsvoller Langsamkeit vorrückte.

„Was wollt Ihr von dem Bruder eines in der Schule des Cardinal von Richelieu gefütterten Capuziners mehr erwarten? Ah! Monseigneur, es ist ein großes Glück, daß die Königin, die Euch stets wohlwollte, wie ich wenigstens sagen hörte, die Idee hatte, Euch hierher zu schicken, wo es einen schönen Spaziergang, Ballspiel, gute Tafel, gute Luft gibt."

„In der That," sprach der Herzog, „wenn man Euch hört, La Ramée, bin ich sehr undankbar, daß ich einen Augenblick den Gedanken gehabt habe, mich von hier zu entfernen."

„Oh! Monseigneur, das ist der höchste Grad von Undankbarkeit," versetzte La Ramée; „aber Eure Hoheit hat wohl nie im Ernste daran gedacht."

„Allerdings," sprach der Herzog, „und ich muß Euch gestehen, es ist vielleicht eine Thorheit, ich leugne es nicht, aber ich denke von Zeit zu Zeit noch daran."

„Immer durch eines von Euren vierzig Mitteln, Monseigneur?"

„Gewiß, versetzte der Herzog.

„Monseigneur," sagte La Ramée, „da wir unsere Herzen gerade so erschließen, so nennt mir doch eines von den vierzig Mitteln, welche Eure Hoheit ersonnen hat."

„Gerne." sprach der Herzog. „Grimaud, gebt mir die Pastete."

„Ich höre," sagte La Ramée, lehnte sich in seinem Stuhle zurück, hob sein Glas in die Höhe und blinzelte mit dem Auge, um die untergehende Sonne durch den flüssigen Rubin zu sehen, den es enthielt.

Der Herzog warf einen Blick auf die Pendeluhr. Noch zehn Minuten, und es sollte sieben Uhr schlagen.

Grimaud stellte die Pastete vor den Prinzen, der sein Messer mit der silbernen Klinge nahm, um den Deckel abzuheben. Aber La Ramée, welcher befürchtete, es könnte diesem schönen Stücke Unheil widerfahren, reichte dem Herzog sein Messer, das eine eiserne Klinge hatte.

„Ich danke, La Ramée," sprach der Herzog und griff nach dem Messer.

„Nun, Monseigneur," sagte der Gefreite, „das ausgezeichnete Mittel?"

„Soll ich es Euch nennen?" versetzte der Herzog, „dasjenige, auf welches ich am meisten rechnete, das Mittel, welches ich zuerst anzuwenden entschlossen war?"

„Ja, eben dieses," antwortete La Ramée.

„Gut," sprach der Herzog, mit einer Hand die Pastete aufhebend und mit der andern mittelst seines Messers Kreise beschreibend. „Ich hoffte vor Allem zum Wächter einen braven Burschen zu haben, wie Ihr seid, Herr La Ramée."

„Schön," sagte La Ramée, „Ihr habt ihn, Monseigneur. Hernach?"

„Und ich freue mich darüber."

La Ramée verbeugte sich.

„Ich sagte mir," fuhr der Prinz fort; „habe ich einmal in meiner Nähe einen braven Burschen, wie La Ramée, so werde ich darnach trachten, ihm durch einen Freund von mir, von dem er nicht weiß, daß ich in Verbindung mit ihm stehe, einen Menschen empfehlen zu lassen, der mir ergeben ist, und mit welchem ich mich über die Vorkehrungen zu meiner Flucht verständigen kann."

„Gut, gut," sagte „La Ramée, gar nicht übel ersonnen."

„Nicht wahr?" versetzte der Prinz, „zum Beispiel den Diener irgend eines braven Edelmannes, eines Feindes von Mazarin, wie jeder Edelmann sein muß."

Stille, Monseigneur, sprechen wir nicht über Politik."

„Habe ich diesen Menschen bei mir," fuhr der Herzog fort, „und er ist geschickt und weiß meinem Wächter Vertrauen einzuflößen, so wird dieser sich auf ihn verlassen, und ich erhalte Nachricht von außen."

„Ah ja, aber wie dies, Nachricht von außen?" fragte La Ramée.

„Oh! nichts leichter," antwortete der Herzog von Beaufort, „bei einer Ballpartie zum Beispiel."

„Beim Ballspiele!" rief La Ramée, der mit der größten Aufmerksamkeit dem Herzog zuzuhören anfing.

„Ja, hört. Ich schleudere einen Ball in den Graben; es ist ein Mensch da, der ihn aufhebt. Der Ball enthält einen Brief. Statt den Ball zurückzuwerfen, um den ich ihn gebeten habe, wirft er mir einen andern zurück. Dieser Ball enthält auch einen Brief. Auf diese Art tauschen wir unsere Gedanken aus, und Niemand hat etwas davon gesehen."

„Teufel! Teufel!" sagte La Ramée, sich hinter den Ohren kratzend, „Ihr thut wohl daran, es mir zu sagen. Ich werde die Ballaufheber überwachen."

Der Herzog lächelte.

„Aber im Ganzen," fuhr La Ramée fort, „ist dieses nur ein Mittel, zu correspondiren."

„Mir scheint, das ist schon viel."

„Doch noch nicht genug."

„Ich bitte um Vergebung. Zum Beispiel, ich schreibe meinen Freunden: findet Euch an dem und dem Tag, zu der und der Stunde mit zwei Reitpferden jenseits des Grabens ein."

„Nun, und hernach?" sagte La Ramée mit einer

gewissen Unruhe, „wenn diese Pferde nicht Flügel haben, um den Wall zu ersteigen und Euch abzuholen.“

„Ei, mein Gott,“ erwiederte der Prinz mit nachläßigem Tone, „es handelt sich nicht darum, daß die Pferde Flügel haben, um den Wall zu ersteigen, sondern, daß ich ein Mittel habe, um hinabzukommen.“

„Welches?“

„Eine Strickleiter.“

„Ja, wohl,“ versetzte La Ramée und suchte zu lachen; „aber eine Strickleiter schickt man nicht wie einen Brief in einem Balle.“

„Nein, aber man schickt sie in etwas Anderem.“

„In etwas Anderem! in was denn?“

„In einer Pastete zum Beispiel.“

„In einer Pastete?“

„Ja; denkt Euch einmal, mein Haushofmeister Noirmont habe den Laden des Vater Marteau gekauft.“

„Und dann?“ fragte La Ramée schaudernd.

„La Ramée, ein Gourmand, erblickt seine Pasteten, findet, daß sie besser aussehen, als die seiner Vorgänger, und erbietet sich, mich davon kosten zu lassen. Ich nehme es an unter der Bedingung, daß La Ramée mit mir davon kostet. Zu größerer Bequemlichkeit entfernt La Ramée die Wachen und behält nur Grimaud, um uns zu bedienen. Grimaud ist der Mann, den mir einer von meinen Freunden gegeben hat, der treue Diener, mit dem ich mich verständige, bereit, mich in jeder Beziehung zu unterstützen. Als Augenblick meiner Flucht ist sieben Uhr bezeichnet. Einige Minuten vor sieben Uhr...“

„Einige Minuten vor sieben Uhr?“ versetzte La Ramée, dem der Schweiß auf der Stirne zu perlen anfing.

„Einige Minuten vor sieben Uhr,“ antwortete der Herzog, die That mit dem Worte verbindend, nehme ich den Deckel von der Pastete ab. Ich finde darin

zwei Dolche, eine Strickleiter und einen Knebel. Ich ſetze einen von den Dolchen La Ramée auf die Bruſt und ſage zu ihm: „„Mein Freund, es thut mir unendlich leid, aber wenn Du nur eine Geberde wagſt, wenn Du den geringſten Schrei ausſtößt, biſt Du verloren.““

Der Herzog hatte, wie geſagt, während er die letzten Worte ausſprach, die That mit den Worten verbunden. Er ſtand bei La Ramée und hielt ihm die Spitze ſeines Dolches mit einem Ausdrucke auf die Bruſt, der demjenigen, an welchen er ſich wandte, keinen Zweifel an ſeinem Entſchluß übrig ließ.

Während dieſer Zeit zog Grimaud, immer ſchweigend, aus der Paſtete einen zweiten Dolch, die Strickleiter und die Maulbirne hervor.

La Ramée folgte jedem von dieſen Gegenſtänden mit wachſendem Schrecken.

„Oh, Monſeigneur!“ rief er und ſchaute den Herzog mit einem Erſtaunen an, worüber dieſer in jedem andern Augenblick in ein Gelächter ausgebrochen wäre, „Ihr ſeid nicht der Mann, mich zu tödten.“

„Nein, wenn Du Dich nicht meiner Flucht widerſetzeſt.“

„Aber, Monſeigneur, wenn ich Euch fliehen laſſe, bin ich verloren.“

„Ich zahle Dir den Preis Deiner Stelle zurück.“

„Ihr ſeid feſt entſchloſſen, den Thurm zu verlaſſen?“

„Bei Gott!“

„Alles, was ich Euch zu ſagen vermag, iſt nicht im Stande, eine Aenderung in Eurem Entſchluß herbeizuführen?“

„Ich will noch dieſen Abend frei ſein.“

„Und wenn ich mich vertheidige, wenn ich rufe, wenn ich ſchreie?“

„So tödte ich Dich, ſo wahr ich ein Edelmann bin.“

In diesem Augenblick schlug die Uhr.

„Sieben Uhr!“ sagte Grimaud, der noch kein Wort gesprochen hatte.

„Sieben Uhr!“ rief der Herzog, „Du siehst, ich bin noch zurück.“

La Ramée machte eine Bewegung, gleichsam zur Befreiung seines Gewissens.

Der Herzog runzelte die Stirne und der Gefreite fühlte, daß die Klinge des Dolches, welche seine Kleider durchdrungen hatte, nun auch seine Brust durchdringen wollte.

„Gut, Monseigneur,“ sagte er, „das genügt, ich werde mich nicht rühren.“

„Beeilen wir uns,“ sprach der Herzog.

„Monseigneur, eine letzte Gnade.“

„Welche? - Sprich geschwinde!“

„Bindet mich gut, Monseigneur.“

„Warum Dich binden?“

„Damit man mich nicht für Euren Schuldgenossen hält.“

„Die Hände,“ sagte Grimaud.

„Nicht von vorne, von hinten.“

„Aber womit,“ sagte der Herzog.

„Mit Eurem Gürtel, Monseigneur,“ versetzte La Ramée.

Der Herzog machte seinen Gürtel los und gab ihn Grimaud, der La Ramée auf die gewünschte Weise die Hände band.

„Die Füße,“ sprach Grimaud.

La Ramée streckte seine Beine aus. Grimaud nahm eine Serviette, zerriß sie in Streifen und band La Ramée.

„Nun meinen Degen,“ sprach La Ramée, „bindet den Griff.“

Der Herzog riß eines von den Bändern seiner Beinkleider ab und erfüllte das Verlangen seines Wärters.

„Jetzt die Maulbirne," sprach der arme La Ramée; „ich verlange sie, denn man würde mir sonst den Prozeß machen, weil ich nicht geschrieen habe. Drückt sie hinein, Monseigneur, drückt sie hinein!"

Grimaud schickte sich an, den Wunsch des Gefreiten zu erfüllen, welcher durch eine Bewegung andeutete, er habe noch etwas zu sagen.

„Sprecht," rief der Herzog.

„Monseigneur," antwortete La Ramée, „wenn mir Euretwegen ein Unglück widerfährt, so vergeßt nicht, daß ich eine Frau und vier Kinder habe."

„Sei ruhig. Stopfe zu, Grimaud!"

In einer Sekunde war La Ramée geknebelt und auf den Boden gelegt. Einige Stühle wurden umgeworfen, als hätte ein Kampf stattgefunden. Grimaud nahm aus den Taschen des Gefreiten alle Schlüssel, welche sie enthielten, öffnete zuerst die Thüre des Zimmers, verschloß sie dann wieder doppelt, als sie hinausgegangen waren, und Beide schlugen den Weg nach der Gallerie ein, welche in den kleinen Hofbezirk führte. Die drei Thüren wurden nach und nach mit einer Behendigkeit geöffnet und geschlossen, welche Grimaud zur Ehre gereichte. Endlich gelangte man auf den Ballspielplatz; er war völlig verlassen, keine Wachen, Niemand am Fenster.

Der Herzog lief nach dem Walle und erblickte jenseits des Grabens drei Reiter mit zwei Handpferden. Er wechselte ein Zeichen mit ihnen; sie waren wirklich seinetwegen da.

Während dieser Zeit band Grimaud die Strickleiter an.

„Vorwärts," sprach der Herzog.

„Ich zuerst, Monseigneur?" fragte Grimaud.

„Allerdings," antwortete der Herzog. „Wenn man mich erwischt, so wage ich nicht mehr, als das Gefängniß. Erwischt man Dich, so wirst Du gehenkt."

„Das ist richtig," sagte Grimaud und fing sogleich sein gefahrvolles Hinabsteigen an. Der Herzog folgte ihm mit den Augen mit einer unwillkürlichen Bangigkeit; er hatte bereits drei Viertheile der Mauer erreicht, als plötzlich der Strick zerriß... Grimaud stürzte in den Graben.

Der Herzog stieß einen Schrei aus; aber Grimaud ließ keinen Seufzer vernehmen, und dennoch mußte er schwer verwundet sein, denn er blieb auf der Stelle liegen, auf die er gefallen war.

Sogleich ließ einer von den Männern, welche jenseits warteten, sich in den Graben herabgleiten, band unter den Schultern von Grimaud das Ende eines Strickes an, und die zwei Andern, welche das entgegengesetzte Ende hielten, zogen Grimaud zu sich hinauf.

„Steigt herab, Monseigneur!" rief der Mensch, welcher im Graben war. „Die Entfernung beträgt nicht über fünfzehn Fuß, und der Rasen ist weich."

Der Herzog war bereits am Werke. Er hatte eine schwierige Arbeit, denn durch den Bruch waren die Stützpunkte theilweise verloren gegangen; er konnte nur mit Hülfe seiner Faustgelenke herabkommen, und dieß von einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß. Aber der Prinz war, wie gesagt, geschickt, kräftig und kaltblütig; in weniger als fünf Minuten befand er sich am Ende des Strickes. Er ließ den Anhalt los und fiel auf seine Füße, ohne sich zu beschädigen.

Sogleich stieg er die Böschung des Grabens hinan, auf dessen Höhe er Rochefort fand; die zwei andern Edelleute waren ihm unbekannt. Den ohnmächtigen Grimaud hatte man bereits auf ein Pferd gebunden.

„Meine Herren," sprach der Prinz, „ich werde Ihnen später danken, aber jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Vorwärts also, vorwärts, wer mich liebt, folge mir!"

Und er schwang sich auf ein Pferd, ritt im ge-

streckten Galopp von dannen, athmete mit voller Brust und rief mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Freude:

„Frei!... frei!... frei!..."

V.

D'Artagnan kommt gerade zu rechter Zeit.

D'Artagnan nahm in Blois die Summe in Empfang, welche Mazarin, bewogen durch sein Verlangen, ihn wieder bei sich zu sehen, demselben für seine zukünftigen Dienste zu geben sich entschlossen hatte.

Von Blois nach Paris waren es vier Tagereisen für einen gewöhnlichen Reiter. D'Artagnan langte um vier Uhr Nachmittags am dritten Tage vor der Barrière Saint-Denis an. In früheren Zeiten hätte er nur zwei gebraucht. Wir haben bereits gesehen, daß Athos drei Stunden nach ihm abgereist, aber vierundzwanzig Stunden vor ihm angekommen war.

Planchet hatte die Gewohnheit forcirter Ritte verloren. D'Artagnan machte ihm seine Weichlichkeit zum Vorwurf.

„Ei, Herr, vierzig Meilen in drei Tagen, ich finde, das ist sehr hübsch für einen Menschen, der mit gebrannten Mandeln handelt."

„Bist Du wirklich Kaufmann geworden, Planchet, und gedenkst Du im Ernste, jetzt, da wir uns wiedergefunden haben, in Deinem Laden zu vegetiren?"

„Ach," versetzte Planchet, „Ihr allein seid für ein thätiges Leben geschaffen. Seht Herrn Athos an; wer sollte glauben, es sei der abenteuerliche Rittersmann,

als welchen wir ihn gekannt haben. Er lebt jetzt als wahrer Landedelmann, als wahrer Bauernbeherrscher. Gnädiger Herr, es gibt in der That nichts Wünschenswertheres, als ein ruhiges Dasein."

„Heuchler!" sprach d'Artagnan, „man sieht wohl, daß Du Dich Paris näherst und daß es in Paris für Dich einen Galgen und einen Strick gibt."

Als sie so weit in ihrem Gespräche gelangt waren, erreichten die zwei Reisenden die Barrière. Planchet drückte seinen Hut in das Gesicht, bedenkend, daß er durch Straßen ziehen sollte, wo er sehr bekannt war, und d'Artagnan strich seinen Bart in die Höhe, sich erinnernd, daß ihn Porthos in der Rue Tiquetonne erwarten müßte. Er dachte an die Mittel, ihn seine Herrenwürde in Bracieux und die homerischen Küchen in Pierrefonds vergessen zu machen.

Als er sich um die Ecke der Rue Montmartre wandte, erblickte er an einem von den Fenstern des Gasthauses zur Rehziege Porthos in ein herrliches, himmelblaues, überall mit Silber gesticktes Wamms, gehüllt und gähnend, daß er sich beinahe die Kinnbacken ausgerenkt hätte. Alle Vorübergehende betrachteten mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung diesen so schönen und reichen Edelmann, den sein Reichthum und seine Größe so sehr zu langweilen schienen.

Kaum hatten d'Artagnan und Planchet um die Ecke gebogen, als Porthos sie erkannte.

„Ah, d'Artagnan!" rief er, „Gott sei gelobt! Ihr seid es."

„Ei, guten Tag, lieber Freund," antwortete d'Artagnan.

Eine kleine Schaar von Müßiggängern bildete sich bald um die Pferde, welche die Knechte des Hauses bereits am Zügel hielten, und um die Reiter, die sich noch einen Augenblick mit einander besprachen, aber ein Stirnefalten von d'Artagnan und einige schlimme Geberden von Planchet, welche von den Umstehenden

wohl begriffen wurden, zerstreuten den Haufen, der um so dichter zu werden anfing, als er noch nicht wußte, warum man versammelt war.

Porthos stand bereits auf der Schwelle des Gasthauses.

„Ah, mein lieber Freund," sagte er, „wie schlecht sind meine Pferde hier!"

„In der That!" versetzte d'Artagnan, „es thut mir unendlich leid für diese schönen Thiere."

„Und ich auch," sprach Porthos, „ich war auch schlecht hier, und wäre nicht die Wirthin," fuhr er, sich mit seiner selbstzufriedenen Miene auf den Beinen wiegend, fort, „welche ziemlich zuvorkommend ist und einen Spaß versteht, so würde ich anderswo ein Lager gesucht haben."

Die schöne Madeleine, die sich während dieses Gespräches genähert hatte, machte einen Schritt rückwärts und wurde bleich wie der Tod, als sie die Worte von Porthos hörte. Sie glaubte, die Scene mit dem Schweizer würde sich wiederholen, aber zu ihrem großen Erstaunen veränderte d'Artagnan keine Miene und sagte, statt sich zu ärgern, lachend zu Porthos:

„Ja, ich begreife, lieber Freund, die Luft der Rue Tiquetonne ist nicht so viel werth, als die im Thale von Pierrefonds. Aber beruhigt Euch, Ihr sollt eine bessere bekommen."

„Wann dies?"

„Meiner Treue, bald, hoffe ich."

„Ah, desto besser!"

Auf diesen Ausruf erfolgte ein tiefer, langer Seufzer, welcher aus der Ecke einer Thüre hervorkam. D'Artagnan, der abgestiegen war, erblickte jetzt als Relief auf der Mauer den ungeheuren Bauch von Mousqueton, dessen trübseligem Munde dumpfe Klagen entstiegen.

„Und Ihr auch, mein armer Herr Mouston, Ihr seid auch nicht an Eurem Platze in dieser gebrechlichen

Herberge?“ sagte d'Artagnan mit dem spöttischen Tone, der ebensowohl Mitleid als Hohn sein konnte.

„Er findet die Küche abscheulich,“ antwortete Porthos.

„Nun,“ versetzte d'Artagnan, „warum macht er es nicht, wie in Chantilly?“

Ah! gnädiger Herr, ich hatte hier nicht mehr, wie da unten, die Teiche des Herrn Prinzen, um die schönen Karpfen darin zu fischen, und die Waldungen Seiner Hoheit, um die fetten Rebhühner darin am Kragen zu fassen. Den Keller habe ich auch sehr genau untersucht und in der That, es ist sehr wenig darin.“

„Herr Mouston,“ sprach d'Artagnan, „ich würde Euch wirklich beklagen, wenn ich für den Augenblick nicht etwas viel Dringenderes zu thun hätte.“

Dann Porthos bei Seite nehmend, fuhr er fort;

„Mein lieber Du Vallon, Ihr seid ganz angekleidet, und das trifft sich glücklich, denn ich führe Euch auf der Stelle zum Cardinal.“

„Bah! wirklich?“ fragte Porthos, die Augen weit aufreißend.

„Ja, mein Freund.“

„Eine Vorstellung?“

„Erschreckt Euch das?“

„Nein, aber es bringt mich in Verwirrung.“

„Oh! seid unbesorgt, Ihr habt es nicht mehr mit dem früheren Cardinal zu thun, und dieser wird Euch nicht durch seine Majestät niederschmettern.“

„Gleichviel, Ihr begreift, d'Artagnan, der Hof!“

„Ei, mein Freund, es gibt keinen Hof mehr.“

„Die Königin!“

„Ich wollte sagen, es gibt keine Königin mehr. Die Königin? Beruhigt Euch, wir werden sie nicht sehen.“

„Und Ihr sagt, wir gehen auf der Stelle in das Palais Royal.“

„Auf der Stelle. Nur werde ich, um nicht zögern zu müssen, eines von Euern Pferden entlehnen.“

„Nach Belieben, sie stehen Euch alle vier zu Dienst.“

„Ah, ich bedarf in diesem Augenblick nur Eines.“

„Nehmen wir unsere Bedienten nicht mit?“

„Ja, nehmt Mousqueton, das wird nicht übel sein. Planchet hat seine Gründe, nicht an den Hof zu gehen.“

„Und warum dies?“

„Er steht schlecht mit seiner Eminenz.“

„Mouston,“ sprach Porthos, „sattelt Vulcan und Bayard!“

„Und ich, gnädiger Herr, soll ich Rustand nehmen?

„Nein, nehmt ein Luxuspferd, Phöbus oder Superbe. Wir reiten in Ceremonie.“

„Ah,“ sprach Mousqueton aufathmend, „es handelt sich also nur um einen Besuch.“

„Ei, mein Gott, ja, Mouston, um nichts Anderes. Nur steckt für jeden möglichen Fall Pistolen in die Halfter; Ihr findet die meinigen geladen an meinem Sattel.“

Mouston stieß einen Seufzer aus. Er verstand nichts von den Ceremonienbesuchen, die man bis an die Zähne bewaffnet macht.

„Ihr habt im Ganzen Recht,“ sprach Porthos, der mit Wohlgefallen seinem alten Diener nachschaute; „Ihr habt Recht, d'Artagnan, Mouston genügt, Mouston hat ein hübsches Aussehen.“

D'Artagnan lächelte.

„Und Ihr?“ sagte Porthos, „kleidet Ihr Euch nicht um?“

„Nein, ich bleibe, wie ich bin.“

„Aber Ihr seid mit Schweiß und Staub überzogen und Eure Stiefeln sind ganz schmutzig.“

„Dieses Reiseneglige wird zum Beweise für den Eifer dienen, mit dem ich dem Befehle des Cardinals Folge leistete.“

In diesem Augenblick kam Mousqueton mit den drei Pferden zurück. D'Artagnan schwang sich in den Sattel, als ob er seit drei Tagen ausgeruht hätte.

„Oh," sagte er zu Planchet, „meinen langen Degen!"

„Ich?" versetzte Porthos, auf einen kleinen Paradedegen mit einem vergoldeten Stichblatte deutend, „Ich habe meinen Hofdegen."

„Nehmt Euern Raufdegen, mein Freund."

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht, aber nehmt ihn immerhin, glaubt mir."

„Meinen Raufdegen, Mouston," sprach Porthos.

„Aber das ist ja ein ganzer Kriegsaufzug, gnädiger Herr," erwiederte dieser. „Ziehen wir denn in das Feld? Dann sagt es mir sogleich und ich werde meine Vorsichtsmaßregeln dem gemäß nehmen."

„Bei uns, Mouston, erwiederte d'Artagnan, „sind die Vorsichtsmaßregeln immer sehr anzuempfehlen; denn wir haben nicht die Gewohnheit, unsere Nächte auf Bällen und mit Serenaden hinzubringen.

„Ach! das ist wahr," sprach Mousqueton, sich von den Zehen bis zum Scheitel bewaffnend, „aber ich hatte es vergessen."

Sie entfernten sich im raschen Zuge und gelangten gegen ein Viertel auf acht Uhr nach dem Palais-Cardinal. Es trieb sich eine Menge von Menschen in den Straßen umher, denn es war gerade das Pfingstfest. Und diese Menge sah mit Erstaunen die zwei Cavaliere vorüberziehen, von denen der eine so frisch war, daß er aus einer Schachtel gekommen schien, und der andere so bestaubt, daß man hätte glauben sollen, er kehre unmittelbar von dem Schlachtfelde zurück. Mousqueton zog ebenfalls die Blicke der Müßiggänger auf sich, und da der Roman Don Quixote damals sehr viel gelesen wurde, so sagten Einige, es wäre Sancho Pansa,

der, nachdem er einen Herrn verloren, zwei gefunden hätte.

Als sie in das Vorzimmer gelangten, fand sich d'Artagnan wieder im bekannten Lande. Musketiere von seiner Compagnie hielten gerade Wache. Er ließ den Huissier rufen und zeigte ihm den Brief des Cardinals, der ihm einschärfte, ohne eine Sekunde zu verlieren, zurückzukehren. Der Huissier verbeugte sich und trat bei Seiner Eminenz ein.

D'Artagnan wandte sich gegen Porthos um und glaubte ein leichtes Zittern an ihm wahrzunehmen. Er lächelte, näherte sich seinem Ohre und sagte zu ihm:

„Guten Muth, mein braver Freund, laßt Euch nicht einschüchtern; glaubt mir, das Auge des Adlers ist geschlossen und wir haben es nur mit einem einfachen Reiher zu thun. Haltet Euch aufrecht, wie an dem Tage der Bastei Saint Gervais, und verbeugt Euch nicht zu tief vor diesem Italiener; das würde ihm einen armseligen Begriff von Euch geben."

„Gut, gut," antwortete Porthos.

Der Huissier erschien wieder und sagte:

„Tretet ein, mein Herr, Seine Eminenz erwartet Euch."

Mazarin saß wirklich in seinem Cabinet und arbeitete daran, so viel als immer möglich, Namen von einer Pensionen- und Unterstützungsliste zu streichen. Er sah aus einem Winkel seines Auges d'Artagnan und Porthos eintreten, und obgleich sein Blick bei der Meldung des Huissier gefunkelt hatte, so schien er doch nicht im Geringsten bewegt.

„Ah, Ihr seid es, mein Herr Lieutenant?" sagte er. „Ihr habt Euch beeilt; gut, seid willkommen."

„Ich danke, Monseigneur. Ich bin hier auf Befehl Eurer Eminenz, und eben so Herr Du Vallon, derjenige von meinen ehemaligen Freunden, welcher seinen Adel unter dem Namen Porthos verbarg."

Porthos verbeugte sich vor dem Cardinal.

„Ein herrlicher Cavalier," sprach Mazarin.

Porthos drehte den Kopf rechts und links und machte Schulterbewegungen voll Würde.

„Der beste Degen des Königreichs, Monseigneur," sprach d'Artagnan. „Dies wissen viele Leute, welche es nicht sagen und nicht sagen können."

Porthos verbeugte sich vor d'Artagnan.

Mazarin liebte die schönen Soldaten beinahe eben so sehr, als sie später der König Friedrich von Preußen liebte. Er bewunderte die nervigen Hände, die breiten Schultern und das feste Auge von Porthos. Es kam ihm vor, als hätte er das Heil seines Ministeriums und des Königreichs aus Fleisch und Knochen geschnitten vor sich. Das erinnerte ihn an die alte Verbindung der Musketiere, welche aus vier Personen bestanden hatte.

„Und Eure zwei anderen Freunde?" sagte Mazarin.

Porthos öffnete den Mund, denn er glaubte, es wäre für ihn jetzt Zeit, auch ein Wort anzubringen. D'Artagnan machte ihm aus dem Augenwinkel ein Zeichen.

„Unsere anderen Freunde sind in diesem Augenblicke verhindert; sie werden später mit uns zusammentreffen."

Mazarin hustete leicht.

„Und dieser Herr ist wohl freier, als sie, und tritt gerne wieder in den Dienst?" fragte Mazarin.

„Ja, Monseigneur, und zwar aus reiner Ergebenheit, denn Herr de Bracieur ist reich."

„Reich?" sagte Mazarin, dem dieses einzige Wort stets große Achtung einflößte.

„Fünfzigtausend Livres Renten," sagte Porthos.

Dies war das erste Wort, welches er ausgesprochen hatte.

„Aus reiner Ergebenheit," versetzte Mazarin mit seinem feinen Lächeln, „aus reiner Ergebenheit?"

„Monſeigneur glaubt vielleicht nicht viel an dieſes Wort?“ fragte d'Artagnan.

„Und Ihr, Herr Gascogner?“ ſagte Mazarin, ſeine zwei Ellenbogen auf ſeinen Schreibtiſch und ſein Kinn auf ſeine zwei Hände ſtützend.

„Ich,“ erwiederte d'Artagnan, „glaube an die Ergebenheit, wie an einen Taufnamen z. B., auf den natürlich ein irdiſcher Name folgen muß. Man hat allerdings eine mehr oder minder ergebene Natur; aber am Ende jeder Ergebenheit muß immer irgend Etwas ſein.“

„Und Euer Freund z. B., was würde er am Ende ſeiner Ergebenheit wünſchen?“

„Monſeigneur, mein Freund hat drei herrliche Güter: das Gut Du Vallon bei Corbeille, Bracieux bei Soiſſons und Pierrefonds in Valois. Er wünſchte nun, Monſeigneur, daß eines von dieſen drei Gütern zu einer Baronie erhoben würde.“

„Nicht mehr, als dieſes?“ ſagte Mazarin, deſſen Augen vor Freude glänzten, als er ſah, daß er die Ergebenheit von Porthos belohnen konnte, ohne die Börſe zu öffnen. „Nur dieſes? die Sache wird ſich machen laſſen.“

„Ich werde Baron!“ rief Porthos und that einen Schritt vorwärts.

„Ich habe es Euch geſagt,“ verſetzte d'Artagnan, indem er ihn bei der Hand zurückhielt, „und Monſeigneur wiederholt es Euch.“

„Und Ihr, Herr d'Artagnan, was wünſcht Ihr?“

„Monſeigneur,“ ſprach d'Artagnan, „im nächſten Monat September ſind es zwanzig Jahre, daß mich der Herr Cardinal von Richelieu zum Lieutenant bei den Musketieren gemacht hat.“

„Und Ihr wollt, daß Euch der Cardinal Mazarin zum Kapitän mache?“

D'Artagnan verbeugte ſich.

„Nun wohl, Alles dies iſt nicht unmöglich. Man

wird sehen, meine Herren, man wird sehen. Sagt nun, Herr Du Vallon," sprach Mazarin, „welchen Dienst zieht Ihr vor? den in der Stadt? den im Felde?"

Porthos öffnete den Mund, um zu antworten.

„Monseigneur," sagte d'Artagnan. „Herr Du Vallon ist, wie ich, er liebt den außerordentlichen Dienst, d. h. die Unternehmungen, welche man für toll und unmöglich erachtet."

Diese Gasconnade mißfiel Mazarin nicht.

„Doch ich gestehe, daß ich Euch habe kommen lassen, um Euch einen sitzenden Posten zu geben. Ich hege eine gewisse Unruhe. Nun, was ist das?" sprach Mazarin.

Man vernahm in der That einen gewaltigen Lärmen im Vorzimmer, und beinahe zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre des Cabinets und ein mit Staub bedeckter Mann stürzte herein und schrie:

„Herr Cardinal! Wo ist der Herr Cardinal?"

Mazarin glaubte, man wollte ihn ermorden, und wich, seinen Stuhl vor sich schiebend, zurück. D'Artagnan und Porthos machten eine Bewegung, welche sie zwischen den Eindringling und den Cardinal stellte.

„Ei, mein Herr," sagte der Cardinal, „was gibt es denn, daß Ihr hier eintretet, wie in die Hallen?"

„Monseigneur," erwiederte der Offizier, an welchen dieser Vorwurf gerichtet war, „ich wünschte Euch sogleich und insgeheim zu sprechen. Ich bin Herr de Poins, Offizier bei den Wachen im Dienste des Gefängnisses von Vincennes."

Der Offizier war so bleich, so entstellt, daß Mazarin, überzeugt, er wäre der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht, d'Artagnan und Porthos durch ein Zeichen bedeutete, sie sollten dem Boten Platz machen.

D'Artagnan und Porthos zogen sich in einen Winkel des Cabinets zurück.

„Sprecht, mein Herr, sprecht geschwinde," sagte Mazarin, „was gibt es?"

„Monseigneur," antwortete der Bote, „Herr von Beaufort ist so eben aus dem Schlosse Vincennes entwichen."

Mazarin stieß einen Schrei aus und wurde noch bleicher, als derjenige, welcher ihm diese Nachricht überbrachte. Er fiel beinahe vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück.

„Entwichen!" sagte er, „Herr von Beaufort entwichen?"

„Monseigneur, ich habe ihn von der Terrasse herab entfliehen sehen."

„Und ihr habt nicht auf ihn schießen lassen?"

„Er war außerhalb der Schußweite."

„Aber was that Herr von Chavigny?"

„Er war abwesend."

„Und La Ramée?"

„Man fand ihn gebunden in dem Zimmer des Gefangenen, einen Knebel in seinem Munde und einen Dolch neben ihm."

„Aber der Mensch, den er sich beigegeben hatte?"

„Er war ein Genosse des Herzogs und entsprang mit ihm."

Mazarin stieß einen Seufzer aus.

„Monseigneur," sagte d'Artagnan und machte einen Schritt gegen den Cardinal.

„Was?" fragte Mazarin.

„Es scheint mir, Eure Eminenz verliert eine kostbare Zeit."

„Wie so?"

„Wenn Eure Eminenz Befehl ertheilte, dem Gefangenen nachzusetzen, so könnte man ihn vielleicht noch einholen. Frankreich ist groß und die nächste Gränze sechzig Meilen entfernt."

„Und wer wird ihm nachsetzen?" rief Mazarin.

„Ich, bei Gott!"

„Und Ihr würdet ihn festnehmen?“

„Warum nicht?“

„Ihr würdet den Herzog im Felde bewaffnet festnehmen?“

„Wenn Monseigneur mir Befehl ertheilte, den Teufel zu verhaften, so faßte ich ihn bei den Hörnern und führte ihn hierher.“

„Ich auch,“ sprach Porthos.

„Ihr auch?“ versetzte Mazarin und schaute die zwei Männer voll Erstaunen an. „Aber der Herzog wird sich nicht ohne einen blutigen Kampf ergeben?“

„Es sei!“ rief d'Artagnan, dessen Augen sich entflammten. „Zur Schlacht! Wir haben uns seit langer Zeit nicht mehr geschlagen; nicht wahr, Porthos?“

„Zum Kampfe!“ sprach Porthos.

„Und ihr glaubt ihn wieder einzuholen?“

„Ja, wenn wir besser beritten sind, als er.“

„Dann nehmt, was Ihr von Wachen hier findet, und eilt ihm nach.“

„Ihr befehlt es, Monseigneur?“

„Ich unterzeichne,“ sprach Mazarin, nahm ein Papier und schrieb einige Zeilen.

„Fügt bei, Monseigneur, daß wir alle Pferde nehmen können, die wir auf dem Wege treffen.“

„Ja, ja,“ sagte Mazarin, „Dienst des Königs. Nehmt und eilt!“

„Gut, Monseigneur.“

„Herr Du Vallon,“ fügte Mazarin bei, „Eure Baronie sitzt hinter dem Herzog von Beaufort auf dem Rosse; Ihr braucht ihn nur zu fassen. Was Euch betrifft, mein lieber d'Artagnan, Euch verspreche ich nichts, aber, wenn Ihr ihn zurückbringt, todt oder lebendig, so mögt ihr fordern, was Ihr haben wollt.“

„Zu Pferde, Porthos!“ rief d'Artagnan und faßte seinen Freund bei der Hand.

„Hier,“ antwortete Porthos mit seiner erhabenen Kaltblütigkeit.

Und sie stiegen die große Treppe hinab, nahmen die Wachen mit, welche sie auf ihrem Wege fanden, und riefen: „Zu Pferde! zu Pferde!“

Etwa zehn Mann fanden sich versammelt.

D'Artagnan und Porthos schwangen sich, der Eine auf Vulcan, der Andere auf Bayard, Mousqueton setzte sich auf Phöbus.

„Folgt mir,“ rief d'Artagnan.

„Marsch,“ sprach Porthos.

Und sie stießen die Sporen in die Flanken ihrer edlen Renner, und diese flogen wie der Sturmwind durch die Rue Saint-Honoré.

„Nun, Herr Baron, ich hatte Euch Leibesübung versprochen, Ihr seht, daß ich Wort halte.“

„Ja, mein Kapitän,“ antwortete Porthos.

Sie wandten sich um; Mousqueton hielt sich, mehr schwitzend, als sein Pferd, in schuldiger Entfernung. Hinter Mousqueton galoppirten die zehn Garden.

Die erstaunten Bürger traten auf ihre Thürschwellen und die zornig werdenden Hunde folgten bellend den Reitern.

An der Ecke des Saint-Jean-Kirchhofes warf d'Artagnan einen Mann nieder, aber es war dies ein zu geringfügiges Ereigniß, um Leute, welche so große Eile hatten, aufzuhalten. Die galoppirende Truppe setzte ihren Weg fort, als hätten ihre Pferde Flügel.

Ach! es gibt keine kleinen Ereignisse in der Welt, und wir werden sehen, daß durch dieses beinahe die Monarchie verloren gegangen wäre.

VI.

Die lange Straße.

Sie ritten in gleicher Eile durch den ganzen Faubourg Saint-Antoine und den Weg nach Vincennes entlang. Bald befanden sie sich außerhalb der Stadt, bald in dem Walde, bald im Angesichte des Dorfes.

Die Pferde schienen sich bei jedem Schritte immer mehr und mehr zu beleben und ihre Nüstern fingen an roth zu werden, wie glühende Oefen. D'Artagnan, die Sporen im Bauche seines Pferdes, war höchstens zwei Fuß vor Porthos voraus. Mousqueton folgte auf zwei Pferdelängen, die Garden ritten in einer Entfernung je nach dem Werthe ihrer Thiere.

Von einer Anhöhe herab erblickte d'Artagnan eine Gruppe von Personen, welche auf der andern Seite des Grabens standen, vor demjenigen Theile des Thurmes, der eine Aussicht nach Saint-Maur bot. Er begriff, daß der Gefangene in dieser Richtung entflohen war und daß er hier Auskunft erhalten würde. In fünf Minuten gelangte er zu diesem Punkte, wo ihn nach und nach die Garden wieder einholten.

Alle Menschen, welche die Gruppe bildeten, waren sehr beschäftigt. Sie betrachteten den nahe an der Schießscharte hängenden und zwanzig Fuß vom Boden abgebrochenen Strick; sie maßen mit ihren Augen die Höhe und tauschten allerlei Vermuthungen aus. Oben auf dem Walle gingen Wachen mit bestürzter Miene auf und ab.

Ein Posten von Soldaten, von einem Sergenten befehligt, entfernte die Bürger von der Stelle, wo der Herzog zu Pferde gestiegen war.

D'Artagnan ritt gerade auf den Sergenten zu.

„Mein Offizier," sprach der Sergent, „man darf sich nicht hier aufhalten."

„Dieser Befehl ist nicht für mich," erwiederte d'Artagnan. „Hat man die Flüchtlinge verfolgt?"

„Ja, mein Offizier; aber leider sind sie gut beritten."

„Wie viele sind es?"

„Vier Gesunde und ein Fünfter, den sie verwundet mitgenommen haben."

„Vier!" sprach d'Artagnan, und schaute dabei Porthos an. „Hört Ihr, Baron? es sind ihrer nur vier."

Ein freudiges Lächeln erleuchtete das Antlitz von Porthos.

„Und wie viel haben sie Vorsprung?"

„Zwei und eine Viertelstunde, mein Offizier."

„Zwei und eine Viertelstunde? das ist nichts. Wir sind gut beritten; nicht wahr Porthos?"

Porthos stieß einen Seufzer aus; er dachte an das, was seiner armen Pferde harrte.

„Sehr gut," sagte d'Artagnan; „und nun sprecht, in welcher Richtung sind sie weggeritten?"

„Was das betrifft, mein Offizier, so hat man verboten, es zu sagen."

D'Artagnan zog aus seiner Tasche ein Papier und erwiederte:

„Befehl des Königs!"

„Dann sprecht mit dem Gouverneur."

„Und wo ist der Gouverneur?"

„Im Felde."

Der Zorn stieg d'Artagnan in's Gesicht, seine Stirne faltete sich; seine Schläfe wurden blutroth.

„Ah, Elender!" sagte er zu dem Sergenten.

Er öffnete das Papier, bot es mit einer Hand dem Sergenten und nahm mit der andern aus seinen Halftern eine Pistole, die er spannte.

„Befehl des Königs, sage ich Dir. Lies und ant-

Google

fleckte die Wämmser der Reiter, während der Schweiß durch ihre Hosen drang.

„Ruhen wir einen Augenblick, um diese unglücklichen Thiere Athem holen zu lassen," sagte Porthos.

„Tödten wir sie im Gegentheil," rief d'Artagnan, „und erreichen wir das Ziel. Ich sehe frische Spuren; es ist nicht mehr, als eine Viertelstunde, daß sie hier vorübergekommen sind."

Die Oberfläche der Straße war wirklich von Pferdetritten verarbeitet. Man sah die Spuren bei den letzten Strahlen des Tages.

Sie setzten sich wieder in Marsch; aber nach zwei Meilen stürzte das Pferd von Mousqueton.

„Gut!" sprach Porthos, „Phöbus ist verloren."

„Der Cardinal wird ihn mit tausend Pistolen bezahlen."

„Oh," rief Porthos, „darüber bin ich weg."

„Reiten wir wieder und im Galopp."

„Ja, wenn wir können."

Das Pferd von d'Artagnan weigerte sich wirklich, weiter zu gehen: es athmete nicht mehr. Ein letzter Spornstreich machte, daß es fiel, statt vorzurücken.

„Ah, Teufel," sagte Porthos, „Vulkan ist verschlagen."

„Mord und Teufel!" schrie d'Artagnan und faßte sich mit der vollen Faust bei den Haaren. „Man soll also hier stille halten! Gebt mir Euer Pferd, Porthos. Doch was Teufels macht Ihr?"

„Ei, bei Gott! ich falle," erwiederte Porthos, „oder Bayard bricht vielmehr zusammen."

D'Artagnan wollte ihn wieder aufstehen machen, während sich Porthos, so gut er konnte, aus den Steigbügeln zog; aber er bemerkte, daß ihm das Blut aus den Nüstern schoß.

„Drei sind hin!" sagte er. „Nun ist Alles vorbei!"

In diesem Augenblick ließ sich ein Wiehern vernehmen.

worte: oder ich zerschmettere Dir die Hirnschale. Welchen Weg haben sie eingeschlagen?"

Der Sergent sah, daß d'Artagnan ernsthaft sprach.

„Straße nach Vendome," antwortete er.

„Und durch welches Thor sind sie entflohen?"

„Durch das Thor von Saint-Maur."

„Wenn Du mich täuschest, Elender," sprach d'Artagnan, „so wirst Du morgen gehenkt."

„Und wenn Ihr sie einholt, so kommt Ihr nicht wieder, um mich hängen zu lassen."

D'Artagnan zuckte die Achseln, machte seiner Escorte ein Zeichen und ritt weiter.

„Hier durch, meine Herren, hier durch," rief er, und wandte sich nach dem Thore des bezeichneten Parkes.

Aber nun, da der Herzog entkommen war, hatte es der Concierge für geeignet erachtet, das Thor doppelt zu verschließen. Man mußte ihn zwingen, es zu öffnen, wie man den Sergenten gezwungen hatte, und dadurch gingen wieder zehn Minuten verloren.

Als das letzte Hinderniß überwunden war, setzte die Truppe ihren Lauf mit derselben Geschwindigkeit fort.

Doch nicht alle Pferde bewährten denselben Eifer; einige konnten den ungemessenen Lauf nicht lange aushalten. Drei hielten nach einem Marsch von einer Stunde inne; eines fiel.

D'Artagnan, der den Kopf nicht umwandte, bemerkte es nicht einmal.

Porthos sagte es ihm mit seiner ruhigen Miene.

„Wenn wir nur zu zwei ankommen," erwiederte d'Artagnan, „mehr braucht es nicht, da sie nur zu vier sind."

„Das ist wahr," sprach Porthos.

Und er stieß seinem Pferde die Sporen wieder in den Bauch.

Nach zwei Stunden hatten die Pferde zwölf Meilen, ohne anzuhalten, gemacht. Ihre Beine fingen an zu zittern und der Schaum, den sie ausschnaubten, be-

fleckte die Wämmser der Reiter, während der Schweiß durch ihre Hosen drang.

„Ruhen wir einen Augenblick, um diese unglücklichen Thiere Athem holen zu lassen," sagte Porthos.

„Tödten wir sie im Gegentheil," rief d'Artagnan, „und erreichen wir das Ziel. Ich sehe frische Spuren; es ist nicht mehr, als eine Viertelstunde, daß sie hier vorübergekommen sind."

Die Oberfläche der Straße war wirklich von Pferdetritten verarbeitet. Man sah die Spuren bei den letzten Strahlen des Tages.

Sie setzten sich wieder in Marsch; aber nach zwei Meilen stürzte das Pferd von Mousqueton.

„Gut!" sprach Porthos, „Phöbus ist verloren."

„Der Cardinal wird ihn mit tausend Pistolen bezahlen."

„Oh," rief Porthos, „darüber bin ich weg."

„Reiten wir wieder und im Galopp."

„Ja, wenn wir können."

Das Pferd von d'Artagnan weigerte sich wirklich, weiter zu gehen: es athmete nicht mehr. Ein letzter Spornstreich machte, daß es fiel, statt vorzurücken.

„Ah, Teufel," sagte Porthos, „Vulkan ist verschlagen."

„Mord und Teufel!" schrie d'Artagnan und faßte sich mit der vollen Faust bei den Haaren. „Man soll also hier stille halten! Gebt mir Euer Pferd, Porthos. Doch was Teufels macht Ihr?"

„Ei, bei Gott! ich falle," erwiederte Porthos, „oder Bayard bricht vielmehr zusammen."

D'Artagnan wollte ihn wieder aufstehen machen, während sich Porthos, so gut er konnte, aus den Steigbügeln zog; aber er bemerkte, daß ihm das Blut aus den Nüstern schoß.

„Drei sind hin!" sagte er. „Nun ist Alles vorbei!"

In diesem Augenblick ließ sich ein Wiehern vernehmen.

„Stille!“ sprach d'Artagnan.

„Was gibt es?“

„Ich höre ein Pferd.“

„Es ist das von einem unserer Kameraden, die uns einzuholen suchen.“

„Nein,“ versetzte d'Artagnan, „es ist voraus.“

„Dann ist es etwas Anderes,“ sprach Porthos, und er horchte ebenfalls, das Ohr in der von d'Artagnan angegebenen Richtung vorstreckend.

„Gnädiger Herr,“ sagte Mousqueton, der, nachdem er sein Pferd auf der Straße zurückgelassen hatte, seinen Herrn zu Fuß einholte, „gnädiger Herr, Phöbus konnte nicht wieder stehen, und...“

„Stille doch,“ versetzte Porthos.

In diesem Augenblick drang wirklich ein zweites Gewieher, von dem Nachtwinde herbeigetragen, zu der kleinen Gruppe.

„Das ist fünfhundert Schritte von hier! Vorwärts!“ rief d'Artagnan.

„In der That, gnädiger Herr,“ sagte Mousqueton, „fünfhundert Schritte von uns liegt ein kleines Jägerhaus.“

„Mousqueton, Deine Pistolen!“

„Ich habe sie in der Hand.“

„Porthos, nehmt die Eurigen aus Euern Halftern.“

„Ich habe sie.“

„Gut,“ sprach d'Artagnan, indem er ebenfalls nach den seinigen griff.

„Ihr versteht nun, Porthos?“

„Nicht ganz.“

„Wir reisen im Dienste des Königs.“

„Nun?“

„Für den Dienst des Königs verlangen wir diese Pferde.“

„So ist es,“ sprach Porthos.

„Dann kein Wort mehr und zum Werke.“

Alle drei rückten in der Nacht schweigsam wie Gespenster vor. An einer Wendung der Straße sahen sie ein Licht mitten unter Bäumen glänzen.

„Hier ist das Haus, sprach d'Artagnan ganz leise; „laßt mich gewähren, Porthos, und macht es, wie ich es machen werde."

Sie schlichen von Baum zu Baum und gelangten, ohne gesehen zu werden, bis auf zwanzig Schritte zu dem Hause. In dieser Entfernung erblickten sie durch eine unter einem Schoppen aufgehängte Laterne vier Pferde von schönem Aussehen. Ein Knecht striegelte sie. Neben ihm lagen ihre Sättel und Zäume.

D'Artagnan näherte sich rasch und machte dabei seinen zwei Gefährten ein Zeichen, sich einige Schritte hinter ihm zu halten.

„Ich kaufe diese Pferde," sagte er zu dem Knechte.

Dieser wandte sich erstaunt um, jedoch ohne etwas zu sprechen.

„Hast Du nicht gehört, Bursche?" versetzte d'Artagnan.

„Allerdings," erwiederte er.

„Warum antwortest Du nicht?"

„Weil diese Pferde nicht zu verkaufen sind."

„Dann nehme ich sie."

Und er legte die Hand an dasjenige, welches in seinem Bereiche war. Seine Gefährten erschienen in diesem Augenblick und thaten dasselbe.

„Aber, meine Herren," rief der Lackei, „sie haben eine Strecke von sechs Meilen zurückgelegt und sind kaum eine halbe Stunde abgesattelt."

„Eine halbe Stunde Ruhe genügt," versetzte d'Artagnan, „und sie sind dann nur um so besser im Athem."

Der Knecht rief um Hülfe.

Eine Art von Verwalter kam gerade in dem Augenblick heraus, wo d'Artagnan und seine Genossen den Pferden die Sättel auf den Rücken legten.

Der Verwalter wollte Lärm machen.

„Mein lieber Freund," sagte d'Artagnan, „wenn Ihr ein Wort sprecht, zerschmettere ich Euch die Hirnschale."

Und er zeigte ihm den Lauf einer Pistole, die er sogleich wieder unter seinen Arm steckte, um sein Geschäft fortzusetzen.

„Aber, mein Herr," sagte der Verwalter, „wisset Ihr, daß diese Pferde dem Herrn von Montbazon gehören?"

„Desto besser," erwiederte d'Artagnan, „es müssen gute Thiere sein!"

„Herr," sprach der Verwalter, während er Schritt für Schritt zurückwich und die Thüre zu erreichen suchte, „ich sage Euch, daß ich meine Leute rufe."

„Und ich die meinigen," antwortete d'Artagnan, „ich bin Lieutenant bei den Musketieren des Königs, habe zehn Wachen, die mir folgen, und Ihr... halt... hört Ihr sie galoppiren? Wir wollen doch sehen!"

Man hörte nichts, aber der Verwalter fürchtete sich, etwas zu hören.

„Seid Ihr fertig, Porthos?" fragte d'Artagnan.

„Ich bin fertig."

„Und Ihr, Mouston?"

„Ich auch."

„Dann zu Pferde, und vorwärts!"

Alle drei schwangen sich auf ihre Rosse.

„Herbei!" rief der Verwalter. „Herbei, Bedienten, und die Carabiner heraus!"

„Vorwärts!" sprach d'Artagnan; „es könnte hier Musketenfeuer geben."

Und alle Drei ritten wie der Wind davon.

„Zu Hülfe!" brüllte der Verwalter, während der Knecht nach dem benachbarten Hause lief.

„Hütet Euch, Eure Pferde zu tödten!" rief d'Artagnan und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Feuer!" antwortete der Verwalter.

Ein Schimmer, dem eines Blitzes ähnlich, beleuch-

tete den Weg und zu gleicher Zeit mit dem Knalle hörten die drei Reiter die Kugeln pfeifen, welche sich in der Luft verloren.

„Sie schießen wie Bedientenvolk," sagte Porthos; „zur Zeit des Cardinal von Richelieu schoß man besser. Erinnert Ihr Euch der Straße nach Crevecoeur, Mousqueton?"

„Ja, gnädiger Herr, der rechte Hinterbacke thut mir noch weh."

„Wißt Ihr gewiß, daß wir auf der Spur sind, d'Artagnan?" fragte Porthos.

„Bei Gott! habt Ihr denn nicht gehört?"

„Was?"

„Daß diese Pferde Herrn von Montbazon gehören?"

„Nun?"

„Nun! Herr von Montbazon ist der Gatte von Frau von Montbazon."

„Weiter?"

„Und Frau von Montbazon ist die Geliebte von Herrn von Beaufort."

„Ah, ich begreife," sagte Porthos, „sie hatte Relais gelegt."

„Richtig!"

„Und wir eilen dem Herzog mit den Pferden nach, die er zurückgelassen hat."

„Mein lieber Porthos, Ihr besitzt wirklich einen erhabenen Verstand," sprach d'Artagnan mit seiner halb süßen, halb sauren Miene.

„Bah!" sagte Porthos, „wie ich bin, so bin ich."

So ritt man eine Stunde, die Pferde waren weiß vom Schaum und das Blut floß ihnen vom Bauch.

„He! was habe ich da unten gesehen?" sagte d'Artagnan.

„Ihr seid sehr glücklich, wenn Ihr in einer solchen Nacht etwas seht!" versetzte Porthos.

„Funken!"

„Ich habe sie auch gesehen," sprach Mousqueton.

„Ah, ah! sollten wir sie eingeholt haben?“

„Gut, ein todtes Pferd,“ sagte d'Artagnan, indem er sein Roß von einer Wendung zurücklenkte, die es gemacht hatte. „Es scheint, sie sind auch mit ihrem Athem zu Ende.“

„Es kommt mir vor, als hörte ich das Geräusch einer Truppe von Reitern,“ sprach Porthos, auf die Mähne seines Pferdes vorgebeugt.“

„Unmöglich; sie sind zahlreich.“

„Dann ist es etwas Anderes.“

„Noch ein Pferd,“ sagte Porthos.

„Todt?“

„Nein, verendend.“

„Gesattelt oder abgesattelt.“

„Gesattelt.“

„Dann sind sie es!“

„Muth! wir haben sie!“

„Aber sie sind zahlreich,“ sprach Mousqueton. „Wir sind es nicht, die sie haben, sondern sie sind es, die uns haben.“

„Bah!“ versetzte d'Artagnan, „sie werden uns für stärker halten, da wir sie verfolgen; dann wird sie die Furcht erfassen und wir werden sie zerstreuen.“

„Das ist sicher,“ sagte Porthos.

„Ah, seht Ihr!“ rief d'Artagnan.

„Ja, abermals Funken. Diesmal habe ich sie auch wahrgenommen,“ sprach Porthos.

„Vorwärts, vorwärts!“ sagte d'Artagnan mit seiner scharfen Stimme, „und in fünf Minuten werden wir lachen.“

Und sie jagten abermals fort. Wüthend vor Schmerz und Wetteifer flogen die Pferde auf der finsteren Landstraße hin, auf deren Mitte man eine düstrere, dunklere Masse, als der übrige Horizont, zu erblicken anfing.

VII.

Das Zusammentreffen.

So rannte man noch ungefähr zehn Minuten.

Plötzlich lösten sich zwei schwarze Punkte von der Masse, traten hervor, wurden immer dicker und nahmen, je dicker sie wurden, immer mehr die Form von zwei Reitern an.

„Oho!“ sprach d'Artagnan, „man kommt uns entgegen.“

„Desto schlimmer für die Kommenden,“ versetzte Porthos.

„Wer da?“ rief eine rauhe Stimme.

Die drei Reiter hielten nicht an und antworteten auch nicht. Man hörte nur das Geräusch von Degen, die aus der Scheide gezogen wurden, und das Knarren von Pistolenhahnen, welche die zwei schwarzen Gespenster spannten.

„Zügel in die Zähne!“ sagte d'Artagnan.

Porthos begriff, und d'Artagnan und er zogen jeder mit der linken Hand eine Pistole aus ihren Halftern und spannten ebenfalls.

„Wer da?“ rief man zum zweiten Male. „Keinen Schritt mehr oder Ihr seid des Todes!“

„Bah!“ antwortete Porthos, beinahe erstickt durch den Staub und an seinem Zügel kauend, wie sein Pferd am Gebiß kaute. „Bah! wir haben wohl schon Andere gesehen.“

Bei diesen Worten versperrten die zwei Schatten den Weg und man sah beim Mondschein den Lauf ihrer gesenkten Pistolen glänzen.

„Zurück!“ rief d'Artagnan, „oder Ihr seid des Todes!“

Zwei Pistolenschüsse antworteten auf diese Drohung.

Aber die zwei Angreifenden kamen mit einer solchen Geschwindigkeit heran, daß sie in demselben Augenblick vor ihren Gegnern waren. Es krachte ein dritter Pistolenschuß, von d'Artagnan abgefeuert, und sein Feind fiel. Porthos stieß mit solcher Heftigkeit auf den Andern, daß er, obgleich sein Degen abgewendet war, ihn mit einem Stoße zehn Schritte vom Pferde schleuderte.

„Mach' fertig, Mousqueton," sagte Porthos.

Und er jagte vorwärts an der Seite seines Freundes, welcher bereits seine Verfolgung wieder fortgesetzt hatte.

„Nun?" fragte Porthos.

„Ich habe ihm den Kopf zerschmettert," erwiederte d'Artagnan; „und Ihr?"

„Ich habe ihn nur niedergeworfen. Doch halt!"

Man hörte einen Karabinerschuß. Es war Mousqueton, der im Vorüberreiten den Befehl seines Herrn vollstreckte.

„Frisch auf!" sprach d'Artagnan. „Das geht gut; die erste Partie haben wir gewonnen!"

„Ah, ah!" versetzte Porthos; „hier sind noch andere Spieler."

Es erschienen in der That zwei neue Reiter, welche sich von der Hauptgruppe getrennt hatten, um abermals den Weg zu versperren. Jetzt wartete d'Artagnan nicht einmal, bis man das Wort an ihn richtete.

„Platz!" rief er, „Platz!"

„Was wollt Ihr?" fragte eine Stimme.

„Den Herzog!" brüllten Porthos und d'Artagnan zugleich.

Ein schallendes Gelächter antwortete, endigte jedoch in einem Seufzer. D'Artagnan hatte den Lacher mit seinem Degen durchbohrt.

Zu gleicher Zeit machten zwei Knalle nur einen Schlag; es waren Porthos und sein Gegner, welche auf einander schossen.

D'Artagnan wandte sich um und sah Porthos ganz in seiner Nähe.

„Bravo, Porthos," sagte er, „es scheint mir, Ihr habt ihn getödtet."

„Ich habe nur das Pferd getroffen, „antwortete Porthos.

„Was wollt Ihr, mein Lieber? man trifft nicht mit jedem Schlage eine Fliege, und darf sich nicht beklagen, wenn einmal ein Stich verloren geht."

„Was Teufels hat Euer Pferd?" sagte Porthos, und hielt das seinige an.

Das Pferd von d'Artagnan stolperte wirklich und fiel auf die Kniee, röchelte sodann und streckte sich nieder.

Es hatte in die Brust die Kugel des ersten Gegners von d'Artagnan erhalten.

D'Artagnan stieß einen Fluch aus, daß der Himmel hätte bersten sollen.

„Will der gnädige Herr ein Pferd?" sagte Mousqueton.

„Bei Gott! ob ich eines will?" rief d'Artagnan.

„Hier," versetzte Mousqueton.

„Wie Teufels, kommst Du zu zwei Handpferden?" fragte d'Artagnan und schwang sich auf eines derselben.

„Ihre Herren sind todt; ich dachte, sie könnten uns nützlich sein und nahm sie mit."

Während dieser Zeit hatte Porthos seine Pistolen wieder geladen.

„Rasch!" sprach d'Artagnan, „hier sind wieder zwei."

„Ei, bei Gott, ich denke, das geht bis morgen so fort," rief Porthos.

Wirklich rückten zwei weitere Reiter in Eile heran.

„He, gnädiger Herr," sagte Mousqueton, „derjenige, welchen Ihr niedergeworfen habt, erhebt sich wieder."

„Warum hast Du es nicht gemacht, wie mit dem Ersten?"

„Ich hatte keine freie Hand, weil ich die zwei Pferde hielt."

„Es wurde ein Schuß abgefeuert.

Mousqueton stieß ein Schmerzgeschrei aus.

„Ah, gnädiger Herr," rief er, „in den andern, gerade in den andern! Dieser Schuß gibt das Seitenstück zu dem auf der Straße von Amiens."

Porthos wandte sich wie ein Löwe um und jagte auf den abgesessenen Reiter zu, welcher seinen Degen zu ziehen versuchte; aber ehe er aus der Scheide war, hatte ihm Porthos einen so furchtbaren Schlag mit seinem Schwertknaufe beigebracht, daß er zusammenstürzte, wie der Ochse unter der Art des Fleischhauers.

Seufzend hatte sich Mousqueton von seinem Pferde herabgelassen, denn die Wunde, die er erhalten, gestattete ihm nicht mehr, auf dem Sattel zu bleiben.

Als d'Artagnan die Reiter erblickte, hielt er stille und lud seine Pistole wieder. Ueberdieß hatte sein neues Pferd einen Karabiner am Sattel befestigt.

„Hier bin ich," sagte Porthos, „warten wir oder greifen wir an?"

„Greifen wir an!" sprach d'Artagnan.

„Angegriffen!" wiederholte Porthos.

Sie stießen ihren Pferden die Sporen in den Bauch.

Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte von ihnen entfernt.

„Im Namen des Königs!" rief d'Artagnan, „laßt uns vorüber!"

„Der König hat hier nichts zu thun," erwiederte eine düstere, vibrirende Stimme, welche aus einer Wolke

zu kommen schien, denn der Reiter war von oben bis unten in Staub gehüllt.

„Es ist gut, wir werden sehen, ob der König nicht überall durchkommt," versetzte d'Artagnan.

„Seht immerhin!" rief dieselbe Stimme.

Zwei Pistolenschüsse gingen beinahe gleichzeitig los, der eine von d'Artagnan, der andere von dem Gegner von Porthos abgefeuert. Die Kugel von d'Artagnan riß seinem Feinde den Hut fort, die Kugel des Gegners von Porthos drang in den Hals seines Pferdes, das einen Seufzer ausstieß und todt niederstürzte.

„Zum letzten Male, wohin wollt Ihr?" fragte dieselbe Stimme.

„Zum Teufel!" antwortete d'Artagnan.

„Gut, dann seid ruhig, Ihr werdet zu ihm kommen."

D'Artagnan sah, wie sich der Lauf einer Muskete gegen ihn senkte. Er hatte nicht Zeit, in seine Halfter zu greifen, erinnerte sich jedoch eines Rathes, den ihm Athos einst gegeben hatte und ließ sein Pferd sich bäumen.

Die Kugel schlug dem Thier in den vollen Bauch. D'Artagnan fühlte, daß es unter ihm zusammenbrach, und warf sich mit seiner wunderbaren Behendigkeit auf die Seite.

„Ei, bei Gott!" sprach dieselbe vibrirende, spöttische Stimme, „das ist eine Pferdeschlächterei, und kein Männerkampf, was wir da machen. Zum Schwerte gegriffen, mein Herr!"

Und er sprang von seinem Pferde.

„Zum Schwerte gegriffen! es sei! Das ist ganz meine Sache!"

Mit zwei Sprüngen war d'Artagnan seinem Feinde gegenüber, dessen Eisen er an dem seinigen fühlte. D'Artagnan hatte mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit den Degen in Terz gelegt, was seine Lieblingslage war.

Während dieser Zeit hielt Porthos hinter seinem

Pferde knieend, welches sich in Zuckungen des Todeskampfes ausstreckte, in jeder Hand eine Pistole.

Mittlerweile hatte der Kampf zwischen d'Artagnan und seinem Gegner begonnen. D'Artagnan griff seiner Gewohnheit gemäß heftig an; aber er fand diesmal ein Spiel und eine Handwurzel, wodurch er zum Nachdenken gebracht wurde. Zweimal in Quart gefaßt, machte d'Artagnan einen Schritt rückwärts; sein Gegner rührte sich nicht. D'Artagnan kehrte zurück und legte abermals in Terz aus.

Es wurden mehrere Stöße von der einen und der andern Seite ohne Resultate geführt. Die Funken sprangen in Garben von den Degen auf.

Endlich dachte d'Artagnan, es wäre der geeignete Augenblick, seine Lieblingsfinte zu benützen. Er führte sie mit Geschicklichkeit herbei und stieß mit Blitzesgeschwindigkeit und mit solcher Kraft, daß er sich für unwiderstehlich hielt.

Der Stoß wurde parirt.

„Mordious!“ rief er mit seinem gascognischen Accent.

Bei diesem Ausrufe sprang sein Gegner zurück, neigte das entblößte Haupt und bemühte sich, durch die Finsterniß das Gesicht von d'Artagnan zu unterscheiden.

D'Artagnan, welcher eine Finte befürchtete, hielt sich in der Defensive.

„Nehmt Euch in Acht,“ sprach Porthos zu seinem Gegner, „ich habe noch meine zwei Pistolen geladen.“

„Ein Grund mehr für Euch, zuerst zu schießen,“ antwortete dieser.

Porthos schoß: Ein Blitz erleuchtete die Wahlstätte.

Bei diesem Schimmer stießen die zwei andern Kämpfer jeder einen Schrei aus.

„Athos!“ sagte d'Artagnan.

„D'Artagnan!“ sprach Athos.

Athos hob seinen Degen in die Höhe, d'Artagnan senkte den seinigen.

„Aramis!“ rief Athos, „schießt nicht!“

„Ah! ah! Ihr seid es, Aramis?“ sagte Porthos.

Und er warf seine Pistole weg.

Aramis stieß die seinige in seine Halfter, und steckte den Degen wieder in die Scheide.

„Mein Sohn,“ sprach Athos und reichte d'Artagnan die Hand.

Dies war der Name, den er ihm einst in seinen zärtlichen Augenblicken gab.

„Athos,“ erwiederte d'Artagnan, die Hände ringend, „Ihr vertheidigt ihn also? Und ich habe geschworen, ihn todt oder lebendig zurückzubringen. Ah! ich bin entehrt!“

„Tödtet mich,“ entgegnete Athos, seine Brust entblößend, „wenn Eure Ehre meines Todes bedarf.“

„Oh! wehe über mir! wehe über mir! Es gab nur einen Menschen auf dieser Welt, der mich aufhalten konnte, und das Unglück bringt mir gerade diesen in den Weg! Ah! was werde ich dem Cardinal sagen!“

„Ihr werdet ihm sagen, mein Herr,“ antwortete eine Stimme, welche das Schlachtfeld beherrschte, er habe gegen mich die zwei einzigen Menschen geschickt, welche fähig wären, vier Männer niederzuwerfen, Leib an Leib ohne Nachtheil gegen den Grafen de la Fère und den Chevalier d'Herblay zu kämpfen und sich nur an fünfzig Mann zu ergeben.“

„Der Prinz!“ sprachen zu gleicher Zeit Athos und Aramis und bewegten sich etwas auf die Seite, um den Prinzen frei zu stellen, während d'Artagnan und Porthos einen Schritt rückwärts machten.

„Fünfzig Reiter!“ murmelten d'Artagnan und Porthos.

„Schaut um Euch her, wenn Ihr daran zweifelt,“ sagte der Herzog.

D'Artagnan und Porthos schauten umher, sie waren wirklich ganz umhüllt von einem Truppe von Männern zu Pferde.

„Bei dem Geräusche Eures Kampfes, mein Herr,“ sagte der Herzog, „glaubte ich, Ihr wäret wenigstens zu zwanzig Mann, und ich bin mit allen Denen, welche mich umgaben, zurückgekehrt, müde, beständig zu fliehen, und begierig, ebenfalls ein wenig das Schwert zu ziehen; Ihr waret Eurer nur zwei?“

„Ja, Monseigneur,“ versetzte Athos; „aber, wie Ihr gesagt habt, zwei, welche so viel werth sind, als zwanzig.“

„Vorwärts, meine Herren, Eure Degen,“ sprach der Herzog.

„Unsere Degen!“ rief d'Artagnan, den Kopf erhebend und wieder erwachend. „Unsere Degen?“ Nie!“

„Nie!“ wiederholte Porthos.

Einige Männer machten eine Bewegung.

„Einen Augenblick, Monseigneur,“ sprach Athos, „nur zwei Worte.“

Und er näherte sich dem Prinzen, der sich zu ihm herabneigte, und sagte ihm leise einige Worte in das Ohr.

„Wie Ihr wollt, Graf,“ sprach der Prinz, „ich habe zu große Verbindlichkeiten gegen Euch, um Euch Eure erste Bitte abzuschlagen. Entfernt Euch, meine Herren,“ sagte er zu den Männern seiner Escorte. „Meine Herren d'Artagnan und Du Vallon, Ihr seid frei.“

Der Befehl wurde sogleich ausgeführt und d'Artagnan und Porthos bildeten den Mittelpunkt eines weiten Kreises.

„Nun d'Herblay,“ sprach Athos, „steigt vom Pferde und kommt.“

Aramis stieg ab und näherte sich Porthos, während Athos sich d'Artagnan näherte. Alle vier waren nun vereinigt.

„Freund,“ sagte Athos, „bedauert Ihr immer noch, unser Blut nicht vergossen zu haben?“

„Nein,“ antwortete d'Artagnan; „ich bedaure, uns gegen einander zu sehen, uns, die wir stets so

ſchön vereinigt waren; ich bedaure, uns in zwei feindlichen Lagern zu treffen. Ah, fortan wird uns nichts mehr gelingen!"

„Oh, mein Gott, nein! das iſt vorbei!" verſetzte Porthos!

„Wohl, ſo ſeid von den Unſeren!" ſprach Aramis.

„Stille, d'Herblay!" ſagte Athos. „Man macht Männern, wie dieſen hier, keine ſolche Vorſchläge. Sind ſie auf die Partei von Mazarin getreten, ſo geſchah es, weil ſie ihr Gewiſſen auf dieſe Seite trieb, wie uns das unſere auf die Seite des Prinzen trieb."

„Indeſſen aber ſind wir Feinde!" rief Porthos. „Gottes Blut! wer hätte dies je geglaubt!"

D'Artagnan ſprach nichts, aber er ſtieß einen Seufzer aus.

Athos ſchaute ſie an und nahm ihre Hände in die ſeinigen.

„Meine Herren," ſprach er, „dieſe Sache iſt ſehr ernſter Natur, und mein Herz leidet, als ob Ihr es durchſtochen hättet. Ja, wir ſind getrennt, das iſt die große, die traurige Wahrheit. Aber wir haben uns den Krieg noch nicht erklärt; vielleicht haben wir uns noch Bedingungen zu machen; eine letzte Unterredung iſt unerläßlich."

„Ich, was mich betrifft, ich fordere ſie," ſprach Aramis.

„Ich nehme ſie an," erwiederte d'Artagnan ſtolz.

Porthos neigte das Haupt als Zeichen der Einwilligung.

„Wählen wir einen Verſammlungsort," fuhr Athos fort, „der im Bereiche von uns Allen liegt, und ordnen wir auf eine beſtimmte Weiſe bei einer letzten Zuſammenkunft unſere gegenſeitige Stellung und das Benehmen, das wir gegen einander zu beobachten haben."

„Gut," ſprachen die drei Andern.

„Ihr ſeid alſo meiner Meinung?" fragte Athos.

„Vollkommen."

„Nun wohl, der Ort?“

„Place Royale, wenn es Euch zusagt,“ versetzte d'Artagnan.

„In Paris?“

„Ja.“

Athos und Aramis schauten sich an. Aramis machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Billigung.

„Place Royale, es sei!“ sprach Athos.

„Und wann dies?“

„Morgen Abend, wenn Ihr wollt.“

„Seid Ihr bis dahin zurück?“

„Ja.“

„Um welche Stunde?“

„Um zehn Uhr Nachts, wenn es Euch genehm ist.“

„Ganz gut.“

„Hievon,“ versetzte Athos, „wird der Krieg oder der Friede ausgehen, aber unsere Ehre, meine Freunde, ist dann wenigstens unverletzt.“

„Ach,“ murmelte d'Artagnan, „unsere Soldatenehre ist verloren!“

„D'Artagnan,“ sprach Athos ernst, „ich schwöre Euch, daß Ihr mir wehe thut, hieran zu denken, während ich nur an Eines denke, daran, daß wir gegen einander die Schwerter gekreuzt haben. Ja,“ fuhr er, schmerzlich den Kopf schüttelnd, fort, „ja, Ihr habt es gesagt, das Unglück ist über uns. Kommt, Aramis.“

„Und wir, Porthos?“ sagte d'Artagnan, „kehren wir zurück und bringen wir dem Cardinal unsere Schande.“

„Und sagt ihm vor Allem,“ rief eine Stimme, „daß ich nicht zu alt sei für einen Mann der Thätigkeit.“

D'Artagnan erkannte die Stimme von Rochefort.

„Vermag ich etwas für Euch?“ fragte der Prinz.

„Zeugschaft leisten, daß wir gethan haben, was wir konnten, Monseigneur.“

„Seid unbesorgt, es wird geschehen. Gott befohlen, meine Herren. In einiger Zeit sehen wir uns wieder, wie ich hoffe ... vor Paris oder vielleicht in Paris, und dann könnt Ihr Eure Entschädigung nehmen.“

Bei diesen Worten grüßte der Herzog mit der Hand, setzte sein Pferd wieder in Galopp und verschwand, gefolgt von seiner Escorte, deren Anblick sich in der Dunkelheit verlor, während sich ihr Geräusch im weiten Raume auflöste.

D'Artagnan und Porthos befanden sich allein auf der Landstraße, mit einem Manne, der zwei Pferde an der Hand hielt.

Sie glaubten, es wäre Mousqueton, und näherten sich ihm.

„Was sehe ich!“ rief d'Artagnan, „Du bist es, Grimaud?“

„Grimaud!“ sagte Porthos.

Grimaud bedeutete den zwei Freunden durch ein Zeichen, daß sie sich nicht täuschten.

„Und wem gehören die Pferde?“ fragte d'Artagnan.

„Wer gibt sie uns?“ fragte Porthos.

„Der Herr Graf de la Fère.“

„Athos, Athos!“ murmelte d'Artagnan, „Ihr denkt an Alles, und seid bei Gott der wahre Edelmann.“

„Vortrefflich!“ sagte Porthos. „Ich hatte bereits bange, den Marsch zu Fuß machen zu müssen.“

Und er schwang sich in den Sattel. D'Artagnan saß bereits zu Pferde.

„Nun, wo gehst Du hin, Grimaud? Du verläßt Deinen Herrn?“

„Ja,“ antwortete Grimaud, „ich begebe mich wieder zu dem Herrn Vicomte von Bragelonne bei der Armee in Flandern.“

Sie machten nun schweigend einige Schritte auf der Landstraße nach Paris; aber plötzlich hörten sie Klagen, welche aus einem Graben zu kommen schienen.

„Was ist das?“ fragte d'Artagnan.

„Das ist Mousqueton,“ antwortete Porthos.

„Ja wohl, gnädiger Herr, ich bin es,“ rief eine klägliche Stimme, während sich eine Art von Schatten am Rande der Straße erhob.

Porthos ritt auf seinen Intendanten zu, welchen er wirklich sehr lieb hatte.

„Solltest Du gefährlich verwundet sein, mein lieber Mouston?“ fragte er.

„Mouston!“ versetzte Grimaud und riß voll Erstaunen seine Augen auf.

„Nein, gnädiger Herr, ich glaube nicht; aber ich bin auf eine sehr unbequeme Weise verwundet.“

„Du kannst also nicht zu Pferde steigen?“

„Ah, was schlagt Ihr mir da vor?“

„Kannst Du zu Fuß gehen?“

„Ich werde es versuchen bis zum ersten Hause.“

„Was ist zu thun?“ sprach d'Artagnan. „Wir müssen doch nach Paris zurückkehren.“

„Ich übernehme Mousqueton,“ versetzte Grimaud.

„Ich danke, mein guter Grimaud,“ sagte Porthos.

Grimaud stieg ab und gab den Arm seinem alten Freunde, der ihn, Thränen in den Augen, annahm, ohne daß jedoch Grimaud genau wissen konnte, ob diese Thränen von der Freude des Wiedersehens herrührten, oder von dem Schmerze, den ihm seine Wunde verursachte.

D'Artagnan und Porthos setzten stillschweigend ihren Weg nach Paris fort.

Drei Stunden nachher wurden sie von einem mit Staub bedeckten Eilboten überholt: es war ein Mann von dem Herzog abgeschickt, der dem Cardinal einen Brief überbrachte, in welchem der Prinz seinem Versprechen gemäß von dem, was Porthos und d'Artagnan gethan hatten, Zeugschaft leistete.

Mazarin brachte eine sehr schlimme Nacht zu, als er diesen Brief empfing, in welchem ihm der Prinz an-

kündigte, er wäre in Freiheit und im Begriff, einen Krieg auf Leben und Tod mit ihm zu beginnen.

Der Cardinal las ihn zwei- bis dreimal, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn in seine Tasche.

„Was mich tröstet," sagte er, „da d'Artagnan ihn verfehlt hat, ist, daß dieser wenigstens in seiner Hast Brousſel niederritt. Der Gascogner ist offenbar ein kostbarer Mann und dient mir sogar bei seinen Ungeschicklichkeiten."

Der Cardinal spielte auf den Mann an, den d'Artagnan an der Ecke des Saint-Jean-Kirchhofes niedergeworfen hatte, und der kein Anderer war, als der Rath Brousſel.

VIII.

Der gute Brousſel.

Aber zum Unglück für den Cardinal, welcher in diesem Augenblick seine Periode der Widerwärtigkeiten hatte, war der gute Brousſel nicht zu Tode getreten worden.

Er ging wirklich ruhig durch die Rue Saint-Honoré, als das Pferd von d'Artagnan ihn an die Schulter traf und in den Koth warf.

D'Artagnan hatte, wie wir erwähnten, auf dieses kleine Ereigniß nicht Acht gegeben. Er theilte die tiefe und verächtliche Gleichgültigkeit, welche der Adel und besonders der militärische Adel in jener Zeit gegen das Bürgerthum offenbarte. Er war also gegen das dem kleinen schwarzen Manne widerfahrene Unglück völlig unempfindlich geblieben, obgleich er sich als die Ursache dieses Unglücks bekennen mußte, und ehe der arme

Brouſſel Zeit gehabt hatte, einen Schrei auszuſtoßen, war der ganze Sturm der bewaffneten Renner vorübergezogen. Dann erſt konnte der Verwundete gehört und aufgehoben werden.

Man lief herbei, man ſah dieſen ſtöhnenden Mann, man fragte ihn um ſeinen Namen, um ſeine Adreſſe, um ſeinen Titel, und ſobald er geſagt hatte, er hieße Brouſſel, wäre Rath im Parlament und wohnte in der Rue Saint-Landry, erhob ſich ein Schrei aus dieſer Menge, ein furchtbar drohender Schrei, der dem Verwundeten ſo bange machte, als der Orkan, welcher ſo eben über ſeinen Leib hingefahren war.

„Brouſſel!“ rief man, „Brouſſel, unſer Vater! Der Mann, welcher unſere Rechte gegen Mazarin vertheidigt! Brouſſel, der Freund des Volkes, getödtet, mit den Füßen zerſtampft von dieſen Schurken von Cardinaliſten! Zu Hülfe! Zu den Waffen! Tod dieſen Schurken!“

In einem Augenblick wurde der Haufen ungeheuer; man hielt einen Wagen an, um den kleinen Rath hinein zu legen; aber ein Mann aus dem Volke machte die Bemerkung, bei dem Zuſtande des Verwundeten müßte die Bewegung der Carroſſe das Uebel nur noch verſchlimmern; es thaten Fanatiker den Vorſchlag, ihn auf den Armen zu tragen, und dieſer Vorſchlag wurde mit Begeiſterung begrüßt und einſtimmig angenommen. Geſagt, gethan! Das Volk erhob ſich zugleich drohend und ſanft und trug ihn fort, dem Rieſen aus dem fantaſtiſchen Mährchen ähnlich, welcher fortwährend brummt und murrt, während er einen Zwerg auf ſeinen Armen liebkoſt und wiegt.

Brouſſel vermuthete wohl bereits dieſe Anhänglichkeit der Pariſer an ſeine Perſon; er hatte nicht drei Jahre lang die Oppoſition ausgeſtreut, ohne die Hoffnung, eines Tags Popularität dafür zu ernten. Dieſe Kundgebung zur geeigneten Zeit machte ihm Vergnügen und er war ſtolz darauf; denn ſie gab ihm

den Maßstab seiner Gewalt. Aber auf der andern Seite wurde dieser Triumph durch eine gewisse Unruhe getrübt. Außer den Quetschungen, welche ihm Schmerzen verursachten, befürchtete er, an jeder Straßenecke eine Schwadron von Garden und Musketieren hervorbrechen zu sehen, um die Menge anzugreifen, und was sollte dann aus dem Triumphator bei diesem Volksauflaufe werden?

Er hatte unabläßig vor seinen Augen den Wirbel von Männern, den Sturm mit dem eisernen Fuße, der ihn mit einem Athemzuge gleichsam umgestürzt hatte.

Mehrmals wiederholte er mit erloschener Stimme: „Eilen wir, meine Kinder, denn in der That, ich leide sehr.“

Und bei jeder von seinen Klagen erhoben sich verdoppelte Verwünschungen.

Nicht ohne Mühe gelangte man zu dem Hause von Broussel. Die Menge, welche vor ihm in die Straße gedrungen war, hatte bereits das ganze Quartier an die Kreuzstöcke und auf die Thürschwellen gezogen. An einem Fenster eines Hauses mit sehr schmalem Eingange nahm man eine alte Dienerin wahr, welche sich auf das Heftigste geberdete und aus Leibeskräften schrie, und ebendaselbst eine bereits betagte Frau, welche in Thränen ausgebrochen war. Diese zwei Personen befragten mit einer sichtbaren, obgleich verschiedenartig ausgedrückten, Unruhe das Volk, welches ihnen statt jeder Antwort verworrenes, unverständliches Geschrei zusandte.

Als aber der Rath, von acht Männern getragen, ganz bleich und mit sterbendem Auge seine Wohnung, seine Frau und seine Dienerin betrachtend, erschien, fiel die gute Dame Broussel in Ohnmacht und die Magd stürzte, die Arme zum Himmel erhebend, auf die Treppe, um ihrem Herrn entgegenzugehen, und schrie:

„Oh mein Gott! mein Gott! wenn nur Friquet da wäre, um einen Wundarzt zu holen!“

Friquet war da. Wo ist ein Pariser Straßenjunge nicht?

Friquet hatte natürlich den Pfingsttag benützt, um sich von dem Herrn der Taverne Urlaub zu erbitten, einen Urlaub, der ihm nicht verweigert werden konnte, in Betracht, daß es in seinem Vertrag ausdrücklich bestimmt war, an den großen Festtagen des Jahres sollte er frei haben.

Friquet war an der Spitze des Zuges. Wohl kam ihm gleich von Anfang der Gedanke, einen Wundarzt zu holen; aber er fand es belustigender, aus vollem Halse zu schreien: „Sie haben Herrn Broussel getödtet! Herrn Broussel, den Vater des Volkes! Es lebe Herr Broussel!“ als ganz allein durch verschiedene Straßen zu gehen und ganz einfach zu einem schwarzen Manne zu sagen: „Kommt, Herr Wundarzt, der Rath Broussel bedarf Eurer.“

Zum Unglücke für Friquet, der eine wichtige Rolle bei dem Zuge spielte, beging er die Unklugheit, sich an die Gitter der Fenster im Erdgeschosse anzuklammern, um die Menge zu beherrschen. Dieser Ehrgeiz richtete ihn zu Grunde. Seine Mutter bemerkte ihn und schickte ihn nach dem Arzte.

Dann nahm sie den guten Mann in ihre Arme und wollte ihn bis in das oberste Stockwerk tragen; aber unten an der Treppe stellte sich der Rath wieder auf seine Beine und erklärte, er fühle sich stark genug, um allein hinaufzusteigen. Er bat auch Gervaise (das war der Name der Magd), sie möge das Volk zu bewegen suchen, daß es sich zurückziehe, aber Gervaise hörte nicht auf ihn.

„Oh mein armer Herr! mein lieber Herr!“ rief sie.

„Ja, meine Gute, ja, Gervaise,“ murmelte Broussel, um sie zu beschwichtigen; „sei unbesorgt, es wird nichts sein.“

„Daß ich mich beruhige, während Ihr gerädert, zertreten, zermalmt seid.“

„Nein, nein,“ entgegnete Broussel, „es ist nichts, beinahe nichts.“

„Nichts? und Ihr seid mit Koth bedeckt! Nichts, und Ihr habt Blut an Euren Haaren! Ah, mein Gott, mein Gott! mein armer Herr!“

„Stille doch!“ sagte Broussel, „stille!“

„Blut, mein Gott, Blut!“ rief Gervaise.

„Einen Arzt! einen Wundarzt! einen Doctor!“ brüllte die Menge. „Der Rath Broussel stirbt. Die Mazariner haben ihn getödtet!“

„Mein Gott!“ sprach Broussel voll Verzweiflung, „die Unglücklichen werden machen, daß mein Haus abgebrannt wird.“

„Stellt Euch an das Fenster und zeigt Euch!“

„Pest! ich werde mich wohl hüten; es ist gut für den König, sich zu zeigen. Sage ihnen, Gervaise, es gehe besser mit mir. Sage ihnen, ich wolle mich nicht an das Fenster, sondern in das Bett legen, und sie mögen sich entfernen.“

„Aber, warum sollen sie sich entfernen? Es macht Euch Ehre, wenn sie da sind.“

„Oh! siehst Du nicht,“ sprach Broussel, dessen Verzweiflung immer mehr zunahm, „sie machen, daß man mich verhaftet, daß man mich hängt! Ach, sieh' da, meine Frau ist unwohl.“

„Broussel! Broussel! rief die Menge. „Es lebe Broussel! Einen Wundarzt für Broussel!“

Sie machten so viel Lärmen, daß das, was Broussel vorhergesehen hatte, wirklich geschah. Eine Abtheilung von Wachen trieb mit Musketenkolben diesen übrigens harmlosen Haufen aus einander. Aber bei dem ersten Geschrei: „Die Wache, die Soldaten!“ steckte sich Broussel, welcher zitterte, man könnte ihn für den Anstifter dieses Auflaufes halten, ganz angekleidet in sein Bett.

In Folge dieser Fegerei gelang es der alten Gervaise, auf den dreimal wiederholten Befehl von Broussel, die Thüre nach der Straße zu schließen. Aber kaum war sie geschlossen und Gervaise wieder zu ihrem Herrn hinaufgegangen, als man stark an eben diese Thüre klopfte. Wieder zu sich gekommen, zog Madame Broussel am ganzen Leibe zitternd ihrem Gatten die Schuhe aus.

„Seht, wer klopft," sagte Broussel; „öffnet aber nur vertrauten Freunden, Gervaise."

Gervaise sah nach.

„Es ist der Herr Präsident Blancmesnil," sprach sie.

„Dann ist es gut," erwiederte Broussel, „öffnet immerhin."

„Laßt hören!" sprach der Präsident, als er eintrat. „Was haben sie Euch gethan, mein lieber Broussel? Ich höre, Ihr wäret beinahe ermordet worden."

Es ist nicht zu leugnen, man führte ohne Zweifel gegen mein Leben etwas im Schilde," antwortete Broussel mit einer Festigkeit, die stoisch zu sein schien.

„Mein armer Freund, sie wollten mit Euch anfangen; aber die Reihe wird an jeden von uns kommen, und da sie uns nicht in Masse besiegen können, so werden sie uns Einen nach dem Andern zu zerstören suchen."

„Wenn ich davon komme," sagte Broussel, „so will ich sie alle unter dem Gewichte meines Wortes zermalmen."

„Ihr werdet davon kommen," erwiederte Blancmesnil, „um sie ihren Angriff theuer bezahlen zu lassen."

Madame Broussel weinte heiße Thränen. Gervaise war in Verzweiflung.

„Was gibt es denn?" rief ein hübscher junger Mann mit kräftigen Formen, in das Zimmer stürzend. „Mein Vater verwundet!"

„Ihr seht ein Opfer der Tyrannei, junger Mensch," sprach Blancmesnil, als wahrer Spartaner.

„Wehe denen, welche Euch berührt haben, mein Vater," versetzte der junge Mann und wandte sich nach der Thüre.

„Jacques," sprach der Rath, „hole lieber einen Arzt."

„Ich höre das Geschrei des Volkes," rief die Alte, ohne Zweifel ist es Friquet, der einen bringt. Aber nein, es ist eine Carrosse!"

Blancmesnil schaute durch das Fenster.

„Der Coadjutor," sagte er.

„Der Herr Coadjutor!" wiederholte Brouffel. „Ei, mein Gott, wartet doch, daß ich ihm entgegengehe!"

Und seine Wunde vergessend, war der Rath im Begriff, Herrn von Retz entgegen zu laufen, wenn ihn Blancmesnil nicht aufgehalten hätte.

„Nun, mein lieber Brouffel," sagte der Coadjutor eintretend, „was gibt es denn? Man spricht von Hinterhalt, von Ermordung. Guten Morgen, Herr Blancmesnil. Ich habe im Vorüberfahren einen Arzt mitgenommen und bringe ihn."

„Ah, gnädiger Herr," sagte Brouffel, „wie viel Gnade bin ich Euch schuldig. Es ist wahr, ich bin grausam niedergeworfen und von den Musketieren des Königs mit Füßen getreten worden."

„Sagt des Cardinals," sprach der Coadjutor, „sagt des Mazarin. Aber wir wollen ihn Alles dies theuer bezahlen lassen, seid unbesorgt. Nicht wahr, Herr von Blancmesnil?"

Blancmesnil verbeugte sich, als die Thüre von einem Laufer aufgestoßen wurde. Ein Lackei in großer Livree folgte ihm und meldete: „Der Herr Herzog von Longueville."

„Wie!" rief Brouffel, „der Herr Herzog hier! Welche Ehre für mich! Ah, Monseigneur!"

„Mein Herr," sagte der Herzog, ich komme seufzend über das Schicksal unseres bravsten Vertheidigers. Seid Ihr denn verwundet, mein lieber Rath?"

„Wenn ich es wäre, Monseigneur, so würde mich Euer Besuch heilen.“

„Ihr leidet jedoch?“

„Sehr,“ sagte Brousſel.

„Ich habe einen Arzt mitgebracht,“ versetzte der Herzog; „erlaubt Ihr ihm einzutreten?“

„Ganz gewiß.“

Der Herzog machte seinem Lackeien ein Zeichen und dieser führte einen schwarzen Mann ein.

„Ich hatte denselben Gedanken, wie Ihr, mein Prinz,“ sprach der Coadjutor.

Die zwei Aerzte schauten sich an.

„Ah, Ihr seid es, mein Herr Coadjutor,“ sagte der Herzog. „Die Freunde des Volkes treffen sich auf dem wahren Gebiete.“

„Das Geschrei hatte mich erschreckt und ich eilte herbei. Aber ich glaube, es wäre das Dringendste, daß die Aerzte unsern braven Rath untersuchten.“

„Vor Euch, meine Herren?“ sprach Brousſel ganz schüchtern.

„Warum nicht, mein Lieber?“

„Wir wollen eiligst erfahren, wie es mit Euch steht.“

„Ei, mein Gott,“ sagte Madame Brousſel, „was soll dieser neue Lärm bedeuten?“

„Man sollte glauben, es wäre Beifallsgeschrei,“ sprach Blancmesnil und lief an das Fenster.

„Wie!“ rief Brousſel erbleichend, „was gibt es denn noch?“

„Die Livree des Herrn Prinzen von Conti,“ sprach Blancmesnil. „Der Herr Prinz von Conti selbst.“

Der Coadjutor und Herr von Longueville hatten ungeheure Lust zu lachen.

Die Aerzte waren im Begriff, die Decke von Brousſel aufzuheben.

Brousſel hielt sie zurück.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Conti ein.

„Ah, meine Herren," sagte er, als er den Coadjutor erblickte, „Ihr seid mir zuvorgekommen! Doch Ihr müßt mir deßhalb nicht grollen, mein lieber Herr Brouſſel. Als ich Euren Unfall erfuhr, glaubte ich, es würde Euch vielleicht an einem Arzte fehlen, und machte einen Umweg, um den meinigen mitzunehmen. Doch wie iſt es mit dem Mordverſuche?"

Brouſſel wollte ſprechen, aber es fehlte ihm an Worten. Er erſtickte beinahe unter dem Gewichte der Ehrenbezeigungen, mit denen man ihn überhäufte.

„Ei, mein guter Doctor, ſeht nach," ſagte der Prinz zu einem ſchwarzen Manne, der ihn begleitete.

„Meine Herren," ſprach einer von den Aerzten, „es iſt alſo eine Conſultation?"

„Wie Ihr wollt, doch beruhigt mich geſchwinde über den Zuſtand des lieben Rathes."

Die drei Aerzte näherten ſich dem Bette, Brouſſel zog die Decke mit aller Gewalt an ſich, wurde aber, trotz ſeines Widerſtandes entblößt und unterſucht.

Er hatte nur eine Quetſchung am Arme und eine andere am Schenkel.

Die drei Aerzte ſchauten ſich an, denn ſie begriffen nicht, wie man hatte die drei gelehrteſten Männer der Pariſer Facultät wegen einer ſolchen Erbärmlichkeit vereinigen können.

„Nun?" ſagte der Coadjutor.

„Nun?" ſagte der Herzog.

„Nun?" ſagte der Prinz.

„Wir hoffen, der Unfall wird keine Folgen haben," ſprach einer von den drei Aerzten, „und wollen uns zum Behuf einer Verordnung in das nächſte Zimmer zurückziehen."

„Brouſſel! Kunde von Brouſſel!" rief das Volk. „Wie geht es Brouſſel?"

Der Coadjutor lief an das Fenſter; bei ſeinem Anblick ſchwieg das Volk.

„Meine Freunde," ſagte er, „beruhigt Euch. Herr

„Wenn ich es wäre, Monseigneur, so würde mich Euer Besuch heilen.“

„Ihr leidet jedoch?“

„Sehr,“ sagte Brouffel.

„Ich habe einen Arzt mitgebracht,“ versetzte der Herzog; „erlaubt Ihr ihm einzutreten?“

„Ganz gewiß.“

Der Herzog machte seinem Lackeien ein Zeichen und dieser führte einen schwarzen Mann ein.

„Ich hatte denselben Gedanken, wie Ihr, mein Prinz,“ sprach der Coadjutor.

Die zwei Aerzte schauten sich an.

„Ah, Ihr seid es, mein Herr Coadjutor,“ sagte der Herzog. „Die Freunde des Volkes treffen sich auf dem wahren Gebiete.“

„Das Geschrei hatte mich erschreckt und ich eilte herbei. Aber ich glaube, es wäre das Dringendste, daß die Aerzte unsern braven Rath untersuchten.“

„Vor Euch, meine Herren?“ sprach Brouffel ganz schüchtern.

„Warum nicht, mein Lieber?“

„Wir wollen eiligst erfahren, wie es mit Euch steht.“

„Ei, mein Gott,“ sagte Madame Brouffel, „was soll dieser neue Lärm bedeuten?“

„Man sollte glauben, es wäre Beifallsgeschrei,“ sprach Blancmesnil und lief an das Fenster.

„Wie!“ rief Brouffel erbleichend, „was gibt es denn noch?“

„Die Livree des Herrn Prinzen von Conti,“ sprach Blancmesnil. „Der Herr Prinz von Conti selbst.“

Der Coadjutor und Herr von Longueville hatten ungeheure Lust zu lachen.

Die Aerzte waren im Begriff, die Decke von Brouffel aufzuheben.

Brouffel hielt sie zurück.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Conti ein.

„Ah, meine Herren," sagte er, als er den Coadjutor erblickte, „Ihr seid mir zuvorgekommen! Doch Ihr müßt mir deßhalb nicht grollen, mein lieber Herr Brouſſel. Als ich Euren Unfall erfuhr, glaubte ich, es würde Euch vielleicht an einem Arzte fehlen, und machte einen Umweg, um den meinigen mitzunehmen. Doch wie iſt es mit dem Mordverſuche?"

Brouſſel wollte ſprechen, aber es fehlte ihm an Worten. Er erſtickte beinahe unter dem Gewichte der Ehrenbezeigungen, mit denen man ihn überhäufte.

„Ei, mein guter Doctor, ſeht nach," ſagte der Prinz zu einem ſchwarzen Manne, der ihn begleitete.

„Meine Herren," ſprach einer von den Aerzten, „es iſt alſo eine Conſultation?"

„Wie Ihr wollt, doch beruhigt mich geſchwinde über den Zuſtand des lieben Rathes."

Die drei Aerzte näherten ſich dem Bette, Brouſſel zog die Decke mit aller Gewalt an ſich, wurde aber, trotz ſeines Widerſtandes entblößt und unterſucht.

Er hatte nur eine Quetſchung am Arme und eine andere am Schenkel.

Die drei Aerzte ſchauten ſich an, denn ſie begriffen nicht, wie man hatte die drei gelehrteſten Männer der Pariſer Facultät wegen einer ſolchen Erbärmlichkeit vereinigen können.

„Nun?" ſagte der Coadjutor.

„Nun?" ſagte der Herzog.

„Nun?" ſagte der Prinz.

„Wir hoffen, der Unfall wird keine Folgen haben," ſprach einer von den drei Aerzten, „und wollen uns zum Behuf einer Verordnung in das nächſte Zimmer zurückziehen."

„Brouſſel! Kunde von Brouſſel!" rief das Volk. „Wie geht es Brouſſel?"

Der Coadjutor lief an das Fenſter; bei ſeinem Anblick ſchwieg das Volk.

„Meine Freunde," ſagte er, „beruhigt Euch. Herr

Broussel ist außer Gefahr. Seine Wunde ist jedoch bedeutend und die Ruhe sehr nothwendig für ihn."

Der Ruf: „Es lebe Broussel! Es lebe der Coadjutor!" erscholl sogleich auf der Straße.

Herr von Longueville war eifersüchtig und ging auch an das Fenster.

„Es lebe Herr von Longueville!" rief man ebenfalls.

„Meine Freunde," sagte der Herzog, mit der Hand grüßend, „entfernt Euch im Frieden und gönnt unsern Feinden nicht das Vergnügen einer Unordnung."

„Schön, Herr Herzog, sprach Broussel von seinem Bette aus. „Das heiße ich als guter Franzose sprechen."

„Ja, meine Herren Pariser," rief der Prinz von Conti, ebenfalls an das Fenster tretend, um seinen Antheil an dem Beifall zu bekommen. „Ja, Herr Broussel bittet Euch. Ueberdies bedarf er der Ruhe, und der Lärm könnte ihn belästigen."

„Es lebe der Herr Prinz von Conti!" schrie die Menge.

Der Prinz grüßte.

Alle drei verabschiedeten sich nun von dem Rath, und die Menge, welche sie im Namen von Broussel weggeschickt hatten, bildete ihr Geleite. Sie waren bereits auf dem Quai, als Broussel, immer noch von seinem Bette aus, Komplimente machte.

Die alte Magd schaute ihren Herrn mit Bewunderung an. Der Rath war in ihren Augen um einen Fuß größer geworden.

„So geht es, wenn man seinem Vaterlande nach seinem Gewissen dient," sagte Broussel mit Befriedigung.

Die Aerzte entfernten sich, nachdem sie sich eine Stunde lang berathen und für die Quetschungen Umschläge mit Wasser und Salz verordnet hatten.

Es war den ganzen Tag eine Wallfahrt von Carossen. Die ganze Fronde ließ sich bei Broussel einschreiben.

„Welch' ein ſchöner Triumph, mein Vater," ſagte der junge Mann, der den wahren Beweggrund nicht begriff, welcher alle dieſe Leute zu ſeinem Vater trieb, und die Kundgebung der Großen, der Prinzen und ihrer Freunde im Ernſte nahm.

„Ach! mein lieber Jacques!" erwiederte Brouſſel, „ich bin ſehr bange, dieſen Triumph etwas theuer bezahlen zu müſſen. Wenn ich mich nicht täuſche, iſt Herr von Mazarin zu dieſer Stunde damit beſchäftigt, mir die Rechnung für den Aerger zu machen, den ich ihm verurſache."

Friquet kehrte um Mitternacht zurück; er hatte keinen Arzt finden können.

IX.

Vier alte Freunde ſchicken ſich zu einem Wiederſehen an.

„Nun?" ſagte, in dem Hofe des Gaſthauſes zur Rehziege ſitzend, Porthos zu ſeinem Freunde d'Artagnan, welcher mit langem, verdrießlichem Geſichte aus dem Palais-Cardinal zurückkehrte, „nun, er hat Euch ſchlecht empfangen, mein braver d'Artagnan?"

„Meiner Treue, ja! dieſer Menſch iſt offenbar ein abſcheuliches Weſen. Was eſſet Ihr da, Porthos?"

„Ei, Ihr ſeht es wohl, ich tauche etwas Zwieback in ſpaniſchen Wein. Macht es ebenſo."

„Ihr habt Recht. Gimblou, ein Glas!"

Der mit dieſem harmoniſchen Namen angerufene Kellner brachte das verlangte Glas, und d'Artagnan ſetzte ſich zu ſeinem Freunde.

„Wie hat sich die Sache gemacht?“

„Gott verdamme mich, es gab nicht zwei Mittel, die Geschichte darzustellen: ich trat ein, er schaute mich von der Seite an. Ich zuckte die Achseln und sagte zu ihm:

„„Monseigneur, wir sind nicht die Stärkeren gewesen.““

„„Ja, ich weiß Alles, aber erzählt mir die einzelnen Umstände.““

„Ihr begreift, Porthos, ich konnte die Einzelheiten nicht erzählen, ohne unsere Freunde zu nennen, und sie nennen, hieße sie zu Grunde richten.“

„Bei Gott!“

„„Monseigneur,““ sagte ich, „„sie waren zu fünfzig, und wir waren zu zwei.““

„„Ja,““ antwortete er, „„aber das verhinderte keineswegs einen Austausch von Pistolenschüssen, wie ich gehört habe.““

„„Allerdings sind von der einen, wie von der andern Seite einige Patronen verbrannt worden.““

„„Und die Schwerter haben den Tag gesehen?““ fügte er bei.

„„Das heißt, die Nacht, Monseigneur,““ antwortete ich.

„„Ah! ja,““ fuhr der Cardinal fort; „„ich hielt Euch für einen Gascogner, mein Lieber.““

„„Ich bin nur Gascogner, wenn ich siege, Monseigneur.““

„Diese Antwort gefiel ihm, denn er lachte.“

„„Das dient mir zur Lehre,““ sprach er, „„daß ich meinen Garden bessere Pferde gebe, denn wenn sie Euch hätten folgen können, und jeder würde so viel gethan haben, wie Ihr und Euer Freund, so hättet Ihr Euer Wort gehalten und mir ihn todt oder lebendig gebracht.““

„Das kommt mir gar nicht schlimm vor,“ versetzte Porthos.

„Mein Gott, nein, aber so wurde es gesagt. Es

ist doch unglaublich, wie viel Wein diese Zwiebacke halten; es sind wahre Schwämme. Gimblou, noch eine Flasche."

Die Flasche wurde mit einer Geschwindigkeit gebracht, die als Beweis für den Grad der Achtung diente, welche d'Artagnan in der Herberge genoß. Er fuhr fort:

„Ich war im Begriff, mich zu entfernen, als er mich zurückrief.

„„Drei von Euern Pferden sind todt oder verschlagen?"" fragte er.

„„Ja, Monseigneur.""

„„Wie viel waren sie werth?""

„Das war, scheint mir, ein guter Klang," sprach Porthos.

„„Tausend Pistolen,"" antwortete ich.

„Tausend Pistolen?" sagte Porthos, „oh! oh! das ist viel, er versteht sich auf die Pferde und wird wohl gehandelt haben."

„Meiner Treue, er hatte Lust dazu, der Filz, denn er machte einen furchtbaren Sprung und schaute mich an. Ich schaute ihn auch an; dann begriff er die Sache, steckte die Hand in einen Schrank und zog Anweisungen auf die Bank von Lyon heraus."

„Für tausend Pistolen?"

„Für tausend Pistolen... der Knauser, nicht eine einzige mehr."

„Ihr habt sie?"

„Hier sind sie."

„Meiner Treue, ich finde, das ist anständig gehandelt," sprach Porthos.

„Anständig! gegen Leute, welche nicht nur unmittelbar vorher ihre Haut gewagt, sondern ihm einen großen Dienst geleistet haben!"

„Einen großen Dienst! und welchen?" fragte Porthos.

„Bei Gott, es scheint, ich habe ihm einen Rath vom Parlament zertreten."

„Wie hat sich die Sache gemacht?“

„Gott verdamme mich, es gab nicht zwei Mittel, die Geschichte darzustellen; ich trat ein, er schaute mich von der Seite an, ich zuckte die Achseln und sagte zu ihm:

„„Monseigneur, wir sind nicht die Stärkeren gewesen.““

„„Ja, ich weiß Alles, aber erzählt mir die einzelnen Umstände.““

„Ihr begreift, Porthos, ich konnte die Einzelheiten nicht erzählen, ohne unsere Freunde zu nennen, und sie nennen, hieße sie zu Grunde richten.“

„Bei Gott!“

„„Monseigneur,““ sagte ich, „„sie waren zu fünfzig, und wir waren zu zwei.““

„„Ja,““ antwortete er, „„aber das verhinderte keineswegs einen Austausch von Pistolenschüssen, wie ich gehört habe.““

„„Allerdings sind von der einen, wie von der andern Seite einige Patronen verbrannt worden.““

„„Und die Schwerter haben den Tag gesehen?““ fügte er bei.

„„Das heißt, die Nacht, Monseigneur,““ antwortete ich.

„„Ah! ja,““ fuhr der Cardinal fort; „„ich hielt Euch für einen Gascogner, mein Lieber.““

„„Ich bin nur Gascogner, wenn ich siege, Monseigneur.““

„Diese Antwort gefiel ihm, denn er lachte.“

„„Das dient mir zur Lehre,““ sprach er, „„daß ich meinen Garden bessere Pferde gebe, denn wenn sie Euch hätten folgen können, und jeder würde so viel gethan haben, wie Ihr und Euer Freund, so hättet Ihr Euer Wort gehalten und mir ihn todt oder lebendig gebracht.““

„Das kommt mir gar nicht schlimm vor,“ versetzte Porthos.

„Mein Gott, nein, aber so wurde es gesagt. Es

ist doch unglaublich, wie viel Wein diese Zwiebacke halten; es sind wahre Schwämme. Gimblou, noch eine Flasche."

Die Flasche wurde mit einer Geschwindigkeit gebracht, die als Beweis für den Grad der Achtung diente, welche d'Artagnan in der Herberge genoß. Er fuhr fort:

„Ich war im Begriff, mich zu entfernen, als er mich zurückrief.

„„Drei von Euern Pferden sind todt oder verschlagen?"" fragte er.

„„Ja, Monseigneur.""

„„Wie viel waren sie werth?""

„Das war, scheint mir, ein guter Klang," sprach Porthos.

„„Tausend Pistolen,"" antwortete ich.

„Tausend Pistolen?" sagte Porthos, „oh! oh! das ist viel, er versteht sich auf die Pferde und wird wohl gehandelt haben."

„Meiner Treue, er hatte Lust dazu, der Filz, denn er machte einen furchtbaren Sprung und schaute mich an. Ich schaute ihn auch an; dann begriff er die Sache, steckte die Hand in einen Schrank und zog Anweisungen auf die Bank von Lyon heraus."

„Für tausend Pistolen?"

„Für tausend Pistolen... der Knauser, nicht eine einzige mehr."

„Ihr habt sie?"

„Hier sind sie."

„Meiner Treue, ich finde, das ist anständig gehandelt," sprach Porthos.

„Anständig! gegen Leute, welche nicht nur unmittelbar vorher ihre Haut gewagt, sondern ihm einen großen Dienst geleistet haben!"

„Einen großen Dienst! und welchen?" fragte Porthos.

„Bei Gott, es scheint, ich habe ihm einen Rath vom Parlament zertreten."

„Wie, den kleinen schwarzen Mann, den wir an der Ecke des Saint-Jean-Kirchhofes niedergeworfen haben?“

„Ganz richtig, mein Lieber. Dieser Mensch war ihm unbequem. Leider habe ich ihn nicht ganz platt getreten, er wird davon kommen und ihm abermals unbequem sein. Doch hätte mir ihn der Filz in jedem Falle bezahlen müssen.“

„Verdammt!“ sprach Porthos, „da er nicht einmal ganz zerschmettert war!“

„Ah! Herr von Richelieu hätte gesagt: „„Fünfhundert Thaler für den Rath!““ Doch sprechen wir nicht ferner davon. Wie viel kosteten Euch Euere Thiere, Porthos?“

„Ah! mein Freund, wenn der arme Mousqueton da wäre, er könnte es Euch bei Heller und Pfennig sagen.“

„Gleichviel, schätzt sie zehn Thaler mehr oder weniger.“

„Vulcan und Bayard kosteten mich jeder ungefähr zweihundert Pistolen, schlage ich Phöbus auf hundert- und fünfzig an, so wird die Rechnung ungefähr herauskommen.“

„Dann bleiben also vierhundert und fünfzig Pistolen,“ sprach d'Artagnan ziemlich zufrieden.

„Ja,“ versetzte Porthos, „aber Sattel und Zeug.“

„Das ist bei Gott wahr. Wie viel hiefür?“

„Wenn ich hundert Pistolen für alle drei rechne...“

„Gut, hundert Pistolen,“ sprach d'Artagnan. „Dann bleiben noch dreihundert und fünfzig Pistolen.“

Porthos nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Beistimmung.

„Geben wir die fünfzig Pistolen unserer Wirthin für unsere ganze Zeche,“ sprach d'Artagnan, „und theilen wir die übrigen dreihundert.“

„Theilen wir sie.“

„Schofelige Geschichte!“ murmelte d'Artagnan und steckte seine Billets ein.

„Ach! das ist immer so,“ versetzte Porthos. „Doch, sagt mir, hat er gar nichts von mir gesprochen?“

„Gewiß!“ rief d'Artagnan, der seinen Freund zu entmuthigen befürchtete, wenn er ihm bekennen würde, der Cardinal habe seiner nicht mit einer Sylbe erwähnt, „gewiß, er hat gesagt...“

„Er hat gesagt?“

„Wartet nur, ich muß mir seine Worte zurückrufen; ganz richtig, er sagte: „„Was Euern Freund betrifft, so verkündigt ihm, er möge sich ruhig auf das Ohr legen.““

„Gut,“ versetzte Porthos; „das bedeutet so klar, wie der Tag, daß er mich immer noch zum Baron zu machen gedenkt.“

In diesem Augenblick schlug es neun Uhr auf der benachbarten Kirche. D'Artagnan bebte.

„Ah, es ist wahr,“ sagte Porthos, „es schlägt neun Uhr und um zehn Uhr sollen wir auf der Place Royale zusammentreffen.“

„Ah! Porthos, schweigt!“ rief d'Artagnan mit einer Bewegung der Ungeduld; „erinnert mich nicht hieran, das hat mich seit gestern verdrießlich gemacht. Ich gehe nicht dahin.“

„Und warum?“ fragte Porthos.

„Weil es eine schmerzliche Sache ist, zwei Männer zu sehen, welche unsere Unternehmung scheitern gemacht haben.“

„Es hat jedoch weder der Eine noch der Andere den Sieg davon getragen. Ich hatte noch eine geladene Pistole, und Ihr standet Euch, den Degen in der Hand, gegenüber.“

„Ja,“ sprach d'Artagnan, „aber wenn diese Zusammenkunft etwas verbirgt?“

„Oho!“ entgegnete Porthos, das glaubt Ihr nicht, d'Artagnan.“

Das war so. D'Artagnan hielt Athos nicht für fähig, sich einer List zu bedienen; aber er suchte einen Vorwand, diese Zusammenkunft zu vermeiden.

„Wir müssen dahin gehen," fuhr der stolze Grundherr von Bracieux fort; „sie würden glauben, wir hätten Angst. Ei, mein lieber Freund, wir haben wohl, fünfzig Feinden auf der Landstraße Trotz geboten, wir werden auch wohl zwei Freunden auf der Place Royale Trotz bieten."

„Ja, ja," sagte d'Artagnan, „ich weiß es; aber sie haben die Partei der Prinzen ergriffen, ohne uns davon in Kenntniß zu setzen; Athos und Aramis trieben ein Spiel mit mir, das mich empört. Gestern haben wir die Wahrheit entdeckt; wozu soll es dienen, heute noch etwas Anderes zu erfahren?"

„Ihr mißtraut also wirklich?"

„Aramis allerdings, seitdem er Abbé geworden ist. Er sieht uns auf dem Wege, der ihn zum Bisthum führen soll, und es wäre ihm vielleicht nicht unangenehm, uns auf die Seite zu schaffen."

„Ah! bei Aramis ist es etwas Anderes," sprach Porthos, „das würde mich nicht in Erstaunen setzen."

„Herr von Beaufort kann es auch versuchen, uns fassen zu lassen."

„Bah! er hatte uns in der Hand und ließ uns wieder ziehen. Uebrigens wollen wir auf der Hut sein, uns bewaffnen und Planchet mit seinem Karabiner mitnehmen."

„Planchet ist Frondeur," sagte d'Artagnan.

„Zum Teufel mit den Bürgerkriegen!" rief Porthos, „man kann weder auf seine Freunde noch auf seine Lackeien mehr rechnen. Ah! wenn der arme Mousqueton da wäre! Das ist ein Mensch, der mich nie verlassen wird."

„Ja, so lange Ihr reich seid. Ei! mein Lieber, es sind nicht die Bürgerkriege, die uns entzweien; es geschieht, weil wir nicht mehr zwanzig Jahre zählen,

weil die ritterlichen Aufwallungen der Jugend verschwunden sind, um dem Gemurmel des Eigennutzes, den Eingebungen des Ehrgeizes, den Rathschlägen der Selbstsucht Platz zu machen. Ja, Ihr habt Recht, Porthos, gehen wir dahin, aber wohl bewaffnet. Gingen wir nicht, so würden sie sagen, wir hätten Angst."

„Holla! Planchet," rief d'Artagnan.

Planchet erschien.

„Laß die Pferde satteln und nimm Deinen Karabiner."

„Aber, gnädiger Herr, gegen wen ziehen wir?"

„Wir ziehen gegen Niemand," antwortete d'Artagnan, „es ist eine reine Vorsichtsmaßregel, falls wir angegriffen würden."

„Ihr wißt, gnädiger Herr, daß man den guten Rath Broussel, den Vater des Volkes," umbringen wollte.

„Wirklich?" rief d'Artagnan.

„Ja, aber er wurde schön gerächt. Das Volk hat ihn auf seinen Armen nach Hause getragen. Seit gestern wird seine Wohnung nicht mehr leer. Er hat von dem Herrn Coadjutor, von Herrn von Longueville und von dem Prinzen von Conti Besuch bekommen. Frau von Chevreuse und Frau von Vendome haben sich bei ihm einschreiben lassen, und wenn er jetzt wollte..."

„Nun, wenn er wollte..."

Planchet fing an zu trällern:

Un vent de fronde
S'est levé ce matin
Je crois qu'il gronde
Contre Mazarin.
Un vent de fronde
S'est levé ce matin.

„Es wundert mich nicht mehr," sagte d'Artagnan ganz leise zu Porthos, „daß es Mazarin lieber gewesen wäre, ich hätte seinen Rath ganz zermalmt."

„Ihr begreift also, gnädiger Herr," sprach Planchet, „daß, wenn Ihr mich zu einer Unternehmung, ähnlich der gegen den guten Rath Brousſel, meinen Karabiner zu nehmen ersuchtet..."

„Nein, sei unbesorgt; aber von wem weißt Du alle diese Umstände?"

„Oh! aus einer guten Quelle, gnädiger Herr. Ich weiß es von Friquet."

„Von Friquet? Dieser Name ist mir bekannt."

„Es ist der Sohn der Magd von Herrn Brousſel, ein Spitzbube, der bei einer Meuterei seinen Theil nicht den Hunden geben würde, dafür stehe ich Euch."

„Ist er nicht Chorknabe bei Notre-Dame?"

„Allerdings; Bazin ist sein Beschützer."

„Ah! ah! ich weiß, und Kellner in einer Schenke unferne davon?"

„Ganz richtig."

„Was hattet Ihr mit diesem kleinen Burschen zu schaffen?" fragte Porthos.

„Er hat mir gute Kunde gegeben," antwortete d'Artagnan, „und dürfte mir bei Gelegenheit noch mehr geben."

„Euch, der Ihr seinen Herrn beinahe zermalmt hättet?"

„Wer wird es ihm sagen?"

„Da habt Ihr Recht."

In demselben Augenblick ritten Athos und Aramis durch den Faubourg Saint-Antoine in Paris ein. Sie hatten sich auf dem Wege gestärkt und eilten, um zur Zusammenkunft nicht zu spät zu kommen. Bazin allein folgte ihnen, denn Grimaud war, wie man sich erinnern wird, zurückgeblieben, um Mousqueton zu pflegen, und sollte sich dann unmittelbar zu dem jungen Grafen von Bragelonne begeben, der zu dem Heere nach Flandern ging.

„Nun müssen wir irgend eine Herberge aufsuchen," sagte Athos, „um ein städtisches Gewand anzuziehen,

Pistolen und Raufdegen abzulegen und unsern Bedienten zu entwaffnen."

„Oh! keines Wegs, mein lieber Graf; erlaubt mir, vielleicht nicht nur nicht Euerer Meinung zu sein, sondern Euch zu der meinigen zu bringen."

„Und warum dies?"

„Weil wir zu einer Kriegszusammenkunft gehen."

„Was wollt Ihr damit sagen, Aramis?"

„Daß die Place Royale die Folge der Landstraße nach Vendome und nichts Anderes ist."

„Wie, unsere Freunde..."

„Sind unsere gefährlichsten Feinde geworden; Athos, glaubt mir, wir dürfen nicht trauen."

„Oh! d'Herblay!"

„Wer sagt Euch, daß d'Artagnan nicht seine Niederlage auf uns geworfen und den Cardinal davon in Kenntniß gesetzt hat? Wer sagt Euch, daß der Cardinal nicht diese Zusammenkunft benützen wird, um uns fassen zu lassen?"

„Wie, Aramis, könnt Ihr denken, d'Artagnan und Porthos würden zu einer solchen Niederträchtigkeit die Hand bieten?".

„Ihr habt Recht, unter Freunden wäre es eine Niederträchtigkeit, aber unter Feinden ist es eine List."

Athos kreuzte die Arme und ließ sein schönes Haupt auf die Brust fallen.

„Was wollt Ihr, Athos, die Menschen sind einmal so beschaffen und zählen nicht immer zwanzig Jahre," sagte Aramis. „Wir haben auf eine grausame Weise die Eitelkeit verletzt, welche blind die Handlungen des Menschen leitet. Er ist besiegt worden. Habt Ihr nicht gehört, wie er auf der Landstraße in Verzweiflung gerieth? Was Porthos betrifft, so hing für ihn vielleicht der Baronentitel vom Gelingen dieser Angelegenheit ab. Er hat uns nun auf dem Wege getroffen und wird für diesmal noch nicht Baron sein. Wer weiß, ob diese Baronie nicht in Verbindung mit

unserer Zusammenkunft steht! Wir wollen auf unserer Hut sein, Athos."

„Aber, wenn sie ohne Waffen kämen? Welche Schmach für uns, Aramis!"

„Oh! seid unbesorgt, mein Lieber, ich stehe Euch dafür, es wird nicht so sein. Ueberdies haben wir eine Entschuldigung: wir kommen von der Reise und sind Rebellen."

„Eine Entschuldigung für uns! Wir müßten für den Fall vorhersehen, wo wir einer Entschuldigung, d'Artagnan, Porthos gegenüber, bedürften! Oh! Aramis, Aramis," fuhr Athos traurig den Kopf schüttelnd fort, „bei meiner Seele, Ihr macht mich zum unglücklichsten Menschen! Ihr entzaubert ein Herz, das für die Freundschaft nicht ganz abgestorben war; seht, Aramis, es wäre mir beinahe eben so lieb, wenn man es mir aus der Brust reißen würde, das schwöre ich Euch. Geht hin, wie Ihr wollt, Aramis; ich gehe ohne Waffen."

„Nein, ich lasse Euch so nicht gehen. Es ist nicht mehr ein einzelner Mann, es ist nicht mehr Athos, es ist selbst nicht mehr der Graf de la Fère, den Ihr durch diese Schwäche verrathen würdet, nein, es ist eine ganze Partei, der Ihr angehört und die auf Euch zählt."

„Es geschehe, wie Ihr sagt," antwortete Athos.

Und sie setzten in trüber Stimmung ihren Weg fort.

Kaum gelangten sie durch die Rue du Pas-de-la-Mule zu den Gittern des verlassenen Platzes, als sie unter der Arcade an der Mündung der Rue Sainte-Catherine drei Reiter erblickten.

Es waren d'Artagnan und Porthos, welche in ihre Mäntel gehüllt, unter denen die Schwerter hervorsahen, herbeiritten. Hinter ihnen kam Planchet, die Muskete am Schenkel.

Athos und Aramis stiegen vom Pferde, als sie d'Artagnan und Porthos erblickten. D'Artagnan

bemerkte, daß die drei Pferde, statt von Bazin gehalten zu werden, an die Ringe der Arcaden gebunden wurden. Er befahl Planchet zu thun, wie Bazin that.

Dann gingen sie zwei und zwei, von den Bedienten gefolgt, einander entgegen und grüßten sich höflich.

„Wo beliebt Euch, die Unterredung zu pflegen, meine Herren?“ sprach Athos, da er wahrnahm, daß mehre Personen stille standen, als ob es sich um einen von den berühmten Zweikämpfen handelte, welche noch in dem Gedächtniß der Pariser und besonders der Bewohner der Place Royale lebten.

„Das Gitter ist geschlossen,“ sagte Aramis, „aber wenn diese Herren die Kühle unter den Bäumen und eine unverletzliche Einsamkeit lieben, so hole ich den Schlüssel im Hotel Rohan, und wir werden uns vortrefflich finden.“

„D'Artagnan tauchte seinen Blick in die Dunkelheit des Platzes, und Porthos steckte seinen Kopf durch zwei Stangen, um die Finsterniß zu sondiren.

„Zieht Ihr einen andern Ort vor,“ sprach Athos mit seinem edlen, überzeugenden Tone, „so wählt selbst.“

„Kann sich Herr d'Herblay den Schlüssel verschaffen, so wird dieser Platz, glaube ich, die geeignetste Stelle sein.“

Aramis entfernte sich sogleich, forderte aber Athos zuvor noch auf, nicht so allein im Bereiche von d'Artagnan und Porthos zu bleiben, aber derjenige, welchem er diesen Rath gab, lächelte nur verächtlich und machte einen Schritt gegen seine alten Freunde, welche beide auf ihrem Platze blieben.

Aramis klopfte wirklich an dem Hotel Rohan an; bald erschien er wieder mit einem Manne, welcher sagte:

„Ihr schwört mir, Herr?“

„Nehmt,“ erwiederte Aramis und gab ihm einen Louisd'or.

„Ah! Ihr wollt nicht schwören, gnädiger Herr?“ versetzte der Haushofmeister den Kopf schüttelnd.

„Ei! kann man denn auf Nichts schwören?“ sprach Aramis. „Ich versichere Euch nur, daß zu dieser Stunde diese Herren unsere Freunde sind.“

„Ja, gewiß,“ sagten mit kaltem Tone Athos, d'Artagnan und Porthos.

D'Artagnan hatte das Gespräch gehört und verstanden.

„Ihr seht,“ sagte er zu Porthos.

„Was sehe ich?“

„Daß er nicht schwören wollte.“

„Schwören, worauf?“

„Dieser Mann wollte, Aramis sollte ihm schwören, wir gehen nicht auf die Place Royale, um uns zu schlagen.“

„Und Aramis wollte nicht schwören?“

„Nein.“

„Dann wohl Acht gegeben!“

Athos verlor die zwei Redenden nicht aus dem Auge. Aramis öffnete das Thor und ging auf die Seite, damit d'Artagnan und Porthos eintreten konnten. Beim Eintreten brachte d'Artagnan den Griff seines Degens in das Gitter und war genöthigt, seinen Mantel wegzuschieben. Während er den Mantel wegschob, entblößte er die glänzenden Kolben seiner Pistolen, auf welchen sich ein Strahl des Mondes abspiegelte.

„Seht Ihr,“ sagte Aramis, indem er mit der einen Hand die Schulter von Athos berührte und mit der andern auf das Arsenal deutete, das d'Artagnan an seinem Gürtel trug.

„Ah! ja,“ sprach Athos mit einem tiefen Seufzer.

Und er war der Dritte, welcher eintrat. Aramis trat zuletzt ein und verschloß das Gitter hinter sich. Die zwei Diener blieben außen, aber, als ob sie sich ebenfalls mißtrauten, in einer gewissen Entfernung von einander.

X.

Die Place Royale.

Man ging stillschweigend bis in die Mitte des Platzes. Da aber in diesem Augenblick der Mond aus den Wolken hervortrat, so bedachte man, daß man an dieser entblößten Stelle zu leicht gesehen werden könnte, und zog sich unter die Linden, wo der Schatten stärker war.

Es waren Bänke in bestimmter Entfernung von einander aufgestellt. Die vier Männer hielten vor einer derselben an. Athos machte ein Zeichen; d'Artagnan und Porthos setzten sich; Athos und Aramis blieben vor ihnen stehen.

Nach einem kurzen Stillschweigen, bei welchem jeder die Verlegenheit fühlte, in die ihn das Anfangen der Erörterung setzte, sprach Athos:

„Meine Herren, ein Beweis der Macht unserer alten Freundschaft ist unsere Gegenwart an diesem Ort. Keiner hatte gefehlt, Keiner hatte sich also einen Vorwurf zu machen."

„Hört, Herr Graf," erwiederte d'Artagnan, „statt uns Komplimente zu sagen, die wir vielleicht, weder die Einen noch die Andern verdienen, erklären wir uns als Leute von Herz."

„Das ist ganz mein Wunsch," antwortete Athos. „Ich weiß, daß Ihr offenherzig seid; sprecht auch mit Eurer ganzen Offenherzigkeit: Habt Ihr mir, oder dem Herrn Abbé d'Herblay etwas vorzuwerfen?"

„Ja," sprach d'Artagnan. „Als ich die Ehre hatte, Euch in Eurem Schlosse Bragelonne zu besuchen, überbrachte ich Euch Anträge, die Ihr wohl begriffen habt. Statt mir zu antworten, wie einem Freunde, spieltet Ihr mit mir, wie mit einem Kinde, und diese Freund-

schaft, welche Ihr so sehr rühmt, hat sich nicht durch das Zusammenstoßen unserer Schwerter, sondern durch Eure Heuchelei in Eurem Schlosse gebrochen."

„D'Artagnan!" sagte Athos mit einem Tone sanften Vorwurfes.

„Ihr habt Offenherzigkeit von mir verlangt," sprach d'Artagnan, „hier ist sie. Ihr fragt mich, was ich denke, ich sage es Euch. Und nun habe ich Euch, Herr Abbé d'Herblay, dasselbe zu eröffnen. Ich handelte eben so bei Euch und Ihr habt mich ebenfalls getäuscht."

„In der That, mein Herr, Ihr seid seltsam," sprach Aramis. „Ihr kamet zu mir, um mir Vorschläge zu machen. Aber habt Ihr mir sie auch gemacht? Nein; Ihr habt mich nur ausgeforscht, und weiter nicht. Nun, was habe ich Euch gesagt? Mazarin wäre ein Knauser, und ich würde Mazarin nicht dienen. Das ist das Ganze. Sagte ich Euch, ich würde keinem Andern dienen? Im Gegentheil, ich gab Euch, glaube ich, zu verstehen, daß ich den Prinzen gehörte. Wir haben sogar, wenn ich mich nicht täusche, ganz angenehm über den sehr wahrscheinlichen Fall gescherzt, daß Ihr von dem Cardinal den Auftrag erhalten würdet, mich zu verhaften. Waret Ihr Parteimann? Ja, allerdings. Nun wohl, warum sollten wir unserer Seits nicht auch Parteimänner sein. Ihr hattet Euer Geheimniß, wie wir das unsere hatten. Wir haben dieselben nicht ausgetauscht: desto besser. Das beweist, daß wir unsere Geheimnisse zu bewahren wissen."

„Ich mache Euch keinen Vorwurf, mein Herr," sagte d'Artagnan; „nur weil der Herr Graf de la Fère von Freundschaft gesprochen hat, unterwerfe ich Euer Benehmen einer Prüfung."

„Und was findet Ihr dabei?" fragte Aramis stolz.

Das Blut stieg d'Artagnan auch in den Kopf; er erhob sich und antwortete:

„Ich finde, es ist das Benehmen eines Zöglings der Jesuiten."

Als Porthos d'Artagnan sich erheben sah, erhob er sich ebenfalls. Die vier Männer standen also einander aufrecht und drohend gegenüber.

Bei der Antwort von d'Artagnan machte Aramis eine Bewegung, als wollte er die Hand an sein Schwert legen.

Athos hielt ihn zurück und sprach:

„D'Artagnan, Ihr kommt heute noch ganz wüthend über unser gestriges Abenteuer hieher. D'Artagnan, ich hielt Euch für so hochherzig, daß eine Freundschaft von zwanzig Jahren bei Euch eine Niederlage der Eitelkeit von einer Viertelstunde überstehen müßte. Laßt hören, sagt mir: glaubt Ihr mir also etwas vorwerfen zu können? Habe ich gefehlt, so werde ich meinen Fehler gestehen."

Die ernste, klangreiche Stimme von Athos übte immer noch über d'Artagnan ihren alten Einfluß aus, während die von Aramis, in den Augen seiner schlechten Laune schrill und spitzig werdend, ihn aufbrachte. Er antwortete auch Athos:

„Ich glaube, mein Herr Graf, Ihr hättet mir in Eurem Schlosse Bragelonne eine vertrauliche Mittheilung zu machen gehabt, und dieser Herr," fuhr er, Aramis bezeichnend, fort, „hätte mir eine ähnliche in seinem Kloster machen sollen. Ich würde mich dann nicht in ein Abenteuer geworfen haben, wo Ihr mir den Weg versperren mußtet. Weil ich jedoch discret war, muß man mich nicht ganz und gar für einen Dummkopf halten. Hätte ich die Verschiedenheit der Leute, welche Herr d'Herblay auf einer Strickleiter empfängt, von der der Menschen, welche er auf einer hölzernen Leiter empfängt, ergründen wollen, so würde ich ihn wohl zum Sprechen genöthigt haben."

„In was mischt Ihr Euch?" rief Aramis bleich vor Zorn bei dem Zweifel, der sich in seinem Innern erhob, er könnte, von d'Artagnan bespäht, mit Frau von Longueville gesehen worden sein.

„Ich miſche mich in das, was mich angeht, und gebe mir das Anſehen, als hätte ich nicht bemerkt, was mich nicht angeht. Aber ich haſſe die Heuchler, und in dieſe Kategorie ſetze ich die Musketiere, welche die Abbés ſpielen, und die Abbés, welche die Musketiere ſpielen. Und dieſer Herr," fügte er, ſich gegen Porthos wendend, bei, „dieſer Herr iſt meiner Meinung."

Porthos, welcher noch nicht geſprochen hatte, antwortete nur mit einer Sylbe und mit einer Geberde. Er ſagte: „Ja!" und legte die Hand an den Degen.

Aramis machte einen Sprung rückwärts und zog den ſeinigen. D'Artagnan beugte ſich, bereit zur Vertheidigung oder zum Angriff.

Nun ſtreckte Athos mit der Geberde des oberſten Befehles, welche nur ihm eigenthümlich war, die Hand aus, zog langſam den Degen aus der Scheide, zerbrach das Eiſen über ſeinem Knie und warf die zwei Stücke zu ſeiner Rechten.

Dann ſich gegen Aramis wendend, ſagte er dieſem: „Zerbrecht Euern Degen."

Aramis zögerte.

„Es muß ſein," ſprach Athos und fügte mit leiſerem, ſanfterem Tone bei: „Ich will es."

Noch bleicher, aber beherrſcht durch dieſe Geberde, beſiegt durch dieſe Stimme, zerbrach Aramis in ſeinen Händen die biegſame Klinge, kreuzte die Arme und wartete bebend vor Wuth.

Dieſe Bewegung veranlaßte d'Artagnan und Porthos, zurückzuweichen. D'Artagnan zog ſeinen Degen nicht, Porthos ſteckte den ſeinen wieder in die Scheide.

„Nie," ſprach Athos, langſam ſeine rechte Hand zum Himmel erhebend, „nie, ich ſchwöre es vor Gott, der uns in dieſer feierlichen Nacht hört und ſieht, nie wird mein Schwert die Eurigen berühren, nie wird mein Auge einen Blick des Zornes, nie mein Herz einen Schlag des Haſſes für Euch haben. Wir haben

mit einander gelebt, mit einander gehaßt und geliebt. Wir haben unser Blut vergossen und vermischt, und vielleicht, füge ich noch bei, besteht zwischen uns ein noch mächtigeres Band, als das der Freundschaft, vielleicht besteht der Vertrag des Verbrechens; denn wir haben alle vier ein menschliches Wesen verurtheilt und hingerichtet, das wir von dieser Welt auszuscheiden wohl nicht berechtigt waren, obgleich es mehr der Hölle als dieser Welt anzugehören schien. D'Artagnan, ich habe Euch immer wie meinen Sohn geliebt. Porthos, wir haben zehn Jahre Seite an Seite geschlafen; Aramis ist Euer Bruder, wie der meinige, denn Aramis hat Euch geliebt, wie ich Euch noch liebe, wie ich Euch stets lieben werde. Was kann der Cardinal für uns sein, die wir die Hand und das Herz eines Mannes wie Richelieu bezwungen haben! Was kann dieser oder jener Prinz für uns sein, die wir die Krone auf dem Haupte eines Königs befestigt haben? D'Artagnan, ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich gestern den Degen mit Euch gekreuzt habe. Aramis thut dasselbe für Porthos. Und nun haßt mich, wenn Ihr könnt; aber ich, ich schwöre Euch, daß ich trotz Eures Hasses nur Achtung und Freundschaft für Euch haben werde. Nun wiederholt meine Worte, Aramis, und wenn sie wollen und Ihr wollt, so verlassen wir unsere alten Freunde auf immer."

Es herrschte einen Augenblick ein feierliches Stillschweigen, welches von Aramis unterbrochen wurde.

„Ich schwöre, „sagte er mit ruhiger Miene und redlichem Blicke, aber mit einer Stimme, in welcher ein letztes Zittern der Aufregung vibrirte, „ich schwöre, daß ich keinen Haß mehr gegen diejenigen hege, welche meine Freunde waren; ich schwöre, daß ich es bedaure, Euren Degen berührt zu haben, Porthos; ich schwöre endlich, daß sich nicht nur der meinige nicht mehr gegen Eure Brust wenden, sondern daß in der Tiefe meiner geheimsten Gedanken für die Zukunft nicht ein-

„Ich mische mich in das, was mich angeht, und gebe mir das Ansehen, als hätte ich nicht bemerkt, was mich nicht angeht. Aber ich hasse die Heuchler, und in diese Kategorie setze ich die Musketiere, welche die Abbés spielen, und die Abbés, welche die Musketiere spielen. Und dieser Herr," fügte er, sich gegen Porthos wendend, bei, „dieser Herr ist meiner Meinung."

Porthos, welcher noch nicht gesprochen hatte, antwortete nur mit einer Sylbe und mit einer Geberde. Er sagte: „Ja!" und legte die Hand an den Degen.

Aramis machte einen Sprung rückwärts und zog den seinigen. D'Artagnan beugte sich, bereit zur Vertheidigung oder zum Angriff.

Nun streckte Athos mit der Geberde des obersten Befehles, welche nur ihm eigenthümlich war, die Hand aus, zog langsam den Degen aus der Scheide, zerbrach das Eisen über seinem Knie und warf die zwei Stücke zu seiner Rechten.

Dann sich gegen Aramis wendend, sagte er diesem: „Zerbrecht Euern Degen."

Aramis zögerte.

„Es muß sein," sprach Athos und fügte mit leiserem, sanfterem Tone bei: „Ich will es."

Noch bleicher, aber beherrscht durch diese Geberde, besiegt durch diese Stimme, zerbrach Aramis in seinen Händen die biegsame Klinge, kreuzte die Arme und wartete bebend vor Wuth.

Diese Bewegung veranlaßte d'Artagnan und Porthos, zurückzuweichen. D'Artagnan zog seinen Degen nicht, Porthos steckte den seinen wieder in die Scheide.

„Nie," sprach Athos, langsam seine rechte Hand zum Himmel erhebend, „nie, ich schwöre es vor Gott, der uns in dieser feierlichen Nacht hört und sieht, nie wird mein Schwert die Eurigen berühren, nie wird mein Auge einen Blick des Zornes, nie mein Herz einen Schlag des Hasses für Euch haben. Wir haben

mit einander gelebt, mit einander gehaßt und geliebt. Wir haben unser Blut vergossen und vermischt, und vielleicht, füge ich noch bei, besteht zwischen uns ein noch mächtigeres Band, als das der Freundschaft, vielleicht besteht der Vertrag des Verbrechens; denn wir haben alle vier ein menschliches Wesen verurtheilt und hingerichtet, das wir von dieser Welt auszuscheiden wohl nicht berechtigt waren, obgleich es mehr der Hölle als dieser Welt anzugehören schien. D'Artagnan, ich habe Euch immer wie meinen Sohn geliebt. Porthos, wir haben zehn Jahre Seite an Seite geschlafen; Aramis ist Euer Bruder, wie der meinige, denn Aramis hat Euch geliebt, wie ich Euch noch liebe, wie ich Euch stets lieben werde. Was kann der Cardinal für uns sein, die wir die Hand und das Herz eines Mannes wie Richelieu bezwungen haben! Was kann dieser oder jener Prinz für uns sein, die wir die Krone auf dem Haupte eines Königs befestigt haben? D'Artagnan, ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich gestern den Degen mit Euch gekreuzt habe. Aramis thut dasselbe für Porthos. Und nun haßt mich, wenn Ihr könnt; aber ich, ich schwöre Euch, daß ich trotz Eures Hasses nur Achtung und Freundschaft für Euch haben werde. Nun wiederholt meine Worte, Aramis, und wenn sie wollen und Ihr wollt, so verlassen wir unsere alten Freunde auf immer."

Es herrschte einen Augenblick ein feierliches Stillschweigen, welches von Aramis unterbrochen wurde.

„Ich schwöre, „sagte er mit ruhiger Miene und redlichem Blicke, aber mit einer Stimme, in welcher ein letztes Zittern der Aufregung vibrirte, „ich schwöre, daß ich keinen Haß mehr gegen diejenigen hege, welche meine Freunde waren; ich schwöre, daß ich es bedaure, Euren Degen berührt zu haben, Porthos; ich schwöre endlich, daß sich nicht nur der meinige nicht mehr gegen Eure Brust wenden, sondern daß in der Tiefe meiner geheimsten Gedanken für die Zukunft nicht ein-

mal ein Schein von feindseligen Gefühlen gegen Euch mehr übrig bleiben wird. Kommt, Athos."

Athos machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Oh! nein, nein! geht nicht" rief d'Artagnan, hingerissen von einer der unwiderstehlichen Aufwallungen welche die Wärme seines Blutes und die angeborene Rechtschaffenheit seiner Seele verriethen; „geht nicht, denn ich habe auch einen Eid zu leisten. Ich schwöre, daß ich den letzten Tropfen meines Blutes, den letzten Fetzen meines Fleisches geben würde, um die Achtung eines Mannes, wie Ihr, Athos, die Freundschaft eines Mannes, wie Ihr, Aramis, zu erhalten."

Und er stürzte in die Arme von Athos.

„Mein Sohn!" rief Athos, ihn an sein Herz drückend.

„Und ich," sagte Porthos, „schwöre nichts; aber ich ersticke, Sacrebleu! Wenn ich mich gegen Euch schlagen müßte, ich glaube, ich würde mich durchbohren lassen, denn ich habe auf der ganzen Welt nur Euch geliebt."

Und der ehrliche Porthos zerfloß in Thränen, während er sich Aramis in die Arme warf.

„Meine Freunde," sprach Athos, „das ist es, was ich erwartete, das, was ich von zwei Herzen wie die Eurigen hoffte; ja, ich habe es gesagt und wiederhole es; unsere Geschicke sind unwiderruflich verbunden, obgleich wir verschiedenen Wegen folgen. Ich achte Eure Meinung, d'Artagnan; ich ehre Eure Ueberzeugung Porthos; aber obgleich wir uns für entgegengesetzte Sachen schlagen, bleiben wir doch Freunde. Die Minister, die Prinzen werden wie ein Strom hinziehen, der Bürgerkrieg wird wie eine Flamme erlöschen, aber wir, wir werden bleiben, das sagt mir ein Vorgefühl."

„Ja," sprach d'Artagnan, „seien wir stets Mus-

ketiere, und behalten wir als einzige Fahne die berühmte Serviette der Bastei Saint-Gervais, auf welche der große Cardinal drei Lilien sticken ließ."

„Ja," sagte Aramis, „Cardinalisten oder Frondeurs, was liegt uns daran! Finden wir nur wieder unsere guten Secundanten für die Zweikämpfe, unsere ergebenen Freunde für die wichtigen Angelegenheiten, unsere lustigen Gefährten für das Vergnügen."

„Und jedes Mal," rief Athos, „so oft wir uns im Gefechte treffen, nehmen wir bei dem einzigen Worte: Place Royale! den Degen in die linke Hand und reichen uns die Rechte, und wäre es mitten im Blutbade!"

„Ihr sprecht zum Entzücken," sagte Porthos.

„Ihr seid der größte Mann," erwiederte d'Artagnan, „und überragt uns um zehn Ellen."

Athos lächelte mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Freude.

„Dies ist also abgemacht," sprach er. „Auf, meine Herren, Eure Hand. Seid Ihr ein wenig Christen?"

„Bei Gott!" versetzte d'Artagnan.

„Wir werden es bei dieser Gelegenheit sein, um unserem Schwure treu zu bleiben," sagte Aramis.

„Ah, ich bin bereit, bei Allem zu schwören, was man nur will, selbst bei Mahomet! Der Teufel soll mich holen, wenn ich je so glücklich gewesen bin, als in diesem Augenblick."

Und der gute Porthos trocknete seine noch feuchten Augen.

„Hat Einer von Euch ein Kreuz?" fragte Athos.

Porthos und d'Artagnan schauten sich an, wie Menschen, welche unversehens gefaßt werden.

Aramis lächelte und zog aus seiner Brust ein Kreuz von Diamanten, welches an einer Perlenschnur an seinem Halse hing.

„Hier ist eines," sagte er.

„Nun wohl," versetzte Athos, „schwören wir auf dieses Kreuz, das trotz seines Stoffes immerhin ein

Kreuz ist, schwören wir, unter allen Umständen und immer vereinigt zu sein, und möchte dieser Schwur nicht nur uns allein, sondern auch unsere Nachkommen binden. Ist dieser Eid Euch genehm?"

„Ja," antworteten sie einstimmig.

„Ah! Verräther," sagte ganz leise d'Artagnan, indem er sich an das Ohr von Aramis neigte, „Ihr habt uns auf das Crucifix einer Frondeuse schwören lassen."

XI.

Die Fähre.

Wir hoffen, der Leser hat den jungen Reisenden nicht ganz vergessen, den wir auf der Straße nach Flandern ließen.

Sobald Raoul seinen Beschützer, der ihm mit den Augen, vor der Basilica stehend, folgte, aus dem Blicke verlor, gab er seinem Pferde die Sporen, einmal, um seinen schmerzlichen Gedanken zu entfliehen, und dann um vor Olivain die Bewegung zu verbergen, welche mächtig auf seinen Zügen hervortrat.

Eine Stunde raschen Marsches zerstreute jedoch bald alle die düsteren Dünste, welche die so reiche Einbildungskraft des Jünglings in Betrübniß versetzt hatten. Das unbekannte Vergnügen, frei zu sein, ein Vergnügen, das seine Süßigkeit selbst für diejenigen hat, welche nie unter einer Abhängigkeit litten, vergoldete für Raoul den Himmel und die Erde, und besonders den fernen, azurblauen Horizont des Lebens, den man Zukunft nennt.

Er bemerkte jedoch nach verschiedenen Versuchen eines Gespräches mit Olivain, daß lange Tage auf

dieſe Art zugebracht, ſehr traurig ſein müßten, und die ſo ſanfte, ſo überzeugende Rede des Grafen kam ihm in das Gedächtniß, in Beziehung auf die Städte, die man durchzog, worüber Niemand koſtbarere Auskunft geben konnte, als ihm von Athos, dem gelehrteſten und unterhaltendſten von allen Führern, ertheilt worden war.

Noch ein anderes Andenken machte Raoul traurig; nach Louves gelangend, hatte er, hinter einem Vorhange von Pappelbäumen verloren, ein kleines Schloß erblickt, das ihn ſo ſtark an la Vallière erinnerte, daß er ſtille hielt, um es wenigſtens zehn Minuten anzuſchauen, und ſodann ſeufzend ſeinen Weg fortſetzte, ohne nur Olivain zu antworten, der ihn nach der Urſache dieſer Aufmerkſamkeit fragte. Der Anblick der äußeren Gegenſtände iſt ein geheimnißvoller Conductor, welcher mit den Fibern des Gedächtniſſes in Verbindung ſteht; iſt dieſer Faden einmal erregt, wie der der Ariadne, ſo führt er in ein Labyrinth von Gedanken, worin man ſich verirrt, wenn man dem Schatten der Vergangenheit folgt, den man Erinnerung nennt. Der Anblick dieſes Schloſſes hatte Raoul fünfzig Meilen nach Weſten zu geworfen, und ihn in ſeinem Leben zurückgehen laſſen, von dem Augenblick, wo er von der kleinen Louiſe Abſchied nahm, bis zu dem, wo er ſie zum erſten Male geſehen hatte, und jedes Eichengebüſch, jede Wetterfahne auf einem Schieferdache erſchaut, erinnerte ihn daran, daß er, ſtatt zu den Freunden ſeiner Kindheit zurückzukehren, ſich immer mehr von denſelben entfernte, und daß er ſie vielleicht für immer verlaſſen hatte.

Das Herz aufgeſchwollen, den Kopf ſchwer, befahl er Olivain, die Pferde in eine kleine Herberge zu führen, die er an der Landſtraße, ungefähr in einer halben Büchſenſchußweite vorwärts von dem Orte erblickte, zu welchem man gelangt war. Er ſelbſt ſtieg ab, blieb

unter einer schönen Gruppe von blühenden Kastanienbäumen, um welche zahllose Bienen summten, und beauftragte Olivain, ihm durch den Wirth Briefpapier und Dinte auf einen Tisch bringen zu lassen, der wie zum Schreiben aufgestellt zu sein schien.

Olivain gehorchte und setzte seinen Weg fort, während Raoul die Ellbogen auf den Tisch gestützt da saß, mit den Blicken hinausschweifend über diese schöne, ganz mit grünen Feldern und Baumgruppen durchstreute Landschaft, indeß von Zeit zu Zeit Blüthen wie Schneeflocken auf sein Haupt herabfielen.

Raoul verweilte hier ungefähr seit zehn Minuten und war etwa fünf in seine Träumereien versunken, als er in dem Kreise, welchen seine zerstreuten Blicke umfaßten, eine röthliche Figur sich bewegen sah, die, eine Serviette unter dem Arm, eine weiße Mütze auf dem Kopfe, sich mit Papier, Dinte und Feder ihm näherte.

„Ah! ah!“ sprach die Erscheinung, „man sieht, alle Edelleute haben dieselben Gedanken, denn vor kaum einer Viertelstunde hat ein junger Seigneur, gut beritten, wie Ihr, von vornehmen Aussehen, wie Ihr, und ungefähr von Euerem Alter, vor dieser Baumgruppe Halt gemacht; er befahl diesen Tisch und diesen Stuhl zu bringen, speiste hier mit einem alten Herrn, der sein Hofmeister zu sein schien, eine Pastete, von der sie kein Stückchen übrig ließen, und trank mit seinem Begleiter eine Flasche alten Macon-Wein, von der nicht ein Tropfen übrig blieb; zum Glücke haben wir noch von demselben Wein und ähnliche Pasteten, und wenn der gnädige Herr befehlen wollte...“

„Nein, mein Freund,“ antwortete Raoul lächelnd, „ich danke Euch, ich bedarf für jetzt nur der Dinge, die ich habe verlangen lassen; freilich würde es mir sehr lieb sein, wenn die Dinte schwarz, und die Feder gut wäre; in diesem Falle würde ich für die Feder den Preis der Flasche, und für die Dinte den Preis der Pastete bezahlen.“

„Ganz wohl, gnädiger Herr," sprach der Wirth, „dann will ich die Paſtete und die Flaſche Euerem Bedienten geben; Ihr bekommt auf dieſe Art die Feder und die Dinte in den Kauf."

„Macht es, wie Ihr wollt," erwiederte Raoul, der ſeine Lehre bei dieſer ganz beſondern Klaſſe der Geſellſchaft begann, welche, als es auf den Landſtraßen noch Räuber gab, mit dieſen aſſocirt war, und ſeitdem es keine mehr gibt, dieſelben auf eine vortheilhafte Weiſe erſetzt hat.

Ueber ſeine Einnahme beruhigt, legte der Wirth Papier, Dintenfaß und Feder auf den Tiſch. Zufälliger Weiſe war die Feder ziemlich gut und Raoul ſchickte ſich an, zu ſchreiben.

Der Wirth blieb vor ihm ſtehen und betrachtete mit einer Art von unwillkürlicher Bewunderung dieſes reizende, ſo ſanfte und zugleich ſo ernſte Antlitz. Die Schönheit iſt ſtets eine Königin geweſen und wird immer eine ſein.

„Das iſt kein Gaſt, wie der von vorhin," ſagte der Wirth zu Olivain, welcher wieder zu Raoul zurückgekehrt war, um zu ſehen, ob er nichts bedürfe, „und Euer junger Herr hat keinen Appetit."

„Der Herr hatte noch vor drei Tagen, aber ſeit vorgeſtern hat er ihn verloren."

Und Olivain und der Wirth wandelten nach der Herberge zurück, wobei Olivain, nach Art der über ihre Lage glücklichen Bedienten, dem Herbergvater Alles erzählte, was er in Beziehung auf den jungen Edelmann ſagen zu können glaubte.

Mittlerweile ſchrieb Raoul:

„Mein Herr!

„Nach einem Marſche von vier Stunden halte ich an, um Euch zu ſchreiben, denn Ihr fehlt mir jeden Augenblick, und ich bin immer im Begriff, den Kopf umzudrehen, wie um zu antworten, wenn Ihr mit mir ſprachet. Ich war ſo betäubt von Euerem Abgang und wurde über unſere Trennung dergeſtalt von Kummer

ergriffen, daß ich Euch nur schwach Alles das ausgedrückt habe, was ich an Zärtlichkeit und Dankbarkeit für Euch fühle. Ihr werdet mich entschuldigen, denn Euer Herz ist so edel, daß Ihr Alles begreift, was in dem meinigen vorging. Schreibt mir doch, ich bitte Euch, denn Euere Rathschläge bilden einen Theil meines Daseins; und dann, wenn ich es Euch gestehen darf, bin ich unruhig: es kam mir vor, als schicktet Ihr Euch selbst zu einer gefahrvollen Unternehmung an, über welche ich Euch nicht zu befragen wagte, weil Ihr mir nichts davon sagtet. Ihr seht, ich bedarf sehr der Kunde von Euch. Seitdem ich Euch nicht mehr bei mir habe, befürchte ich jeden Augenblick zu fehlen. Ihr unterstützet mich mächtig, Herr, und heute, ich schwöre es Euch, fühle ich mich sehr allein.

„Wolltet Ihr wohl die Gefälligkeit haben, wenn Ihr Nachricht von Blois bekommt, mir einige Worte von meiner kleinen Freundin, Fräulein de la Vallière, zu schreiben, deren Gesundheit, wie Ihr wißt, bei unserer Abreise zu einiger Besorgniß Anlaß geben konnte. Ihr begreift, mein Herr und theuerer Beschützer, wie die Erinnerungen aus der Zeit, die ich bei Euch zugebracht habe, mir so kostbar und wesentlich sind. Ich hoffe, Ihr werdet auch zuweilen an mich denken, und wenn ich Euch zu gewissen Stunden fehle, wenn Ihr etwas wie einen kleinen Kummer über meine Abwesenheit fühlt, so wird mich Freude bei dem Gedanken erfüllen, daß Ihr meine Liebe und Ergebenheit für Euch empfunden habt, und daß ich sie Euch begreiflich zu machen verstand, während ich das Glück genoß, in Euerer Nähe zu leben.“

Als dieser Brief vollendet war, fühlte sich Raoul ruhiger. Er schaute umher, ob Olivain und der Wirth ihn nicht betrachteten, drückte einen Kuß auf dieses Papier, eine stumme, rührende Liebkosung, welche Athos, den Brief öffnend, zu errathen fähig war.

Während dieser Zeit hatte Olivain seine Flasche

geleert und seine Pastete gegessen; die Pferde waren erfrischt; Raoul machte dem Wirth ein Zeichen, herbeizukommen, warf einen Thaler auf den Tisch, stieg wieder zu Roß und gab in Senlis den Brief auf die Post.

Die Ruhe, welche Pferde und Reiter genossen hatten, erlaubte ihnen, den Marsch ohne Aufenthalt fortzusetzen. In Verberie befahl Raoul Olivain, sich nach dem jungen Edelmann zu erkundigen, der ihm voraus reiste. Man hatte ihn vor drei Viertelstunden durchkommen sehen; aber er war gut beritten, wie der Wirth gesagt hatte, und marschirte in raschem Zuge.

„Wir wollen diesen Edelmann einzuholen suchen," sprach Raoul zu Olivain; „er geht, wie wir, zum Heere, und wird eine angenehme Gesellschaft für uns sein."

Es war vier Uhr Nachmittags, als Raoul nach Compiègne gelangte; er speiste mit gutem Appetit zu Mittag und erkundigte sich abermals nach dem jungen Edelmann, der ihm vorausritt; er hatte, wie Raoul, im Gasthofe zur Glocke und Flasche angehalten, welcher der beste in Compiègne war, und sodann seine Reise mit der Bemerkung fortgesetzt, er wolle in Noyon über Nacht bleiben.

„Bleiben wir auch in Noyon," sprach Raoul.

„Gnädiger Herr," erwiederte ehrfurchtsvoll Olivain, „erlaubt mir zu bemerken, wir haben diesen Morgen unsere Pferde bereits sehr angestrengt. Es wäre, glaube ich, gut, hier zu übernachten und morgen frühzeitig weiter zu reisen. Achtzehn Meilen genügen für eine erste Etappe."

„Der Herr Graf de la Fère wünscht, daß ich mich beeile," antwortete Raoul, „und ich soll am Morgen des vierten Tages den Herrn Prinzen eingeholt haben. Reiten wir noch bis Noyon, das ist dann eine Etappe der ähnlich, welche wir bei unserer Reise von Blois nach Paris gemacht haben. Wir kommen um acht Uhr an; die Pferde haben die ganze Nacht, um auszu-

ruhen, und morgen früh um fünf Uhr setzen wir uns wieder in Marsch."

Olivain wagte es nicht, sich diesem Entschlusse zu widersetzen, aber er folgte murrend.

„Geht, geht," sprach er durch die Zähne; „werft Euer Feuer am ersten Tage weg. Morgen macht Ihr statt eines Marsches von zwanzig Meilen einen von zehn, übermorgen einen von fünf und in drei Tagen liegt Ihr im Bette. Ah! Ihr hättet sehr der Ruhe nöthig; alle diese jungen Leute sind Prahler."

Man sieht, daß Olivain in der Schule der Planchet und Grimaud erzogen worden war.

Raoul fühlte sich wirklich müde; aber er wünschte seine Kräfte zu versuchen, und, genährt von den Grundsätzen von Athos, fest überzeugt, daß er ihn tausendmal von Etappen von fünf und zwanzig Stunden hatte sprechen hören, wollte er nicht unter seinem Musterbilde bleiben. D'Artagnan, dieser Mann von Eisen, welcher ganz von Nerven und Muskeln gebaut zu sein schien, hatte seine Bewunderung hervorgerufen.

Er ritt also immer fort, wobei er von Zeit zu Zeit den Gang seines Pferdes, trotz der Bemerkungen von Olivain, zu beschleunigen suchte und einer reizenden schmalen Straße folgte, welcher zu einer Fähre führte und den Weg um eine Meile abkürzte, wie man ihn versichert hatte, als er, den Gipfel eines Hügels erreichend, den Fluß vor sich erblickte. Eine kleine Truppe von Männern zu Pferde hielt am Ufer, bereit, sich einzuschiffen. Raoul zweifelte nicht, es wäre der Edelmann und sein Geleite. Er rief, war aber noch zu weit entfernt, um gehört zu werden. Raoul setzte sein Pferd, so müde es auch war, in Galopp, doch eine wellenförmige Erhöhung des Bodens entzog ihm bald den Anblick der Reisenden, und als er auf eine neue Anhöhe gelangte, hatte die Fähre das Ufer verlassen und schwamm nach dem entgegengesetzten Gestade.

Als Raoul sah, daß er nicht zeitig genug hinabgelangen konnte, um mit den Reisenden über den Fluß zu setzen, hielt er an und wartete auf Olivain.

In diesem Augenblick hörte man einen Schrei, welcher vom Flusse zu kommen schien. Raoul wandte sich auf die Seite, von wo der Schrei erscholl, hielt die Hand über seine Augen, welche die untergehende Sonne blendete, und rief:

„Olivain, was seh' ich da unten!"

Ein zweiter, noch durchdringenderer Schrei erscholl unten.

„Ei, gnädiger Herr," sagte Olivain, „das Seil der Fähre ist gebrochen und das Schiff fällt ab. Aber was seh' ich im Wasser? Es kämpft!"

„Allerdings!" rief Raoul, seine Blicke auf einen Punkt im Flusse heftend, welchen die Sonnenstrahlen glänzend beleuchteten, „ein Pferd, ein Reiter!"

„Sie sinken!" rief Olivain.

Es war so, und Raoul hatte die Gewißheit erlangt, daß ein Unfall geschehen war und daß ein Mensch mit den Wellen kämpfe. Er ließ seinem Pferde die Zügel schießen, drückte ihm die Sporen in den Leib, und das Thier sprang, vom Schmerze gestachelt, über eine Art von Geländer, welches den Landungsplatz umgab, und fiel in den Fluß, wobei Schaumwogen in die Ferne spritzten.

„Ah, gnädiger Herr!" rief Olivain, „was macht Ihr? Mein Gott und Vater!"

Raoul lenkte sein Pferd nach dem Unglücklichen, der in Gefahr schwebte. Es war dies übrigens ein ihm bekanntes Manöver. An den Ufern der Loire geboren, war er gleichsam in ihren Wellen gewiegt worden; hundertmal hatte er sie zu Pferde, tausendmal schwimmend durchzogen. Die Zeit vorhersehend, wo er aus dem Vicomte einen Soldaten machen würde, hatte Athos ihn an alle diese Unternehmungen gewöhnt.

„O mein Gott!“ fuhr Olivain ganz in Verzweiflung fort, was würde der Herr Graf sagen, wenn er Euch erblickte!“

„Der Herr Graf hätte es gemacht, wie ich,“ antwortete Raoul, sein Pferd kräftig antreibend.

„Aber ich, aber ich!“ rief Olivain, der sich ganz bleich am Ufer hin und hertrieb, „wie soll ich hinüberkommen?“

„Spring, Hasenherz!“ rief Raoul, beständig schwimmend.

Dann sich an den Reisenden wendend, der sich zwanzig Schritte vor ihm abarbeitete, sprach er:

„Muth, mein Herr, Muth, man kommt Euch zu Hülfe!“

Olivain ritt vor und wich wieder zurück, ließ sein Pferd sich bäumen und sich winden und stürzte endlich, von der Scham im Herzen ergriffen, wie Raoul in den Fluß, wobei er aber wiederholte: „Ich bin todt! wir sind verloren!“

Die Fähre lief indessen rasch, von der Strömung erfaßt, den Fluß hinab, und man hörte diejenigen, welche sie forttrug, laut um Hülfe rufen.

Ein Mann mit grauen Haaren war von der Fähre in den Fluß gesprungen und schwamm kräftig gegen die Person, welche dem Ertrinken nahe war. Aber er rückte nur langsam vorwärts, denn er mußte gegen den Strom schwimmen.

Raoul setzte seinen Weg fort, und kam sichtbar weiter; aber das Pferd und der Reiter, die er nicht aus dem Blicke verlor, sanken offenbar immer mehr unter. Das Pferd hatte nur noch die Nüstern über dem Wasser und der Reiter, welcher bei der Anstrengung gegen die Wellen die Zügel los ließ, streckte die Arme aus und hielt seinen Kopf vorwärts. Noch eine Minute und Alles verschwand.

„Muth!“ rief Raoul, „Muth!“

Das Wasser lief über den Kopf des Ertrinkenden und erstickte seine Stimme im Munde.

Raoul warf sich von seinem Pferde, dem er die Sorge für seine Selbsterhaltung überließ, und in drei bis vier Stößen war er bei dem Edelmann. Er ergriff sogleich das Pferd bei der Kinnkette und hob ihm den Kopf über das Wasser; das Thier athmete nun freier und verdoppelte seine Anstrengungen, als ob es begriffen hätte, man käme ihm zu Hülfe. Raoul faßte zu gleicher Zeit eine von den Händen des jungen Mannes und führte sie an die Mähne, an welcher sie sich mit der Festigkeit des Ertrinkenden anklammerte. Ueberzeugt, daß der Reiter nicht mehr loslassen würde, beschäftigte sich Raoul nur noch mit dem Pferde, das er nach dem entgegengesetzten Ufer lenkte, wobei er es im Durchschneiden des Wassers unterstützte und mit der Zunge ermuthigte.

Bald stieß das Thier auf einen festen Grund und faßte Fuß auf dem Sande.

„Gerettet!“ rief der Mann mit den grauen Haaren, welcher nun ebenfalls Fuß faßte.

„Gerettet!“ murmelte maschinenmäßig der Edelmann, ließ die Mähne los und glitt über den Sattel herab in die Arme von Raoul.

Raoul war nur zehn Schritte vom Ufer entfernt. Er trug den ohnmächtigen Jüngling dahin, legte ihn auf das Gras, riß die Schnüre seines Kragens auf und löste die Spangen seines Wammses.

Eine Minute nachher war der Mann mit den grauen Haaren bei ihm.

Olivain hatte ebenfalls nach vielen Bekreuzungen das Ufer erreicht, und die Leute von der Fähre lenkten diese, so gut sie konnten, mit Hülfe einer Stange, welche sich zufällig in dem Schiffe befand, nach dem Lande.

Allmählig kehrte durch die Bemühungen von Raoul und dem Manne, welcher den jungen Cavalier begleitete,

das Leben auf die bleichen Wangen des Sterbenden zurück, welcher nun die Augen wieder öffnete, ganz verwirrt umherschaute, dann aber bald seine Blicke auf denjenigen heftete, welcher ihn gerettet hatte.

„Ah, mein Herr!“ rief er, „Euch suchte ich: ohne Euch wäre ich todt, dreimal todt!“

„Aber man erwacht wieder, wie Ihr seht, mein Herr,“ antwortete Raoul, „und wir sind mit einem Bade davon gekommen.“

„Welchen Dank sind wir Euch schuldig!“ rief der Mann mit dem grauen Haare.

„Ihr seid hier, mein guter d'Arminges! ich habe Euch sehr bange gemacht, nicht wahr? Aber das ist Euer Fehler: Ihr waret mein Lehrer, warum habt Ihr mich nicht besser schwimmen gelehrt?“

„Ah, Herr Graf,“ sprach der Greis, „wenn Euch Unheil widerfahren wäre, ich hätte es nie wieder gewagt, mich vor dem Herrn Marschall zu zeigen!“

„Aber wie hat sich denn diese Sache ereignet?“ fragte Raoul.

„Mein Herr, auf die einfachste Weise,“ antwortete derjenige, welchem man den Grafentitel gegeben hatte. „Wir hatten ungefähr den dritten Theil des Flusses erreicht, als das Seil der Fähre zerriß. Bei dem Geschrei und den Bewegungen der Ruderer scheute mein Pferd und sprang in den Fluß. Ich schwimme schlecht und wagte es nicht, mich in das Wasser zu werfen. Statt die Bewegungen meines Rosses zu unterstützen, lähmte ich sie und war nahe daran, auf das Allerschönste zu ertrinken, als Ihr gerade zur rechten Zeit kamet, um mich aus dem Flusse zu ziehen. Wenn Ihr wollt, mein Herr, so gehören wir uns von nun an auf Leben und Tod.“

„Mein Herr,“ sprach Raoul, sich verbeugend, „ich bin, das versichere ich Euch, ganz und gar Euer Diener.“

„Ich heiße Graf von Guiche,“ fuhr der Reiter

fort. „Mein Vater ist Marschall von Grammont. Und nun, da Ihr wißt, wer ich bin, so werdet Ihr mir wohl die Ehre erzeigen, mir zu sagen, wer Ihr seid."

„Ich bin der Vicomte von Bragelonne," sprach Raoul, erröthend, daß er seinen Vater nicht nennen konnte, wie es der Graf von Guiche gethan hatte.

„Vicomte, Euer Antlitz, Eure Güte und Euer Muth ziehen mich zu Euch hin, Ihr habt bereits meine ganze Dankbarkeit. Umarmen wir uns, ich bitte Euch um Eure Freundschaft."

„Mein Herr," erwiederte Raoul, dem Grafen seine Umarmung zurückgebend, „auch ich liebe Euch bereits mit meinem ganzen Herzen. Gebraucht mich, ich bitte Euch, wie einen ergebenen Freund."

„Und nun, wohin geht Ihr?" fragte von Guiche.

„Zu dem Heere des Herrn Prinzen, Graf."

„Ich ebenfalls," rief der junge Mann, im höchsten Maße erfreut. „Schön, schön, wir thun den ersten Pistolenschuß mit einander."

„So ist es gut; liebt Euch!" sprach der Hofmeister. „Beide noch jung, habt Ihr ohne Zweifel ein Gestirn und mußtet Euch treffen."

Die zwei jungen Leute lächelten mit dem Vertrauen der Jugend.

„Nun aber," sprach der Hofmeister, „müßt Ihr die Kleider wechseln. Eure Lackeien, denen ich in dem Augenblick, wo sie die Fähre verließen, Befehl gegeben habe, müssen bereits im Gasthofe angelangt sein. Frische Wäsche und Wein erwärmen. Kommt!"

Die jungen Leute hatten gegen diesen Vorschlag keine Einwendung zu machen; sie fanden denselben im Gegentheil vortrefflich, stiegen wieder zu Pferde und schauten sich beide einander bewundernd an: es waren in der That zwei schmucke Reiter von schlankem, hohem Wuchse, zwei edle Gesichter mit freier Stirne, sanftem, stolzem Blicke, redlichem, feinem Lächeln. Von

Guiche mochte ungefähr achtzehn Jahre alt sein, aber er war kaum größer als Raoul, welcher erst fünfzehn zählte.

Sie reichten sich mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand, spornten ihre Pferde und ritten neben einander von dem Flusse nach dem Gasthofe. Der Eine fand dieses Leben, welches er beinahe hätte verlassen müssen, schön und lachend; der Andere dankte Gott, daß er bereits hinreichend gelebt hatte, um im Stande gewesen zu sein, Etwas zu thun, wodurch er seinen Beschützer erfreuen würde.

Olivain war der Einzige, den diese schöne Handlung seines Herrn nicht völlig befriedigte. Er drehte die Aermel und Schösse seines Kleides und dachte dabei, daß ein Halt in Compiègne ihn nicht allein vor dem Unfalle, welchem er nun entgangen war, sondern auch vor Brustflüssen und Rheumatismen geschützt hätte, welche eine natürliche Folge seines Bades sein müßten.

XII.

Das Scharmützel.

Der Aufenthalt in Noyon war kurz. Jeder schlief daselbst einen guten Schlaf. Raoul hatte Befehl gegeben, ihn zu wecken, wenn Grimaud ankäme; aber Grimaud kam nicht.

Die Pferde wußten wohl ebenfalls die acht Stunden vollkommener Ruhe und die ausgezeichnete Streu zu schätzen, die ihnen vergönnt waren. Der Graf Guiche wurde um fünf Uhr von Raoul geweckt, der ihm einen guten Morgen wünschte. Man frühstückte eilig und hatte um sechs Uhr bereits zwei Meilen zurückgelegt.

Die Unterhaltung des jungen Grafen war äußerst anziehend für Raoul. Raoul hörte viel und der junge Graf erzählte fortwährend. Er war in Paris erzogen, welches Raoul nur ein einziges Mal gesehen hatte, an einem Hofe, den Raoul nie erblickt, und so bildeten seine Pagenstreiche und zwei Duelle, die er bereits trotz der Edicte und trotz seines Hofmeisters gefunden hatte, Dinge von dem höchsten Interesse für Raoul. Raoul war nur bei Herrn Scarron gewesen; er nannte Guiche die Personen, die er dort gesehen hatte. Guiche kannte Jedermann: Frau von Neuillan, Fräulein d'Aubigné, Fräulein von Scudery, Fräulein Paulet, Frau von Chevreuse. Er spottete über alle Welt mit Geist und Raoul dachte mit Zittern, er könnte auch über Frau von Chevreuse spotten, für die er eine wahre und tiefe Sympathie hegte; aber mag es Instinkt, mag es Vorliebe für die Herzogin von Chevreuse gewesen sein, er sagte alles mögliche Gute von ihr. Die Freundschaft von Raoul verdoppelte sich durch diese Lobeserhebungen.

Dann kam der Artikel der Galanterien und Liebschaften. In dieser Beziehung hatte Bragelonne auch mehr zu hören, als zu sagen. Er hörte also und es kam ihm vor, als erblickte er durch zwei bis drei ziemlich durchsichtige Abenteuer, daß der Graf, wie er, im Grunde seines Herzens ein Geheimniß verbarg.

Von Guiche war, wie gesagt, am Hofe erzogen worden und die Intriguen des ganzen Hofes waren ihm bekannt. Es war der Hof, von dem Raoul den Grafen de la Fère hatte sprechen hören; nur hatte derselbe seit der Zeit, wo ihn Athos selbst gesehen, bedeutend die Gestalt verändert. Die ganze Erzählung des Grafen von Guiche war daher neu für seinen Reisegefährten. Spöttisch und witzig ließ der junge Graf alle Welt die Revue passiren. Er erzählte von den ehemaligen Liebschaften von Frau von Longueville mit Coligny und dem Duelle des Letzteren auf der Place Royale, welches für ihn ein so unseliges Ende nahm;

von den neuen Liebschaften Frau von Longueville mit dem Prinzen von Marsillac, welcher so eifersüchtig war, wie man sagte, daß er alle Welt zu tödten trachtete, sogar seinen Gewissensrath, den Abbé d'Herblay; von der Liebschaft des Prinzen von Wales mit Mademoiselle, die man später die große Mademoiselle nannte und die seitdem durch ihre geheime Verheirathung mit Lauzun so berühmt geworden ist; die Königin selbst wurde nicht verschont und Mazarin bekam auch seinen Theil von dem Spotte.

Der Tag ging rasch wie eine Stunde vorüber, der Hofmeister des Grafen, ein Lebemann, ein Weltmann, ein Gelehrter bis unter die Zähne, wie sein Zögling sagte, erinnerte Raoul wiederholt an die tiefe Bildung und den geistreichen, beißenden Witz von Athos. Aber was die Anmuth, die Zartheit und den Adel der äußeren Erscheinung betrifft, so konnte in dieser Beziehung Niemand mit dem Grafen de la Fère verglichen werden.

Mehr geschont, als am Tage zuvor, hielten die Pferde gegen vier Uhr Abends in Arras an. Man näherte sich dem Kriegsschauplatze und beschloß, bis am andern Tag in dieser Stadt zu bleiben, da Abtheilungen von Spaniern zuweilen die Nacht benützten, um Streifzüge bis an die Gegend von Arras zu machen.

Das französische Heer hielt sich von Pont-à-Marc bis Valenciennes. Man sagte, der Prinz selbst sei in Bethune.

Das feindliche Heer erstreckte sich von Cassel bis Courtray, und da es keine Art von Plünderungen und Gewaltthaten gab, welche es nicht verübte, so verließen die armen Bewohner der Flecken ihre vereinzelten Wohnungen und suchten Zuflucht in den befestigten Städten, welche ihnen Schutz verhießen.

Man sprach von einer nahe bevorstehenden Schlacht, welche entscheidend werden sollte, während der Herr Prinz nur in Erwartung von Verstärkungen, die ihm

zukommen sollten, manövrirt hatte. Die jungen Leute freuten sich, gerade zu rechter Zeit anzukommen.

Sie speisten mit einander zu Nacht und schliefen in demselben Zimmer. Sie waren in dem Alter rascher Freundschaften. Es kam ihnen vor, als kennten sie sich seit ihrer Geburt und als wäre es ihnen unmöglich, sich je wieder zu verlassen.

Der Abend wurde zu Gesprächen über den Krieg benützt; die Lackeien putzten die Waffen, die jungen Leute luden ihre Pistolen für den Fall eines Scharmützels, und sie erwachten in Verzweiflung, denn Beide hatten geträumt, sie kämen zu spät, um an der Schlacht Theil zu nehmen.

Am Morgen verbreitete sich das Gerücht, der Prinz von Condé habe Bethune geräumt, um sich nach Carvin zurückzuziehen, jedoch nicht ohne eine Garnison in ersterer Stadt zu lassen. Da aber diese Nachricht nichts Bestimmtes ausdrückte, so beschlossen die jungen Leute, ihren Weg nach Bethune fortzusetzen, da es ihnen frei stünde, wenn sie unterwegs bestimmte Kunde erhielten, schräg abzureiten und nach Carvin zu marschiren.

Der Hofmeister des Grafen von Guiche kannte das Land vollkommen. Er schlug daher vor, einen Weg zu wählen, welcher die Mitte zwischen der Straße nach Lens und der nach Bethune hielt, wobei man in Albain Erkundigungen einziehen sollte. Für Grimaud wurde eine Marschroute zurückgelassen.

Man brach um sieben Uhr Morgens auf.

Von Guiche, welcher jung und begeistert war, sprach zu Raoul:

„Wir sind drei Herren und drei Knechte; unsere Knechte sind gut bewaffnet und der Eurige scheint mir ein Starrkopf zu sein."

„Ich habe ihn nie bei der Arbeit gesehen," antwortete Raoul, „aber er ist ein Bretagner und das verspricht etwas."

„Ja, ja," versetzte von Guiche, „ich bin überzeugt,

er würde bei Gelegenheit einen Musketenschuß thun. Ich, was mich betrifft, habe zwei sichere Männer, welche mit meinem Vater den Krieg machten. Wir bilden auf diese Art sechs schlagfertige Männer. Wenn wir eine kleine Truppe von Parteigängern, der unserigen an Anzahl gleich oder sogar überlegen fänden, würden wir nicht angreifen, Raoul?"

„Holla! Ihr jungen Leute, holla!" sprach der Hofmeister, sich in das Gespräch mischend. „Wie rasch geht Ihr doch? — Gottes Blut! Und meine Instructionen, Herr Graf? Vergeßt Ihr, daß ich Befehl habe, Euch gesund und wohlbehalten zu dem Herrn Prinzen zu führen? Seid Ihr einmal bei dem Heere, so mögt Ihr Euch tödten lassen, wenn es Euch Vergnügen macht. Aber bis dahin erkläre ich Euch, daß ich in meiner Eigenschaft als Heerführer den Rückzug befehle und bei der ersten Feder, die ich erblicke, den Rücken wende."

Von Guiche und Raoul blickten sich lächelnd aus dem Augenwinkel an. Das Land wurde ziemlich bedeckt und man traf von Zeit zu Zeit kleine Truppen von Bauern, welche, ihr Vieh vor sich hertreibend und ihre kostbarsten Gegenstände in Karren führend oder auf den Armen tragend, sich zurückzogen.

Man kam ohne Unfall nach Albain. Hier erkundigte man sich und erfuhr, der Herr Prinz habe sich wirklich von Bethune entfernt und halte sich zwischen Cambrin und Venthie. Man schlug nun, beständig eine Anweisung für Grimaud zurücklassend, einen Querweg ein, welcher in einer halben Stunde die kleine Truppe an das Ufer eines schmalen Baches führte, der sich in die Lys ergießt.

Das Land war reizend von smaragdgrünen Thälern durchschnitten. Von Zeit zu Zeit fand man kleine Gehölze, durch welche sich der Pfad zog, dem die Reiter folgten. Bei jedem von diesen Gehölzen ließ der Hofmeister aus Furcht vor einem Hinterhalte zwei Lackeien des Grafen an die Spitze reiten, welche so die Vorhut

bildeten. Der Hofmeister selbst und die jungen Leute stellten das Armeecops vor, und Olivain, den Carabiner auf dem Knie, das Auge auf der Lauer, bewachte den Rücken.

Seit einiger Zeit erblickte man ein ziemlich dichtes Gehölze am Horizont. Bis auf hundert Schritte zu demselben gelangt, traf Herr d'Arminges seine gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln und schickte die zwei Lackeien des Grafen voraus.

Die Lackeien verschwanden unter den Bäumen, die jungen Leute und der Hofmeister folgten lachend und plaudernd ungefähr auf hundert Schritte. Olivain hielt sich in gleicher Entfernung hinter diesen, als plötzlich fünf bis sechs Musketenschüsse erschollen. Der Hofmeister schrie Halt, die jungen Leute gehorchten und parirten ihre Pferde. In demselben Augenblicke sah man die zwei Lackeien im Galopp zurückkehren.

Ungeduldig, die Ursache dieses Musketenfeuers zu erfahren, ritten die zwei jungen Leute den Lackeien entgegen. Der Hofmeister folgte ihnen.

„Seid Ihr angehalten worden?" fragten lebhaft die jungen Leute.

„Nein," antworteten die Lackeien; „wir sind sogar wahrscheinlich nicht gesehen worden. Die Flintenschüsse erschollen ungefähr hundert Schritte vor uns in dem dicksten Theile des Gehölzes, und wir sind zurückgekommen, um Befehl einzuholen."

„Meine Meinung," sprach Herr d'Arminges, „und im Falle der Noth mein Wille ist, daß wir uns zurückziehen. Dieses Gehölze kann einen Hinterhalt verbergen.

„Habt Ihr denn nichts gesehen?" fragte der Graf einen Lackeien.

„Es kam mir vor," antwortete dieser, „als erblickte ich gelb gekleidete Reiter, welche nach dem Bette des Baches eilten."

„So ist es," sprach der Hofmeister, „wir sind in eine Abtheilung von Spaniern gefallen. Zurück, meine Herren, zurück!

Die jungen Leute berathschlagten aus dem Augenwinkel und in derselben Secunde hörte man einen Pistolenschuß, worauf ein zwei- oder dreimaliges Hülferufen erfolgte.

Die zwei jungen Leute versicherten sich durch einen letzten Blick, daß jeder von ihnen geneigt war, nicht zurückzuweichen, und da der Hofmeister bereits sein Pferd umgedreht hatte, so ritten sie rasch vorwärts, Raoul rief: „Herbei, Olivain!" der Graf von Guiche rief: „Herbei, Urbain und Blanchet!" —

Und ehe sich der Hofmeister von seinem Erstaunen erholt hatte, waren sie im Walde verschwunden.

Zu derselben Zeit, wo sie ihren Pferden die Sporen gaben, nahmen die jungen Leute die Pistole in die Faust.

Fünf Minuten nachher waren sie an der Stelle, von der der Lärm gekommen zu sein schien. Dann ließen sie ihre Pferde langsam gehen und rückten vorsichtig vor.

„Stille," sagte von Guiche, „Reiter!"

„Ja, drei zu Pferde und drei, welche abgestiegen sind."

„Was machen sie? Seht Ihr?"

„Ja, es scheint mir, sie durchsuchen einen Verwundeten oder Todten."

„Das ist eine feige Mordthat," sprach von Guiche.

„Es sind jedoch Soldaten," versetzte Bragelonne.

„Wohl, aber Parteigänger, das heißt Straßenräuber."

„Vorwärts!" sagte Raoul.

„Marsch!" sprach von Guiche.

„Meine Herren!" rief der arme Hofmeister, „meine Herren, in des Himmels Namen!..."

Aber die jungen Leute hörten nicht. Sie waren

wetteifernd fortgesprengt, und das Geschrei des Hofmeisters hatte keinen andern Erfolg, als daß es die Spanier aufmerksam machte.

Die drei Parteigänger zu Pferde galoppirten sogleich den jungen Leuten entgegen, während die drei andern die zwei Reisenden vollends plünderten, denn, der Gruppe näher kommend, bemerkten die jungen Leute, daß statt eines Körpers zwei ausgestreckt waren.

Auf zehn Schritte von den Spaniern schoß von Guiche zuerst und fehlte seinen Mann. Der Spanier, welcher Raoul entgegenritt, schoß ebenfalls, und Raoul fühlte am linken Arme einen Schmerz, einem Peitschenhiebe ähnlich. Auf vier Schritte drückte Raoul ab und der Spanier streckte, mitten in die Brust getroffen, die Arme aus und fiel rücklings auf sein Pferd, welches sich umwandte und ihn forttrug.

In diesem Augenblick sah Raoul durch eine Wolke einen Musketenlauf nach sich richten. Er erinnerte sich des Rathes von Athos und ließ durch eine Bewegung, rasch wie der Blitz, sein Roß sich bäumen; der Schuß ging los.

Das Pferd machte einen Seitensprung und stürzte, das Bein von Roul unter sich drückend, nieder.

Der Spanier warf sich, seine Muskete beim Laufe nehmend, um Raoul mit dem Kolben den Schädel einzuschlagen, vorwärts.

Unglücklicher Weise konnte Roul in seiner Lage weder den Degen aus der Scheide noch die Pistole aus dem Halfter ziehen. Er sah den Kolben über seinem Haupte schwingen und drückte unwillkürlich seine Augen zu, als Guiche mit einem Sprunge zu dem Spanier gelangte und diesem die Pistole an die Kehle setzte.

„Ergebt Euch," sagte er, „oder Ihr seid des Todes!"

Die Muskete entfiel den Händen des Soldaten, und dieser ergab sich in demselben Augenblick.

Guiche rief einen von seinen Lackeien, übergab ihm den Gefangenen zur Bewachung, mit dem Befehl, ihm den Hirnschädel zu zerschmettern, wenn er eine Bewegung zur Flucht machen würde, sprang von seinem Pferde und näherte sich Raoul.

„Meiner Treue, Herr!“ sagte Raoul lachend, obgleich seine Bläße die unvermeidliche Aufregung einer ersten Affaire verrieth, „Ihr bezahlt Eure Schulden schnell und wolltet keine lange Verbindlichkeit gegen mich haben; ohne Euch,“ fügte er, die Worte des Grafen wiederholend, bei, „wäre ich todt, dreimal todt!“

„Mein Feind ließ mir, die Flucht ergreifend, die Möglichkeit, Euch zu Hülfe zu kommen,“ antwortete von Guiche. „Aber seid Ihr ernstlich verwundet? Ich sehe Euch ganz voll Blut.“

„Ich glaube,“ erwiederte Raoul, „ich habe etwas wie eine Schramme am Arm. Helft mir, daß ich mich unter dem Pferde vorziehe, und ich hoffe, wir werden unsere Reise sogleich wieder fortsetzen können.“

Herr d'Arminges und Olivain waren bereits abgestiegen und suchten das Pferd aufzuheben, welches sich im Todeskampfe zerarbeitete. Es gelang Raoul, seinen Fuß aus dem Steigbügel und sein Bein unter dem Pferde hervorzuziehen, und in einem Augenblick stand er aufrecht.

„Nichts gebrochen?“ fragte Guiche.

„Meiner Treue, dem Himmel sei Dank, nichts,“ antwortete Raoul.

„Aber was ist aus den Unglücklichen geworden, welche die Elenden tödteten?“

„Wir sind zu spät gekommen, sie haben die Armen, wie ich glaube umgebracht und, ihre Beute mit sich schleppend, die Flucht ergriffen; meine zwei Lackeien sind bei den Leichnamen.“

„Wir wollen sehen, ob sie völlig todt sind oder ob man ihnen nicht vielleicht Hülfe leisten kann,“ sprach Raoul. „Olivain, wir haben zwei Pferde geerbt, aber

ich habe das meinige verloren; nimm das beſſere von beiden für Dich und gib mir das Deinige."

Und ſie näherten ſich dem Orte, wo die Opfer lagen.

XIII.

Der Mönch.

Zwei Menſchen waren ausgeſtreckt, ... der Eine unbeweglich, das Geſicht nach dem Boden, von drei Kugeln durchbohrt und in ſeinem Blute ſchwimmend. Dieſer war todt.

Der Andere, von den zwei Lackeien, an einen Baum gelehnt, ſchlug die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und verrichtete ein heißes Gebet ... Eine Kugel hatte ihm den Oberſchenkel zerſchmettert.

Die jungen Leute gingen zuerſt zu dem Todten und ſchauten ſich erſtaunt an.

„Es iſt ein Prieſter," ſprach Bragelonne, „er hat die Tonſur. Oh, die Verfluchten! welche Hand an die Diener Gottes legen!"

„Kommt hieher, gnädiger Herr," ſagte Urbain, ein alter Soldat, der alle Feldzüge mit dem Cardinal-Herzog gemacht hatte, „kommt hieher .... es iſt nichts mehr mit dem Andern zu machen, während man dieſen vielleicht noch retten kann!"

Der Verwundete lächelte traurig.

„Mich retten? Nein," ſprach er, „aber mir ſterben helfen, ja!"

„Seid Ihr ein Prieſter?" fragte Raoul.

„Nein, Herr."

„Euer unglücklicher Gefährte ſchien mir der Kirche anzugehören," verſetzte Raoul.

„Es ist der Pfarrer von Bethune, mein Herr. Er trug an sichern Ort die heiligen Gefäße seiner Kirche und den Schatz des Kapitels, denn der Herr Prinz hat gestern unsere Stadt verlassen, und vielleicht ist morgen der Spanier darin. Da man aber wußte, daß feindliche Parteien im Lande umherzogen, und die Sendung gefährlich war, so wagte es Niemand, ihn zu begleiten, da bot ich mich an."

„Und diese Elenden haben Euch angegriffen! Diese Schufte haben auf einen Priester geschossen!"

„Meine Herren," sagte der Verwundete, um sich herschauend, „ich leide sehr, wünschte aber dennoch in irgend ein Haus gebracht zu werden."

„Wo Ihr Beistand finden könntet?" sagte von Guiche.

„Nein, wo ich beichten könnte."

„Aber vielleicht seid Ihr nicht so schwer verwundet, als Ihr glaubt," sprach Raoul.

„Mein Herr," antwortete der Verwundete, „glaubt mir, es ist keine Zeit zu verlieren. Die Kugel hat den Schenkelknochen oben zerschmettert und ist bis in die Eingeweide gedrungen.

„Seid Ihr Arzt?" sagte von Guiche.

„Nein," antwortete der Sterbende, „aber ich verstehe mich ein wenig auf Wunden und die meinige ist tödtlich. Versucht es also, mich irgendwohin bringen zu lassen, wo ich einen Priester finden könnte, oder habt die Güte, mir irgend einen hieher zu führen, und Gott wird Euch für diese fromme Handlung belohnen. Meine Seele muß gerettet werden, denn mein Leib ist verloren."

„Bei einer guten Handlung sterben ist unmöglich, und Gott wird Euch beistehen."

„Meine Herren, im Namen des Himmels," sagte der Verwundete, alle seine Kräfte sammelnd, als wollte er aufstehen, „verlieren wir die Zeit nicht mit unnützen Worten. Helft mir wenigstens, daß ich das

nächste Dorf erreiche, oder schwört mir bei Eurem Seelenheile, daß Ihr mir den ersten Mönch, den ersten Priester, den ersten Pfarrer hieher schickt, den Ihr findet. Aber," fügte er mit dem Tone der Verzweiflung bei, „vielleicht wird es Niemand wagen, denn man weiß, daß die Spanier in der Gegend umherstreifen, und ich werde ohne Absolution sterben. Mein Gott, mein Gott!" rief der Verwundete mit einem Ausdrucke des Schreckens, der die jungen Leute beben machte, nicht wahr, Ihr werdet das nicht zugeben? Es wäre zu schrecklich!"

„Mein Herr, beruhigt Euch," antwortete von Guiche, ich schwöre Euch, daß Ihr den Trost haben sollt, nach dem Ihr verlangt. Sagt uns nur, wo ein Haus ist, in welchem wir Beistand fordern, und wo ein Dorf, wo wir einen Priester bekommen können."

„Ich danke und Gott vergelte es Euch. Eine halbe Meile von hier, wenn Ihr diesen Weg verfolgt, findet sich eine Herberge, und ungefähr eine halbe Meile jenseits der Herberge liegt das Dorf Grenty. Sucht dort den Pfarrer auf. Ist derselbe nicht zu Hause, so geht in das Augustiner-Kloster, welches das letzte Haus des Fleckens rechts ist, und führt mir einen Bruder herbei; gleichviel, Mönch oder Priester, wenn er nur von unserer heiligen Kirche die Fähigkeit erhalten hat, in articulo mortis zu absolviren."

„Herr d'Arminges," sprach von Guiche, „bleibt bei diesem Unglücklichen und wacht darüber, daß er so sanft als möglich transportirt wird. Macht eine Tragbahre aus Baumzweigen, legt alle unsere Mäntel darauf. Zwei von unsern Lackeien tragen ihn, während sich der dritte bereit hält, den Platz desjenigen einzunehmen, welcher müde wird. Der Vicomte und ich suchen einen Priester auf."

„Geht, Herr Graf," sprach der Hofmeister, „aber im Namen des Himmels setzt Euch keiner Gefahr aus."

„Seid unbesorgt. Ueberdies sind wir für heute gerettet: Ihr kennt das Axiom: non bis in idem.“

„Guten Muth, Herr,“ sprach Raoul zu dem Verwundeten, „wir vollführen Euern Wunsch.“

„Gott segne Euch, meine Herren,“ antwortete der Sterbende mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Dankbarkeit.

Und die jungen Leute sprengten im Galopp in der angegebenen Richtung fort, während der Hofmeister des Grafen von Guiche die Verfertigung der Tragbahre überwachte.

Nach einem Ritte von zehn Minuten erblickten die jungen Leute die Herberge.

Raoul rief, ohne vom Pferde zu steigen, den Wirth, benachrichtigte ihn, daß man ihm einen Verwundeten bringen werde, und bat ihn, mittlerweile Alles vorzubereiten, was zum Verbinden nothwendig sein dürfte, das heißt, ein Bett, Binden, Charpie, forderte ihn dabei auf, wenn er in der Umgegend einen Arzt, einen Wundarzt oder Operateur kenne, denselben holen zu lassen, und übernahm es, den Boten zu belohnen.

Der Wirth, welcher zwei reich gekleidete, vornehme junge Herren vor sich sah, versprach Alles, was sie von ihm verlangten, und unsere zwei Reiter, nachdem sie die Vorbereitungen zu der Aufnahme hatten beginnen sehen, entfernten sich abermals und eilten nach Grenv.

Sie hatten mehr als eine Meile gemacht und erblickten bereits die ersten Häuser des Dorfes, deren mit röthlichen Ziegeln bedeckte Dächer kräftig aus den grünen Bäumen, von denen sie umgeben waren, hervortraten, als sie, auf einem Maulthiere reitend, einen armen Mönch auf sich zukommen sahen, den sie nach seinem breiten Hute und seinem Rocke von grauer Wolle für einen Augustinerbruder hielten. Diesmal schien ihnen der Zufall zu schicken, was sie suchten.

Sie näherten sich dem Mönche.

Es war ein Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, den jedoch die ascetischen Uebungen merklich gealtert hatten. Er war bleich, aber nicht von der matten Bläſſe, welche eine Schönheit iſt, ſondern von dem galligen Gelb. Seine kurzen Haare, welche kaum ein wenig über den Kreis gingen, den ſein Hut um ſeine Stirne zog, waren hellblond und ſeine blauen Augen ſchienen des Blickes zu entbehren.

„Mein Herr," ſagte Raoul mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit, „ſeid Ihr ein Prieſter?"

„Warum fragt Ihr mich dieß?" ſprach der Fremde mit beinahe unhöflicher Unempfindlichkeit.

Um es zu wiſſen," antwortete der Graf von Guiche mit ſtolzem Tone.

Der Fremde berührte ſein Maulthier mit dem Abſatze und ſetzte ſeinen Weg fort.

Von Guiche war mit einem Sprunge vor ihm und verſperrte ihm den Weg.

„Antwortet, Herr," ſagte er. „Man hat Euch höflich gefragt, und jede Frage iſt einer Antwort werth."

„Es ſteht mir, denke ich, frei, den nächſten beſten zwei Perſonen, welche die Laune haben, mich auszuforſchen, zu ſagen, wer ich bin, oder es nicht zu ſagen."

Von Guiche unterdrückte mit großer Mühe ſeine wüthende Luſt, dem Mönche die Knochen zu zerbrechen.

„Einmal," ſprach er mit einer gewaltigen Anſtrengung gegen ſich ſelbſt, „ſind wir nicht die nächſten beſten zwei Perſonen; mein Freund hier iſt der Vicomte von Bragelonne und ich bin der Graf von Guiche; dann fragen wir nicht aus Laune, ſondern ein verwundeter, ſterbender Mann verlangt die Hülfe der Kirche. Seid Ihr Prieſter, ſo fordere ich Euch im Namen der Menſchheit auf, mir zu folgen, um dieſem Manne Beiſtand zu leiſten. Seid Ihr es nicht, dann iſt es etwas Anderes. Ich ſage Euch übrigens im Namen der Höflichkeit, die Ihr ganz und gar nicht zu

kennen scheint, daß ich Euch für Eure Unverschämtheit bestrafen werde."

Die Bläße des Mönches wurde leichenartig, und er lächelte auf eine so seltsame Weise, daß Raoul, der ihn mit den Augen nicht verließ, fühlte, daß ihm dieses Lächeln das Herz wie eine Beleidigung zusammenschnürte.

„Es ist ein spanischer oder flämischer Spion," sprach er und legte die Hand an den Kolben seiner Pistole.

Ein drohender, einem Blitze ähnlicher Blick antwortete Raoul.

„Nun, Herr," sagte Guiche, „werdet Ihr sprechen?"

„Ich bin Priester, meine Herren," antwortete der junge Mann, und sein Gesicht nahm wieder seine gleichgültige Miene an.

„Dann, mein Vater," sprach Raoul, ließ seine Pistole wieder in die Halfter fallen und gab seinen Worten einen ehrfurchtsvollen Ausdruck, der nicht von gutem Herzen kam, „wenn Ihr Priester seid, so findet Ihr, wie mein Freund Euch gesagt hat, eine Gelegenheit, Euer Amt auszuüben. Ein unglücklicher Verwundeter wird uns entgegengetragen und soll in der nächsten Herberge anhalten. Er fordert den Beistand von einem Diener Gottes. Unsere Leute begleiten ihn."

„Ich begebe mich dahin," sprach der Mönch.

Und er gab seinem Maulthiere einen Absatz.

„Wenn Ihr nicht dahin geht, mein Herr," sagte von Guiche, „glaubt mir, wir haben Pferde, welche im Stande sind, Euer Maulthier einzuholen, hinreichend Ansehen, um Euch überall, wo Ihr sein möget, ergreifen zu lassen, und dann, ich schwöre es Euch, ist Euer Prozeß bald gemacht: ein Baum und ein Strick finden sich aller Orten."

Das Auge des Mönches funkelte abermals, aber das war Alles; er wiederholte seine Worte: „Ich begebe mich dahin!" und entfernte sich.

„Folgen wir ihm," sagte von Guiche, „das wird sicherer sein."

Und die jungen Leute ritten fort, wobei sie ihre Schritte nach dem des Mönches richteten, dem sie etwa auf Pistolenschußweite folgten.

Nach fünf Minuten wandte sich der Mönch, um sich zu versichern, ob sie ihm folgen oder nicht.

„Seht," sprach Raoul, „wir haben wohl daran gethan."

„Ein furchtbares Gesicht, das des Mönches!" sagte der Graf von Guiche.

„Furchtbar," erwiederte Raoul, besonders was den Ausdruck betrifft. Diese gelblichen Haare, diese matten Augen, diese Lippen, welche bei dem geringsten Worte, das er ausspricht, verschwinden . . ."

„Ja, ja," sprach von Guiche, welcher von allen diesen Einzelheiten weniger berührt worden war, insoferne Raoul den Mönch prüfend anschaute, während von Guiche sprach. „Ja, ein seltsames Gesicht; aber diese Mönche sind auch so entartenden Uebungen unterworfen; das ewige Fasten macht sie bleich, die Disciplinsch äge machen sie zu Heuchlern, und durch das viele Weinen über die Güter des Lebens, welche sie verloren haben, während wir dieselben genießen, werden ihre Augen matt."

„Ganz gewiß," sprach Raoul; „doch dieser arme Mann bekommt seinen Priester. Aber der Reumüthige sieht aus, als besäße er ein besseres Gewissen, als der Priester. Ich gestehe, ich bin gewohnt, Priester von einem ganz andern Anblicke zu sehen."

„Ah," sagte von Guiche, „begreift Ihr? dieser ist einer von den fahrenden Brüdern, welche auf den Landstraßen umher betteln, bis zu dem Tage, wo ihnen ein Benefiz vom Himmel zufällt. Es sind meistens Fremde, Schöttländer, Irländer, Dänen. Man hat mir zuweilen ähnliche gezeigt."

„Eben so häßliche?"

„Nein, aber wenigstens gehörig häßliche.“

„Welch' ein Unglück für den Verwundeten, daß er in den Armen eines solchen Kuttenmenschen sterben soll!“

„Bah! sagte von Guiche, die Absolution kommt nicht von demjenigen, welcher sie gibt, sondern von Gott. Doch soll ich es Euch sagen, ich würde lieber ohne Absolution sterben, als es mit einem solchen Beichtvater zu thun zu haben. Ihr seid auch meiner Meinung, Vicomte, nicht wahr? Ich sah Euch den Kolben Eurer Pistole liebkosen, als ob Ihr versucht gewesen wäret, ihm dem Schädel zu zerschmettern.“

„Ja, Graf, es mag seltsam erscheinen und Ihr werdet darüber erstaunen, ich fühlte bei dem Anblick dieses Menschen einen unbeschreiblichen Abscheu. Habt Ihr zuweilen auf Eurem Wege eine Schlange aufgejagt?“

„Nie,“ antwortete der Graf von Guiche.

„Nun, mir ist dies manchmal in unsern Waldungen in der Heimath begegnet, und ich erinnere mich, daß ich bei dem Anblicke der ersten, die mich mit ihren trockenen Augen, den Kopf wiegend und die Zunge heftig bewegend, auf sich selbst gewunden anschaute, bleich, starr, gleichsam bezaubert bis zu dem Augenblicke blieb, wo der Graf de la Fère . . .“

„Euer Vater?“ fragte von Guiche.

„Nein, mein Beschützer,“ antwortete Raoul erröthend.

„Sehr gut.“

„Bis zu dem Augenblicke,“ fuhr Raoul fort, „wo der Graf de la Fère mir sagte: „„Auf, Bragelonne, den Degen gezogen.““ Dann erst lief ich auf die Schlange zu und hieb sie entzwei, gerade in dem Momente, wo sie sich zischend auf dem Schweife erhob, um mir entgegen zu fahren. Ich schwöre Euch, daß mich dasselbe Gefühl bei dem Anblicke dieses Menschen ergriff, als er, mich anschauend, sagte: „„Warum fragt Ihr mich dies?““

„Dann müßt Ihr es Euch zum Vorwurf machen, daß Ihr ihn nicht wie Eure Schlange entzwei gehauen habt.“

„Meiner Treue, ja,“ antwortete Raoul.

In diesem Augenblick kam man in die Nähe der kleinen Herberge, und man erblickte jenseits derselben das Geleite des Verwundeten, der unter Anführung von Herrn d'Arminges herbeigebracht wurde. Zwei Männer trugen den Sterbenden, der dritte führte die Pferde an der Hand.

Die zwei jungen Leute spornten ihre Rosse.

„Dort ist der Verwundete,“ sagte von Guiche, an dem Augustinerbruder vorüber reitend, habt die Güte, Euch ein wenig zu beeilen, Herr Mönch.“

Raoul entfernte sich von dem Bruder auf die ganze Breite der Straße und ritt, den Kopf mit Ekel abwendend, vorbei.

Nun waren die jungen Leute vor dem Beichtvater, statt ihm zu folgen; sie gingen dem Sterbenden entgegen und theilten ihm die gute Kunde mit.

Dieser erhob sich, um in der angegebenen Richtung zu schauen, sah den Mönch, der, den Schritt seines Maulthieres beschleunigend, sich näherte, und fiel, das Gesicht von einem Freudenstrahle erleuchtet, auf die Tragbahre zurück.

„Wir haben nun,“ sagten die jungen Leute, „Alles für Euch gethan, was wir zu thun im Stande waren, und da es uns drängt, zu dem Heere des Herrn Prinzen zu gelangen, so setzen wir unsern Marsch fort; Ihr werdet uns entschuldigen, nicht wahr, Herr? Man sagt, es soll eine Schlacht geschlagen werden, und wir wünschten nicht den Tag nachher anzukommen.“

„Geht, meine jungen Herren,“ erwiederte der Verwundete, „und seid Beide für Euer Mitleid gesegnet. Ihr habt in der That, wie Ihr sagtet, Alles gethan, was Ihr zu thun im Stande waret. Ich kann

nur wiederholen: Gott beschütze Euch, Euch und diejenigen, welche Euch theuer sind."

„Mein Herr," sprach von Guiche zu seinem Hofmeister, „wir reiten voraus, Ihr holt uns auf der Straße nach Cambrin ein."

Der Wirth stand unter seiner Thüre. Er hatte Alles vorbereitet, Bett, Binden und Charpie, und ein Knecht war nach Lens, der nächsten Stadt, gegangen, um einen Arzt zu holen.

„Hier die Bezahlung, sorgt für den Verwundeten, sagte von Guiche zu dem Wirth und warf ihm Geld zu.

„Gut," sprach der Wirth, es soll geschehen, wie Ihr wünscht. Aber haltet Ihr nicht an, gnädiger Herr, um Eure Wunde zu verbinden?" setzte er, sich an Bragelonne wendend, bei.

Ah, meine Wunde ist durchaus von keiner Bedeutung, und es ist Zeit, daß ich mich um den nächsten Halt kümmere. Habt nur die Güte, wenn Ihr einen Reiter vorüberkommen seht, und dieser Reiter sich nach einem jungen Manne auf einem Fuchsen und gefolgt von einem Lackei, erkundigt, ihm zu sagen: Ihr habet mich wirklich gesehen, ich aber habe meinen Weg fortgesetzt und gedenke in Mazingarde zu Mittag zu speisen und zu Cambrin über Nacht zu bleiben. Dieser Reiter ist mein Bedienter."

„Wäre es nicht besser und sicherer, wenn ich ihn um seinen Namen fragte und ihm den Eurigen nennen würde," entgegnete der Wirth.

„Dieser Zuwachs von Vorsicht kann nicht schaden," sprach Raoul, „ich heiße Vicomte von Bragelonne und er Grimaud."

In diesem Augenblick kam der Verwundete von der einen Seite und der Mönch von der andern. Die zwei jungen Leute wichen zurück, um die Tragbahre vorüber ziehen zu lassen. Der Mönch stieg von seinem Maulthiere ab und befahl, dasselbe in den Stall zu führen, ohne es abzusatteln.

„Herr Mönch," sprach von Guiche, hört diesen braven Mann wohl Beichte und kümmert Euch nicht um Eure Zeche und um die Eures Thieres; Alles ist bezahlt."

„Ich danke, mein Herr," antwortete der Mönch mit dem Lächeln, das Bragelonne bebend gemacht hatte.

„Kommt, Graf," sprach Raoul, welcher instinktartig die Gegenwart des Augustiners nicht ertragen zu können schien, „kommt, ich fühle mich unheimlich hier."

„Ich danke noch einmal, meine schönen jungen Herren, sagte der Verwundete, „und vergeßt mich nicht in Eurem Gebete."

„Seid unbesorgt," erwiederte von Guiche und spornte sein Pferd, um Bragelonne einzuholen, der bereits zwanzig Schritte voraus war.

In diesem Augenblicke wurde die Tragbahre von den zwei Lackeien in das Haus gebracht. Der Wirth und seine Frau, welche nun auch herbei gelaufen war. standen auf den Stufen der Treppe. Der unglückliche Verwundete schien furchtbare Schmerzen auszustehen, und dennoch beschäftigte er sich nur damit, nachzusehen, ob ihm der Mönch folgte.

Bei dem Anblick dieses bleichen, blutigen Mannes ergriff die Frau ihren Mann heftig beim Arme.

„Nun, was gibt es?" fragte dieser, „befindest Du, Dich etwa unwohl?"

„Nein, aber schau," erwiederte die Wirthin, auf den Verwundeten deutend.

„Bei Gott," sagte der Wirth, er scheint mir sehr krank zu sein!"

„Das ist es nicht, was ich sagen will," fuhr die Frau zitternd fort; „ich frage Dich, ob Du ihn erkennst?"

„Diesen Menschen? Warte doch . . ."

„Ah, ich sehe, daß Du ihn erkennst," sagte die Frau, „denn Du erbleichst ebenfalls."

„In der That!" rief der Wirth. „Wehe unserem Hause, es ist der ehemalige Henker von Bethune!"

„Der ehemalige Henker von Bethune," murmelte der junge Mönch, und machte eine Bewegung, als wollte er stille stehen, während auf seinem Gesichte das Gefühl des Widerstrebens hervortrat, das ihm sein Bußfertiger einflößte.

Herr d'Arminges, der sich an der Thüre hielt, bemerkte sein Zögern.

„Herr Mönch, sagte er, „mag dieser Unglückliche Henker sein oder gewesen sein, so ist er darum doch nicht minder Mensch. Leistet ihm also den letzten Dienst, den er von Euch heischt, und Euer Werk wird nur um so verdienstlicher sein."

Der Mönch antwortete nicht, sondern setzte schweigend seinen Weg nach dem unteren Zimmer fort, wo die zwei Bedienten den Sterbenden bereits auf ein Bett gelegt hatten.

Als die zwei Lackeien den Mann Gottes sich dem Lager des Verwundeten nahen sahen, entfernten sie sich und schlossen die Thüre vor dem Mönche und dem Sterbenden.

D'Arminges und Olivain harrten ihrer, stiegen wieder zu Pferde und alle vier entfernten sich im Trab, dem Wege folgend, an dessen Ende Raoul und sein Gefährte bereits verschwunden waren.

In dem Augenblick, wo der Hofmeister und sein Gefolge ebenfalls verschwanden, hielt ein neuer Reisender an der Schwelle des Wirthshauses.

„Was wünscht der Herr," fragte der Wirth, noch bleich und zitternd von der Entdeckung, die er gemacht hatte.

Der Reisende machte das Zeichen eines Mannes, welcher trinkt, stieg ab, deutete auf sein Pferd und machte das Zeichen eines Reibenden.

„Ah, Teufel! sagte der Wirth zu sich selbst, „es scheint, dieser Mensch ist stumm. — Und wo wollt Ihr trinken?" fragte er.

„Hier," antwortete der Reisende, auf einen Tisch deutend.

„Ich täuschte mich," sprach der Wirth, „er ist nicht ganz stumm."

Und er verbeugte sich, holte eine Flasche Wein und Zwieback und setzte Beides dem schweigsamen Gaste vor.

„Beliebt dem Herrn sonst noch Etwas?" fragte er.

„Allerdings," sprach der Reisende.

„Was wünscht der Herr?"

„Zu wissen, ob Ihr nicht habt einen jungen Edelmann von fünfzehn Jahren auf einem Fuchsen und von einem Lackei gefolgt vorüber reiten sehen?"

„Den Grafen von Bragelonne?" sagte der Wirth.

„Richtig."

„Dann heißt Ihr Herr Grimaud?"

Der Reisende machte ein bejahendes Zeichen.

„Nun wohl," sprach der Wirth, „Euer junger Herr war erst vor einer Viertelstunde hier. Er wird in Mazingarde zu Mittag speisen und in Cambrin über Nacht bleiben."

„Wie weit von hier nach Mazingarde?"

„Zwei und eine halbe Meile."

„Danke."

Gewiß, daß er seinen jungen Herrn am Ende des Tages treffen würde, schien Grimaud ruhiger, trocknete sich die Stirne ab und schenkte sich ein Glas Wein ein, das er schweigend trank.

Er hatte sein Glas auf den Tisch gesetzt und schickte sich an, es zum zweiten Male zu füllen, als ein furchtbarer Schrei aus dem Innern drang, wo sich der Mönch und der Sterbende befanden.

Grimaud stand rasch auf.

„Was ist das?" sagte er, „und woher kommt der Schrei?"

„Aus dem Zimmer des Verwundeten."

„Wer ist der Verwundete?“ fragte Grimaud.

„Der ehemalige Henker von Bethune, der, von spanischen Parteigängern auf den Tod verwundet, hieher gebracht worden ist und in diesem Augenblicke einem Augustinermönche beichtet. Es scheint, er leidet sehr.“

„Der ehemalige Henker von Bethune?“ murmelte Grimaud, seine Erinnerungen zusammenfassend .... „ein Mann von fünfundfünfzig bis sechszig Jahren.... groß, kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe, mit schwarzem Bart und schwarzen Haaren?“

„So ist es, nur sind seine Bärthaare grau und seine Haupthaare weiß geworden. Kennt Ihr ihn?“ fragte der Wirth.

„Ich habe ihn einmal gesehen,“ antwortete Grimaud, dessen Stirne sich bei dem Gemälde, das sich vor seine Erinnerung stellte, verfinsterte.

Die Frau lief ganz zitternd herbei.

„Hast Du gehört?“ sagte sie zu ihrem Manne.

„Ja,“ antwortete der Wirth und schaute unruhig nach der Thüre.

In diesem Augenblick vernahm man einen Schrei, etwas minder stark, als der erste, aber gefolgt von einem langen, gedehnten Seufzer.

Die drei Personen schauten sich bebend an.

„Man muß sehen, was es ist,“ sagte Grimaud.

„Man sollte glauben, es wäre der Schrei eines Menschen, den man erdrosselt,“ murmelte der Wirth.

„Jesus!“ rief die Wirthin, sich bekreuzend.

Wenn Grimaud wenig sprach, so handelte er dagegen viel, wie man weiß. Er stürzte nach der Thüre und rüttelte mit aller Gewalt daran; aber sie war durch einen innern Riegel verschlossen.

„Oeffnet!“ rief der Wirth, „öffnet, Herr Mönch! Oeffnet sogleich!“

Niemand antwortete.

„Oeffnet, oder ich sprenge die Thüre!“ rief Grimaud.

Dasselbe Stillschweigen.

Grimaud schaute umher und erblickte eine Stange, welche zufällig in einem Winkel lag. Er faßte sie rasch, und ehe der Wirth sich seinem Vorhaben widersetzen konnte, hatte er die Thüre eingestoßen.

Das Zimmer war von Blut überströmt, das durch die Matratze drang. Der Verwundete sprach nicht, sondern röchelte. Der Mönch war verschwunden.

„Der Mönch! wo ist der Mönch?“ rief der Wirth.

Grimaud lief nach einem offenen Fenster, das nach dem Hofe ging.

„Er wird hier hinaus entflohen sein!“ rief er.

„Ihr glaubt?“ sprach der Wirth ganz bestürzt. „Hausknecht, seht nach, ob das Maulthier des Mönches im Stalle ist?“

„Kein Maulthier mehr,“ antwortete dieser.

Grimaud runzelte die Stirne, der Wirth faltete die Hände und schaute mißtrauisch um sich her. Die Frau hatte es nicht gewagt, in das Zimmer zu treten, und verharrte voll Schrecken an der Thüre.

Grimaud näherte sich dem Verwundeten und schaute seine rauhen Züge an, welche eine furchtbare Erinnerung in ihm hervorriefen. Nach einem Augenblicke stummer, düsterer Betrachtung sagte er:

„Es unterliegt keinem Zweifel, er ist es!“

„Lebt er noch?“ fragte der Wirth.

Ohne zu antworten, öffnete Grimaud sein Wamms, um ihm das Herz zu befühlen, während sich der Wirth ebenfalls näherte. Aber plötzlich wichen Beide, der Wirth einen Schrei des Schreckens ausstoßend, Grimaud erbleichend, zurück.

Die Klinge eines Dolches war bis an das Heft in die linke Seite der Brust des Henkers gestoßen.

„Lauft nach Hülfe!“ sprach Grimaud; „ich bleibe bei ihm.“

Der Wirth eilte ganz bestürzt aus dem Zimmer. Die Frau war bei dem Schrei ihres Mannes entflohen.

XIV.

Die Absolution.

Man höre, was geschehen war.

Wir haben gesehen, daß der Mönch nicht durch eine Wirkung seines eigenen Willens, sondern im Gegentheil ganz gegen seinen Wunsch den Verwundeten geleitete, der ihm auf eine so seltsame Weise empfohlen wurde. Vielleicht hätte er zu fliehen gesucht, wenn er eine Möglichkeit gesehen haben würde, aber die Drohungen der zwei jungen Edelleute, ihr Gefolge, das hinter ihm geblieben war und ohne Zweifel Weisungen erhalten hatte, und eine schärfere Ueberlegung bestimmten den Mönch, ohne zu viel bösen Willen durchscheinen zu lassen, seine Beichtiger-Rolle bis zum Ende zu spielen. Sobald er in dem Zimmer war, näherte er sich dem Kopfkissen des Verwundeten.

Mit dem raschen, denjenigen, welche zu sterben im Begriffe sind und folglich keine Zeit zu verlieren haben, eigenthümlichen Blicke betrachtete der Henker das Gesicht desjenigen, welcher sein Tröster werden sollte; er machte eine Bewegung des Erstaunens und sagte:

„Ihr seid sehr jung, mein Vater."

„Die Leute meines Gewandes haben kein Alter," antwortete trocken der Mönch.

„Ach, sprecht doch etwas sanfter, mein Vater," versetzte der Verwundete, „ich bedarf eines Freundes in meinen letzten Augenblicken."

„Ihr leidet viel?" sagte der Mönch.

„Ja, aber mehr in der Seele, als im Leibe."

„Wir werden Eure Seele retten," erwiederte der junge Mann; „aber seid Ihr wirklich der Henker von Bethune, wie diese Leute sagten?"

„Das heißt, antwortete lebhaft der Verwundete, welcher wohl bange hatte, der Name des Henkers könnte von ihm die letzte Hülfe entfernen, die er forderte, „das heißt, ich bin es gewesen, bin es aber nicht mehr. Ich habe vor fünfzehn Jahren mein Amt aufgegeben, wohne Hinrichtungen noch bei, schlage aber nicht mehr. O nein!"

„Ihr habt also Abscheu vor Eurem Stande?"

Der Henker stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte:

„So lange ich nur im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit geschlagen habe, ließ mich mein Stand, geschützt wie ich unter der Gerechtigkeit und dem Gesetze war, ruhig schlafen; aber seit der furchtbaren Nacht, wo ich als Werkzeug für eine Privatrache diente und mein Schwert mit Haß auf ein Geschöpf Gottes erhob, seit dieser Nacht ..."

Der Henker hielt inne und schüttelte mit verzweifelter Miene den Kopf.

„Sprecht," sagte der Mönch, der sich unten an das Bett des Verwundeten gesetzt hatte und an einer Erzählung, die sich auf eine so seltsame Weise ankündigte, Interesse zu nehmen anfing.

„Ach!" rief der Sterbende mit dem ganzen Erguße eines lange zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft macht, „ach! ich habe jedoch diese Gewissensbisse durch zwanzig Jahre guter Werke zu ersticken gesucht. Ich habe denjenigen, welche das Blut vergießen, die natürliche Wildheit genommen; bei jeder Gelegenheit habe ich mein Leben ausgesetzt, um das Leben derer zu retten, welche in Gefahr schwebten. Ich habe der Erde menschliche Existenzen erhalten, im Austausche gegen diejenigen, welche ich ihr geraubt hatte. Das ist noch nicht Alles: das in der

Ausübung meines Gewerbes von mir errungene Vermögen habe ich unter die Armen vertheilt; ich bin ein beständiger Kirchengänger geworden; die Leute, welche mich früher flohen, gewöhnten sich an meinen Anblick. Alle haben mir vergeben, Einige liebten mich sogar. Aber ich glaube, daß mir Gott nicht verziehen hat; denn die Erinnerung an jene Hinrichtung verfolgt mich beständig, und es kommt mir jede Nacht vor, als sähe ich das Gespenst jener Frau vor meinen Augen sich erheben."

„Einer Frau? Ihr habt also eine Frau ermordet?" rief der Mönch.

„Und Ihr auch?" erwiederte der Henker; „Ihr bedient Euch auch des Ausdrucks, der so furchtbar in meinem Ohre klingt? Ermordet! Ich habe also gemordet und nicht hingerichtet! Ich bin also ein Mörder und nicht ein Nachrichter!"

Und er schloß die Augen und stieß einen Seufzer aus.

Der Mönch befürchtete ohne Zweifel, er könnte sterben, ohne mehr zu sagen; denn er versetzte lebhaft:

„Fahrt fort, ich weiß nichts, und wenn Ihr Eure Erzählung geendigt habt, werden Gott und ich richten."

„Oh! mein Vater," fuhr der Henker fort, ohne die Augen wieder zu öffnen, als hätte er bange, beim Oeffnen einen furchtbaren Gegenstand zu sehen, „besonders bei Nacht und wenn ich über einen Fluß setze, ist dieser Schrecken, den ich nicht überwinden kann, gräßlich. Es kommt mir vor, als erschwerte sich meine Hand, als läge mein Schwert darin. Das Wasser nimmt die Farbe des Blutes an, und alle Stimmen der Natur, das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Windes, das Schlagen der Wellen, vereinigen sich, um eine weinende, verzweifelte, gräßliche Stimme zu bilden, die mir zuruft: „„Lasse die Gerechtigkeit Gottes walten.""

„Delirium!“ murmelte der Mönch und schüttelte ebenfalls das Haupt.

Der Henker öffnete die Augen, machte eine Bewegung, um sich nach dem jungen Mann umzuwenden, und faßte ihn beim Arme.

„Delirium,“ wiederholte er, „sagt Ihr? Oh, nein, denn es geschah in der Nacht; ich warf ihren Körper in den Fluß; die Worte, welche mir meine Gewissensbisse wiederholen, diese Worte habe ich in meinem Stolze ausgesprochen: nachdem ich das Werkzeug der menschlichen Gerechtigkeit gewesen war, glaubte ich das der Gerechtigkeit Gottes zu sein.“

„Laßt hören! wie kam dies? sprecht!“ sagte der Mönch.

„An einem Abend erschien ein Mann bei mir und zeigte mir einen Befehl. Ich folgte. Vier andere vornehme Herren erwarteten mich; sie führten mich maskirt mit sich. Ich behielt mir immer vor, zu widerstehen, wenn das, was man von mir fordern würde, mir ungerecht vorkäme. Wir machten fünf oder sechs Meilen, düster, schweigsam und beinahe ohne ein Wort auszutauschen. Dann zeigten sie mir durch die Fenster einer kleinen Hütte eine mit dem Ellbogen auf den Tisch gelehnte Frau und sagten zu mir: „„Diese habt Ihr hinzurichten.““

„Gräßlich!“ sprach der Mönch. „Und Ihr gehorchtet?“

„Mein Vater, diese Frau war ein Ungeheuer. Sie hatte, wie man sagte, ihren zweiten Gatten vergiftet, ihren Schwager, welcher sich unter diesen Männern befand, zu vergiften gesucht. Sie hatte kurz zuvor eine junge Frau, welche ihre Nebenbuhlerin war, vergiftet, und ehe sie England verließ, wie man sagte, Buckingham, den Liebling des Königs, erdolchen lassen.“

„Buckingham?“ rief der Mönch.

„Ja, Buckingham, so ist es.“

„Diese Frau war also eine Engländerin?“

„Nein, ſie war eine Franzöſin, aber in England verheirathet.“

„Der Mönch erbleichte, trocknete ſeine Stirne und verſchloß die Thüre mit einem Riegel. Der Henker glaubte, er wollte ihn verlaſſen, und fiel ſeufzend auf ſein Bett zurück.

„Nein, nein, hier bin ich,“ verſetzte der Mönch, raſch zu ihm zurückkehrend: „fahrt fort, wer waren dieſe Männer?“

„Der Eine war ein Fremder, ein Engländer, glaube ich. Die Andern waren Franzoſen und trugen die Uniform der Musketiere.“

„Ihre Namen?“ fragte der Mönch.

„Ich kenne ſie nicht; „ich weiß nur, daß die vier andern Herren den Engländer Mylord nannten.“

„Und die Frau war ſchön?“

„Schön und jung! Oh! ja, beſonders ſchön. Ich ſehe ſie noch, wie ſie auf den Knieen vor mir, den Kopf zurückgeworfen, flehte. Nie habe ich ſeitdem begriffen, wie ich den ſo ſchönen und ſo bleichen Kopf abſchlagen konnte.“

Der Mönch ſchien von einer ſeltſamen Bewegung ergriffen. Er zitterte an allen Gliedern; man ſah, daß er eine Frage machen wollte, daß er es aber nicht wagte.

Endlich nach einer heftigen Anſtrengung gegen ſich ſelbſt ſagte er:

„Der Name dieſer Frau?“

„Ich weiß ihn nicht. Sie hatte ſich, wie ich Euch ſagte, zweimal verheirathet, einmal in Frankreich, das zweitemal in England.“

„Und ſie war jung, ſagt Ihr?“

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Schön?“

„Zum Entzücken.“

„Blond?“

„Ja.“

„Lange Haare, nicht wahr... die ihr bis auf die Schultern herabfielen?“

„Ja.“

„Große Augen von wunderbarem Ausdruck?“

„Wenn sie wollte. Oh! ja, so ist es.“

„Eine Stimme von seltsamer Weichheit?“

„Woher wißt Ihr dies?“

Der Henker stützte sich mit dem Ellbogen auf sein Bett und heftete seinen erschrockenen Blick auf den Mönch, welcher leichenblaß wurde.

„Und Ihr habt sie getödtet!“ sprach der Mönch; „Ihr habt als Werkzeug für diese Feigen gedient, die sie nicht selbst zu tödten wagten! Ihr habt mit dieser Jugend, mit dieser Schönheit, mit dieser Schwäche kein Mitleid gehabt! Ihr habt diese Frau getödtet!“

„Ach!“ versetzte der Henker, „ich habe es Euch gesagt, mein Vater, diese Frau verbarg unter einer himmlischen Hülle einen höllischen Geist, und als ich sie sah und mich alles des Bösen erinnerte, das sie mir zugefügt hatte...“

„Euch? Und was hatte sie Euch thun können? Laßt hören.“

„Sie hatte meinen Bruder, der ein Priester war, verführt und zu Grunde gerichtet; sie war mit ihm aus ihrem Kloster entflohen.“

„Mit Eurem Bruder?“

„Ja. Mein Bruder war ihr erster Liebhaber; sie war die Ursache des Todes meines Bruders. Oh! mein Vater! mein Vater! schaut mich nicht so an! Oh! ich bin also sehr schuldig. Oh! Ihr vergebt mir also nicht!“

Der Mönch verzog sein Gesicht.

„Doch wohl, ich werde Euch vergeben, wenn Ihr mir Alles sagt.“

„Oh!“ rief der Henker, „Alles! Alles! Alles!“

„So antwortet also... Wenn sie Euren Bruder

verführt hat... Ihr sagt, sie habe ihn verführt, nicht wahr?"

„Ja."

„Wenn sie seinen Tod veranlaßt hat... Ihr sagt, sie habe seinen Tod veranlaßt, nicht wahr?"

„Ja," wiederholte der Henker.

„So müßt Ihr ihren Namen als Mädchen kennen."

„Oh! mein Gott!" sprach der Henker, „mein Gott! ich glaube, ich sterbe. Die Absolution, mein Vater, die Absolution!"

„Sage mir ihren Namen!" rief der Mönch, „und ich gebe sie Dir!"

„Sie hieß... mein Gott, habe Gnade mit mir!" murmelte der Henker und sank bleich, zitternd, einem Menschen in der Secunde des Sterbens ähnlich, auf sein Bett zurück.

„Ihren Namen!" wiederholte der Mönch und beugte sich über ihn, als gedächte er ihm diesen Namen zu entreißen, wenn er denselben nicht nennen wollte; „ihren Namen!... sprich oder keine Absolution!"

Der Sterbende schien alle seine Kräfte zusammenzuraffen.

Die Augen des Mönches funkelten.

„Anna von Beuil," murmelte der Sterbende.

„Anna von Beuil!" rief der Mönch, sich hoch aufrichtend und seine Hände zum Himmel erhebend; „Anna von Beuil, Du hast gesagt, Anna von Beuil, nicht wahr?"

„Ja, ja, das war ihr Name, und jetzt absolvirt mich, denn ich sterbe."

„Ich Dich absolviren?" rief der Mönch mit einem Lachen, das die Haare auf dem Haupte des Sterbenden sich sträuben machte; „ich Dich absolviren? ich bin kein Priester!"

„Ihr seid kein Priester!" rief der Henker; „aber was seid Ihr denn?"

„Ich werde es Dir sagen, Elender!“

„Ah! Herr! mein Gott!“

„Ich bin John Francis Winter.“

„Ich kenne Euch nicht!“ rief der Henker.

„Warte, warte, Du sollst mich kennen lernen; ich bin John Francis Winter, und jene Frau...“

„Nun, jene Frau?“

„War meine Mutter.“

Der Henker stieß den ersten Schrei aus, den furchtbaren Schrei, welchen man außen gehört hatte.

„Oh! vergebt mir, vergebt mir, wenn nicht im Namen Gottes, doch wenigstens in Eurem Namen, wenn nicht als Priester, doch wenigstens als Sohn.“

„Dir vergeben!“ rief der falsche Mönch, „Dir vergeben! Gott wird es vielleicht thun, ich nie!“

„Habt Mitleid!“ sprach der Henker und streckte die Arme nach ihm aus.

„Kein Mitleid für den, der kein Mitleid gehabt hat; stirb unbußfertig, stirb in Verzweiflung; stirb und sei verdammt.“

Und er zog einen Dolch unter seinem Gewande hervor, bohrte ihm denselben in die Brust und sprach:

„Hier hast Du Deine Absolution!“

Da hörte man den zweiten, schwächeren Schrei, worauf ein langes Seufzen gefolgt war.

Der Henker, welcher sich erhoben hatte, fiel rücklings auf sein Bett zurück. Der Mönch lief, ohne den Dolch aus der Wunde zu ziehen, nach dem Fenster, öffnete es, sprang auf die Blumen eines Gärtchens, schlüpfte in den Stall, nahm sein Maulthier, entfernte sich durch eine Hinterthüre, eilte zu dem nächsten Gehölze, zog aus seinem Felleisen eine vollständige Reitertracht, kleidete sich darein, erreichte zu Fuß die nächste Post, miethete ein Pferd und setzte mit verhängten Zügeln seinen Weg nach Paris fort.

verführt hat... Ihr sagt, sie habe ihn verführt, nicht wahr?"

„Ja."

„Wenn sie seinen Tod veranlaßt hat... Ihr sagt, sie habe seinen Tod veranlaßt, nicht wahr?"

„Ja," wiederholte der Henker.

„So müßt Ihr ihren Namen als Mädchen kennen."

„Oh! mein Gott!" sprach der Henker, „mein Gott! ich glaube, ich sterbe. Die Absolution, mein Vater, die Absolution!"

„Sage mir ihren Namen!" rief der Mönch, „und ich gebe sie Dir!"

„Sie hieß... mein Gott, habe Gnade mit mir!" murmelte der Henker und sank bleich, zitternd, einem Menschen in der Secunde des Sterbens ähnlich, auf sein Bett zurück.

„Ihren Namen!" wiederholte der Mönch und beugte sich über ihn, als gedächte er ihm diesen Namen zu entreißen, wenn er denselben nicht nennen wollte; „ihren Namen!... sprich oder keine Absolution!"

Der Sterbende schien alle seine Kräfte zusammenzuraffen.

Die Augen des Mönches funkelten.

„Anna von Beuil," murmelte der Sterbende.

„Anna von Beuil!" rief der Mönch, sich hoch aufrichtend und seine Hände zum Himmel erhebend; „Anna von Beuil, Du hast gesagt, Anna von Beuil, nicht wahr?"

„Ja, ja, das war ihr Name, und jetzt absolvirt mich, denn ich sterbe."

„Ich Dich absolviren?" rief der Mönch mit einem Lachen, das die Haare auf dem Haupte des Sterbenden sich sträuben machte; „ich Dich absolviren? ich bin kein Priester!"

„Ihr seid kein Priester!" rief der Henker; „aber was seid Ihr denn?"

„Ich werde es Dir sagen, Elender!“

„Ah! Herr! mein Gott!“

„Ich bin John Francis Winter.“

„Ich kenne Euch nicht!“ rief der Henker.

„Warte, warte, Du sollst mich kennen lernen; ich bin John Francis Winter, und jene Frau...“

„Nun, jene Frau?“

„War meine Mutter.“

Der Henker stieß den ersten Schrei aus, den furchtbaren Schrei, welchen man außen gehört hatte.

„Oh! vergebt mir, vergebt mir, wenn nicht im Namen Gottes, doch wenigstens in Eurem Namen, wenn nicht als Priester, doch wenigstens als Sohn.“

„Dir vergeben!“ rief der falsche Mönch, „Dir vergeben! Gott wird es vielleicht thun, ich nie!“

„Habt Mitleid!“ sprach der Henker und streckte die Arme nach ihm aus.

„Kein Mitleid für den, der kein Mitleid gehabt hat; stirb unbußfertig, stirb in Verzweiflung; stirb und sei verdammt.“

Und er zog einen Dolch unter seinem Gewande hervor, bohrte ihm denselben in die Brust und sprach:

„Hier hast Du Deine Absolution!“

Da hörte man den zweiten, schwächeren Schrei, worauf ein langes Seufzen gefolgt war.

Der Henker, welcher sich erhoben hatte, fiel rücklings auf sein Bett zurück. Der Mönch lief, ohne den Dolch aus der Wunde zu ziehen, nach dem Fenster, öffnete es, sprang auf die Blumen eines Gärtchens, schlüpfte in den Stall, nahm sein Maulthier, entfernte sich durch eine Hinterthüre, eilte zu dem nächsten Gehölze, zog aus seinem Felleisen eine vollständige Reitertracht, kleidete sich darein, erreichte zu Fuß die nächste Post, miethete ein Pferd und setzte mit verhängten Zügeln seinen Weg nach Paris fort.

XV.

Grimaud spricht.

Grimaud blieb allein bei dem Henker. Der Wirth rief nach Hülfe, die Frau betete.

Nach einem Augenblick schlug der Verwundete die Augen wieder auf.

„Hülfe!“ murmelte er, „Hülfe! Oh, mein Gott, sollte ich nicht einen einzigen Freund finden, der mir leben oder sterben helfen würde!“

Und er führte mit großer Anstrengung seine Hand an seine Brust; seine Hand traf den Griff des Dolches.

„Oh! sagte er, wie ein Mensch, der sich eines Umstandes erinnert, und er ließ den Arm wieder zurückfallen.

„Habt Muth,“ sprach Grimaud, „man ist bereits weggelaufen, um Hülfe zu suchen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Verwundete und heftete auf Grimaud seine weit aufgerissenen Augen.

„Ein alter Bekannter,“ antwortete Grimaud.

„Ihr?“

„Der Verwundete suchte sich der Züge desjenigen, welcher mit ihm sprach, zu erinnern.

„Unter welchen Umständen haben wir uns getroffen?“ sagte er.

„In einer Nacht vor zwanzig Jahren. Mein Herr hatte Euch in Bethune geholt und führte Euch nach Armentières.“

„Nun erkenne ich Euch wieder,“ versetzte der Henker; „Ihr seid einer von den vier Lackeien.“

„So ist es.“

„Woher kommt Ihr?“

„Ich zog auf dieser Straße und hielt hier an, um mein Pferd zu erfrischen. Man erzählte mir, der

Henker von Bethune läge in diesem Hause verwundet, als Ihr zwei Schreie ausstießet. Bei dem ersten liefen wir herbei, bei dem zweiten brachen wir die Thüre ein."

„Und der Mönch," sprach der Henker, „habt Ihr den Mönch gesehen?"

„Welchen Mönch?"

„Den Mönch, welcher mit mir eingeschlossen war."

„Nein, er war bereits nicht mehr da; es scheint, er ist durch dieses Fenster entflohen. Hat er Euch gestochen?"

„Ja," erwiederte der Henker.

Grimaud machte eine Bewegung, als wollte er sich entfernen.

„Was wollt Ihr thun?" fragte der Verwundete.

„Man muß ihm nachsetzen."

„Hütet Euch wohl!"

„Und warum?"

„Er hat sich gerächt und wohl daran gethan. Nun hoffe ich, Gott wird mir verzeihen, denn die Sühnung ist geschehen."

„Erklärt Euch deutlicher," sprach Grimaud.

„Diese Frau, welche ich auf Eurer Herren und auf Euer Geheiß tödtete..."

„Mylady..."

„Ja, Mylady, es ist wahr, so nanntet Ihr sie."

„Was haben Mylady und der Mönch mit einander gemein?"

„Es war seine Mutter."

Grimaud wankte und schaute den Sterbenden mit starrem Auge an.

„Seine Mutter!" wiederholte er.

„Ja, seine Mutter."

„Er weiß also dieses Geheimniß?"

„Ich hielt ihn für einen Mönch und enthüllte es ihm in der Beichte."

„Unglücklicher!" rief Grimaud, dessen Haare schon bei dem Gedanken an die Folgen, welche eine solche

Enthüllung haben konnte, sich in Schweiß badeten. „Unglücklicher! Ihr habt hoffentlich Niemand genannt.“

„Ich habe keinen Namen ausgesprochen, denn ich kannte keinen, außer dem Mädchennamen seiner Mutter, und hieran hat er sie erkannt; aber er weiß, daß sein Oheim unter der Zahl der Richter war.“

Und der Verwundete sank erschöpft zurück.

Grimaud wollte ihm Hülfe leisten und streckte seine Hand nach dem Griffe des Dolches aus.

„Berührt mich nicht,“ sprach der Henker; „wenn man den Dolch herauszöge, würde ich sterben.“

Grimaud verharrte die Hand ausgestreckt; dann schlug er sich plötzlich vor die Stirne und sagte:

„Ah, wenn dieser Mensch erfährt, wer die Andern sind, so muß mein Herr untergehen!“

„Verliert keine Zeit!“ rief der Henker, „benachrichtigt ihn, wenn er noch lebt, benachrichtigt seine Freunde. Glaubt mir, mein Tod wird nicht die Lösung dieses furchtbaren Abenteuers sein.“

„Wohin reiste er?“ fragte Grimaud.

„Nach Paris.“

„Wer hat ihn angehalten?“

„Zwei junge Edelleute, die sich zu der Armee begaben, und von denen der eine, ich hörte seinen Namen von seinem Kameraden aussprechen, Vicomte von Bragelonne heißt.

„Und dieser junge Mensch hat Euch den Mönch gebracht?“

„Ja.“

Grimaud schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

„Es war der Wille Gottes.“

„Sicherlich,“ versetzte der Verwundete.

„Ah, das ist furchtbar,“ murmelte Grimaud, „und dennoch hatte diese Frau ihr Schicksal verdient. Ist dies nicht mehr Eure Ansicht?“

„Im Augenblick des Sterbens,“ antwortete der

Henker, „betrachtet man die Verbrechen Anderer in Vergleichung mit seinen eigenen.“

Und er sank erschöpft zurück und schloß die Augen.

Grimaud schwankte zwischen dem Mitleid, das ihm diesen Menschen ohne Hülfe zu lassen verbot, und der Furcht, die ihm sogleich abzureisen und diese Nachricht dem Grafen de la Fère zu überbringen befahl, als er Geräusch in der Hausflur hörte und einen Augenblick darauf den Wirth sah, der mit dem Wundarzte, den man gefunden hatte, endlich zurückkehrte.

Mehrere Neugierige folgten. Das Gerücht von dem seltsamen Abenteuer fing an sich zu verbreiten.

Der Wundarzt näherte sich dem Sterbenden, welcher ohnmächtig zu sein schien.

„Man muß zuerst das Eisen aus der Brust ziehen,“ sagte er und schüttelte auf eine bezeichnende Weise den Kopf.

Grimaud erinnerte sich der Prophezeiung des Verwundeten und wandte die Augen ab.

Der Wundarzt schob das Wamms auf die Seite, zerriß das Hemd und entblößte die Brust.

Der Dolch war, wie gesagt, bis an das Stichblatt eingedrungen.

Der Chirurg nahm ihn am Ende des Griffes; während er ihn an sich zog, öffnete der Verwundete die Augen mit einer furchtbaren Starrheit.

Als die Klinge ganz aus der Wunde gezogen war, drang ein röthlicher Schaum aus dem Munde des Verwundeten hervor; dann in dem Augenblicke, wo er athmete, sprang eine Blutwelle aus der Oeffnung der Wunde; mit einem halb erstickten Röcheln heftete der Sterbende einen Blick von seltsamem Ausdruck auf Grimaud und verschied.

Grimaud faßte den mit Blut überzogenen Dolch, welcher im Zimmer lag und bei allen Anwesenden Grauen erregte, machte dem Wirthe ein Zeichen, ihm zu folgen, bezahlte die Zeche mit einer seines Herrn würdigen Großmuth und stieg wieder zu Pferde.

Grimaud gedachte Anfangs geraden Wegs nach Paris zurückzukehren, aber es fiel ihm die Unruhe ein, welche seine verlängerte Abwesenheit bei Raoul verursachen mußte. Er erinnerte sich, daß Raoul nur zwei Meilen von dem Orte entfernt war, an welchem er selbst sich befand, daß er in einer Stunde bei ihm sein könnte und zum Hin- und Herreiten und zu einer Erklärung nur einer Stunde bedürfte. Er setzte deßhalb sein Pferd in Galopp und stieg zehn Minuten nachher im gekrönten Maulesel, der einzigen Herberge von Mazingarde, ab.

Bei den ersten Worten, die er mit dem Wirthe austauschte, erlangte er die Gewißheit, daß er denjenigen, welchen er suchte, eingeholt hatte.

Raoul saß mit dem Grafen von Guiche und seinem Hofmeister bei Tische; aber das düstere Abenteuer vom Morgen ließ auf den zwei jungen Stirnen eine Traurigkeit zurück, welche das heitere Wesen von Herrn d'Arminges, der mehr Philosoph war, als sie, denn er hatte sich längst an solche Schauspiele gewöhnt, nicht zu zerstreuen vermochte.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und Grimaud erschien, bleich, bestaubt, noch bedeckt von dem Blute des unglücklichen Verwundeten.

„Grimaud, mein guter Grimaud, Du bist endlich hier? Entschuldigt, meine Herren, es ist kein Diener, sondern ein Freund."

Und er stand auf, lief auf ihn zu und fuhr fort:

„Wie geht es dem Herrn Grafen? Vermißt er mich ein wenig? Hast Du ihn seit unserer Trennung gesehen? Aber ich habe Dir auch viele Dinge mitzutheilen. Seit drei Tagen sind uns viele Abenteuer begegnet. Doch was hast Du? Wie bleich siehst Du aus? Blut! Warum dieses Blut?"

„In der That, er hat Blut an sich," sprach der Graf, sich erhebend. „Seid Ihr verwundet, mein Freund?"

„Nein, gnädiger Herr," antwortete Grimaud, „dieſes Blut iſt nicht das meinige."

„Weſſen denn?" fragte Raoul.

„Es iſt das Blut des Unglücklichen, den Ihr in der Herberge zurückgelaſſen habt, und der in meinen Armen verſchieden iſt."

„Dieſer Menſch in Deinen Armen! Weißt Du, wer er war?"

„Ja," erwiederte Grimaud.

„Es war der ehemalige Henker von Bethune."

„Ich weiß es."

„Du kannteſt ihn?"

„Ich kannte ihn."

„Und er iſt todt?"

„Ja," ſprach Grimaud.

Die zwei jungen Leute ſchauten ſich an.

„Was wollt Ihr, meine Herren," ſagte d'Arminges, „es iſt das gemeinſchaftliche Geſetz, und man iſt nicht davon befreit, wenn man Henker war. In dem Augenblick, wo ich ſeine Wunde geſehen habe, hatte ich eine ſchlechte Anſicht davon, und Ihr wißt, es war ſeine eigene Meinung, da er einen Mönch verlangte."

Bei dem Worte Mönch erbleichte Grimaud.

„Zu Tiſche, zu Tiſche!" rief d'Arminges, welcher, wie alle Männer dieſer Epoche und beſonders ſeines Alters die Empfindlichkeit zwiſchen zwei Gängen nicht zuließ.

„Ja, mein Herr, Ihr habt Recht," ſprach Raoul. „Vorwärts, Grimaud, laß Dir auftragen, beſtelle, befiehl, und wenn Du ausgeruht haſt, ſprechen wir mit einander."

„Nein, Herr, nein," entgegnete Grimaud, „ich kann mich nicht einen Augenblick aufhalten, ich muß ſogleich nach Paris zurückkehren."

„Wie! Du kehrſt nach Paris zurück? Du täuſcheſt Dich; Olivain geht ab, Du bleibſt."

„Olivain bleibt, im Gegentheil, und ich reise; ich bin gerade deßhalb gekommen, um es Euch mitzutheilen.“

„Aber warum diese Veränderung?“

„Ich kann es Euch nicht sagen.“

„Erkläre Dich!“

„Ich kann mich nicht erklären.“

„Was soll dieser Scherz bedeuten?“

„Der Herr Vicomte weiß, daß ich nie scherze.“

„Ja, ich weiß aber auch, daß der Herr Graf de la Fère gesagt hat, Du würdest bei mir bleiben und Olivain würde nach Paris zurückkehren. Ich werde die Befehle des Herrn Grafen befolgen.“

„Unter diesen Umständen nicht.“

„Solltest Du mir zufälliger Weise ungehorsam sein?“

„Ja, gnädiger Herr, denn ich muß.“

„Du beharrst also darauf?“

„Ja, ich gehe. Alles Glück, Herr Vicomte.“

Und Grimaud verbeugte sich und wandte sich nach der Thüre, um wegzugehen; zugleich wüthend und beunruhigt, lief ihm Raoul nach, hielt ihn beim Arme und rief:

„Grimaud bleibe, ich will es haben.“

„Dann wollt Ihr, daß ich den Herrn Grafen tödten lasse?“ sprach Grimaud.

Grimaud grüßte und schickte sich an, wegzugehen.

„Grimaud, mein Freund,“ sagte der Vicomte, „Du wirst nicht so weggehen, wirst mich nicht in einer solchen Unruhe lassen. Grimaud, sprich, sprich, in des Himmels Namen!“

Raoul wankte und fiel auf einen Stuhl zurück.

„Ich kann Euch nur Eines sagen, gnädiger Herr, denn das Geheimniß, das Ihr wissen wollt, ist nicht das meinige. Ihr seid einem Mönche begegnet, nicht wahr?“

„Ja.“

Die zwei jungen Leute schauten sich erschrocken an,

„Ihr habt ihn zu dem Verwundeten geführt?“

„Ja.“

„Ihr habt also Zeit gehabt, ihn zu sehen?“

„Ja.“

„Und vielleicht würdet Ihr ihn wiedererkennen, solltet Ihr ihn je treffen?“

„O ja, ich schwöre es.“

„Und ich auch,“ sprach von Guiche.

„Nun wohl, wenn Ihr ihn je trefft,“ sagte Grimaud, „wo es auch sein mag, im freien Felde, in der Straße einer Stadt, in einer Kirche, wo er sein wird und wo Ihr sein werdet, setzt den Fuß auf ihn und zertretet ihn ohne Mitleid, wie Ihr es mit einer Viper, mit einer Schlange, mit einer Natter machen würdet, zertretet ihn und verlaßt ihn nicht eher, als bis er todt ist. So lange er lebt, ist auch das Leben von fünf Menschen für mich zweifelhaft.“

Und ohne ein Wort beizufügen, benützte Grimaud das schreckensvolle Erstaunen, in das er diejenigen versetzt hatte, welche ihm zuhörten, um sich eiligst zu entfernen.

„Seht, Graf,“ sprach Raoul, sich nach Guiche umwendend, „hatte ich Euch nicht gesagt, dieser Mönch mache den Eindruck einer Schlange auf mich!“

Zwei Minuten nachher hörte man auf der Straße den Galopp eines Pferdes. Raoul lief an das Fenster.

Es war Grimaud, welcher wieder den Weg nach Paris einschlug. Er grüßte den Vicomte, den Hut schwingend, und verschwand bald an der Biegung der Straße.

Auf dem Wege dachte Grimaud an zwei Dinge: erstens, daß ihn sein Pferd bei der Schnelligkeit mit der er ritt, nicht zehn Meilen bringen würde, zweitens daran, daß er kein Geld hatte.

Aber Grimaud besaß eine um so fruchtbarere Einbildungskraft, je weniger er sprach.

Bei dem ersten Relais, das er traf, verkaufte er sein Pferd, und mit dem Gelde für sein Pferd nahm er die Post.

XVI.

Der Tag vor der Schlacht.

Raoul wurde seinen düsteren Betrachtungen durch den Wirth entzogen, der heftig in das Zimmer trat, in welchem die von uns erzählte Scene vorgefallen war und ausrief: „Die Spanier! die Spanier!“

Dieser Ruf war ernst genug, daß jede andere Unruhe verschwinden mußte, um derjenigen Platz zu machen, welche der Name der Spanier verursachen sollte. Die jungen Leute zogen Erkundigungen ein und erfuhren, der Feind rücke wirklich durch Houdain und Bethune vor.

Während Herr d'Arminges Befehle gab, daß die Pferde, welche sich eben erfrischten, marschfertig gemacht würden, begaben sich die jungen Leute an das höchste Fenster des Hauses, das die Umgegend beherrschte, und sahen wirklich auf der Seite von Merfin und Sains ein zahlreiches Corps von Fußgängern und Reitern zum Vorschein kommen. Diesmal war es nicht mehr eine nomadische Gruppe von Parteigängern, es war ein ganzes Heer.

Es ließ sich nun nichts Anderes thun, als dem weisen Rathe von Herrn d'Arminges zu folgen und sich zurückzuziehen.

Die jungen Leute stiegen rasch hinab, Herr d'Arminges war bereits zu Pferde. Olivain hielt die zwei Thiere der jungen Leute an der Hand und die Lackeien des Grafen von Guiche bewachten sorgfältig den

gefangenen Spanier, welcher auf einem Klepper ritt, den man zu diesem Behufe gekauft hatte. Zu weiterer Vorsicht waren ihm die Hände gebunden.

Die kleine Truppe schlug den Weg nach Cambrin ein, wo man den Prinzen zu finden glaubte; aber er war seit dem vorhergehenden Tage nicht mehr hier und hatte sich, getäuscht durch die falsche Nachricht, der Feind müßte in Essaire über die Lys setzen, nach Bassée zurückgezogen.

Die Nachricht hatte wirklich den Prinzen bewogen, seine Truppen von Bethune zu entfernen und alle seine Streitkräfte zwischen Vieille-Chapelle und Venthie zusammenzuziehen. Er selbst aber war nach einer Recognoscirung auf der ganzen Linie mit dem Marschall von Grammont zurückgekehrt und befragte die Offiziere, welche an seiner Seite saßen, über die Erkundigungen, welche jeder von ihnen einzuziehen übernommen hatte; Keiner aber wußte bestimmte Kunde zu geben. Die feindliche Armee war seit achtundvierzig Stunden völlig verschwunden.

Nun ist aber nie ein feindliches Heer so nahe und folglich so bedrohlich, als wenn es gänzlich verschwunden ist. Der Prinz war gegen seine Gewohnheit verdrießlich und sorgenvoll, als ein Offizier vom Dienste eintrat und dem Marschall von Grammont meldete, es wünsche ihn Jemand zu sprechen.

Der Herzog von Grammont bat mit dem Blicke den Prinzen um Erlaubniß und entfernte sich.

Der Prinz folgte ihm mit den Augen, und seine Blicke blieben auf die Thüre geheftet. Niemand wagte es, zu sprechen, aus Furcht, ihn in seinen Gedanken zu stören.

Plötzlich erscholl ein dumpfer Lärm, der Prinz erhob sich lebhaft und streckte die Hand nach der Gegend aus, von welcher der Lärm kam.

Dieser Lärm war ihm wohl bekannt, es war der der Kanone.

Alle hatten sich erhoben. In diesem Augenblick wurde die Thüre wieder geöffnet.

„Monseigneur," sprach der Marschall von Grammont strahlend, „erlaubt Eure Hoheit, daß Ihr mein Sohn, der Graf von Guiche, und sein Reisegefährte, der Vicomte von Bragelonne, die Kunde vom Feinde geben, die wir suchen und sie gefunden haben?"

„Wie?" sprach der Prinz lebhaft, „ob ich es erlaube? Ich erlaube es nicht nur, sondern ich wünsche, sie mögen eintreten."

Der Marschall führte die zwei jungen Leute ein, und diese befanden sich dem Prinzen gegenüber.

„Sprecht, meine Herren," sagte der Prinz, sie begrüßend, „sprecht zuerst, dann wollen wir uns die üblichen Complimente machen. Das Dringendste für uns ist jetzt, zu erfahren, wo der Feind steht und was er thut."

Dem Grafen von Guiche kam natürlich das Wort zu. Er war nicht nur der ältere von den beiden jungen Leuten, sondern auch bereits dem Prinzen von seinem Vater vorgestellt. Ueberdies kannte er den Prinzen seit geraumer Zeit, während ihn Raoul zum ersten Male sah.

Er erzählte also dem Prinzen, was sie in dem Gasthause zu Mazingarde gesehen hatten. Während dieser Zeit betrachtete Raoul den jungen General, welcher sich bereits durch die Schlachten von Rocroy, Freiburg und Nördlingen so großen Ruhm erworben hatte.

Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, den man seit dem Tode von Heinrich von Bourbon, seinem Vater, durch Abkürzung und nach der Gewohnheit der Herr Prinz nannte, war ein junger Mann von höchstens sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren, mit einem Adlerblicke, agl' occhi Grifagni, wie Dante sagt, mit einer gebogenen Nase, mit langen, in Locken herabflatternden Haaren, von mittlerem, aber schönem

Wuchse. Er besaß alle Eigenschaften eines großen Kriegers, d. h. Blick, rasche Entscheidung, fabelhaften Muth, was ihn übrigens nicht abhielt, zu gleicher Zeit ein Mann von Eleganz und Witz zu sein, so daß er außer der Revolution, die er durch neue Einrichtungen und strategische Erfindungen in den Krieg brachte, auch in Paris eine Revolution unter den jungen Leuten des Hofes gemacht hatte, deren natürlicher Führer er war, und die man im Gegensatze gegen die Elegants des alten Hofes, für welche Bassompierre, Bellegarde und der Herzog von Angoulême als Muster gedient hatten, Petits-Maitres nannte.

Bei den ersten Worten des Grafen von Guiche und aus der Richtung, von der der Lärm der Kanonen kam, hatte der Prinz Alles begriffen. Der Feind mußte in Saint-Venant über die Lys gesetzt haben, und marschirte gegen Lens, ohne Zweifel in der Absicht, sich dieser Stadt zu bemächtigen und das französische Heer zu trennen.

Aber von welcher Stärke war diese Truppe? War es ein Corps, bestimmt, eine einfache Diversion zu bewirken, war es die ganze Armee?

Dies war die letzte Frage des Prinzen, welche von Guiche nicht zu beantworten vermochte.

Da sie aber dem Prinzen als die wichtigste erschien, so hätte derselbe auf diese eine genaue, pünktliche, bestimmte Antwort zu haben gewünscht.

Raoul überwand nun das sehr natürliche Gefühl der Schüchternheit, das sich seiner Person dem Prinzen gegenüber bemächtigte, und sprach, sich ihm nähernd:

„Wird mir Monseigneur erlauben, einige Worte über diesen Gegenstand zu wagen, welche ihn vielleicht der Verlegenheit entziehen?“

Der Prinz wandte sich um und schien den jungen Menschen ganz und gar gleichsam in einen einzigen Blick

zu hüllen. Er lächelte, als er in ihm ein Kind von kaum fünfzehn Jahren erkannte.

„Allerdings, mein Herr, sprecht," sagte er, seine kräftige Stimme sänftigend, als richte er das Wort an eine Frau.

„Monseigneur könnte den gefangenen Spanier befragen," erwiederte Raoul erröthend.

„Ihr habt einen Spanier zum Gefangenen gemacht?" rief der Prinz.

„Ja, Monseigneur."

„Ah, es ist wahr!" versetzte von Guiche, „ich hatte es vergessen."

„Das ist ganz einfach, denn Ihr habt ihn gefangen genommen," sprach Raoul lächelnd.

Der alte Marschall wandte sich gegen den Vicomte um, dankbar für das seinem Sohne gespendete Lob, während der Prinz ausrief:

„Dieser Jüngling hat Recht, man führe den Spanier herbei."

Mittlerweile nahm der Prinz von Guiche bei Seite und befragte ihn über die Art und Weise, wie sie den Spanier zum Gefangenen gemacht hatten, und wer dieser Jüngling wäre.

„Mein Herr," sagte der Prinz, zu Raoul zurückkehrend, „ich weiß, daß Ihr einen Brief von meiner Schwester, der Frau von Longueville, bei Euch habt; aber ich sehe, daß Ihr es vorzoget, Euch durch einen guten Rath, den Ihr mir ertheiltet, selbst zu empfehlen."

„Monseigneur," versetzte Raoul erröthend, „ich wollte Eure Hoheit nicht in dem so wichtigen Gespräche mit dem Herrn Grafen unterbrechen; doch hier ist der Brief."

„Es ist gut," entgegnete der Prinz; „Ihr werdet ihn mir später geben. Hier kommt der Gefangene. Denken wir an das Wichtigere."

Man brachte wirklich den Parteigänger.

Es war einer von den Condottieri, wie man sie in jener Zeit noch fand, Leute, gealtert in schlimmen Streichen aller Art, ihr Blut verkaufend an Jeden, der es bezahlen wollte. Seitdem er gefangen war, hatte er kein einziges Wort gesprochen, so daß diejenigen, welche ihn festgenommen hatten, nicht einmal wußten, welcher Nation er angehörte.

Der Prinz schaute ihn mit einer Miene unbeschreiblichen Mißtrauens an.

„Von welcher Nation bist Du?" fragte der Prinz.

Der Gefangene erwiederte einige Worte in fremder Sprache.

„Ah, ah! es scheint, er ist ein Spanier. Sprecht Ihr Spanisch, Grammont?"

„Meiner Treue, Monseigneur, sehr wenig."

„Und ich gar nicht," sagte der Prinz lachend. „Meine Herren," fügte er, sich gegen seine Umgebung wendend, bei, „ist Einer unter Euch, der Spanisch spricht und mir als Dolmetscher dienen will?"

„Ich, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Ah, Ihr sprecht Spanisch?"

„Hinreichend, wie ich glaube, um die Befehle Eurer Hoheit bei diesem Falle zu vollziehen."

Während dieser ganzen Zeit war der Gefangene unempfindlich geblieben, als hätte er gar nicht begriffen, wovon es sich handelte.

„Monseigneur läßt Euch fragen, von welcher Nation Ihr seid?" fragte der Jüngling im reinsten Castilianisch.

„Ich bin ein Deutscher," antwortete der Gefangene.

„Was Teufels, sagte er?" fragte der Prinz, „und was für ein neues Kauderwälsch ist das?"

„Er sagt, er sei ein Deutscher, Monseigneur," erwiederte Raoul, „ich zweifle jedoch daran, denn sein Accent ist schlecht und seine Aussprache mangelhaft."

„Ihr sprecht also auch Deutsch?" fragte der Prinz.

„Ja, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Genug, um ihn in dieser Sprache zu befragen?"

„Ja, Monseigneur."

„Fragt ihn also."

Raoul begann sein Verhör, aber die Thatsache unterstützte seine Meinung. Der Gefangene hörte nicht oder stellte sich, als hörte er nicht, was Raoul ihm sagte, und Raoul verstand nur schlecht seine mit Flämischem und Elsässischem vermischten Antworten.

Doch trotz der Anstrengung des Gefangenen, um ein regelmäßiges Verhör zu vereiteln, erkannte Raoul den natürlichen Accent dieses Menschen.

„Non siete Spagnuolo," sagte er, „non siete Tedesco, siete Italiano?"

Der Gefangene machte eine Bewegung und biß sich in die Lippen.

Ah, das verstehe ich vortrefflich," sprach der Prinz von Condé, „und da er ein Italiener ist, so will ich das Verhör fortsetzen. Ich danke, Vicomte," fügte der Prinz lachend bei; „ich ernenne Euch von diesem Augenblick an zu meinem Dolmetscher."

Aber der Gefangene war eben so wenig geneigt, italienisch, als in den andern Sprachen zu antworten. Er trachtete nur darnach, die Fragen zu umgehen und zu vereiteln. Auch wußte er weder die Zahl des Feindes, noch die Namen derjenigen, welche ihn befehligten, noch den Zweck des Marsches der Armee.

„Es ist gut," sprach der Prinz, der die Ursache dieser Unwissenheit wohl begriff, „dieser Mensch ist plündernd und mordend gefangen genommen worden. Er hätte sein Leben durch Sprechen erkaufen konnen; er will nicht sprechen. Führt ihn weg und laßt ihn über die Klinge springen."

Der Gefangene erbleichte. Die zwei Soldaten, welche ihn herbeigebracht hatten, nahmen ihn jeder bei einem Arme und führten ihn gegen die Thüre, während der Prinz, sich nach dem Marschall von Grammont

umwendend, bereits den von ihm ertheilten Befehl vergessen zu haben schien.

Auf der Thürschwelle blieb der Gefangene stille stehen. Die Soldaten, welche nur ihren Befehl kannten, wollten ihn zwingen, weiter zu gehen.

„Einen Augenblick," sagte der Gefangene französisch; ich bin bereit zu sprechen, Monseigneur."

„Ah, ah!" rief der Prinz, „ich wußte wohl, daß wir damit endigen würden. Ich habe ein vortreffliches Mittel, die Zungen zu lösen. Benützt es, Ihr jungen Leute, in der Zeit, wo Ihr befehligen werdet."

„Aber unter der Bedingung," fuhr der Gefangene fort, „daß mir Eure Hoheit durch einen Eid mein Leben sichert."

„Auf mein adeliges Ehrenwort," sprach der Prinz.

„Dann fragt, Monseigneur."

„Wo ist das Heer über die Lys gesetzt?"

„Zwischen Saint-Venant und Aire."

„Von wem wird es befehligt?"

„Von dem Grafen von Fuensaldagna, von dem General Beck und von dem Erzherzog in Person."

„Aus wie viel Mann besteht es?"

„Aus 18,000 Mann und 36 Feldstücken."

„Und es marschirt?"

„Gegen Lens."

„Ihr seht, meine Herren!" rief der Prinz, sich mit triumphirender Miene gegen den Marschall von Grammont und die übrigen Offiziere umwendend.

„Ja, Monseigneur," sagte der Marschall, „Ihr habt errathen, was dem menschlichen Genie zu errathen möglich ist."

„Ruft le Plessis-Bellièvе, Villequier und d'Erlac zurück," sagte der Prinz; „ruft alle Truppen zurück, welche diesseits der Lys stehen; sie sollen sich bereit halten, noch in dieser Nacht zu marschiren. Morgen greifen wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Feind an."

„Aber bedenkt, Monseigneur," sprach der Mar-

„Ja, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Genug, um ihn in dieser Sprache zu befragen?"

„Ja, Monseigneur."

„Fragt ihn also."

Raoul begann sein Verhör, aber die Thatsache unterstützte seine Meinung. Der Gefangene hörte nicht oder stellte sich, als hörte er nicht, was Raoul ihm sagte, und Raoul verstand nur schlecht seine mit Flämischem und Elsässischem vermischten Antworten.

Doch trotz der Anstrengung des Gefangenen, um ein regelmäßiges Verhör zu vereiteln, erkannte Raoul den natürlichen Accent dieses Menschen.

„Non siete Spagnuolo," sagte er, „non siete Tedesco, siete Italiano?"

Der Gefangene machte eine Bewegung und biß sich in die Lippen.

Ah, das verstehe ich vortrefflich," sprach der Prinz von Condé, „und da er ein Italiener ist, so will ich das Verhör fortsetzen. Ich danke, Vicomte," fügte der Prinz lachend bei; „ich ernenne Euch von diesem Augenblick an zu meinem Dolmetscher."

Aber der Gefangene war eben so wenig geneigt, italienisch, als in den andern Sprachen zu antworten. Er trachtete nur darnach, die Fragen zu umgehen und zu vereiteln. Auch wußte er weder die Zahl des Feindes, noch die Namen derjenigen, welche ihn befehligten, noch den Zweck des Marsches der Armee.

„Es ist gut," sprach der Prinz, der die Ursache dieser Unwissenheit wohl begriff, „dieser Mensch ist plündernd und mordend gefangen genommen worden. Er hätte sein Leben durch Sprechen erkaufen konnen; er will nicht sprechen. Führt ihn weg und laßt ihn über die Klinge springen."

Der Gefangene erbleichte. Die zwei Soldaten, welche ihn herbeigebracht hatten, nahmen ihn jeder bei einem Arme und führten ihn gegen die Thüre, während der Prinz, sich nach dem Marschall von Grammont

umwendend, bereits den von ihm ertheilten Befehl vergessen zu haben schien.

Auf der Thürschwelle blieb der Gefangene stille stehen. Die Soldaten, welche nur ihren Befehl kannten, wollten ihn zwingen, weiter zu gehen.

„Einen Augenblick," sagte der Gefangene französisch; ich bin bereit zu sprechen, Monseigneur."

„Ah, ah!" rief der Prinz, „ich wußte wohl, daß wir damit endigen würden. Ich habe ein vortreffliches Mittel, die Zungen zu lösen. Benützt es, Ihr jungen Leute, in der Zeit, wo Ihr befehligen werdet."

„Aber unter der Bedingung," fuhr der Gefangene fort, „daß mir Eure Hoheit durch einen Eid mein Leben sichert."

„Auf mein adeliges Ehrenwort," sprach der Prinz.

„Dann fragt, Monseigneur."

„Wo ist das Heer über die Lys gesetzt?"

„Zwischen Saint-Venant und Aire."

„Von wem wird es befehligt?"

„Von dem Grafen von Fuensaldagna, von dem General Beck und von dem Erzherzog in Person."

„Aus wie viel Mann besteht es?"

„Aus 18,000 Mann und 36 Feldstücken."

„Und es marschirt?"

„Gegen Lens."

„Ihr seht, meine Herren!" rief der Prinz, sich mit triumphirender Miene gegen den Marschall von Grammont und die übrigen Offiziere umwendend.

„Ja, Monseigneur," sagte der Marschall, „Ihr habt errathen, was dem menschlichen Genie zu errathen möglich ist."

„Ruft le Plessis-Bellièvе, Villequier und d'Erlac zurück," sagte der Prinz; „ruft alle Truppen zurück, welche diesseits der Lys stehen; sie sollen sich bereit halten, noch in dieser Nacht zu marschiren. Morgen greifen wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Feind an."

„Aber bedenkt, Monseigneur," sprach der Mar-

schall von Grammont, „daß wir, wenn wir unsere ganze verfügbare Mannschaft sammeln, kaum die Zahl von 13,000 Mann erreichen werden."

„Mein Herr Marschall," entgegnete der Prinz mit dem bewunderungswürdigem Blicke, der nur ihm angehörte, „mit den kleinen Heeren gewinnt man die großen Schlachten."

Dann sich gegen den Gefangenen umwendend: „Man führe diesen Menschen weg und bewache ihn sorgfältig. Sein Leben hängt von den Nachrichten ab, die er uns gegeben hat. Sind sie wahr, so ist er frei; sind sie falsch, so erschieße man ihn."

Man führte den Gefangenen weg.

„Graf von Guiche," versetzte der Prinz, „Ihr habt lange Zeit Euern Vater nicht gesehen; bleibt bei ihm. Mein Herr," fuhr er, sich an Raoul wendend, fort, „wenn Ihr nicht zu müde seid, so folgt mir."

„Bis an das Ende der Welt, Monseigneur!" rief Raoul, der für diesen jungen General, welcher ihm seines Rufes so würdig zu sein schien, eine unbewußte Begeisterung fühlte.

Der Prinz lächelte. Er verachtete die Schmeichler, aber er schätzte die Enthusiasten.

„Vorwärts, mein Herr," sagte er, „Ihr seid gut im Rathe, wir haben so eben einen Beweis davon erhalten; morgen werden wir sehen, wie Ihr bei der That seid..."

„Und ich, Monseigneur," sprach der Marschall, „was soll ich thun?"

„Bleibt," um die Truppen zu empfangen. Entweder werde ich sie selbst holen, oder ich schicke einen Eilboten, damit Ihr mir sie zuführt. Zwanzig gut berittene Wachen, das ist Alles, was ich zu meinem Geleite brauche."

„Das ist sehr wenig," versetzte der Marschall,

„Genug," entgegnete der Prinz. „Habt Ihr ein gutes Pferd, Herr von Bragelonne?"

„Das meinige ist diesen Morgen getödtet worden, und ich reite einstweilen das von meinem Bedienten.“

„Verlangt und wählt selbst in meinen Ställen ein Pferd, welches Euch zusagt. Keine falsche Scham. Nehmt, was Euch am besten dient. Ihr braucht es vielleicht diesen Abend und morgen ganz gewiß.“

Raoul ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wußte, daß bei den Oberen, besonders wenn die Oberen Prinzen sind, die äußerste Höflichkeit darin besteht, daß man ohne Zögern und Abwägen gehorcht. Er ging in die Ställe hinab, wählte ein andalusisches isabellfarbiges Pferd und sattelte und zäumte es selbst; denn Athos hatte ihm anempfohlen, im Augenblicke der Gefahr ein so wichtiges Geschäft Niemand anzuvertrauen. Er kehrte zu dem Prinzen zurück, der in diesem Augenblick zu Pferde stieg.

„Nun, mein Herr,“ sagte er zu Raoul, „wollt mir den Brief geben, dessen Ueberbringer Ihr seid.“

Raoul reichte den Brief dem Prinzen.

„Haltet Euch in meiner Nähe, mein Herr,“ sagte dieser.

Der Prinz gab seinem Pferde die Sporen, hing den Zaum auf den Sattelknopf, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er die Hände frei haben wollte, entsiegelte den Brief von Frau von Longueville und entfernte sich im Galopp auf der Straße nach Lens, begleitet von Raoul, während die Boten, welche die Truppen zurückrufen sollten, in entgegengesetzten Richtungen mit verhängten Zügeln fortsprengten.

Der Prinz las während seines eiligen Rittes.

„Mein Herr,“ sprach er nach einem Augenblick, „man sagt mir alles mögliche Gute von Euch; ich habe Euch nur Eines zu bemerken, nämlich, daß ich nach dem Wenigen, was ich von Euch gesehen und gehört habe, noch mehr von Euch denke, als man mir sagt.“

Raoul verbeugte sich.

Bei jedem Schritte, der die kleine Truppe gegen Lens führte, erschollen indessen die Kanonenschüsse näher und näher. Der Blick des Prinzen war gegen dieses Geräusch mit der Starrheit eines Raubvogels gerichtet. Man hätte glauben sollen, er besäße die Macht, die Vorhänge von Bäumen zu durchdringen, welche sich vor ihm ausdehnten und den Horizont begränzten.

Von Zeit zu Zeit dehnte sich die Nase des Prinzen aus, als drängte es ihn, den Pulverdampf einzuathmen, und er schnaufte wie ein Pferd.

Endlich hörte man den Donner der Kanonen so nahe, daß man offenbar nur noch eine Meile von dem Schlachtfelde entfernt war. An der Wendung der Straße erblickte man wirklich das kleine Dorf Aunay. Die Bauern waren in großer Bestürzung. Das Gerücht von den Grausamkeiten der Spanier hatte sich verbreitet und stürzte Jeden in Schrecken. Die Weiber waren bereits gegen Vitry geflohen; einige Männer blieben allein.

Bei dem Anblicke des Prinzen liefen sie herbei. Einer derselben erkannte ihn.

„Ach! Monseigneur," sprach er, „kommt Ihr, um alle diese Schurken von Spaniern und alle diese Räuber von Lothringern zu verjagen?"

„Ja," antwortete der Prinz, „wenn Du mir als Führer dienen willst."

„Gerne, Monseigneur; wohin soll ich Eure Hoheit führen?"

„An einen erhabenen Ort, von wo aus ich Lens und seine Umgebung sehen kann."

„Das soll geschehen, und was weiter?"

„Kann ich mich Dir anvertrauen? Bist Du ein guter Franzose?"

„Ich bin ein alter Soldat von Rocroy, Monseigneur."

„Halt," sagte der Prinz und gab ihm seine Börse,

„das ist für Rocroy. Willst Du nun ein Pferd oder ziehst Du es vor, zu Fuße zu gehen?“

„Zu Fuße, Monseigneur, zu Fuße, ich habe immer bei der Infanterie gedient. Ueberdies gedenke ich Eure Hoheit auf Wegen zu führen, wo Sie selbst abzusteigen genöthigt sein werden.“

„Vorwärts,“ sprach der Prinz, „und keine Zeit verloren.“

Der Bauer lief vor dem Pferde des Prinzen her; hundert Schritte vom Dorfe schlug er einen kleinen Weg ein, der sich durch ein hübsches Thal zog.

Eine halbe Meile marschirte man so unter einer Bedeckung von Bäumen. Die Kanonen erschollen so nahe, daß man bei jedem Schusse hätte glauben sollen, man höre die Kugel pfeifen. Endlich fand man einen Fußpfad, der vom Wege abging und sich auf der Seite eines Berges hinzog. Der Bauer wählte diesen Fußpfad und forderte den Prinzen auf, ihm zu folgen. Dieser stieg ab, befahl einem seiner Adjutanten und Raoul, dasselbe zu thun, und den Andern, seine Befehle zu erwarten, dabei aber sehr auf ihrer Hut zu sein, und fing an, den Fußpfad zu ersteigen.

Nach zehn Minuten war man in die Ruinen eines alten Schlosses gelangt. Diese Ruinen bekränzten den Gipfel eines Hügels, von dessen Höhe aus man die ganze Umgegend beherrschte. Auf kaum eine Viertelmeile erschaute man Lens hart bedrängt und vor Lens die ganze feindliche Armee. Mit einem Blicke umfaßte der Prinz die ganze Strecke, welche sich vor seinen Augen ausdehnte, von Lens bis Bismy. In einem Augenblick entrollte sich die Wahlstätte, welche am andern Tage Frankreich vor einer Invasion retten sollte, vor seinem Geiste. Er nahm ein Bleistift, riß ein Blatt aus seiner Schreibtasche und schrieb:

„Mein lieber Marschall!

„In einer Stunde wird Lens in der Gewalt des Feindes sein. Kommt zu mir, bringt das ganze Heer

mit Euch. Ich werde in Vendrin sein, um es seine Stellung fassen zu lassen. Morgen haben wir Lens wieder eingenommen und den Feind geschlagen."

Dann sich gegen Raoul umwendend, sagte er:

„Geht, Herr, jagt mit verhängten Zügeln und stellt diesen Brief Herrn von Grammont zu."

Raoul verbeugte sich, nahm das Papier, stieg rasch den Berg hinab, schwang sich auf sein Pferd und ritt im Galopp davon.

Eine Viertelstunde nachher war er bei dem Marschall.

Bereits war eine Abtheilung von Truppen angelangt. Den Rest erwartete man jeden Augenblick. Der Marschall von Grammont stellte sich an die Spitze aller verfügbaren Infanterie und Cavallerie und ließ den Herzog von Chatillon zurück, um die übrigen Truppen zu erwarten und nachzuführen.

Die ganze Artillerie war zum Aufbruch bereit und setzte sich in Marsch.

Es war sieben Uhr Abends, als der Marschall am Sammelplatze anlangte. Der Prinz erwartete ihn daselbst; denn er hatte es gesagt, Lens war beinahe unmittelbar nach dem Abgange von Raoul in die Gewalt des Feindes gefallen. Das Einstellen der Kanonade hatte überdies dieses Ereigniß verkündigt.

Man erwartete die Nacht. Mit dem Eintritt der Finsterniß langten nach und nach die von dem Prinzen herbeigerufenen Truppen an. Es wurde Befehl gegeben, daß keine derselben die Trommel rühren oder die Trompete blasen lassen sollte.

Um neun Uhr war es völlig Nacht geworden. Eine letzte Abenddämmerung erleuchtete indessen die Ebene. Man setzte sich schweigend in Marsch. Der Prinz befehligte die Colonne.

Jenseits Aunay angelangt, erblickte das Heer Lens. Einige Häuser standen in Flammen und ein dumpfes Geräusch, das den Todeskampf einer im Sturme

genommenen Stadt andeutete, drang bis zu den Soldaten.

Der Prinz bezeichnete Jedem seinen Posten. Der Marschall von Grammont sollte die äußerste Linke halten und sich an Mericourt anlehnen. Der Herzog von Chatillon bildete das Centrum, der Prinz den rechten Flügel.

Die Schlachtordnung vom andern Tage sollte dieselbe sein, wie die der am Tage vorher eingenommenen Stellung. Jeder sollte sich auf dem Terrain befinden, worauf er zu manövriren hätte.

Die Bewegung wurde in der tiefsten Stille und mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Um zehn Uhr nahm Jeder seine Stellung ein. Um halb eilf Uhr durchlief der Prinz die Posten und gab die Parole für den andern Tag.

Drei Dinge waren vor Allem den Führern empfohlen, welche darüber wachen sollten, daß die Soldaten dieselben gewissenhaft beobachteten.

Erstens, daß die verschiedenen Corps sich bei dem Marsche wohl beobachteten, damit die Reiterei und die Infanterie auf derselben Linie wäre und daß jede die bestimmte Entfernung einhielte;

Zweitens, nur im Schritte anzugreifen;

Drittens, den Feind zuerst schießen zu lassen.

Der Prinz gab den Grafen von Guiche seinem Vater und behielt Bragelonne für sich; aber die zwei jungen Leute baten um Erlaubniß, die Nacht mit einander zubringen zu dürfen, was ihnen auch bewilligt wurde.

Es wurde für sie ein Zelt in der Nähe des für den Marschall bestimmten aufgeschlagen. Obgleich der Tag ermüdend gewesen war, so fühlte doch weder der Eine noch der Andere ein Bedürfniß zu schlafen.

Ueberdies ist es eine wichtige, ernste Sache, selbst für die alten Soldaten, der Vorabend einer Schlacht,

und noch viel wichtiger für zwei junge Leute, die dieses furchtbare Schauspiel zum ersten Male sehen sollten.

Am Vorabend einer Schlacht denkt man an tausend Dinge, die man bis dahin vergessen hatte, und die einem jetzt in den Kopf kommen; am Vorabend einer Schlacht werden die Gleichgültigen Freunde, die Freunde Brüder. Es versteht sich von selbst, daß, wenn man im Grunde seines Herzens ein zärtliches Gefühl hegt, dieses Gefühl ganz natürlich den höchsten Grad der Begeisterung erreicht, den es zu erreichen im Stande ist.

Es ist zu glauben, daß jeder von den zwei jungen Leuten von einem solchen Gefühle bewegt wurde; denn nach wenigen Augenblicken setzte sich jeder von ihnen an ein Ende des Zeltes und fing an auf dem Schooße zu schreiben.

Die Briefe wurden lang, die vier Seiten bedeckten sich nach und nach mit feinen und gedrängten Buchstaben. Von Zeit zu Zeit schauten sich die jungen Leute lächelnd an. Sie verstanden sich, ohne etwas zu sprechen. Diese zwei zartfühlenden, sympathischen Naturen waren bestimmt, einander zu verstehen, ohne zu sprechen.

Sobald die Briefe vollendet waren, legte jeder den seinigen in zwei Umschläge, wo keiner den Namen der Person lesen konnte, an welche er ihn gerichtet hatte, er müßte denn den ersten Umschlag zerreißen. Dann näherten sie sich einander und tauschten ihre Briefe lächelnd aus.

„Wenn mir Unglück widerfahren würde..." sagte Bragelonne.

„Wenn ich getödtet würde..." sprach von Guiche.

„Seid unbesorgt," sagten alle Beide.

Hierauf umarmten sie sich, wie zwei Brüder, hüllten sich jeder in seinen Mantel ein und schliefen den jungen, lieblichen Schlaf, den die Vögel, die Blumen und die Kinder schlafen.

XVII.

Ein Abendbrod von Ehemals.

Die zweite Zusammenkunft der alten Musketiere war nicht prunkend und bedrohlich, wie die erste. Athos dachte mit seiner stets erhabenen Vernunft, die Tafel wäre der rascheste und vollständigste Vereinigungspunkt; und in dem Augenblick, wo seine Freunde, seine Mäßigkeit befürchtend, nicht von einem von den guten Mahlen von Ehemals zu sprechen wagten, wie sie solche im Tannenapfel oder bei dem Parpaillot eingenommen hatten, schlug er zuerst vor, sich bei einer gut bestellten Tafel einzufinden und sich jeder seinem Charakter und seinen Manieren ohne Rückhalt hinzugeben, eine Hingebung, welche das gute Einverständniß unter ihnen erhalten und ihnen den Beinamen der Unzertrennlichen gebracht hatte.

Der Vorschlag war Allen angenehm, besonders d'Artagnan, welcher ein großes Verlangen hatte, den guten Geschmack und die Heiterkeit der Unterhaltungen seiner Jugend wieder zu finden, denn seit geraumer Zeit hatte sein feiner, für die Freude empfänglicher Geist nur ungenügende Befriedigung, ein gemeines Futter, wie er es selbst nannte, gefunden. Im Begriff, Baron zu werden, war Porthos entzückt, diese Gelegenheit zu finden, in Athos und Aramis den Ton und die Manieren der Leute von Stand zu studiren. Aramis wollte Neuigkeiten aus dem Palais-Royal in Erfahrung bringen und sich für jeden Fall ergebene Freunde bewahren, welche einst mit so raschen und unüberwindlichen Schwertern seine Streitigkeiten unterstützt hatten.

Athos war der Einzige, der von den Andern nicht zu empfangen und nichts zu erwarten hatte, und

nur von einem Gefühle einfacher Größe und reiner Freundschaft bewegt wurde.

Man kam dahin überein, daß Jeder ganz genau seine Adresse geben und daß bei dem Bedürfnisse von einem der Verbündeten die Versammlung bei einem berühmten Traiteur der Rue de la Monnaie mit dem Schilde zur Einsiedelei zusammenberufen werden sollte. Die erste Versammlung wurde auf den folgenden Mittwoch Abends acht Uhr anberaumt.

Die vier Freunde kamen wirklich an diesem Tage pünktlich zur bezeichneten Stunde und jeder von seiner Seite. Porthos hatte ein neues Pferd probiren müssen; d'Artagnan kam von der Wache im Louvre ab; Aramis hatte eine von seinen Neuerinnen in der Nähe besuchen müssen und Athos, der sein Quartier in der Rue Guenégaud genommen hatte, speiste gewöhnlich in diesem Hause. Sie waren also sehr erstaunt, sich vor der Thüre der Einsiedelei zusammenzufinden, Athos über den Pont-Neuf, Porthos durch die Rue du Roule, d'Artagnan durch die Rue de Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois, Aramis durch die Rue de Bethisy herbeikommend. Die ersten Worte, welche die vier Freunde austauschten, waren gerade durch den Eifer, welchen jeder in seine Kundgebungen legte, etwas gezwungen, und das Mahl begann mit einer gewissen Steifheit. Man sah, daß d'Artagnan sich anstrengte, um zu lachen, Athos, um zu trinken, Aramis, um zu erzählen, und Porthos, um zu schweigen. Athos gewahrte diese Verlegenheit und bestellte, um ein rasches Gegenmittel anzuwenden, vier Flaschen Champagner.

Bei diesem mit der gewöhnlichen Ruhe von Athos gegebenen Befehl sah man das Antlitz des Gascogners sich entrunzeln und die Stirne von Porthos sich aufhellen.

Aramis war erstaunt; er wußte nicht nur, daß Athos nicht mehr trank, sondern auch, daß er einen gewissen Widerwillen gegen den Wein empfand. Dieses

Erstaunen wuchs, als er Athos sich ein volles Glas einschenken und mit der Begeisterung von Ehemals trinken sah. D'Artagnan füllte und leerte sein Glas ebenfalls. Porthos und Aramis stießen mit den ihrigen an. In einem Augenblick waren die vier Flaschen leer. Man hätte glauben sollen, es drängte die Gäste, sich von ihren Hintergedanken zu trennen.

In einem Augenblick hatte dieses vortreffliche specifische Mittel auch die kleinste Wolke zerstreut, welche im Grunde ihres Herzens zurückbleiben konnte. Sie fingen an, lauter zu sprechen, ohne daß Einer um anzufangen wartete, bis der Andere vollendet hatte, und Jeder nahm seine Lieblingsstellung bei Tische ein. Bald knüpfte Aramis — eine unerlebte Erscheinung — zwei Nesteln von seinem Wammse auf; als Porthos dieß sah, öffnete er alle die seinigen.

Die Schlachten, die langen Ritte, die empfangenen und gegebenen Stiche und Stöße hatten die ersten Kosten der Unterhaltung zu tragen. Dann ging man zu den Kämpfen über, die man gegen denjenigen ausgehalten hatte, welchen man jetzt den großen Cardinal nannte.

„Meiner Treue!" sagte Aramis lachend, „die Todten sind nun sattsam gelobt, laßt uns die Lebenden ein wenig durch die Hechel ziehen. Ich möchte gerne über Mazarin herfallen. Ist es erlaubt?"

„Immerhin," erwiederte d'Artagnan, ebenfalls lachend, „immerhin; erzählt Euere Geschichte und ich klatsche Euch Beifall, wenn sie gut ist."

„Ein großer Fürst," sprach Aramis, „mit dem Mazarin eine Verbindung zu schließen suchte, wurde von diesem aufgefordert, ihm das Verzeichniß der Bedingungen zu schicken, unter denen er ihm die Ehre erzeigen würde, sich mit ihm zu vertragen. Der Fürst, dem es einigermaßen widerstrebte, mit einem solchen Knauser zu unterhandeln, machte nur ungerne sein Verzeichniß und schickte es ihm. In diesem Verzeichniß

ſtanden drei Dinge, welche Mazarin mißfielen; er ließ dem Fürſten zehntauſend Thaler anbieten, wenn er darauf Verzicht leiſten würde.“

„Ah! ah! ah!“ riefen die drei Freunde, „das war nicht theuer, und er hatte nicht zu befürchten, beim Worte genommen zu werden. Was that der Fürſt?“

Der Fürſt ſchickte ſogleich 50,000 Livres an Mazarin, erſuchte denſelben, nie mehr an ihn zu ſchreiben, und bot ihm zugleich noch 20,000 Livres mehr, wenn er ſich verbindlich machen würde, nie mehr mit ihm zu ſprechen.“

„Was that Mazarin?“

„Er ärgerte ſich,“ ſprach Athos.

„Er ließ den Boten prügeln,“ ſagte Porthos.

„Er nahm die Summe an,“ verſetzte d'Artagnan.

„Ihr habt es errathen, d'Artagnan,“ erwiederte Aramis.

Und ſie brachen insgeſammt in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß der Wirth heraufkam und nachfragte, ob die Herren etwas nöthig hätten.

Er hatte geglaubt, man ſchlage ſich.

Endlich wurde es wieder etwas ruhiger.

„Darf man auch Herrn von Beaufort etwas kolben?“ ſprach d'Artagnan, „ich habe große Luſt dazu.“

„Thut es,“ antwortete Aramis, der ganz genau dieſen feinen und muthigen gascogniſchen Geiſt kannte, welcher nie auch nur einen Schritt auf irgend einem Gebiete zurückwich.

„Und Ihr, Athos?“ ſagte d'Artagnan.

„Ich ſchwöre Euch, ſo wahr ich ein Edelmann bin, daß wir lachen, wenn Ihr komiſch ſeid.“

„Ich fange an,“ ſprach d'Artagnan. „Als Herr von Beaufort eines Tages mit einem von ſeinen Freunden von dem Herrn Prinzen ſprach, ſagte er ihm, er habe ſich bei den erſten Streitigkeiten zwiſchen Mazarin und dem Parlament mit Herrn von Chavigny im Widerſpruch gefunden, und als er geſehen, daß er ein

großer Anhänger des neuen Cardinals gewesen, denselben auf gehörige Weise gourmirt.

„Dieser Freund, welcher von Herrn von Beaufort wußte, daß er eine sehr leichte Hand hatte, war nicht wenig über diesen Umstand erstaunt und lief spornstreichs zu dem Herrn Prinzen. Die Sache wird ruchbar und Jedermann wendet Chavigny den Rücken zu. Dieser forscht nach einer Erklärung der allgemeinen Kälte. Man zögert, ihm den Grund mitzutheilen. Endlich wagt es Einer, ihm zu sagen, Jedermann sei sehr erstaunt darüber, daß er sich von Herrn von Beaufort, obgleich dieser ein Prinz, habe gourmiren lassen.

„„Und wer sagt, der Prinz habe mich gourmirt?““ fragte Chavigny.

„„Der Prinz selbst,““ antwortete der Freund.

Man geht an die Quelle zurück und findet die Person, zu welcher der Prinz dieses Wort gesprochen hatte; bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, wiederholt und bestätigt sie das Gerücht.

„In Verzweiflung über eine solche Verleumdung, die er durchaus nicht begreift, erklärt Chavigny seinen Freunden, er werde eher sterben, als eine solche Beleidigung ertragen. In Folge hievon schickt er zwei Zeugen zu dem Prinzen, mit dem Auftrage, ihn zu fragen, ob er sich wirklich geäußert, er habe Herrn von Chavigny gourmirt?“

„„Ich habe es gesagt und wiederhole es,““ antwortete der Prinz, „es ist die Wahrheit.“

„„Monseigneur,““ sprach hierauf einer von den Abgeordneten von Chavigny, „„erlaubt mir, Eurer Hoheit zu bemerken, daß Schläge, einem Edelmann ertheilt, ebenso denjenigen, welcher sie gibt, als den Empfänger entwürdigen. Der König Ludwig XIII. wollte keine adeligen Kammerdiener haben, um berechtigt zu sein, seine Kammerdiener zu schlagen.““

„„Ei, so sagt mir doch,““ sprach Herr von Beau-

fort erstaunt, „„wer hat Schläge bekommen und wer spricht vom Schlagen?““

„„Ihr, Monseigneur, der Ihr behauptet, geschlagen zu haben.““

„„Wen?““

„„Herrn von Chavigny.““

„„Ich?““

„„Habt Ihr nicht, wenigstens wie Ihr sagt, Herrn von Chavigny gourmirt?““

„„Ja.““

„„Nun, er leugnet es.““

„„Ah!““ sprach der Prinz, „„ich habe ihn allerdings gourmirt und sage Euch hier meine eigenen Worte,““ fügte Herr von Beaufort mit der ganzen ihm eigenthümlichen Majestät bei:

„„Mein lieber Chavigny, Sie sind sehr tadelnswerth, daß Sie einen Burschen wie Mazarin unterstützen.““

„„Ah, Monseigneur,““ rief der Andere, „„ich begreife, gourmandirt wolltet Ihr sagen.““ *)

„„Gourmandiren, gourmiren! was thut das?““ sprach der Prinz, „„ist es nicht dasselbe? In der That, Eure Wortmacher sind große Schulfüchse.““

Man lachte viel über diesen philologischen Irrthum von Herrn von Beaufort, dessen Verstöße in dieser Hinsicht sprüchwörtlich zu werden anfingen, und es wurde beschlossen, daß insofern der Parteigeist für immer aus diesen freundschaftlichen Versammlungen verbannt bleiben müßte, d'Artagnan und Porthos die

---

*) Wir mußten darauf Verzicht leisten, für diese Anekdote ein deutsches Wortspiel aufzufinden, und konnten nur die französischen Ausdrücke mit der üblichen Abänderung der Endsylben gebrauchen. Der Prinz von Beaufort ist historisch bekannt durch beständige Verwechslung ähnlich lautender Wörter. Er gebraucht hier den Ausdruck gourmer: mit Fäusten schlagen, für das Wort gourmander: ausschelten.

Prinzen verspotten könnten, unter der Bedingung, daß es Athos und Aramis gestattet sein sollte, Mazarin zu gourmiren.

„Meiner Treue," sagte d'Artagnan zu seinen zwei Freunden, „Ihr habt Recht, diesem Mazarin zu grollen, denn ich schwöre Euch, daß er Euch ebenfalls nicht wohl will."

„Wirklich?" sagte Athos; „würde ich glauben, dieser Bursche kenne mich dem Namen nach, so ließe ich mich umtaufen, aus Furcht, man könnte annehmen, ich kenne auch ihn."

„Er kennt Euch nicht bei Eurem Namen, sondern durch Eure Thaten. Er weiß, daß es zwei Edelleute gibt, welche ganz besonders zu der Flucht von Herrn von Beaufort beigetragen haben, und er läßt sie sehr thätig suchen, dafür stehe ich Euch."

„Durch wen?"

„Durch mich."

„Wie, durch Euch?"

„Ja, er hat mich noch an diesem Morgen holen lassen, um mich zu fragen, ob ich irgend eine Kunde hätte."

„Ueber diese zwei Edelleute?"

„Und was habt Ihr ihm geantwortet?"

„Ich hätte keine, aber ich würde mit zwei Personen zu Mittag speisen, die mir wohl Auskunft geben könnten."

„Dies habt Ihr ihm gesagt?" sprach Porthos, und eine unbeschreibliche Heiterkeit verbreitete sich über seinem Antlitz. „Bravo, und das macht Euch nicht bange, Athos?"

„Nein," sagte Athos, „es ist nicht eine Nachforschung von Mazarin, was ich befürchte."

„Ihr?" versetzte Aramis. „Sagt mir doch ein wenig, was Ihr fürchtet!"

„Nichts, in diesem Augenblick wenigstens, das ist wahr."

„Und in der Vergangenheit?“ sagte Porthos.

„Ah, in der Vergangenheit, das ist etwas Anderes,“ sprach Athos mit einem Seufzer; „in der Vergangenheit und in der Zukunft.“

„Fürchtet Ihr etwa für Euern jungen Raoul?“ fragte Aramis.

„Bah!“ rief d'Artagnan, „man wird nie im ersten Gefechte getödtet.“

„Und auch nicht in dem zweiten,“ versetzte Aramis.

„Und eben so wenig in dem dritten,“ sprach Porthos. „Ueberdies kommt man zurück, wenn man todt ist, der Beweis davon sind wir.“

„Nein,“ entgegnete Athos, „es ist auch nicht Raoul, was mich beunruhigt, denn er wird sich hoffentlich wie ein Edelmann betragen, und stirbt er, so wird es der Tod des Tapfern sein. Doch hört, wenn ihm dieses Unglück begegnete . . .“ Athos fuhr mit der Hand über seine bleiche Stirne.

„Nun?“ fragte Aramis.

„Wohl, ich würde dieses Unglück als eine Sühnung betrachten.“

„Ah, ah!“ rief d'Artagnan, „ich weiß, was Ihr sagen wollt.“

„Und ich auch,“ sprach Aramis, „aber man muß nicht daran denken, Athos. Was geschehen ist, ist geschehen.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sagte Porthos.

„Die Geschichte von Armentières,“ flüsterte d'Artagnan.

„Die Geschichte von Armentières!“ sagte Porthos.

„Mylady ....“

„Ah ja, das hatte ich vergessen.“

Athos schaute ihn mit seinem tiefen Auge an und sprach:

„Ihr habt es vergessen, Porthos?“

„Meiner Treue, ja, es ist schon lange her.“

„Die Sache laſtet alſo nicht auf Eurem Gewiſſen.“

„Meiner Treue, nein,“ antwortete Porthos.

„Und bei Euch, Aramis?“

„Ich denke zuweilen daran, wie an einen von den Gewiſſensfällen, welche ſich ganz beſonders zur Discuſſion eignen.“

„Und Ihr, d'Artagnan?“

„Ich geſtehe, wenn mein Geiſt bei dieſer furchtbaren Epoche ſtille ſteht, ſo habe ich nur Erinnerungen für den eiſigen Körper der armen Madame Bonacieux. Ja, ja,“ murmelte er, „ich habe oft ein Bedauern wegen des Opfers, nie Gewiſſensbiſſe für die Mörderin gehabt.“

Athos ſchüttelte zweifelhaft den Kopf.

„Bedenkt,“ ſagte Aramis, „daß dieſe Frau, wenn Ihr die göttliche Gerechtigkeit und ihre Theilnahme an den Dingen dieſer Welt zugebt, nach dem Willen Gottes beſtraft worden iſt.“

„Aber der freie Wille des Menſchen, Aramis?“

„Was thut der Richter? Er hat auch ſeinen freien Willen und verurtheilt ohne Furcht. Was thut der Henker? Er iſt Herr ſeiner Arme und ſchlägt dennoch ohne Gewiſſensbiſſe.“

„Der Henker,“ murmelte Athos, und man ſah, daß ihn eine Erinnerung feſſelte.

„Ich weiß, daß es furchtbar iſt,“ ſagte d'Artagnan, „aber wenn ich bedenke, daß wir Engländer, Rocheller, Spanier, ſogar Franzoſen tödteten, die uns nichts Schlimmeres zufügten, als daß ſie auf uns anſchlugen und uns fehlten, daß ſie kein anderes Unrecht gegen uns hatten, als daß ſie den Degen mit uns kreuzten und nicht ſchnell zur Parade kamen, ſo entſchuldigen wir uns über den Tod dieſer Frau bei meiner Ehre.“

„Nun,“ ſagte Porthos, „da Ihr die Erinnerung in mir hervorgerufen habt, Athos, ſo ſehe ich die Scene vor mir, als ob ich noch dabei ſtünde. Mylady war

dort, wo Ihr seid (Athos erbleichte), ich war an dem Platze, wo sich d'Artagnan befindet; ich hatte an meiner Seite ein Schwert, welches schnitt wie ein Damascener. Ihr erinnert Euch, Aramis, denn Ihr nanntet es meinen Balizardo? Nun wohl, ich schwöre Euch allen Dreien, wenn der Henker von Bethune nicht da gewesen wäre... nicht wahr, von Bethune, so würde ich dieser Verbrecherin, ohne mich zu besinnen oder sogar auch mit Vorbedacht, den Kopf abgeschlagen haben."

„Und dann," sagte Aramis mit dem Tone sorgloser Philosophie, den er angenommen hatte, seitdem er der Kirche angehörte, und worin viel mehr Atheismus als Vertrauen zu Gott lag, „wozu soll es nützen, an Alles das zu denken? Was geschehen ist, ist geschehen. Wir beichten diese Handlung in der letzten Stunde und Gott wird besser wissen, als wir, ob es ein Verbrechen, ein Fehler oder eine verdienstliche Handlung war. Es bereuen, sagt Ihr? Meiner Treue, nein! Auf Ehre und auf das Kreuz, ich bereue es nur, weil es eine Frau war."

„Das Beruhigendste bei Allem dem ist, daß von diesem Vorfall keine Spur mehr übrig bleibt," sprach d'Artagnan.

„Sie hatte einen Sohn," sagte Athos.

„Ah! ja, ich weiß es," versetzte d'Artagnan, „Ihr habt mir davon gesprochen. Aber wer weiß, was aus ihm geworden ist. Todt die Schlange, todt die Brut! Glaubt Ihr, von Winter, sein Oheim, werde diese junge Schlange aufgezogen haben? Lord Winter hat sicherlich den Sohn verdammt, wie er die Mutter verdammte."

„Dann wehe Lord Winter, denn das Kind hatte ihm nichts gethan."

„Das Kind ist todt oder der Teufel soll mich holen," rief Porthos. „Es gibt so viel Nebel in diesem abscheulichen Lande, wie d'Artagnan versichert...."

In dem Augenblicke, wo dieſer Schluß von Porthos auf die mehr oder minder verdüſterten Stirnen vielleicht die Heiterkeit zurückgeführt hätte, vernahm man das Geräuſch von Tritten auf der Treppe, und es wurde an die Thüre geklopft.

„Herein!“ ſagte Athos.

„Meine Herren,“ ſprach der Wirth, „es iſt ein Mann da, welcher große Eile hat und einen von Euch zu ſprechen wünſcht.“

„Welchen?“ fragten die vier Freunde.

„Denjenigen, welcher ſich Graf de la Fère nennt.“

„Das bin ich,“ ſagte Athos. „Und wie heißt der Burſche?“

„Grimaud.“

„Ah,“ murmelte Athos erbleichend, „was iſt Bragelonne begegnet.“

„Laßt ihn eintreten,“ ſprach d'Artagnan.

Aber Grimaud war bereits die Treppe heraufgelaufen und wartete auf der Schwelle. Bald ſtürzte er in das Zimmer und ſchickte ſogleich den Wirth mit einer Geberde weg. Der Wirth verſchloß die Thüre wieder. Die vier Freunde harrten in geſpannter Erwartung — die Aufregung von Grimaud, ſeine Bläſſe, der Schweiß, der über ſein Geſicht lief, der Staub, mit dem ſeine Kleider überzogen waren. Alles kündigte an, daß er ſich zum Boten einer wichtigen, furchtbaren Nachricht gemacht hatte.

„Meine Herren,“ ſagte er, „dieſe Frau hatte ein Kind, das Kind iſt ein Mann geworden. Die Tigerin hatte ein Junges, der Tiger iſt aufgeſchoſſen. Er kommt, ſeid auf Eurer Hut.“

Athos ſchaute ſeine Freunde mit einem ſchwermüthigen Lächeln an; Porthos ſuchte ſein Schwert, das an der Wand hing; Aramis ergriff ſein Meſſer; d'Artagnan ſtand auf.

„Was willſt Du damit ſagen, Grimaud?“ fragte der letztere.

„Daß der Sohn von Mylady England verlassen hat, daß er sich in Frankreich befindet, daß er nach Paris kommt, wenn er nicht schon hier ist.“

Diese Erklärung wurde mit einem langen Stillschweigen aufgenommen. Grimaud war so keuchend, so ermattet, daß er auf einen Stuhl sank.

Athos füllte ein Glas mit Champagner und brachte es ihm.

„Nun, im Ganzen, sagte d'Artagnan, „wenn er lebte, wenn er nach Paris käme ... wir haben wohl schon Andere gesehen. Er mag kommen!“

„Ja,“ versetzte Porthos, mit seinem an der Wand aufgehängten Degen liebäugelnd, „er mag kommen!“

„Ueberdies ist es nur ein Kind,“ sprach Aramis.

Grimaud stand auf.

„Ein Kind!“ rief er. „Wißt Ihr, was dieses Kind gethan hat? Als Mönch verkleidet, hat es die ganze Geschichte, den Henker von Bethune Beichte hörend, entdeckt, und nachdem es die Beichte gehört und Alles von ihm erfahren hatte, hat es ihm zur Absolution diesen Dolch in das Herz gestoßen. Seht, er ist noch roth und feucht; denn es sind nicht mehr als dreißig Stunden, daß man ihm demselben aus der Wunde gezogen hat.“

Und Grimaud warf den von dem Mönche in der Wunde des Henkers zurückgelassenen Dolch auf den Tisch.

D'Artagnan, Porthos und Aramis erhoben sich und liefen mit einer gleichzeitigen Bewegung nach ihren Degen.

Athos allein blieb ruhig und träumerisch auf seinem Stuhle.

„Und Du sagst, er sei als Mönch gekleidet, Grimaud?“

„Ja, als Augustinermönch.“

„Was für ein Mensch ist es?“

„Von meinem Wuchse, wie mir der Wirth mit-

getheilt hat, mager, bleich, mit hellblauen Augen und blonden Haaren."

„Und .... er hat Raoul nicht gesehen?"

„Im Gegentheil, sie haben sich begegnet und der Vicomte selbst führte ihn an das Bett des Sterbenden."

Athos stand auf, ohne ein Wort zu sprechen, und nahm ebenfalls seinen Degen von der Wand.

„Ah, meine Herren!" rief d'Artagnan und versuchte es zu lachen, „wißt Ihr, daß wir aussehen, wie alberne Weibsbilder, wir vier Männer, die wir, ohne eine Miene zu verziehen, Heeren Stand gehalten haben, wir zittern vor einem Kinde!"

„Ja," sprach Athos, „aber dieses Kind kommt im Namen Gottes."

Und sie verließen schleunigst die Gastwirthschaft.

XVIII.

Der Brief von Karl I.

Nun muß der Leser mit uns über die Seine setzen und uns in das Carmeliterinnen-Kloster der Rue-Saint-Jacques folgen.

Es ist eilf Uhr Morgens und die frommen Schwestern haben so eben eine Messe für den Erfolg der Waffen von König Karl I. gehalten. Von der Kirche aus sind eine junge Frau und ein junges Mädchen, beide schwarz gekleidet, die Eine wie eine Wittwe, die Andere wie eine Waise, in ihre Zelle zurückgekehrt.

Die Frau ist vor ein gemaltes hölzernes Betpult niedergekniet und einige Schritte von ihr steht, auf einen Stuhl gestützt, das junge Mädchen und weint.

Die Frau muß schön gewesen sein, aber man sieht, daß die Zähren sie alt gemacht haben. Das junge Mädchen ist reizend und die Thränen verschönern es noch. Die Frau scheint vierzig, das Mädchen vierzehn Jahre alt zu sein.

„Mein Gott, sprach die knieende Beterin, „erhalte meinen Gatten, erhalte meinen Sohn und nimm mein so trauriges, so elendes Leben."

„Mein Gott," sprach das junge Mädchen, „erhalte mir meine Mutter!"

„Deine Mutter vermag nichts mehr für Dich in dieser Welt, Henriette," sprach, sich umwendend, die betrübte Frau; „Deine Mutter hat weder Thron, noch Gemahl, noch Sohn, noch Freunde. Deine Mutter, mein armes Kind, ist von der ganzen Welt verlassen."

Und in die Arme ihrer Tochter stürzend, brach die Frau in ein lautes Schluchzen aus.

„Meine Mutter, fasset Muth," rief das junge Mädchen.

„Ah, die Könige sind unglücklich in diesem Jahre," sprach die Mutter und legte ihr Haupt auf die Schulter des Kindes. „Niemand denkt an uns in diesem Lande, denn Jeder denkt nur an seine eigenen Angelegenheiten. So lange Dein Bruder noch bei uns war, unterstützte er mich, aber Dein Bruder ist abgereist und gegenwärtig nicht einmal im Stande, Dir oder seinem Vater Nachricht zu geben. Ich habe meine letzten Juwelen verpfändet, meine Kleider und die Deinigen verkauft, um die Gehalte seiner Diener zu bezahlen, welche sich weigerten, ihn zu begleiten, wenn ich nicht dieses Opfer gebracht hätte. Nun sind wir darauf beschränkt, auf Kosten der Töchter des Herrn zu leben. Wir sind Arme, auf die Hülfe Gottes angewiesen."

„Aber warum wendet Ihr Euch nicht an die Königin, Eure Schwester?" fragte das Mädchen.

„Ah," antwortete die Bekümmerte, die Königin,

meine Schwester, ist nicht mehr Königin, mein Kind, und ein Anderer regiert in ihrem Namen. Eines Tags wirst Du das begreifen."

Also an den König, Euern Neffen; soll ich mit ihm sprechen? Ihr wißt, wie sehr er mich liebt, meine Mutter."

„Ach, der König, mein Neffe, ist noch nicht König, und ihm selbst, wie Du weißt, La Porte hat es uns zwanzig Mal gesagt, fehlt es an Allem."

„Dann wollen wir uns an Gott wenden," sprach das junge Mädchen.

Und es kniete neben seine Mutter nieder.

Die zwei Frauen, welche so neben einander vor demselben Betpulte knieten, waren die Tochter und die Enkelin von Heinrich IV., die Frau und die Tochter von Karl I.

Sie hatten so eben ihr Doppelgebet vollendet, als eine Nonne sachte an die Thüre klopfte.

„Herein, meine Schwester," sprach die Aeltere von den Frauen, indem sie ihre Thränen abtrocknete und sich erhob.

Die Nonne öffnete ehrfurchtsvoll die Thüre.

„Eure Majestät wolle mich gnädigst entschuldigen, wenn ich sie in ihren Betrachtungen störe," sagte sie; „aber es ist ein Fremder im Sprechzimmer, der von England kommt und sich die Ehre erbittet, Eurer Majestät einen Brief übergeben zu dürfen."

„Ah, einen Brief! einen Brief vom König vielleicht! Hörst Du? ohne Zweifel Nachrichten von Deinem Vater, Henriette."

„Ja, Madame, ich höre und hoffe."

„Und wer ist der Herr, sprecht."

„Ein Edelmann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren."

„Hat er seinen Namen genannt?"

„Mylord von Winter."

„Mylord von Winter!“ rief die Königin, „der Freund meines Gatten? O laßt ihn eintreten!“

Und die Königin lief dem Boten entgegen und faßte ihn bei der Hand.

Lord Winter kniete in die Zelle eintretend nieder und übergab der Königin einen in einem goldenen Etui verwahrten Brief.

„Ah, Mylord,“ sprach die Königin, „Ihr bringt uns drei Dinge, die wir seit langer Zeit nicht mehr gesehen haben: Gold, eine ergebene Seele und einen Brief von unserem Gemahl und Herrn.“

„Lord Winter verbeugte sich, aber er vermochte nicht zu antworten, so erschüttert war er.

„Mylord,“ sprach die Königin auf den Brief deutend, „Ihr begreift, daß es mich drängt, zu erfahren, was dieses Papier enthält.“

„Ich entferne mich, Madame,“ sprach der Lord.

„Nein, bleibt,“ sagte die Königin, „wir werden vor Euch lesen. Begreift Ihr nicht, daß ich tausend Fragen an Euch zu machen habe?“

Der Lord ging einige Schritte zurück und blieb dann schweigend stille stehen.

Die Mutter und die Tochter zogen sich in eine Fenstervertiefung zurück und lasen gierig, die Tochter auf den Arm der Mutter gestützt, folgenden Brief:

„Madame und theure Gemahlin!

„Wir sind am Ziele angelangt. Alle Quellen, welche mir Gott gelassen hat, sind in dem Lager von Naseby concentrirt, von wo aus ich Euch in Eile schreibe. Hier erwarte ich das Heer meiner meuterischen Unterthanen und ich werde zum letzten Male gegen sie streiten. Bin ich Sieger, so setze ich den Kampf auf lange Zeiten fort, werde ich besiegt, so bin ich gänzlich verloren. In letzterem Falle (ach! in unserer Lage muß man Alles vorhersehen) will ich die Küste von Frankreich zu erreichen suchen; aber kann man dort, will man einen unglücklichen König aufnehmen, der ein so

trauriges Beispiel in ein bereits durch bürgerliche Zwistigkeiten aufgeregtes Land bringt?“ Eure Weisheit und Eure Liebe sollen mir als Führer dienen. Der Ueberbringer dieses Briefes, Madame, wird Euch sagen, was ich nicht der Gefahr eines Zufalls anvertrauen kann. Er wird Euch erklären, welchen Schritt ich von Euch erwarte. Ich beauftrage ihn auch mit meinem Segen für meine Kinder und mit allen Gefühlen meines Herzens für Euch, Madame und theure Gemahlin.“

Der Brief war unterzeichnet statt Karl König — Karl noch König.

So traurig das Lesen dieses Briefes war, dessen Eindrücke Winter auf dem Gesichte der Königin verfolgte, so brachte es doch in ihre Augen einen Strahl der Hoffnung.

„Er mag nicht mehr König sein,“ rief sie, „er mag besiegt, verbannt, geächtet werden, er lebe nur. Ach, der Thron ist heut' zu Tage ein zu gefährlicher Posten, als daß ich wünschen könnte, er möchte auf demselben bleiben. Doch sagt mir, Mylord,“ fuhr die Königin fort, „verhehlt mir nichts: wo ist der König? Ist seine Lage so verzweifelt, als er denkt?“

„Ach, Madame, noch verzweifelter, als er selbst glaubt. Seine Majestät hat ein so gutes Herz, daß er den Haß nicht begreift. Der König ist so ritterlich, daß er den Verrath nicht ahnet. England ist von einem Schwindelgeiste befallen, der, ich befürchte es, nur im Blute erlöschen wird.“

„Aber Lord Montrose,“ antwortete die Königin, „ich hörte von raschen und großen Siegen, von Schlachten, gewonnen in Inverlashy, in Alfort und in Kilsyth, ich hörte sagen, er marschire an die Gränze, um sich mit dem König zu verbinden?“

„Ja, Madame, aber an der Gränze traf er Lesly; er hatte den Sieg durch übermenschliche Unternehmungen ermüdet; der Sieg verließ ihn. In Phillipaugh geschlagen, war Montrose genöthigt, die Reste seines

Heeres zu verabschieden und als Bedienter verkleidet zu fliehen. Er befindet sich in Bergen in Norwegen."

„Gott beschütze ihn!" sprach die Königin; „es ist wenigstens ein Trost, zu wissen, daß diejenigen, welche so oft ihr Leben für uns gewagt haben, in Sicherheit sind. Und nun, Mylord, da ich die Lage des Königs so sehe, wie sie ist, d. h. verzweifelt, so sagt mir, was Ihr mir im Auftrage meines königlichen Gemahls mitzutheilen habt."

„Wohl, Madame," antwortete Winter, „der König, Euer Gemahl, wünscht, daß Ihr die Stimmung des Königs und der Königin in Beziehung auf ihn erforschen möget."

„Ach, Ihr wißt es," antwortete die Königin, „der König ist nur ein Kind und die Königin eine Frau und zwar eine sehr schwache. Herr von Mazarin ist Alles."

„Sollte er in Frankreich die Rolle spielen wollen, welche Cromwell in England spielt?"

„Oh nein; es ist ein geschmeidiger, verschlagener Italiener, dem es vielleicht von Verbrechen träumt, der es aber nie wagt, sie zu begehen, und gerade im Gegensatz gegen Cromwell, welcher über zwei Kammern verfügt, hat Mazarin im Parlament nur die Königin zur Stütze."

„Ein Grund mehr, daß er einen König beschützt, den die Parlamente verfolgen."

Die Königin schüttelte voll Bitterkeit den Kopf.

„Wenn ich meinem eigenen Urtheile trauen darf," sagte sie, „so wird der Cardinal nichts thun oder vielmehr gegen uns sein. Meine Gegenwart und die meiner Tochter belästigen ihn bereits; um so mehr wird ihm die des Königs zur Last sein. Mylord," fügte Henriette schwermüthig lächelnd bei: „es ist traurig und beinahe schmählich, zu bekennen, daß wir den Winter im Louvre ohne Geld, ohne Wäsche, fast ohne Brod zugebracht haben und zuweilen in Ermanglung von Holz nicht aufgestanden sind."

„Schauderhaft!“ rief der Lord, „die Tochter von Heinrich IV., die Frau von König Karl. Warum wandtet Ihr Euch nicht an den ersten Besten von uns?“

„Das ist die Gastfreundschaft, welche einer Königin der Minister gibt, von dem sie ein König verlangen will.“

„Aber ich hörte von einer Heirath zwischen Seiner Hoheit, dem Prinzen von Wales, und Mademoiselle von Orleans sprechen,“ sagte der Lord.

„Ja, ich hatte einen Augenblick Hoffnung dazu; die Kinder liebten sich; aber die Königin, welche Anfangs zu dieser Liebe die Hände bot, hat ihre Ansichten verändert; der Herr Herzog, der das Entstehen ihrer Vertraulichkeit ermuthigt hatte, verbot seiner Tochter, ferner an diese Verbindung zu denken. Ah, Mylord,“ fuhr die Königin fort, ohne daß sie daran dachte, ihre Thränen zu trocknen, „es ist besser, zu kämpfen, wie es der König gethan hat, und zu sterben, wie er es vielleicht thun wird, denn als Bettlerin zu leben, wie ich es thue.

„Muth, Madame,“ sprach Lord Winter, „Muth, verzweifelt nicht. Es liegt in den in diesem Augenblick so sehr erschütterten Interessen von Frankreich, den Aufruhr bei dem ihm benachbarten Volke zu bekämpfen. Mazarin ist ein Staatsmann und er wird diese Nothwendigkeit begreifen.“

„Aber seid Ihr sicher,“ sagte die Königin, „daß man Euch nicht zuvorkommen wird?“

„Wer soll mir zuvorkommen?“

„Joye, Pridge, Cromwell.“

„Ein Schneider, ein Krämer, ein Bierbrauer! Ach, ich hoffe, Madame, der Cardinal würde mit solchen Menschen nicht in Verbindung treten.“

„Ei, was ist er denn selbst,“ fragte Henriette.

„Aber für die Ehre des Königs, für die der Königin...“

„Wir wollen hoffen, daß er etwas für diese Ehre

thut," erwiederte Henriette. „Ein Freund besitzt eine so gute Beredtsamkeit, daß Ihr mich beruhigt. Gebt mir also Eure Hand und gehen wir zu dem Minister."

„Madame," sprach der Lord sich verbeugend, „diese Ehre macht mich ganz verwirrt."

„Aber wenn er sich weigerte," sagte Henriette stille stehend, „und wenn der König die Schlacht verlöre?"

„So würde Seine Majestät nach Holland fliehen, wo, wie ich vernommen habe, Seine Hoheit, der Prinz von Wales, verweilt."

„Könnte Seine Majestät für die Flucht auf viele so treue Diener zählen, wie Ihr seid?"

„Ach nein, Madame, aber es ist für den Fall vorhergesehen, und ich habe Verbündete in Frankreich."

„Verbündete?" sprach die Königin den Kopf schüttelnd.

„Madame, wenn ich alte Freunde wiederfinde, die ich einst gehabt habe, so stehe ich für Alles."

„Vorwärts, Mylord," sagte die Königin, mit dem peinigenden Zweifel von Leuten, welche lange Zeit unglücklich gewesen sind; „gehen wir, und Gott erhöre Euch."

Die Königin stieg in den Wagen und der Lord begleitete sie zu Pferde, gefolgt von zwei Lackeien.

XIX.

Der Brief von Cromwell.

In dem Augenblick, wo Madame Henriette die Carmeliter verließ, um sich in das Palais-Royal zu begeben, stieg ein Reiter vor dem Thore dieses königlichen Wohngebäudes vom Pferde und kündigte den

Wachen an, er habe dem Cardinal Mazarin etwas Wichtiges mitzutheilen.

Obgleich der Cardinal oft Furcht hatte, so war er doch ziemlich zugänglich, denn er bedurfte noch viel öfter des Rathes und der Auskunft. Man fand nicht an der ersten Thüre die wahre Schwierigkeit, selbst die zweite öffnete sich leicht; aber an der dritten wachte außer seiner Garde und den Huissiers der getreue Bernouin, der Cerberus, den kein Wort zu biegen, kein Stab, und wäre er von Gold gewesen, zu bezaubern vermochte.

An der dritten Thüre mußte also derjenige, welcher um eine Audienz bat oder diese forderte, sich einem förmlichen Verhöre unterziehen.

Der Reiter ließ sein Pferd an einem Gitter im Hofe gebunden, stieg die große Treppe hinauf und sagte, sich an die Wachen im ersten Saale wendend:

„Der Herr Cardinal Mazarin?“

„Geht weiter!“ antworteten die Wachen, ohne aufzuschauen; die Einen beugten sich über ihre Karten, die Andern über ihre Würfel, und sie waren insgesammt darüber erfreut, daß sie zu verstehen geben konnten, sie hätten nicht den Dienst der Lackeien zu thun.

Der Reiter trat in den zweiten Saal. Dieser war von den Musketieren und den Huissiers bewacht.

Er wiederholte seine Bitte.

„Ihr habt einen Audienzbrief?“ fragte ein Huissier ihm entgegentretend.

„Ich habe einen, aber nicht von dem Cardinal von Mazarin.“

„Geht hinein und fragt Herrn Bernouin, sprach der Huissier.

Und er öffnete die Thüre des dritten Zimmers.

Mag es Zufall sein, mag er sich auf seinem gewöhnlichen Posten befunden haben, Bernouin stand hinter dieser Thüre und hatte Alles gehört.

„Ihr sucht mich, mein Herr?“ sprach er. „Von wem ist der Brief, den Ihr Seiner Eminenz bringt?

„Vom General Oliver Cromwell,“ antwortete der Reiter. „Wollt diesen Namen Seiner Eminenz sagen, und mir dann eröffnen, ob Monseigneur mich empfangen will, oder nicht.“

Und er verharrte in der düsteren, stolzen, den Puritanern eigenthümlichen Haltung.

Nachdem Bernouin den jungen Mann von oben bis unten mit einem forschenden Blicke angeschaut hatte, ging er in das Cabinet des Cardinals, dem er die Worte des Boten überbrachte.

„Ein Mensch, der einen Brief von Oliver Cromwell bringt?“ sagte Mazarin, „und was für ein Mensch ist es?“

„Ein wahrer Engländer, Monseigneur. Haare blond, roth, mehr roth als blond; Augen grau, blau, mehr grau als blau. Im Uebrigen Stolz und Steifheit.“

„Laß Dir den Brief von ihm geben.“

„Monseigneur verlangt den Brief,“ sprach Bernouin, aus dem Cabinet wieder in das Vorzimmer tretend.

„Monseigneur wird den Brief nicht ohne den Träger sehen,“ antwortete der junge Mann; „aber um Euch zu überzeugen, daß ich wirklich der Träger eines Briefes bin, schaut, hier ist er.“

Bernouin betrachtete das Siegel, und als er sah, daß der Brief vom General Oliver Cromwell kam, schickte er sich an, zu Mazarin zurückzukehren.

„Fügt bei,“ sagte der junge Mann, „daß ich nicht ein gewöhnlicher Bote, sondern ein außerordentlicher Gesandter bin.“

Bernouin kehrte in das Cabinet zurück und kam nach einigen Secunden wieder heraus.

„Tretet ein, mein Herr,“ sagte er, die Thüre offen haltend.“

Mazarin bedurfte alles dieses Hin- und Hergehens, um die Aufregung einigermaßen zu beschwichtigen, die ihm die Ankündigung dieses Briefes verursacht hatte. So scharfsichtig sein Geist auch war, so suchte er doch vergebens nach dem Beweggrunde, welcher Cromwell mit ihm in Verbindung zu treten veranlaßt haben dürfte.

Der junge Mann erschien auf der Schwelle des Cabinets. Er hielt seinen Hut in einer Hand und den Brief in der andern.

Mazarin stand auf.

„Ihr habt ein Beglaubigungsschreiben für mich, mein Herr?“

„Hier ist es, Monseigneur.“

Mazarin nahm den Brief, entsiegelte ihn und las:

„Herr Mordaunt, einer meiner Secretäre wird Seiner Eminenz, dem Cardinal Mazarin in Paris, dieses Einführungsschreiben überreichen. Er ist außerdem der Ueberbringer eines vertraulichen Briefes für Seine Eminenz.

Oliver Cromwell.“

„Sehr gut, Herr Mordaunt,“ sprach Mazarin; „gebt mir den zweiten Brief und setzt Euch.“

Der junge Mann zog einen zweiten Brief aus seiner Tasche, gab ihn dem Cardinal und setzte sich.

Ganz in Gedanken versunken hatte der Cardinal mittlerweile den Brief genommen und drehte denselben, ohne ihn zu entsiegeln, in seiner Hand hin und her. Um aber den Boten von jeder Betrachtung abzubringen, fing er an, ihn seiner Gewohnheit gemäß zu befragen, und sagte, durch die Erfahrung überzeugt, daß es nur wenigen Menschen gelang, ihm etwas zu verbergen, wenn er zugleich fragte und anschaute:

„Ihr seid sehr jung, Herr Mordaunt, für das harte Geschäft eines Botschafters, wobei zuweilen die ältesten Diplomaten scheitern.“

„Monseigneur, ich zähle drei und zwanzig Jahre, aber Eure Eminenz täuscht sich, wenn sie mir sagt,

ich sei sehr jung; ich bin älter als sie, obgleich ich nicht ihre Weisheit besitze."

„Wie so, mein Herr?" sprach Mazarin, „ich verstehe Euch nicht."

„Monseigneur, die Leidensjahre zählen doppelt, und ich leide seit zwanzig Jahren."

„Ah, ja, ich begreife," sagte Mazarin; „Ihr habt kein Vermögen, nicht wahr, Ihr seid arm?"

Dann fügte er in seinem Innern bei: „Diese englischen Revolutionäre sind lauter Bettler und Bauernkerle."

„Monseigneur, ich sollte eines Tags ein Vermögen von sechs Millionen besitzen, aber man hat es mir genommen."

„Ihr seid also kein Mann aus dem Volke?" fragte Mazarin erstaunt.

„Würde ich meinen Titel führen, so wäre ich Lord, würde ich meinen Namen führen, so hättet Ihr einen der erhabensten Namen Englands gehört."

„Wie heißt Ihr denn?"

„Ich heiße Herr Mordaunt," sprach der junge Mann sich verbeugend.

Mazarin begriff, daß der Abgesandte von Cromwell sein Incognito zu bewahren wünschte.

Er schwieg einen Augenblick, aber während dieses Augenblicks schaute er ihn mit noch größerer Aufmerksamkeit an, als er es das erste Mal gethan hatte.

Der junge Mann blieb völlig kalt und unempfindlich.

Zum Teufel mit diesen Puritanern!" sagte Mazarin ganz leise; „sie sind aus Marmor gehauen."

Und ganz laut fügte er bei:

„Aber Ihr habt noch Verwandte?"

„Ja, einen, Monseigneur."

„Er wird Euch unterstützen."

„Ich habe mich dreimal zu ihm begeben, um ihn

um seine Unterstützung zu bitten, und dreimal ließ er mich durch seine Bedienten fortjagen."

„Oh, mein Gott, mein lieber Herr Mordaunt," sprach Mazarin in der Hoffnung, ihn durch sein falsches Mitleid in irgend eine Falle zu bringen; „mein Gott, Eure Erzählung interessirt mich sehr. Ihr kennt also Eure Geburt nicht?"

„Ich kenne sie erst seit kurzer Zeit."

„Und bis zu dem Augenblick, wo Ihr sie kennen lerntet?"

„Betrachtete ich mich als ein verlassenes Kind."

„Ihr habt also Eure Mutter nie gesehen?"

„Doch wohl, Monseigneur. Als ich noch ein kleines Kind war, kam sie dreimal zu meiner Amme. Ihrer düstern Erscheinung erinnere ich mich, als ob es heute wäre."

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß," sprach Mazarin.

„O ja, Monseigneur," antwortete der junge Mann mit einer so seltsamen Betonung, daß dem Cardinal ein Schauer durch die Adern lief.

„Und wer hat Euch aufgezogen?"

„Eine französische Amme, die mich fortschickte, als ich fünf Jahre alt war, weil sie Niemand mehr bezahlte. Sie nannte mir den Verwandten, von dem meine Mutter oft mit mir gesprochen hatte."

„Was wurde dann aus Euch?"

„Da ich auf der Landstraße weinte und bettelte, nahm mich ein Pfarrer von Kingston auf, unterrichtete mich in der calvinischen Religion, ertheilte mir die ganze Wissenschaft, die er selbst besaß, und unterstützte mich in meinen Nachforschungen nach meiner Familie."

„Und diese Nachforschungen?"

„Blieben fruchtlos; der Zufall that Alles."

„Ihr entdecktet, was das Schicksal Eurer Mutter gewesen war?"

„Ich erfuhr, daß sie dieser Verwandte mit Hülfe von vier Freunden ermordet hatte. Aber ich wußte

bereits, daß ich des Adels verlustig war und daß mich der König Karl I. aller meiner Güter beraubt hatte."

„Ah, ich begreife jetzt, warum Ihr Herrn Cromwell dient. Ihr haßt den König?"

„Ja, Monseigneur, ich hasse ihn," antwortete der junge Mann.

Mazarin gewahrte mit Erstaunen den teuflischen Ausdruck, mit dem der junge Mann diese Worte sprach; während sich die gewöhnlichen Gesichter mit Blut färben, färbte sich sein Gesicht mit Galle und wurde leichenblaß.

„Eure Geschichte ist furchtbar, Herr Mordaunt, und rührt mich im höchsten Maße; aber zu Eurem Glücke dient Ihr einem allmächtigen Herrn; er muß Euch in Euren Nachforschungen unterstützen."

„Monseigneur, einem guten Racehunde muß man nur das eine Ende einer Fährte zeigen, damit er sicher zu dem andern gelangt."

„Aber der Verwandte, dessen Ihr erwähnt habt, wollt Ihr, daß ich mit ihm spreche?" fragte Mazarin, dem daran lag, sich einen Freund bei Cromwell zu machen.

„Ich danke, Monseigneur, ich werde selbst mit ihm sprechen."

„Sagtet Ihr mir nicht, er habe Euch mißhandelt?"

„Das erste Mal, wo ich ihn nun sehe, wird er mich besser behandeln."

„Ihr habt also ein Mittel, ihn zu erweichen?"

„Ich habe ein Mittel, mich gefürchtet zu machen."

Mazarin schaute den jungen Mann an, aber bei dem Blitze, der aus seinen Augen zuckte, senkte er den Kopf und öffnete, verlegen, dieses Gespräch fortzusetzen, den Brief von Cromwell.

Allmälig wurden die Augen des jungen Mannes wieder matt, glasig, wie gewöhnlich, und er versank in eine tiefe Träumerei. Nachdem Mazarin die ersten Zeilen gelesen hatte, wagte er es, verstohlen zu schauen,

ob Mordaunt seine Physiognomie nicht beobachtete; als er seine Gleichgültigkeit wahrnahm, sagte er: unmerklich die Achseln zuckend:

„Laßt nur Eure Angelegenheiten von Leuten besorgen, die zugleich die ihrigen betreiben! Doch sehen wir, was der Brief von mir will."

Wir geben hier diesen Brief wortgetreu.

„An Seine Eminenz Monseigneur den Cardinal Mazarini.

„Ich wünschte Eure Absichten in Beziehung auf die gegenwärtigen Angelegenheiten von England zu kennen. Die zwei Königreiche sind sich zu nahe, als daß sich Frankreich nicht mit unserer Lage beschäftigen sollte, wie wir uns mit der von Frankreich beschäftigen. Die Engländer sind beinahe insgesammt einhellig für die Bekämpfung der Tyrannei von König Karl I. und seinen Parteigängern. Durch das öffentliche Vertrauen an die Spitze dieser Bewegung gestellt, weiß ich besser als irgend Jemand die Natur der Sache und ihre Consequenzen zu schätzen. Gegenwärtig führe ich Krieg und bin im Begriffe, König Karl I. eine entscheidende Schlacht zu liefern. Ich werde sie gewinnen, denn die Hoffnungen der Nation und der Geist des Herrn sind für mich. Ist diese Schlacht gewonnen, so hat der König weder in England noch in Schottland mehr Hülfsquellen, und wenn er nicht gefangen genommen oder getödtet wird, versucht er es, nach Frankreich überzugehen, um Soldaten zu rekrutiren und sich Waffen und Geld zu verschaffen. Bereits hat Frankreich die Königin Henriette aufgenommen und, ohne Zweifel unwillkürlich, einen Herd des unauslöschlichen Bürgerkrieges in meinem Lande unterhalten. Aber die Königin Henriette ist eine Tochter von Frankreich, und Frankreich war ihr wenigstens Gastfreundschaft schuldig. Was aber den König Karl betrifft, so nimmt die Frage ein anderes Gesicht

an. Empfinge und unterstützte Frankreich den König, so würde es die Handlungen des englischen Volkes mißbilligen und England und namentlich dem Gange der Regierung so wesentlich schaden, daß ein solcher Zustand wirklichen Feindseligkeiten gleich käme."

In diesem Augenblick hörte Mazarin, sehr beunruhigt durch die Wendung, die der Brief nahm, zu lesen auf und schaute den jungen Mann verstohlen an.

Er träumte immer noch.

Mazarin fuhr fort:

Es ist also dringend, Monseigneur, daß ich erfahre, woran ich mich in Beziehung auf die Absichten von Frankreich zu halten habe. Die Interessen dieses Königreichs und die von England sind, obgleich in umgekehrtem Sinne gelenkt, sich näher, als man glauben sollte. England bedarf der innern Ruhe, um die Vertreibung seines Königs zu vollenden. Frankreich bedarf dieser Ruhe, um den Thron seines jungen Monarchen zu befestigen. Ihr habt diesen innern Frieden so sehr wie wir nöthig, diesen Frieden, den wir durch die Energie unserer Regierung bereits berühren.

„Eure Streitigkeiten mit dem Parlament, Eure Zwistigkeiten mit den Prinzen, welche heute für Euch und morgen gegen Euch kämpfen, die Hartnäckigkeit des von dem Coadjutor, dem Präsidenten Blancmesnil und dem Rath Broussel angeführten Volkes, diese ganze Unordnung endlich, welche die verschiedenen Stufen des Staates durchläuft, muß Euch mit Unruhe die Möglichkeit eines fremden Krieges betrachten lassen; denn dann würde England, im höchsten Maße aufgeregt durch die neuen Ideen, sich mit Spanien verbinden, das bereits auf eine solche Allianz abzielt. Bekannt mit Eurer Klugheit, Monseigneur, und mit der ganz persönlichen Stellung, die Euch die Ereignisse gegenwärtig geben, dachte ich, Ihr würdet lieber Eure Kräfte im Innern von Frankreich concentriren

und die neue Regierung von England den ihrigen überlassen. Diese Neutralität besteht nun darin, daß Ihr den König Karl von dem Gebiete Frankreichs entfernt und diesen Eurem Lande völlig fremden König weder durch Waffen, noch durch Geld, noch durch Truppen unterstützt.

„Mein Brief ist also ganz vertraulicher Natur, und ich schicke Euch denselben durch einen Mann, der mein volles Zutrauen besitzt. Er geht in Folge eines Gefühles, das Eure Eminenz zu schätzen wissen wird, den Maßregeln voraus, die ich je nach den Ereignissen nehmen werde. Oliver Cromwell hat es für besser erachtet, mit einem verständigen Geiste, wie mit dem von Mazarin zu verhandeln, als mit einer Königin von allerdings bewunderungswürdiger Festigkeit, welche jedoch den eitlen Vorurtheilen der Geburt und der göttlichen Gewalt unterworfen ist.

„Gott befohlen, Monseigneur. Habe ich in vierzehn Tagen keine Antwort, so werde ich meinen Brief als nicht geschehen betrachten.

Oliver Cromwell.“

„Herr Mordaunt,“ sagte der Cardinal, die Stimme erhebend, als wollte er den Träumer wecken; „meine Antwort auf diesen Brief wird um so befriedigender für den General Cromwell ausfallen, je mehr ich überzeugt sein kann, daß man nicht wissen wird, ich habe sie gegeben. Erwartet sie also in Boulogne-sür-Mer und versprecht mir, morgen früh abzureisen.“

„Ich verspreche es Euch, Monseigneur,“ antwortete Mordaunt; „aber wie lange wird mich Eure Excellenz auf diese Antwort warten lassen?“

„Wenn Ihr sie in zehn Tagen nicht erhalten habt, könnt Ihr abgehen.“

Mordaunt verbeugte sich.

„Das ist noch nicht Alles, mein Herr,“ fuhr Mazarin fort. „Eure persönlichen Abenteuer haben mich lebhaft gerührt. Ueberdies macht Euch der Brief von

Digitized by Google

Cromwell in meinen Augen so wichtig, wie einen Botschafter. Laßt hören, ich wiederhole es, was kann ich für Euch thun?"

Mordaunt überlegte einen Augenblick. Nach einem sichtbaren Zögern war er im Begriff, den Mund zu öffnen, um zu sprechen, als Bernouin hastig eintrat, sich an das Ohr des Cardinals neigte und ihm zuflüsterte:

„Monseigneur, die Königin Henriette erscheint so eben in Begleitung eines englischen Edelmanns im Palais-Royal."

Mazarin machte auf seinem Stuhle eine heftige Bewegung, welche dem jungen Manne nicht entging, und die vertrauliche Eröffnung zurückdrängte, die er ohne Zweifel machen wollte.

„Mein Herr," sagte der Cardinal, „nicht wahr, Ihr habt gehört? Ich bestimme Euch Boulogne, weil ich denke, es wird Euch jede Stadt von Frankreich gleichgültig sein. Ziehet Ihr eine andere vor, so nennt dieselbe; aber Ihr begreift leicht, daß ich, umgeben von Einflüssen, denen ich nur durch Discretion entgehe, wünschen muß, daß Eure Anwesenheit in Paris unbekannt bleibe."

„Ich werde abreisen, Monseigneur," sprach Mordaunt und machte einige Schritte nach der Thüre, durch die er eingetreten war.

„Ich bitte Euch, nicht hier durch," rief der Cardinal lebhaft; „wollt durch diese Gallerie gehen, von wo aus Ihr das Vestibule erreicht. Man soll Euch nicht sehen; unsere Zusammenkunft muß geheim bleiben."

Mordaunt folgte Bernouin, der ihn in einen anstoßenden Saal treten ließ, wo er ihn einem Huissier, demselben eine Ausgangsthüre bezeichnend, übergab.

Dann kehrte er eilig zu seinem Herrn zurück, um die Königin Henriette einzuführen, welche bereits durch die Glasgallerie herbeikam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google